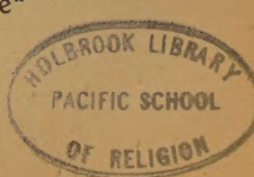
Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

JAHRGANG 1929

Verlag
Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“



Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1929

I. Betrachtungen.

II. Religiöse, ethische und kulturelle Fragen.

III. Politische und soziale Fragen.

IV. Berichte.

V. Aussprache.

VI. Rundschau.

VII. Aus der Arbeit.

VIII. Von Büchern.

IX. Redaktionelles.

Nicht müde werden!

Lasset uns das Rechte tun und nicht müde werden. Denn wir werden zu seiner Zeit ernten, wenn wir nur nicht ablassen.
Galaterbrief 6, 9.

Im Tun des Rechten kann man schon müde werden. So nämlich hat der Apostel wirklich gesagt, nicht: „Lasset uns Gutes tun" so im allgemeinen — wobei man etwa an allerlei Liebestätigkeit und Gemeinnützigkeit, ja sogar an Vielgeschäftigkeit „guter Werke" denken könnte — sondern: „Lasset uns das Gute tun", genauer: „das Rechte",[1]) das, was uns aufgetragen ist, die Sache, der wir dienen sollen und der wir uns verschrieben haben.

Darin kann man schon etwa müde werden. Auf zweierlei Art. Es kann einem zu viel der Last werden, zu viel der Aufgaben, zu viel der aufreibenden Mühsal. Körper und Geist mögen nicht mehr, Erschöpfung stellt sich ein. Eine schwere Sache: unter seiner Last auf dem Wege zusammenbrechen, mitten im heissen Tagewerk die Sichel sinken lassen, den Arm erlahmen fühlen, da wo der Kampf am härtesten, vielleicht auch aussichtsreichsten wird. Und doch ist dieses Müdewerden nicht das Schlimmste. Davon gibt es ja vielleicht eine Erholung durch Ausspannen und Ausruhen, durch Entlastung und Stellvertretung. Aber wenn man am Rechten selbst müde wird? Wenn es damit nicht vorwärts will? Wenn Enttäuschungen und Niederlagen sich häufen? Wo soll da Hilfe herkommen? Und doch ist das eine Erfahrung, die jeder Arbeiter und Kämpfer für das Rechte etwa machen wird: man wird müde.

Und doch sollen wir nicht müde werden, das heisst: nicht ablassen, nicht „feige werden", „nicht verzagen", wie es eigentlich heisst. Auch hiefür gibt es ein Ausruhen. Wir dürfen bloss nicht meinen, dass alles durch unser Tun gemacht werden müsse. Es wird auch ohne uns gemacht. Wir dürfen nicht vergessen, dass es auch eine Nacht geben muss, nicht nur einen Tag, auch einen Herbst und Winter, nicht nur einen Frühling und Sommer; wir dürfen nicht meinen, dass wir nicht bloss zu säen, sondern auch die Saat zum Keimen und Reifen zu bringen hätten. Das Rechte, an dem wir verzagen, ist wohl aufbewahrt; es wird zu seiner Zeit seinen Sieg schon erweisen. Vielleicht ganz plötzlich und wunderbar wird durchbrechen und dastehen, was wir so heiss erkämpft und so schmerzlich erhofft, woran wir so bitter verzagt. Lasset es nur wachsen! Das „Unverhofft kommt oft" gilt davon im grossen und grössten Stil. Alles, alles, was du Wesentliches und Wahres geglaubt und erstrebt — es ist wohl aufbewahrt und wird seinen Tag sehen. Da

---

1) Der griechische Text: „to kalón" wird am besten so übersetzt.

darfst du ganz getrost sein. Ja, es wird geschehen, was du nie erhofft, Erstaunliches, Wunderbares. So gross ist der Schöpfungssegen und die Auferstehungskraft des Rechten, so gross der Lebendige, zu dessen Reich und Macht es gehört. Das ist mehr als sicher, mehr als verbürgt!

Daran gilt es tapfer festzuhalten, wenn man müde werden will. Das Schwere solcher Zustände besteht nun freilich gerade darin, dass man darin dieses Gefühl nicht hat, dass man diese Zuversicht verliert, dass alles öde und hoffnungslos aussehen will. Aber dann gilt es eben, sich zu sagen, dass wir den Sieg nicht immer *fühlen* müssen, wie wir auch Gott nicht immer *fühlen* müssen. Wie Gott da ist, auch für *uns* da ist, auch dann, wenn wir ihn nicht fühlen, so ist der Sieg des Rechten gesichert, auch dann, wenn wir es nicht so empfinden, und wie Gott gerade darin *Gott* ist, „grösser als unser Herz", gar nicht etwa ein Gebilde unseres Herzens, so beweist in solchen Zeiten des Verzagenwollens auch das Gute, dass es *über* uns ist, dass nicht wir es machen. Gerade in solchen Ermüdungen und Verdunkelungen unserer „Vitalität" tritt dann jene Kraft ein, die unvergleichlich mehr ist als alles blosse Gefühl: „Es ist aber *der Glaube* eine Zuversicht dessen, was man hoffet, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet." Dieser Glaube erfasst mit seinem Dennoch den allmächtigen Gott, dessen Wesen das Schöpfungs- und Auferstehungswunder ist. Er kann darum auch im Dunkeln harren, kann die Nacht und den Winter ertragen; denn er sieht nicht nur in der Nacht die Sterne — es gibt ja auch sternenlose Nächte — sondern er ahnt auch in der dunkelsten Nacht die schaffende Kraft der Tiefe, die ja in der Nacht und im Dunkel am geheimnisvoll gewaltigsten wirkt, er spürt mitten im schärfsten Winter schon Frühlingsahnung und vernimmt im Sterben das schöpferische Lebenswort. Das Rechte ist sicher, es ist sicherer als unser Gefühl. Traue ihm doch, auch wenn du seinen Sieg nicht *schaust*. Es hat noch nie getäuscht. Es ist grösser als du und wir alle!

Darum gilt es, auch wenn man müde wird, doch nicht „abzulassen". Das ist freilich wichtig, ja entscheidend. Dieses „Ablassen" ist die tötliche Gefahr in Zeiten des Müdewerdens. Denn wenn man dann von einer Sache lässt, so ist sie nachher nur schwer mehr aufzunehmen. Diese Ermüdungsgefahr tritt nach alter Erfahrung mit Vorliebe unmittelbar vor der Entscheidung auf und enthüllt sich damit als eine der bedrohlichsten Formen der *Versuchung*. Nur gerade jetzt nicht ablassen, nicht „feige werden"! Alles hängt davon ab! Von den letzten fünf Minuten hängt alles ab! Jetzt noch fest bleiben, bis zur Verzweiflung, und alles ist ewig gewonnen! Freilich, schwerer noch mag das Ausharren durch lange, öde, trostlose Strecken voll scheinbar nutzloser, stets aufs neue enttäuschender Anstrengung sein. Das erfordert nicht den Heroismus

gewaltiger Anspannung, sondern den noch viel grösseren der stets erneuten Geduld des Glaubens. Aber nun steckt gerade darin das Geheimnis der Fruchtbarkeit. Nicht der, vielleicht nach langer Vorbereitung, rasche und strahlende Erfolg einmaliger Tat ist das, was am meisten zeugend nachwirkt, sondern die treue, unverdrossene, scheinbar hoffnungslose Mühsal des Kampfes und der Arbeit. Gethsemane und Golgatha schaffen mehr als Ostern, Ostern ist sozusagen nur ihre plötzlich sich öffnende Wunderblüte. Elias, der das Feuer vom Himmel zwingt, und Jesajas, der Sanherib von Jerusalems Mauern vertreibt, wirken nicht so stark, wie des Jeremias Ringen und Kämpfen mit Gott. Und was ergreift uns am Leben Pestalozzis am meisten? Etwa sein glänzender Erfolg von Yverdon und nicht viel mehr die langen, dunklen, verzweifelten — und doch nicht verzweifelten — Jahre auf dem Birrfeld? Nicht ablassen! — und dann werden wir zu seiner Zeit ernten „ohne Aufhören". So übersetzt Luther, wie so oft wörtlich genommen falsch, sachlich aber wunderbar zutreffend. „Ohne Aufhören." Rascher, glänzender Erfolg verwelkt rasch, was ewiges Leben haben soll, muss von Tränen und Herzblut langer Mühsal des Glaubens und der Liebe getränkt sein. Nicht ablassen, ja sogar auch an die Ernte, an den Erfolg nicht denken, einfach treu sein, einfach dabeibleiben in Dunkel, Kälte und Einsamkeit, getreu bis in den bittern Tod des Leibes und der Seele hinein, und die Krone des Lebens senkt sich als ewiger Sieg — auf dich? — nein, auf das Rechte, das du geglaubt und gewollt, herunter. Auch das ist gewiss, sicherer als jedes Naturgesetz, es ist mehr als verbürgt. Es ist über uns! Wir brauchen es nicht immer zu fühlen, dürfen dies vielleicht gar nicht, aber es steht fest wie der Himmel über uns. „Was der Mensch sät, das wird er ernten" — die Saat des Sterbens aber ist die Ernte des Lebens.

Ganz das Gleiche gilt auch von dem mehr äusserlichen Müdewerden. Es steht übrigens manchmal im Zusammenhang mit dem andern. Wir verlieren Hoffnung und Zuversicht, wenn wir durch ein Uebermass von Anstrengung erschöpft sind. Es ist gut, dass wir dies nicht vergessen und mit der Abhilfe am rechten Orte einsetzen. Ein wenig Entlastung, ein wenig Ruhe, ein wenig Abwechslung, Ausspannung, Erholung bringt uns auch Mut und Vertrauen wieder. Leib und Seele stehen in gottgeordnetem Zusammenhang. Gott selbst tritt uns in der Müdigkeit entgegen und gebietet uns Halt, damit wir nicht in Arbeit und Kampf für ihn — ihn selbst verlieren. Wir müssen zur Quelle aller Kraft zurück. Aber oft ist es auch umgekehrt. Leib und Seele ermatten, weil Glaube und Hoffnung, vielleicht auch, — was wohl das Allerschlimmste ist — die Liebe müde werden. Dann muss eben jenes tiefere Ruhen eintreten, das Gott walten lässt, in dem das Rechte ewig sieghaft verwahrt

ist. Damit kommen auch Leib und Seele zur Ruhe. Sie sinken in den heiligen Schlummersegen der Nacht und des Winters. Und erheben sich zu Morgen und Frühling, wenn der Sieg von Gott aus heruntergestiegen ist auf die Erde, wenn die Winde wieder frisch von seinen Bergen wehen, wenn die Quellen der Tiefe wieder fliessen und die Pforten des Lebens wieder geöffnet sind. Es gilt vom Aussen und Innen das Wort: „Verbirgst du dein Antlitz, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du sendest deinen Odem aus, so werden sie geschaffen und du erneuest die Gestalt der Erde." Völlig wunderbar ist, wie Leib und Seele aus der Ermattung des Todes aufleben, wenn Gott wieder sein Antlitz zeigt, wenn der Sieg des Rechten sonnenstark durch die Wolken bricht und man wieder arbeiten und leben kann. Darum aber gibt es auch mitten in jener mehr äusserlichen Müdigkeit stets eine Hilfe. Auch wenn du nicht sofort heraus kannst aus deiner Mühsal, wenn du in Not und Unkraft ausharren musst, wenn du unter der Last erliegen willst, meinst, es sei mit deiner Kraft, Gesundheit, Leistungsfähigkeit aus, so kommt das Wort zu dir, das das sichere Wunder der Hilfe einschliesst: „Knaben werden müde und matt und Jünglinge straucheln" — das heisst: auch stärkste natürliche „Vitalität" hilft nicht, sie kann bald versagen, es kommt auf sie gar nicht so sehr viel an — „aber *die auf den Herrn harren*, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht ermatten, dass sie wandeln und nicht müde werden!"

L. Ragaz.

Blumhardt und wir.[1])

1.

Als Christoph Blumhardt, der Sohn, anfangs August 1919 fast unmerklich in jene höhere Welt hinüberging, deren Bürger und Zeuge er auf dieser Erde gewesen und nur immer mehr geworden war, wie Wenige vor ihm, da bedeutete dieses Ereignis nur

[1]) Dieser Aufsatz ist schon vor mehreren Jahren geschrieben worden. Schon damals zu spät. Er musste dann aus Gründen redaktioneller Taktik immer wieder zurückgestellt werden (dies geschieht oft auch mit den Beiträgen des Redaktors) und scheint nun vollends veraltet zu sein. Dennoch habe ich mich entschlossen, ihn noch zu veröffentlichen, und zwar in unveränderter Form. Aus folgenden Gründen: Der äusserlichste ist der, dass dieser Aufsatz zu einer grösseren Reihe von Darstellungen unserer „Väter" gehört, die nach und nach erscheinen soll. Wichtiger ist der zweite, dass die Verständigung über Blumhardt in jeder Hinsicht von grosser Bedeutung für die Sache ist, der die „Neuen Wege" dienen. Zum Dritten aber mag der Aufsatz, vielmehr Blumhardt infolge dieses Aufsatzes, ein Anlass zur Fortsetzung des „Gesprächs" mit der „neuen Theologie" werden. Es ist seit seiner Abfassung freilich durch Lauterbach in Gang gekommen. Das war aber doch nur ein Anfang und

für einen ganz kleinen Kreis von Menschen etwas, wenn auch für diese freilich etwas sehr Grosses: eine Verwaisung der Welt. Die Welt selbst hatte anderes zu tun. In Versailles war soeben der „Friede" zustande gekommen, hoch wogten noch die Wellen der Revolution, der Fortsetzung des Krieges. Das bewegte die Welt. Sie hatte keine Ahnung davon, dass dieser Mann, der siebenundsiebzigjährig, müde, aber froh und friedlich wie ein Kind in einem Gartenhaus eines schwäbischen Dorfes entschlummerte, eine gewaltige, tiefernste aber auch tief trostvolle Deutung all dieser Geschehnisse und der noch kommenden gegeben hat und selbst gewesen ist, weil er sie von Gott aus schaute und sein Leben das grosse Tun Gottes in Bescheidenheit und Grossartigkeit veranschaulichte.

Seither ist der Name Blumhardts in der Welt gross geworden und weithin gedrungen. Das Licht, das zuletzt, nach früherem starkem Aufleuchten, in Boll nur noch ganz still und wenig beachtet gebrannt hatte, ging auf einmal hell und gross wieder Vielen, einem weiteren Kreis als je, auf. Und es wird — dessen bin ich gewiss — nur immer heller und grösser werden, alles jeweilen zu seiner Zeit. Aber wie es nun zu gehen pflegt: mit diesem Vordringen des Namens Blumhardt entsteht auch — oder droht zu entstehen — der Streit um ihn, der Streit, meine ich, um seine richtige Auslegung, in höherem Ton geredet: um seine rechte Jüngerschaft.

---

dieser stand besonders im Zeichen des religiös-sozialen Problems, genauer: der Stellung zum sozialen Problem. Eine Fortsetzung ist also wohl am Platze, und zwar eine solche, die tiefer auf die einzelnen religiösen Probleme eingeht. (Man verzeihe das Wort!) Dass ich es im Geiste der Freundschaft und mit dem Willen zur Verständigung versuche, wird man hoffentlich spüren.

Inzwischen ist allerdings die Lage nicht nur durch das Lauterbacher Gespräch, sondern auch durch das Erscheinen eines weiteren Bandes von Blumhardts Predigten und Andachten verändert worden. (Vgl. das Novemberheft.) Dieser Band, der meine in diesem Aufsatz über seinen Charakter ausgesprochene Vermutung vollauf bestätigt, scheint auf den ersten Blick meine ganze Erörterung unnötig zu machen. Ich könnte einfach erklären: „Lest nach dem andern auch diesen Band, und ihr wisst, wo Blumhardt steht." Trotzdem halte ich den Aufsatz nicht für überflüssig, werde aber freilich noch einen, wenn auch kürzeren, im Anschluss an das neue Buch schreiben.

Endlich noch ein Wort zu den „Laien", die ja die grosse Mehrheit der Leser der „Neuen Wege" bilden und auf die ich immer in erster Linie Rücksicht nehme. Werden sie von diesem Aufsatz etwas haben? Ich glaube doch, und zwar besonders vom Mittelstück, wenn sie nur ein wenig Geduld walten lassen. Blumhardt ist für sie, als Befreier von der Theologie, sogar ganz besonders wichtig. Die „Laien" mögen überhaupt nicht erschrecken, wenn vielleicht in der nächsten Zeit dann und wann in den „Neuen Wegen" Erörterungen auftauchen, die stark „theologisch" aussehen. Man kommt gerade auf dem Wege zur „Laienreligion" nicht darum herum. Aber man darf sicher sein, dass der Kampf um diese für mich im Zentrum alles Hoffens und Handelns steht und dass von mir nicht ein Steckenbleiben in abstrakter Theologie zu befürchten ist.

2.

Das Erste, was sich auf dieser Linie einstellte, war eine Erscheinung, die in ähnlichen Fällen noch stets wiedergekehrt ist: der Versuch, das Originale, Durchbrechende, Revolutionäre seiner Gestalt zu verschleiern, abzuschwächen, diese dem Durchschnittlichen, allgemein Gebilligten anzugleichen, das allzu Kühne, allzu Erschreckende zu verschweigen oder ins Harmlose zu ziehen. Aus solchem Bestreben hat man seinerzeit Pascals „Pensées" beschnitten und verstümmelt herausgegeben und des heiligen Franz älteste und echteste Biographie zerstört, ja auch das Bild Christi ist davon vielleicht nicht verschont geblieben. Diesem Loos ist auch Blumhardt nicht entgangen. Es hatte sich schon zu seinen Lebzeiten um ihn herum eine Gemeinde gebildet. Zu ihr gehörten neben andern auch viele liebe, feine, treue Menschen, denen es an Kraft und Weite des Geistes fehlte und die das starke Bedürfnis spürten, Blumhardt sozusagen zum frömmsten und bravsten der Menschen zu machen. Diese Kreise hatten in ihrer tiefen, oft aber etwas unselbständigen Verehrung für ihren Meister grosse Angst, ihn irgendwie in einem nach ihrer Meinung ungünstigen Lichte dastehen, ihn irgendwie in die Kämpfe des Tages, besonders die politischen, hineingezogen zu sehen. Fast unmerklich deuteten sie ihn und seine Sache wieder zu dem Pietismus zurück, von dem doch Vater und Sohn Blumhardt ausgegangen waren, um ihn zu überbieten und damit zu überwinden. Andere, die nicht so weit gingen, weil sie Blumhardt doch besser verstanden und selbst grössere Statur besassen, entgingen vielleicht nicht ganz dem Quietismus, der Neigung, das Aktiv-Revolutionäre in dem Mann und seiner Botschaft hinter das stille Warten auf das Reich in Geduld, Vertrauen und Gebet allzu stark zurückzudrängen.

Man kann, bei voller Einsicht in das Unzulängliche solcher Schlagworte, diese Auffassung Blumhardts die mehr konservative nennen. Das Buch von Eugen Jäckh: „Blumhardt, Vater und Sohn"[1]) vertritt diese Auffassung zwar in gemässigter Form, aber ich habe trotzdem den bestimmten Eindruck, und nicht ich allein, dass es sich etwas zu stark auf dieser Linie bewege. Damit habe ich gleich auch das Wichtigste genannt, was ich dagegen einzuwenden habe. Das Buch besitzt sonst viele Vorzüge, besser, es besitzt einen grossen Vorzug, aus dem alle übrigen entspringen: Der Verfasser, als einstiger langjähriger Adlatus Blumhardts, ist im Besitze des „Stoffes" gewesen, wie Wenige. Er verfügt über eine reiche Kenntnis des äusseren Lebens, besonders Blumhardt des Sohnes; er hat auch die schriftlichen Dokumente: nachgeschriebene Predigten und Andachten, Briefe und so fort in einer Vollständigkeit benützen dürfen, die beneidenswert ist. Aus diesem Schatze

1) Im „Furche"-Verlag erschienen.

teilt das Buch freigebig mit und dieses wird dadurch selbst zu einem äusserst wertvollen Besitz.

Wenn ich in d i e s e m Sinne es warm empfehle, so muss ich doch ehrlicherweise gestehen, dass ich mich an einigen Punkten in entschiedenem Widerspruch dazu befinde.

Zwei Mängel des Buches treten für mein Urteil zunächst hervor. Jäckh teilt sein Werk in einen Abschnitt über das Leben und einen über die Lehre Blumhardts, des Vaters und des Sohnes, ein. Damit entsteht sofort eine grosse Schwierigkeit. Wie Jäckh selbst so gut als ich weiss, haben weder der Vater noch der Sohn Blumhardt eine „Lehre", im Sinne einer Theologie, gehabt. Sie haben eine B o t s c h a f t gehabt und haben diese verkündigt, so wie ihr Erleben und das Gebot der Stunde es verlangte, aber sie haben kein System gehabt, der Sohn wenn möglich noch weniger als der Vater. Sie redeten das lebendige Wort, das aus Gottes Munde geht. Sie waren Menschen der Tat, sie waren Realisten, sie dürsteten nach Wirklichkeiten aus Gott, erlebten solche, redeten daraus, und das Wort bekam aus diesem Zusammenhang Sinn und Kraft. Scheinbare Widersprüche blieben darum nicht aus; sie finden ihre Auflösung nicht in einem harmonisierten System, sondern im Ganzen ihres Erlebens. Sobald man daraus eine „Methode" macht, verändert man ihren Sinn und gerät vielleicht in schweren Irrtum.

Mit dieser Gefahr habe auch ich bei der Schaffung meines Blumhardtbuches gerungen. Ich habe ihr dadurch zu entgehen versucht, dass ich einmal alle theologische Systematik vermied, sodann die „Botschaft" mitten in den lebendigen Zusammenhang des „Kampfes" stellte, weiter dadurch, dass ich das Paradoxe, Augenblicksgemässe, Revolutionäre in diesen Worten ganz zur Geltung kommen liess, endlich dadurch, dass ich, mein eigenes Glauben und Hoffen mit dem Blumhardts verbindend, aus dem Buche ein B e k e n n t n i s machte. Es ist fraglich, ob ich damit die Gefahr ganz gebannt habe; vielleicht versuchte ichs heute anders. Jäckh aber scheint mir den Fehler zu begehen, dass er die Botschaft zu sehr zu einer besonderen Lehre macht und diese in ein Schema spannt, das nach meinem Empfinden allzustark den üblichen Kategorien der Frömmigkeit und Theologie entspricht.

Dazu kommt ein Zweites. Jäckh gibt eine B i o g r a p h i e sowohl des Vaters Blumhardt als des Sohnes. Nun besitzen wir vom Vater schon eine, und zwar eine, die man klassisch nennen darf, die von Z ü n d e l. Von ihr kann die Jäckh'sche schon wegen ihrer Kürze nur ein blasses Nachbild sein. Beim Sohn aber kommt hinzu, dass von ihm überhaupt keine Biographie mehr möglich ist. Denn das Eigentlichste seines Kampfes spielte sich in einer Sphäre ab, zu der keine Biographie reicht. Es geschah gleichsam im Hintergrund seines Lebens. Davon nun haben bloss einige Wenige etwas mehr

gewusst. Diese Wenigen hätten vielleicht davon berichten können, wenn sie länger gelebt und dazu den Mut gefunden hätten. Diese Wenigen sind gestorben, oder wenn es unter den Lebenden solche noch gibt, so ist schwerlich zu erwarten, dass sie uns jenen Bericht geben. Vielleicht *soll* das wirklich auch nicht sein. Aber wenn dann doch eine Biographie geschrieben wird, dann mangelt das Bild, das zustande kommt, des Hintergrundes und verliert die rechte Bedeutung. In *diesem* Sinn ist das Bild Blumhardts, das Jäckh zeichnet, eben nicht — Blumhardt. Ich weiss, was ich damit sage. Denn ich kenne selbst, und zwar genau, einen andern Blumhardt, einen sehr viel gewaltigeren, wenn auch äusserlich noch kleineren.

Damit komme ich auf das Dritte, das schon zu Beginn dieser Besprechung angedeutet ist. Ich muss von dem Buche Jäcks noch in einem andern Sinne sagen: es ist nicht der *ganze* Blumhardt, den man darin hat, sondern nur *ein* Aspekt davon, es ist nicht *das* Bild Blumhardts, sondern nur *ein* Bild von ihm. Denn wie gesagt, eine Tendenz, und zwar gewiss eine unbewusste, aus des Verfassers Auffassung von Blumhardt stammende, waltet darin, Blumhardt möglichst nach der milden, versöhnenden, der für Staat, Kirche und Gesellschaft nicht allzu anstössigen Seite zu zeigen. Es ist ein freundliches, gütiges, aber, verglichen mit dem Urbild, etwas mattes Bild; es ist nicht der „brausende" Mann, als den Blumhardt sich selbst gern bezeichnet hat und als den ihn die Augenzeugen seiner grössten Tage kennen, nicht der stürmische, revolutionäre Blumhardt, der über Kirche, Theologie und Theologen und allerlei Anderes Worte gesprochen hat von einer Gewalt, Schärfe und Derbheit, die unsereins doch nie gewagt hätte, nicht der erschreckend kühne Mann, der Dinge sagte und tat — und zwar aus Gottes Heiligkeit und Freiheit heraus! — wozu niemand von uns den Mut und freilich auch niemand die Kompetenz hätte. An zwei Punkten ist mir die Tendenz des Jäckh'schen Buchs besonders aufgefallen: in der Stellung zur Kirche und zum Krieg. Gewiss hat Blumhardt darüber all das gesagt und geschrieben, was Jäckh zitiert — aber er hat auch Anderes gesagt, was Jäckh *nicht* zitiert, und zwar durchaus Entgegengesetztes. Das weiss ich genau. Und zwar bis in die letzten Tage hinein! Man müsste, um den *ganzen* Blumhardt zu bekommen, *beides* zitieren. Dann könnte man ja versuchen, die einheitliche Wurzel dieser scheinbar sich widersprechenden Haltung aufzuzeigen — was freilich nicht jedermanns Sache wäre! — aber es käme auf alle Fälle ein ganz anderes, und zwar nach meiner Ansicht unvergleichlich gewaltigeres Bild Blumhardts heraus.

Ich gebe aus den von Lejeune veröffentlichten Predigten und Andachten (wovon nachher) nur ein paar Beispiele des *wirklichen* Blumhardtstiles:

„Wir dürfen einen Spruch [wie Klagelieder Jerem. 3, 24] nicht so ohne weiteres von uns sagen. Die Meisten, die alles nur so nachschwätzen, die lügen. Das Lügen versteht die Christenheit kolossal.“ (S. 203.) „Schliesslich ist's mit allen Männern Gottes so gewesen [sc. wie mit Moses]; darum sind sie, was sie sind, für Gott. Mustermenschen bloss im legalen Sinn zwingens niemals, nur freie Leute bringens durch, die das Alte desavouieren können, soweit sich's auf blosse Formenreiterei beschränkt. Wer etwas für den lieben Gott ist, ist ein freier Mensch. Luther ist ein freier Kerl gewesen, hat geschimpft auf alles, weil da die Stimme Gottes auf einmal radikal anders wurde; da gab's freilich eine Revolution, aber was konnte man machen? Da muss Einer her, der schimpft, dass die ganze Welt donnert, der die Ketten zerreisst, mit aller Macht protestiert gegen den Unsinn, den man sich aufgeladen in den Zeiten. Es gilt sein, nicht scheinen.“ (S. 214.) „Da kann man predigen, soviel man will, die Leute gehen nur für sich in die Kirche, nicht für den lieben Gott. Predigt man ihnen, was ihnen nicht schmeckt, so schimpfen sie, und wenn's ihnen gefällt, dann loben sie's; wenn kein Profit dabei herauskommt, finden sie's falsch. . . . Um das müssen wir kämpfen und nicht weichen [nämlich um die Verherrlichung Gottes auf Erden]; dann erwarte ich auch, dass es unsereinem etwas herrlicher geht — aber solange es dem lieben Gott so miserabel geht, dürfen wir für uns nichts erwarten, als dass es heisst: „Leide dich!“ (S. 219.) „Von diesem Standpunkt muss man das Johannesevangelium hochschätzen: es ist etwas Göttliches darin, alles andere ist mir wurst, es mag ein Namen darüber stehen, welcher es will, und wenn's gar nicht in der Bibel stünde, sondern meinetwegen in Indien gefunden wäre. Ich wollte fast, es stünde gar nicht in unserer Bibel, sondern wäre erst heute aufgefunden, da könnte man umsomehr das Göttliche festhalten.“ (S. 222 und 223.) „Was man lebt, was man arbeitet, was man treibt, kommt vor Gott und für Gott, so dass man ein Diener Gottes ist, ohne dass man erst einen schwarzen Rock zu kaufen braucht. Mit der Mistgabel in der Hand kann man das Werk des Herrn treiben.“ (S. 260.) „Wie hat doch der Heiland so gar nicht herkömmlich geredet; oft klingt es fast unanständig, was man von ihm erzählt: „Zöllner und Huren sollen ins Reich Gottes vor den Pharisäern, — nein, das ist doch gar zu grob geredet! Wie gemein! Wie hässlich!“ hat es damals geheissen. Dagegen wie schön, wie abgerundet, wie vollendet reden im Vergleich zum Heiland die Gelehrten und geschulten Pharisäer, die Schriftgelehrten. Er ändert Sitten und Herkommen, hält gar nichts auf den Tempel und stellt alles auf den Kopf, wie ein Revolutionär erscheint er seiner Zeit, trotz aller seiner Sanftmut und Demut.“ (S. 340.) „Ich sage es besonders in unserer Zeit: Unser G u t e s ist das grösste Hindernis des Reiches Gottes, unsere guten Einrichtungen, deren wir uns rühmen, die kein Mensch ändern darf, unsere von den Vätern ererbten Dinge.“ (S. 550.) „Solche Kämpfer gab es in Israel und solche Kämpfer müssen auch wir sein; denn auch jetzt kann es kommen, dass alles das, was Gott fordert, unbequem ist, und das, was w i r gemacht haben und in was wir uns eingewöhnt haben, das scheint uns bequem zu sein. Da findet Gott auch in unserer Mitte Murren und Trotzen genug. Es geht heute ein Gericht durch unsere Zeit; ein Finger der Wahrheit deutet auf diese und jene Lüge und Täuschung in Sitten und Religionen, und ein Finger der Gerechtigkeit verlangt, wir sollen der Stimme der Wahrheit folgen und über manches uns besinnen, ob es nicht anders gemacht werden sollte. Wenn menschliche Geschlechter jahrzehntelang in Ruhe so fortleben, ohne durch starke Wasser der Geschichte gerüttelt und geschüttelt zu werden, dann lebt sich eine Menge Behaglichkeit ein in allerlei Gewohnheiten und Sitten. Schliesslich nehmen diese Gewohnheiten und Sitten das Ansehen von Gott ein, und da kann es kommen, dass alles nur darauf bedacht ist, diese menschlichen Einrichtungen zu verteidigen, weil in diesen die Gesellschaft ihren Bestand zu haben scheint; es sieht aus, als ob alles zusammenbreche, wenn solche in der Zeit gewordenen

Einrichtungen stürzen. Wer einmal selbst in etwas Verkehrtem Fachmann geworden ist, ist dann oft auch zu feige, um das Recht Gottes zu behaupten an sich und gegen sich." (S. 354.) „Da kann es werden, dass man schliesslich mit einer biblischen Wahrheit als ein Verderber des Staates und der Kirche sich ansehen lassen muss." (S. 368.) „Es muss alles drunter und drüber gehen, dass der wahre Sinn Gottes wieder mehr Raum gewinnnt." (S. 339.)

Aus solchen Worten hört man die Stimme des wirklichen Blumhardt heraus. Das ist wahrhaftig kein Pietismus und kein Quietismus! Er hat aber noch ganz andere gesagt! Und noch revolutionärer, noch anstössiger als sein Wort konnte seine Tat sein. Es hat nie ein Mensch gelebt, der weniger konventionell gewesen wäre. Das konnte auch gar nicht anders sein. Ein Mann Gottes kann nicht konventionell sein. Es wäre darum ein starker Verstoss gegen das, was Blumhardt sein sollte und soll, wenn wir versuchten, ihn so darzustellen, dass er vor den hochmögenden Generalsuperintendenten und Professoren der Theologie und dazu vor allen korrekten und geruhsamen Frommen bestehen könne. Sie sollen sich von ihm richten lassen, nicht er von ihnen — wahrhaftig!

Ich weiss wohl, dass man solchen Worten wie den soeben gehörten gegenüber sich auf einen spätern Blumhardt, den Blumhardt des letzten Stadiums, beruft, der wieder anders geredet habe. Aber das scheint mir gerade ein fundamentaler Fehler Jäckhs und mancher Andern mit ihm zu sein, dass sie ganz einseitig den Greis Blumhardt sozusagen für den wahren Blumhardt erklären. Dann ist nicht anders möglich, als dass etwas Falsches herauskommt. Man bedenke doch, was es heisst, sozusagen nur den Blumhardt über sechzig oder gar über siebzig gelten zu lassen und sein ganzes früheres Leben beinahe als einen Irrtum hinzustellen. Dass dies geschehen ist, weiss ich, und weiss, was ich sage. Es ist auch gar nicht unmöglich, dass man sich dabei auf einige dem Augenblick entsprungene Worte Blumhardts berufen kann. Und doch ist's ein mit Händen zu greifender Irrtum. Man bedenke doch, was herauskäme, wenn man — um vorläufig ein Beispiel aus einer andern Sphäre zu nennen — nur den Goethe der Gespräche mit Eckermann als den „wahren" Goethe gelten liesse, oder wenn man, um auf den Boden zu treten, dem Blumhardt angehört, Luthers, Zwinglis, Calvins Schriften aus ihrer frühen Manneszeit, um von der Jugend zu schweigen, als Irrtümer, die sie später hinter sich gelassen, bezeichnen wollte. Dann müsste man ja ihr ganzes Wirken durchstreichen. Und was müsste man dann erst von Franziskus und Pascal sagen, um von einem Andern nicht zu reden? Ist nicht genau das Umgekehrte geschichtliche Wahrheit: dass gerade in der ersten und zweiten Periode, gerade in der „revolutionären" Periode des Auftretens solcher Menschen ihr Eigentlichstes hervortritt, das, was grösser ist als sie, das, was ihr besonderes Werk ausmacht, das, worauf man später zurückgreift, wenn es gilt, ihren Weg fortzuset-

zen, während sie selbst in einer späteren Periode oft wieder zu vielem von dem zurücklenken, was zu überwinden ihre eigentliche Berufung war? Sollte es sich mit Blumhardt nicht ähnlich verhalten? Sogar, wenn nötig, gegen seine eigene Auslegung; denn auch er kann gelegentlich den Sinn seines Lebens missdeutet haben, wie er denn — was ich wieder so genau als nur möglich weiss — solche Missdeutungen auch etwa wieder selber aufgehoben hat. Es geht durchaus nicht an, das Wort Blumhardts, er habe einst „mit seinen Ketten gerasselt", das sich offenbar auf Stil und Ton seiner Polemik gegen Christentum, Kirche, Theologie und Gesellschaft bezieht (die oft in Schroffheit und drastischer Derbheit kaum hinter Luther zurückblieb — ich könnte unglaubliche Beispiele nennen) so auszulegen, als ob damit dieser ganze Kampf als Irrtum hätte abgetan sein sollen. Wenn ich nicht sonst Zeugnisse genug für das Gegenteil hätte, so wüsste ich es aus eigenen Gesprächen mit ihm, in welchen sein Innerstes hervortrat. Es müsste gegen jeden Versuch jener andern Deutung im Namen der ganzen Bedeutung Blumhardts ein scharfer Protest erhoben werden. Schliesslich käme man ja auf diesem Wege dazu, den *ganzen* Blumhardt als einen Irrtum durchzustreichen.

Ich will damit den grossen besondern Sinn der allerletzten Periode Blumhardts nicht geleugnet haben. Nur darf dieser Sinn nicht einfach *konservativ* gedeutet werden. Dies *Ziel* blieb das gleiche wie vorher. Es blieb revolutionär, nur die *Taktik* wurde anders. Sie wurde stiller, gewissermassen resignierter. Aber wer Blumhardt ganz nahe kam, oder immer nahe stand, der hörte noch in der letzten Periode aus seinem Munde Aussprüche, die an Radikalismus sowohl der Hoffnung auf das Kommende, als auch gerade der Verneinung des Bestehenden nicht hinter seinen brausendsten Jahren zurückblieben. Ich selbst habe solche Worte, zum Teil in sehr intimen Stunden, aus dem Munde des greisen Blumhardt gehört und treu im Gedächtnis behalten. Dafür setze ich mein Wort ein. Und nun darf ich doch wohl sagen: *das* war der „wahre" Blumhardt. *Darnach* muss man den andern deuten und nicht umgekehrt. Sogar aus den allerletzten Zeiten Blumhardts habe ich diese Deutung seines Wesens und Wollens durch ihn selbst, und zwar aus berufenstem Munde.

Ich fühle mich durch die Treue gegen meinen Meister, den ich wie einen Vater, im höchsten Sinne, verehrt und geliebt habe, verpflichtet, diese meine Auffassung auszusprechen. Und ich fordere, dass man den *ganzen* Blumhardt gebe, so gut es jeder vermag. Es ist dann *Gottes* Sache, das daran wirken zu lassen, was jeweilen wirken soll, sei's in Einzelnen, sei's in ganzen Zeiten. Vielleicht wird dann bald der eine, bald der andere Blumhardt der „wahre" sein, je nach den Umständen Gottes, wie ich sagen möchte.

Darum bin ich auch so lebhaft für die Herausgabe aller Schriften und Predigten Blumhardts, auch derer, die nicht meinem Denken entsprechen. Denn deswegen können sie doch wichtige Wahrheit enthalten, die einst wieder an die Reihe kommen muss.

3.

An diesem Punkte nun hat mein eigenes Blumhardtbuch eingesetzt.[1]) Es ist, wie ich durchaus zugestehe, teilweise entstanden aus dem Gefühl einer gebieterischen Verpflichtung, dem verkleinerten und übermalten Bilde Blumhardts das andere entgegenzustellen. Zuerst war bloss meine Absicht, einfach ein Zeugnis für den verstorbenen Meister abzulegen, und zwar ein ganz kurzes, schlichtes, unpolemisches, ich wagte zu sagen: evangeliumartiges, im Sinne eines Berichtes von dem Gesehenen und Gehörten. Aber dann strömte mir so viel des wertvollsten Materials zu, vor allem Predigten und Tagebücher (nicht Blumhardts selbst, sondern über Blumhardt von Besuchern Bolls geführte), dass es mich einfach Sünde und Schaden dünkte, wenn dieser Goldschatz von Gott her für die Menschen vergraben bleiben sollte. So aber sah es damals aus. Zugleich fiel der Beginn dieser Arbeit in eine Periode, wo gerade die konservative Auffassung Blumhardts durchaus die Herrschaft zu behaupten schien, wo man ihn, wie eine seiner treusten und verständnisvollsten Jüngerinnen mir sagte, „mit einer pietistischen Scheere beschnitt“. Da hab ichs, nach schwerem Gewissensringen, gewagt, habe Stücke aus diesem Schatz und damit das andere Bild Blumhardts gezeigt. Und ich sagte mir: „So steht es nun da, unverlierbar, so lange das Papier meines Buches dauert und, auf Grund davon, auch nachher.“ Und seither ist ja jener verborgene Schatz ans Licht gerückt und wird es weiter tun.

Ist nun mein Bild das wahre, das allein wahre, das ganze, das ganz und gar richtige und getreue? Es fällt mir nicht ein, das zu meinen. Ich habe es nie gemeint und von Anfang an erklärt, dass ich es nicht so meine. Nein, ich wollte nur, dass man auch dieses Bild sehe und dann es Gott überlasse, die volle Wahrheit zur Geltung zu bringen. Zwar darf ich sagen, dass ich durchaus nicht etwa das Bild des Meisters nach meinen eigenen Wünschen und Tendenzen zurechtmachen wollte. Ich hatte dafür denn doch zu viel Ehrfurcht vor ihm, der mir stets ein Heiligtum war, an das ich nichts Fremdes oder Unreines kommen liess. Auch war Blumhardt so wenig ein Gebilde meines eigenen Willens gewesen, sondern mir mit solcher Ueberlegenheit entgegengetreten, dass dadurch von vornherein eine gewisse Objektivität gesichert war. Ich darf jedenfalls sagen: es ist ein Bild, das die Liebe gezeichnet hat, und

---

[1]) Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn — und weiter! Rotapfel-Verlag, Zürich.

zwar eine ehrfurchtsvolle Liebe. Aber selbstverständlich ist es nicht das ganze Bild. Es war mir stets klar, dass in diesem Manne Tiefen seien, die ich höchstens ahnen könne, dass das von ihm erkannte Land der Wahrheit sehr viel umfassender sei als das meinige. Ich konnte und kann darum Bilder Blumhardts, die ihn wieder von einer ganz andern Seite darstellen, durchaus gelten lassen und von ihnen zu lernen trachten. Dies namentlich dann, wenn sie sich ihrer eigenen Grenzen bewusst sind. Auch ich zeichne nicht den ganzen Blumhardt, kann es nicht, auch ich bleibe weit hinter ihm zurück. Ich muss unter das von mir gezeichnete Bild schreiben: „Blumhardt — wie ich ihn sah.“

Was habe ich denn gewollt? Ich wollte wesentlich — und das ist nun mein positiver Zweck gewesen und es war auch durchaus der beherrschende Zweck — einfach von Blumhardt Kunde geben, und zwar eine Kunde, die über den engen Kreis der „Boller“ hinausreichte. Ich wollte auch nicht bloss zu einigen entweder schon eingeweihten oder noch einzuweihenden Theologen reden und ihrer Gourmandise religiös-theologische Feinheiten bieten, nein, ich wollte zu dem grossen Volke reden, das auch Blumhardt vor allem am Herzen lag, zum Laienvolk und besonders auch zu „Ungläubigen“, und diesem Volk wollte ich eben nicht einige geistliche Leckerbissen bieten, sondern das einfache Brot, das ihm doch unbekannt war und zum grossen Teil noch ist: die Botschaft vom Reiche Gottes, diese neue Art, die Sache Christi zu verstehen, welche doch die urälteste ist, diese so freie, kühne, revolutionäre Art. Ich wollte sie ihm bieten zu Trost, Hilfe, Wegleitung, Aufrüttelung. Aber wenn diese Botschaft verstanden werden sollte, so musste sie erklärt, erläutert werden. Diesem Zwecke dienen meine Einführungen. Sie sollen an Blumhardt heranführen, nicht mehr. Dadurch, dass zu den Lesern zunächst ein Mensch wie sie selbst in ihrer Sprache redete, sollten sie die Sprache Blumhardts verstehen lernen. Ich nahm sie an der Hand und führte sie zu Blumhardt, dass sie bei ihm blieben.

Dass mir dies gelungen ist, zeigt mir der Erfolg. Mein Buch ist in Blumhardts Erwachen, dem es dienen sollte, sozusagen untergegangen.

Ich halte aber sehr energisch daran fest, dass es ein Dienst war, ein Dienst an Blumhardt, an der gemeinsamen Sache, nicht etwa an mir selbst. Es gehört schon die ganze geistige Rohheit eines gewissen neuorthodoxen Pfaffentums dazu, um mir das Letztere vorzuwerfen, mir vorzuwerfen, dass ich Blumhardt für mich ausgebeutet habe. Genau das Gegenteil habe ich getan. Nie habe ich Blumhardt für mich in Anspruch genommen, immer bin ich für ihn eingestanden. Wenn ich nicht mehr von ihm öffentlich geredet habe, so geschah dies aus einer heiligen Scheu heraus. Nur

solche, die wissen, was Blumhardt uns war, können diese Scheu überhaupt verstehen. Sie war sogar, wie ich nun einsehe, allzu gross. Jedenfalls aber habe ich mich nie mit Blumhardts Federn geschmückt. Andere haben es getan und dafür gelegentlich Steine auf ihn geworfen, ich habe es nicht getan, habe aber ihm ein Denkmal der Liebe und Verehrung errichtet. Blumhardt ist mir für mein persönliches Leben unendlich viel gewesen, aber nie, weder in meiner Predigt, noch in meinen Kollegien, noch in meinen Schriften, habe ich Blumhardts Gedanken benützt, sondern nur das ausgesprochen, was Gott in harter Arbeit mir selbst gegeben hat. Und als ich nun doch daran ging, meiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben, da habe ich die reifste Frucht meiner bisherigen Lebensarbeit auf diesen Altar gelegt, habe in der schlichtesten Form mein eigenes Denken ausgesprochen, um einen Schlüssel zu dem Wesen des Meisters zu bieten. Diesen Sachverhalt hat ein Freund verstanden, der Blumhardt kennt wie Wenige und mich auch genau kennt: „Alle Andern haben von Blumhardt bloss genommen, Sie allein haben ihm gegeben, und zwar Ihr Bestes."

Das sei bloss zur Abwehr von Verdächtigung und Missdeutung gesagt. Mein Buch ist im übrigen gewiss mangelhaft. Ich schriebe es heute anders, noch einfacher, noch lebendiger — möchte es wenigstens tun. Aber Eines soll man wissen, was die sonst so Vielmerkigen nicht gemerkt haben: dieses Buch enthält auch mein Bekenntnis. Die Einleitungen zu den Blumhardt-Worten enthalten sogar Vieles, was Blumhardt selbst weder gesagt noch gedacht hat und was ich doch zu seiner Erläuterung sagen durfte, ja musste. Denn, wohlverstanden: es handelte sich schliesslich nicht um Blumhardts Person und individuelle Theologie (vorausgesetzt, er hätte überhaupt eine solche gehabt), sondern um seine Sache, die auch unsere Sache ist. Es dient ihm am besten, wer ihm so dient. So ist mein Buch freilich nach ungewöhnlichen Gesichtspunkten geschaffen, aber das passt, wie mir scheint, sehr wohl zu einem Buch über Blumhardt.

(Fortsetzung folgt.)

L. Ragaz.

Aussprache

Zur Frage der Pressreform.

Dass neben der parteipolitischen Fesselung der Presse auch ihre wirtschaftliche Knebelung durch die Abhängigkeit von den Inseratgebern, z. B. Alkohol-, Kino-, Automobilkapital, für die Bildung einer freien öffentlichen Meinung, für die Feststellung der sachlichen Wahrheit in vielen Dingen und auch geradezu für die Volksmoral unheilvoll ist, steht unter uns wohl fest.

Offenkundig ist wohl ebenfalls, dass daneben auch allein schon der Rationalisierungsgedanke genügen sollte, um eine Pressreform zu rechtfertigen. Die

Arbeits- und Materialvergeudung dadurch, dass alles Mögliche jeweils statt nur einmal, so und so oft gedruckt wird, z. B. ein Geschäft die gleiche Anzeige statt einem Blatt einem halben Dutzend in einer Stadt geben muss, ist enorm und verteuert die allgemeinen Lebenskosten beträchtlich.

Klar ist aber auch, dass eine solche Rationalisierung des Zeitungswesens, wenn auch nur vorübergehend, leicht für die darin beschäftigte Arbeiterschaft, und zum Teil auch für die Unternehmerschaft, sehr nachteilig sein könnte.

Als — freilich ferne — Lösung erschiene mir eine weitgehende stadt- bezw. bezirksweise Zusammenfassung der Presse in je ein politisch und finanziell unabhängiges Organ, bei dessen Leitung und Gestaltung das öffentliche Interesse massgebend mitzureden hätte (nicht zum wenigsten auch im Inseratenteil), und in dem den verschiedenen Weltanschauungen und politischen Richtungen in billiger Weise Platz einzuräumen wäre. Getragen dächte ich mir diese Organe von Genossenschaften, in denen sowohl die Hersteller der Zeitungen wie auch die Leser, ferner die Vertreter der öffentlichen Interessen, z. B. also die Erziehungsbehörden, etwas zu sagen hätten.

Diesen Organen könnte z. B. durch ein Monopol für alle geschäftlichen usw. Anzeigen inklusive Plakate sicherlich eine solche finanzielle Unterlage gegeben werden, dass das Organ allen Wohnungsinhabern des betreffenden Ortes oder Bezirkes unentgeltlich zugestellt werden könnte, wobei auch einiges für die Volksbildung herausschauen könnte. Der Gefahr, in soviel Lesestoff zu ertrinken, würden die Meisten wohl bald durch Auslese des sie interessierenden Stoffes entgehen.

Die Generalredaktion des Blattes hätte neben einer allgemeinen Aufsicht zur Wahrung von Anstand und Ehrbarkeit nur darüber zu wachen, dass jeder ernsthaften Richtung und Meinung angemessener Raum eingeräumt würde, ohne über den Inhalt der Veröffentlichungen urteilen zu dürfen. Gegen ihren Entscheid wäre letztlich Berufung an die Generalversammlung der Genossenschaft oder sogar Urabstimmung zu gewährleisten

Gesinnungsgruppen, z. B. politische Parteien, von solcher Bedeutung, dass sie einen regelmässigen Anteil am Textraum des Blattes — täglich, wöchentlich usw. — zu beanspruchen hätten, könnten sich natürlich auch noch eine eigene Redaktion für ihren Textteil bestellen; erlaubte es der Ertrag der Annoncen, so wäre ihnen an diese Redaktionskosten sogar ein Zuschuss aus der Kasse der Zeitung zu entrichten.

Dies nur einige flüchtige Notizen, geschrieben mit dem klaren Bewusstsein, dass sie äusserst unverwirklichbar sind, solange wir nicht den Artikel 31 der Bundesverfassung über die Handels- und Gewerbefreiheit gründlich geändert haben, was die allgemeine Ueberwindung des Privatkapitalismus im Denken so gut wie in der Gesetzgebung voraussetzt.

Es wäre überhaupt eine hervorragend wichtige Aufgabe der sozialistischen Bewegung, sich mit diesem Paragraphen näher zu befassen, der auch gegenüber offenkundigen und lebenswichtigen Forderungen des Volkswohls die Freiheit des Geldverdienens schützt, die unserem Volk leider vielfach unendlich „heiliger“ ist als die Freiheit des Gewissens.

(Fortsetzung folgt.) A. Bietenholz-Gerhard.

Aus dem Leserkreis zum neuen Jahr.

1. Neue Wege.

Ein Neujahrswort und -wunsch.

In Amerika sagte mir einmal ein religiöser Sozialist: „Neue Wege kann man nur in der „Neuen Welt“ gehen.“ Und in der Tat ist

mancherlei in Amerika so, dass einer, der die ausgetretenen Wege nicht mehr gehen kann, sich dort ungemein wohl fühlt. Die Luft ist so frei — es ist schon wahr! Und der Materialismus des Amerikaners hat seine Wurzel in einem gesunden Realitätssinn. Dieser — so dämonisch er ist, solange ihn die Materie bindet, treibt wunderbare Früchte, sobald er eine Verbindung mit dem Geist eingeht. Immer wieder fiel es mir auf, dass man drüben nicht fragt: „Wie denken Sie über ...?" Oder: „Wie stehen Sie zu der und der Frage?" Sondern, da heisst's, wenn man zeigt, dass man Friedensfreund oder Sozialist oder sozialistischer Christ ist, auf Fragen antworten, die sehr real sind: „Was taten Sie während des Krieges?", oder: „Wie leben Sie, um mit den Arbeitern zusammenzukommen?" Jedenfalls nie: „Was denken Sie?", sondern immer „Was tun Sie?" Und da das Tun aus dem Denken entspringt, so ist das sicher eine tiefere, umfassendere Frage, denn denken, schwärmen, ersehnen kann man viel — das wenigste davon wird getan.

Aber wenn wir es so nehmen, dass „Neue Wege", so wie in der sogenannten „Neuen Welt", auch bei uns in Europa etwas sein müssen, was den Zustand intellektueller Erkenntnis überschreitet und zu lebendiger Lebensgestaltung wird, dann werden auch wir aus der Faustischen Problematik schneller zur Erlösung in befreiendem Geiste, in lebendigem Leben kommen!

In Wirklichkeit gibt es keine neuen Wege. Es gibt nur einen einzigen Weg, der immer war, immer ist und immer sein wird! Der uns aber durch die Wolken immer wieder verdunkelt wird, die unser eigenes allzu menschliches Getriebe produziert. Und die finsteren Mächte sind gewaltig am Werk. Besonders dort werfen sie sich mit aller Macht vor eines Menschen Weg, wo einer ganz ernst machen will mit der Nachfolge Christi. Darum tut alle Tage neue Klarheit not. Und besonders wenn ein neues Jahr beginnt, ist es gut, scharf und deutlich zu sehen, welches die Marksteine an unserem ewig neuen, ewig alten, ewig zukünftigen Wege sind. Die Wahrheit ist so gross, grösser als die Welt. Denn die Wahrheit ist Gott. Aber die Wahrheit ist eine Paradoxie. Aber die Wahrheit ist so klein — sie geht in eines einzigen Menschen hohle Hand. Weshalb ihr Kinder und Pathologen oft viel näher sind als Professoren und Theologen — denn sie sind „Schriftgelehrte" — und die Wahrheit braucht einfältige Kinder.

Im vorigen Jahr feierte ich Weihnachten bei den Arbeitern im Osten Berlins und bei den Obdachlosen im Asyl; bei dieser Gelegenheit konnte ich deutlich den neuen Weg herniederglänzen fühlen. Die neue Wirklichkeit, vor der die Lüge unserer heutigen konventionellen Welt eines Tages zusammenbrechen wird. Die einfache, selbstverständliche Brüderlichkeit, nach der heute noch unbewusst alle Herzen lechzen.

Sagen kann man sehr schlecht von den neuen Wegen — denn es sind dann nur wieder Worte, die Gedanken hervorrufen. Während die Wirklichkeit Gottes, um die es uns geht, im lebendigen Leben besteht. Leben kann man nicht lehren. Man kann darüber nicht reden. Sonst wird es ja wieder Dogma, Lehre. Gepresste Blumen, Herbarium, sind nicht Leben. Wissenschaft von den Schmetterlingen braucht Kästen mit vielen aufgespiessten Leichen. Und kommt doch dem Geheimnis schimmernder Flügel und leichten Tanzes nicht bei. Neue Wege können keinesfalls das Beschreiben und intellektuelle Problematisieren mit der Wissenschaft gemein haben. Sie werden jedenfalls lebendig gegangene Wege mutiger Menschen sein, die das Abenteuer des Glaubens nicht scheuen und das Verhängnis der Berufung nicht von sich abwerfen wollen. Sie werden ihre Herzen nicht verschliessen vor der Stimme der Liebe, die immer und zu allen, die sie hören wollen, dasselbe redet.

Und auch heute zur Jahreswende hört man sie reden, hört man sie rufen, wie sie zu allen Zeiten gerufen hat:

„Eines Bruders Not — ist *aller* Brüder Not!
Aller Brüder Not ist deine Not!
Wo einer hungert, friert, ohne Obdach ist,
Da bin ich hungrig, frierend, ohne Obdach!
Da bist du hungrig, frierend, ohne Obdach!
Ich und mein Bruder sind eins.
Du und dein Bruder sind eins!“

So die Liebe in jedem Herzen, das sie ergriffen hat. Und wer dann hingeht und tut das, was ihm auf seine ihm eigene Weise zu tun gegeben wird, der geht „neue Wege“ — der fand den ewig alten, einen Weg. Den Weg ins Leben. In dessen Herzen ist das Weihnachtslicht inwendig aufgebrochen. In dessen Seele hat das neue Jahr der Seele wirklich begonnen.

Dass solches Vielen geschehen möge, die den Mut haben, es zu erleiden, ist der beste Neujahrswunsch für unsere ganze Erde. Damit auf ihr Jesus Christus mehr werde als ein neuer Name für die alte Herzenshärte einer unbrüderlichen Welt! A. K.

2. Zusammenschluss.

Nun brennen zum letzten Mal die Lichtchen am diesjährigen Weihnachtsbaum! Wenn sie verlöschen, dann ist Weihnachten gewesen, und die Festfreude ist mit ihnen erloschen, — der Alltag mit aller Arbeit, Not und Plage fordert wieder sein Recht. Der *graue* Alltag, wie man ihn zu nennen pflegt.

Noch brennen die Lichtchen, — ich schaue sinnend in ihr Leuchten und Glänzen und frage nach ihrem Sinn. Sie brennen wunderbar ruhig, fast bewegungslos, in ganz zart abgetöntem bläulich-

rötlichem Schein, so schön in Form und Farbe, wie nur Weihnachtskerzen am grünen Weihnachtsbaum brennen können. Nichts ist an ihnen von flackernder Unrast, nichts von lachender Freude, viel mehr eine sinnend ernste Abgeklärtheit, die von ewiger Trauer spricht, etwas, was unsere Seele glauben macht, ihr Licht könnte nie verlöschen, ihr warmes Leuchten nie aufhören. Und doch — vielleicht eine halbe Stunde noch, dann werden sie aufgehört haben zu brennen, — dann wird es dunkel im Zimmer sein.

Wird es dann auch mit unserer Weihnachts- und Festfreude zu Ende sein? Ist sie so kurzlebig wie ein Weihnachtslicht? Reicht sie nicht über die Feiertage hinaus? Wird sie nicht hineinreichen in den Alltag? Wird sie nicht bei uns bleiben und den Alltag verklären?

Der wahre Sinn der Weihnacht liegt wohl in dem Gruss der Engel: „Siehe, ich verkündige euch grosse Freude," — dürfen wir nun nicht die Verheissung anreihen: „Und eure Freude soll niemand von euch nehmen!"

Gott gab die Freude. Er misst nicht kärglich zu. Was er schenkt, gibt er zu dauerndem Besitz, so dürfen wir wohl glauben, dass die Freude, die allem Volke widerfahren soll, als eine bleibende gedacht war von ihm, dem Geber.

Schneller, als ich gedacht, sind meine Lichtchen abgebrannt. Ich muss meine Zuflucht zur elektrischen Lampe, dem Augenblickslicht, nehmen, um weiter schreiben zu können. Das macht mich wieder noch nachdenklicher. Mit unserm Weihnachtslicht muss es eben doch anders sein! Wir sollten nie in Sorge sein müssen, dass es vor der Zeit — mitten herein, da wir noch gern feiern oder arbeiten wollen, erlischt, sodass wir dann gewissermassen eine Anleihe bei dem nächstbesten Lichte zu machen nötig hätten. Ja, ich möchte im Gegenteil mein Weihnachtslicht, meine Weihnachtsfreude mithineinnehmen in die nun kommenden Tage, die so oder so Arbeitstage sein werden. Sie sollen nicht, unter keiner Bedingung, grauer Alltag werden, sondern Tage aus Gott für Gott, mit einem stillen, feinen, warmen Glanz in aller und trotz aller Dunkelheit rundum. Dieser Glanz muss bleiben, wenn wir den Grundgedanken der heiligen Weihnacht fest im Herzen lebendig erhalten: Das Kind ist geboren, es ist zum Leben gekommen, zu dem Leben, an dem unsere Herzen und Seelen ihr Leben entzünden können. Des Kindes Leben wurde Hingabe an die Menschenbrüder und -schwestern, — unseres muss das, wenn es seiner Art sein soll, auch werden.

Wie aber kann es das werden? Wem von uns wird es möglich sein, zu all denen zu gelangen, die unserer Hilfe, unserer Treue unserer Liebe, unserer mittragenden Kräfte bedürfen werden? Ja, werden wir zur rechten Zeit erfahren, wer auf uns wartet und wo unsere Gegenwart zu Trost und Freude ersehnt wird?

Werden wir überhaupt jederzeit bereit und gerüstet sein, Lebensströme durch uns hindurchgehen zu lassen und weiterzuleiten zu jenen, die ihrer bedürfen?

Das alte Jahr geht zur Ruhe, — ein neues zieht herauf. Wir Menschen grüssen uns bei seinem Beginn mit gegenseitigen guten Wünschen. Aus weiter Ferne kommend, will heute ein besonderer Wunsch zu den Freunden und Lesern der „Neuen Wege" zu diesem Jahresanfang sprechen; er liegt beschlossen in einem Wort, das aus tiefster, ernster Seele kam und nun einen Widerhall sucht in andern Seelen, — in allen, die es aufnehmen und es zu lebenerweckender Kraft werden lassen wollen. Wie es zu mir kam, so gebe ich's weiter: „Ich wünsche innig, heisst es, dass die Verbindung zwischen uns im kommenden Jahre nur immer mehr eine Gemeinschaft des Kampfes für Gott würde. Vielleicht, dass ein Ring von Menschen, die in Kampf und Gebet für Gottes Sache verbunden sind, jetzt das Notwendigste ist, was es gibt." Ist nicht in Wahrheit dies das Notwendigste? Mein Wunsch ist's, dass wir Leser und Freunde der „Neuen Wege" uns mit ganzer Seele zu diesem Ringe zusammenschlössen, — still im Geist, — dass wir, wie Blumhardt es nannte, „eine b r e n n e n d e Gemeinde würden, deren Warten auf die Zukunft des Herrn zu einem Kampf, zu einer Arbeit um das Vergehen von Himmel und Erde, das verheissen ist, werden soll." Von Weihnachten her, das sei unser Wünschen und Wollen, möge das Neue, das durch die frohe Botschaft von Christi Menschwerdung zu uns gekommen ist, in uns zu einem Feuer werden, das in uns alles falsche Leben verbrennt, damit wir gegen alle falschen Unterlagen des Lebens der Menschen (die gerade in besonders scharfer Deutlichkeit zum Weihnachtsfest in die Erscheinung zu treten pflegen und sich von Jahr zu Jahr zu steigern scheinen) in heiligem Feuer brennen.

Liebe Freunde, wir müssen uns, im Geiste innig verbunden, in heiligem Ernste die Hände reichen zu gemeinsamem Glauben und Beten, und wir sollten in stillen Morgen- und Abendstunden, wenn das laute Treiben der Welt draussen für kurze Zeit zum Schweigen gekommen ist, fürbittend unsere Hände falten, derer gedenkend, die im heissesten Kampf um Gottes Reich auf Erden stehen, für sie, die kämpfen müssen auf Tod und Leben — um d a s Leben, um unser aller L e b e n. Wir müssen beten, dass sie nicht ermatten in ihrem Glauben, in ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, — wir m ü s s e n G l a u b e n h a l t e n f ü r s i e. W i r dürfen ja M i t kämpfer sein, wenn wir's auch vielleicht nur ganz in der Stille sein können. Das aber ist nicht nur unser Vorrecht, viel mehr noch unsere Aufgabe. Diese Aufgabe weise uns den rechten Weg. Sie sei das Licht, am Weihnachtsglanz entzündet, das uns ins neue Jahr hinein und durch jeden Tag, durch jede Stunde desselben hindurch leuchten soll. Die-

ses Licht soll uns verbleiben, wenn längst die Kerzen am Weihnachtsbaum herabgebrannt sind, — es soll uns selber leuchten machen, als lebendige Zeugen göttlichen Lebens!

28. Dezember 1928. K. S.

Berichte

1. Von den Kriegsdienstgegnern.

Das stille Wallfahrtsstädtchen Sonntagsberg in Niederösterreich beherbergte vom 27.–31. Juli dieses Jahres gar seltsame Gäste: Asiaten und Europäer, Amerikaner und Australier kamen dort zusammen, um teilzunehmen am 3. Kongress der seit 1921 bestehenden Internationale der Kriegsdienstgegner. Achtzehn Nationen aus vier Erdteilen (nur Afrika blieb fern) waren durch 150 Delegierte vertreten. Merkwürdig verschieden waren die Kreise, denen all unsere Kameraden entstammen. Friedlich sassen da zusammen Katholiken, Protestanten, Juden, Grossdeutsche, Nazarener, Bahaisten, Sozialdemokraten, Kommunisten, Anarchisten, Christokraten, Zionisten, Tolstoianer, Freidenker und Freireligiöse! Mögen ihre Ansichten in verschiedenen Punkten wesentlich sich voneinander unterscheiden, im ernsthaften Willen, entschieden gegen jeden Krieg und jede Kriegsdienstpflicht zu kämpfen, waren sie einig: Si vis pacem, para pacem!

Am Freitag den 27. Juli, abends fünf Uhr, eröffnete der Vorsitzende der Internationale der Kriegsdienstgegner, A. Fenner-Brockway, mit kurzen Begrüssungsworten die Konferenz. Er erinnerte an die vierhundert Kriegsdienstverweigerer der ganzen Welt, die augenblicklich ihrer Ueberzeugung wegen in den Gefängnissen liegen.

Frau Olga Misar (Vorsitzende des Bundes der Kriegsdienstgegner Oesterreichs) gab ihrer Freude darüber Ausdruck, dass es möglich geworden sei, dass wir Menschen aus vielen Ländern, mit verschiedenen Sprachen, wegen der einen Idee zusammenkommen konnten. Sie erwähnte, dass den neun russischen Kameraden, unter Führung Valentin Bulgakovs (Tolstois letztem Sekretär), die Einreisebewilligung durch die österreichische Regierung verweigert worden sei. Trotzdem konnte Russland durch Nikolai Scheiermann, einen in Schweden lebenden Russen, vertreten sein. Schmerzlich berührte ihre Mitteilung, dass die Sozialdemokratische Partei die Einladung zur Teilnahme am Kongresse ausgeschlagen hatte. Darum freute uns die Anfrage der Arbeiterschaft des am Fusse des Sonntagsberges gelegenen Städtchens Rosenau besonders, als sie um die Entsendung von fünf Referenten aus dem Kreise unserer Freunde für ihre Sonntagnachmittagsversammlung baten.

Der Führer der herrschaftslosen Sozialisten Oesterreichs, Rudolf Grossmann, empfand es als Sühne (denn für ihn trug Oesterreich die Schuld am Kriege, „. . . von hier aus wurde die Brandfackel des Krieges in die Welt hinausgetragen“), mitzuhelfen, dass der Antimilitarismus durchbreche. Sein Wunsch „Krieg dem Kriege!“ entspringe dem Willen, Träger höchster Kulturgüter zu sein.

Mahatma Gandhi liess uns durch seinen Freund und Mitarbeiter Ratendra Prasad seine Grüsse überbringen; auf diese Weise hörten wir auch, dass Gandhi seine augenblickliche Anwesenheit in Indien dringend notwendig erachtet. Doch im kommenden Jahre hofft er selbst nach Europa zu kommen!

Mir fehlen die Worte, um das erste gemeinsame zu Tische sitzen zu schil-

dern. Endlich konnten dem Namen nach alte Bekannte persönlich begrüsst werden. Ein Völkerbund en miniature!

Der Samstag war ausschliesslich der Berichterstattung des Sekretärs der I. d. K. als auch derjenigen der Delegierten der verschiedenen Länder gewidmet.

Runham Brown, ehrenamtlicher Sekretär unserer Internationale der Kriegsdienstgegner, erklärte, dass der Moment gekommen sei, wo der persönliche Widerstand gegen den Kriegsdienst eine soziale Tat werden kann. „Die Völker sind von einem grossen Misstrauen gegen die Regierungen erfüllt, welche Frieden heucheln und weiterrüsten.“ Er forderte internationale Kontrolle der Wirtschaft und Eintreten für die russischen Abrüstungsvorschläge, unabhängig davon, ob man von der Aufrichtigkeit der russischen Regierung überzeugt sei.

Aus den Berichten der einzelnen Länder gewann man den Eindruck, dass in Polen, Holland, Bulgarien und der Tschechoslovakei, als den Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht, kleine Gruppen wie einzelne Persönlichkeiten unter grossen Schwierigkeiten und Gefahren sich für den Antimilitarismus einsetzen. Italien konnte überhaupt keine Delegierten entsenden, auch nicht schriftlich (der Zensur wegen) an uns gelangen, da die Freunde in Italien alle unter der Aufsicht der „Schwarzhemden“ stehen. Harald Bing, von den britischen No more war Mouvement, durchreiste das Land und erfuhr in Unterredungen, was dort im Geheimen verborgen gearbeitet und auch geduldet wird für unsere Sache. Wiederholte Hausdurchsuchungen sind an der Tagesordnung. —

Der Sonntag begann mit einer gemeinsamen Andacht. Es war ein Wagnis, für so verschiedene Bekenntnisse eine gemeinsame Feier zu veranstalten. Doch sie gelang. Nur Wenige blieben fern. Premysl Pitter (Tschechoslovakei) leitete sie. Wer hätte nicht freudig miteinverstanden sein können, als die kurzen Worte eines jungen Katholiken ausklangen in die Bitte: Dein Reich komme!? Das vertraute Lied „Näher, mein Gott, zu dir,“ deutsch und englisch zugleich gesungen, liess deutlich die gemeinsame Grundlage wahrnehmen. Solche Augenblicke muss man erlebt haben, und wenn sie uns nur etwas Gemeinsames, alle Umfassendes, spüren liessen, war's eben nicht zu „fassen“, kann es mit Worten nicht wiedergegeben werden.

Dr. Hans Kohn, Delegierter für Palästina, zionistischer Publizist, fand mit seinem weitausholenden Referate über die zukünftige Politik der Internationale der Kriegsdienstgegner das stärkste Interesse. Er führte aus, dass, soziologisch betrachtet, sich die bisherige Tätigkeit der Internationale der Kriegsdienstgegner im Stadium der Sekte befunden habe, aus der sie herauswachsen und zu einer starken Volksbewegung werden müsse. „Wir wollen keine Märtyrer hervorbringen, aber wir wollen energisch für die Aechtung jeden Krieges kämpfen. Die Internationale der Kriegsdienstgegner muss ihre Kräfte auf die wichtigsten Punkte konzentrieren in denjenigen Ländern, wo das Milizsystem zumeist als das Ideal bezeichnet wird.“

Zu diesem Zwecke muss sie (die I. d. K.) nicht nur die Bünde radikaler Antimilitaristen wie die Quäker, die Internationale der Kriegsdienstgegner, das internationale antimilitaristische Büro in Holland, mit denen sie in enger Fühlung steht, umfassen, sondern sie hat künftig Verbindung zu suchen mit dem Internationalen Friedensbüro in Genf, der sozialistischen Internationale, der deutschen Jugendbewegung, mit den Lehrerorganisationen und anderen kulturellen und politischen Bewegungen, die mit dem Pazifismus sympathisieren. „Wir müssen für die Stummen und Kleinen eintreten, für jene, die nicht für sich selbst sprechen können, für die kleinen Länder, die gerade die grössten Gefahrenherde des Friedens sind, und der Gedanke des Antimilitarismus muss in diese Länder durch Publikation von Schriften in ihren Sprachen hineingetragen werden.“

Mit den uns näher stehenden Gruppen ist eine Kerntruppe des Antilimitarismus zu bilden, fernerstehende sollen als Propagandabasis benutzt werden,

von welcher aus weitergearbeitet werden kann. Auf die Zusammenarbeit aller religiösen Pazifisten, welche während der letzten fünfzehn Jahre bezeichnenderweise die stärkste Stosskraft ausübten, ist das allergrösste Gewicht zu legen!

Wichtigste Aufgabe ist die Bekämpfung der Wehrpflicht und die Erringung der Gewissensfreiheit auch auf staatlichem Gebiete. Grundlage für die zukünftige Arbeit muss die Solidarität der menschlichen Gesellschaft und die Achtung vor der Würde des Menschen sein.

Die Diskussion über dieses Referat bedurfte des ganzen Abends; in den paar Freistunden des Sonntagnachmittags bot sich Zeit für die Sammlung daraufhin, wer deren bedurfte, zog hinauf, an der mächtigen Dreifaltigkeitswallfahrtskirche vorbei, dem Berghange zu.

Am Montagmorgen forderte Dr. Helene Stöcker Anerkennung des Rechtes der Unterdrückten auf Revolution. Es zu verneinen, hiesse erst recht, die Heiligkeit des Menschenlebens verneinen. Das Proletariat müsse aber andere Mittel finden, als der Staat sie gebrauche.

A. Fenner-Brockway, der Sekretär der englischen Unabhängigen Arbeiterpartei, wies auf den Steuerstreik von 90 000 indischen Bauern hin, der ein Beispiel für gewaltlosen Widerstand sei. Der Krieg ist durch die Intellektuellen allein nicht aufzuhalten. Die gemeinsame Front der Transportarbeiter, Lokomotivführer, Ingenieure, Chemiker und Bergarbeiter aber werde ihm Halt gebieten.

Walter H. Ayles erwähnte, dass die engliche Landesbewegung, in der sich viele Tausend Mitglieder befinden, hoffen dürfe, in einigen Jahren einen etwa drohenden Krieg durch ihren moralischen und numerischen Einfluss verhindern zu können. Denn die Engländer haben die stärkste Bewegung, ein gutes Monatsblatt und mehrere Mitglieder als Abgeordnete im Unterhaus!

Dann übte Walter Ayles Kritik am Kellogg-Pakt. Nach seiner Ansicht bedeutete Briands erster Paktvorschlag nichts anderes, als den Versuch, die Neutralität Amerikas in einem etwaigen Kriege Frankreichs gegen England oder Italien zu gewinnen. Durch die Vorbehalte der Grossmächte, die den Kellogg-Pakt annehmen wollen, werde der Krieg an sich immer noch anerkannt, wenigstens in einigen Fällen. Diese aber sind die einzigen, in denen Krieg überhaupt noch ausbrechen kann. Er anerkennt jedoch den Wert der Diskussion über den Pakt, der die grossartigste Propaganda für den Gedanken der Kriegsächtung ist. Die Volksmassen müssen erkennen, dass vollständige Abrüstung die einzige Möglichkeit ist, den Krieg für immer zu ächten.

James Saunders, Neuseeland (Australien), war während des Krieges zwei Jahre lang im Kerker, schlechter behandelt als ein Verbrecher. „Der Krieg ist sinnlos," sagte er, „alle Menschen verlieren nur durch den Krieg, auch die sogenannten Sieger. Wir waren weit vom Kriegsschauplatze entfernt und doch haben wir entsetzlich gelitten, weil England unser Geld und unsere Männer brauchte." Die Antikriegsbewegung ist auf Neuseeland besonders mächtig. Seit Kriegsende standen 40 000 Menschen vor den Gerichten, weil sie nicht einrücken wollten!

Eugen Relgis, Redaktor des „Adeverul", der die rumänischen Friedensfreunde und Kriegsdienstgegner auf dem Kongress vertrat, brachte den Antrag ein, eine pazifistische Internationale zu schaffen, die alle pazifistischen Gruppen zusammenfassen soll, um unter Hintansetzung aller ideologischen Gegensätze dem internationalen Kampf gegen den Krieg einen festeren organisatorischen Rückhalt zu geben. Herr Relgis hat seinen Vorschlag auch unserem Gesinnungsfreunde Romain Rolland übermittelt. Dieser antwortete darauf in einem ausführlichen Briefe an den Kongress, mit welchem er uns seiner brüderlichen Sympathie versicherte. Dem Optimismus von Eugen Relgis und Professor Georg Fr. Nicolai, die auf ein plötzliches und baldiges Verschwinden des Krieges, hervorgerufen durch die Uebersteigerung seiner Mittel, zählen, teilt Romain Rolland nicht. „Der Krieg," so schrieb er,

„mit neuen und gigantischen Mitteln ausgerüstet, droht erst dann zu verschwinden, nachdem er die Menschheit zum Verschwinden gebracht hat."

„Die Menschheit ist in Gefahr! Organisieren wir ihre Verteidigung! Stellen wir alles, was uns trennt, zurück. Alle unsere Verschiedenheiten der Weltanschauung, alle unsere politischen, religiösen, sozialen und philosophischen Unterschiede. Es ist nicht die Aufgabe des gegenwärtigen Augenblicks, einen allein gültigen Lehrsatz auszuarbeiten, um ihn durch einen einstimmigen Beschluss den Friedensfreunden aufzuerlegen. Jede Theorie, sei sie nun wissenschaftlich oder religiös, ist Gegenstand der Diskussion. Wenn man die Einigkeit der Geister zu streng begründen will, zerstört man sie."

„Es handelt sich für uns in dieser Stunde um nichts anderes, als in der ganzen Welt eine einige Front gegen den Krieg herzustellen. Verkünden wir den Widerstand, die Widersetzlichkeit, die Ablehnung, das unbedingte Nein gegenüber dem Kriege!"

„Wenn wir schon einen alle umfassenden Grundsatz brauchen, auf welchem wir unsere Tätigkeit aufbauen wollen, dann genügt hierfür der Grundsatz der Solidarität, der gegenseitigen Hilfe, ich möchte sagen, der Gemeinschaft aller Lebenden. Das ist ein klarer und unmittelbarer Gedanke. Und ob nun die einen oder die andern von verschiedenen Ueberzeugungen ausgehen mögen (sei es von dem Glauben an einen göttlichen Vater, dessen Kinder wir alle sind, oder sei es von einem wissenschaftlichen Monismus), für uns alle handelt es sich mit zwingender Notwendigkeit um die Erfüllung einer zwingenden sittlichen Pflicht, eines kategorischen Imperativs."

„Vereinigen wir alle unsere geistigen Kräfte, die uns das Leben gibt, gegen die Gewalten des Todes!"

Die vorgelesenen Worte Romain Rollands vermochten wohl alle Anwesenden zu begeistern und mehr als das.

Der Holländer, Albert de Jong, Sekretär der Internationalen antimilitaristischen Kommission (Sitz: Haag, Holland) skizzierte die Organisation des Konterkriegs durch folgende drei Punkte:

Die Arbeiter, die Anhänger des Generalstreikes gegen den Krieg sind, sollten sich sofort vereinigen, um

1. Festzustellen:

a) welche Betriebe in jedem Lande für Kriegszwecke arbeiten;

b) welche Betriebe beim Kriegsausbruch in Kriegsbetriebe umgewandelt werden können (Farbstoffe und Giftgase; Kunstseide und Sprengstoffe);

2. In einem jeden solchen Betrieb einen Fabrikausschuss zu bilden, der festzustellen hätte:

a) In welcher Weise im Kriegsfall die vorhandenen Vorräte an Kriegsmaterial mit wenigstmöglicher Gefahr für die Umgebung unbrauchbar gemacht werden können;

b) Was technisch im Betrieb geschehen muss, um die Maschinen und Geräte zur Anfertigung von Rüstungszeug unmöglich zu machen;

c) In welcher Weise die Beförderung von Rüstungszeug und Soldaten praktisch zu verhindern wäre;

d) Wie die Organisation des Generalstreiks vorgenommen werden müsste.

„Nur auf diese Weise wird es gelingen, die breiten Massen, die letzten Endes die Kriegsverhinderung vorzunehmen haben, schon heute wirksam und wirklich in den Kampf gegen den Krieg einzubeziehen und die Nowendigkeit der Kriegsverhinderung in ihrem Geiste zu verankern."

Am Dienstagmorgen, den 31. Juli, fuhren wir wieder nach Wien zurück. Nachmittagsviereinhalb Uhr waren wir Kriegsdienstgegner offizielle Gäste beim Bürgermeister im Rathaus von Wien. Es wird gewiss einzig dastehen, dass ausgesprochene Antimilitaristen von den Vertretern der Behörden empfangen werden!

Als Abschluss der internationalen Konferenz fand am Abend im grossen Saale des Arbeiterheimes des 10. Bezirkes an der Laxenburgerstrasse eine öffentliche Kundgebung statt, welche Frau Olga Misar leitete.

Als Redner stellten sich zur Verfügung: Premysl Pitter - Tschechoslovakei, Madeleine Vernet - Frankreich, Tarini Sinha - Indien, Professor Dr. J. Ude - Graz, Rudolf Grossmann - Wien, Freiherr von Schönaich, Generalmajor a. D. Letzterer wurde stürmisch begrüsst. Dies ist leicht verständlich, wenn man bedenkt, dass dieser ehemalige Militär 38 Dienstjahre hinter sich hat, dann den Mut zur Umkehr aufbrachte und jetzt bereits seit zehn Jahren antimilitaristisch tätig ist.

Den Höhepunkt des Abends stellte das mutige Referat des katholischen Priesters und Hochschulprofessors Dr. Ude dar. Vom Standpunkte der katholischen Moral aus wies er nach, dass gerechte Kriege nicht mehr geführt werden können. Die Folgerung ist für ihn, der nur ein Schüler seines Meisters, dem er unbedingt nachfolgen will, klar. Bedauerlich waren die während dieses Referates immer stärker werdenden Rufe gegen die Kirche. Professor Ude bemerkte doch, dass er ganz isoliert stünde und dass auch das Volk ihm helfen müsse in seinem Kampfe. Ruhiger wurde es erst gegen den Schluss hin, bis die ungefähr 1500 Anwesenden sich ganz still verhielten und als das Wort fiel „Kriegsdienstverweigerung ist internationale, heilige Pflicht!“

Alfred Rusterholz.

2. Die modernen Kriegsmethoden und der Schutz der Zivilbevölkerung.

Die von der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit veranstaltete Studienkonferenz, die vom 4.—6. Jan. in Frankfurt a. M. tagte und sich hauptsächlich mit den modernen Kriegsmethoden und dem Schutz der Zivilbevölkerung befasste, hat mit Recht in der Presse und im Publikum grosse Beachtung gefunden und darf wohl als ein voller Erfolg bezeichnet werden.

Wie von den Veranstalterinnen der Konferenz immer wieder betont wurde, handelte es sich dabei selbstverständlich nicht bloss um die Verurteilung der modernen Kriegsmethoden, sondern um die Verurteilung des Krieges überhaupt. Es sollte nur anhand der furchtbaren Entwicklungen, welche die Kriegstechnik genommen hat, die ganze Furchtbarkeit des Krieges dargetan werden. Und auch da wieder war es durchaus nicht die Meinung der Veranstalterinnen der Konferenz, bloss mit der Furcht zu wirken, bloss darauf hinzuweisen: diese Schrecken erwarten euch und eure Kinder, darum müsst ihr einen neuen Krieg zu verhindern suchen. Nein, es lag ihnen mindestens ebenso sehr daran, den Konferenzteilnehmern und der Bevölkerung überhaupt vor Augen zu führen, wie die Menschheit als Ganzes geschändet wird, wenn sie es weiter duldet, dass Wissenschaft und Technik, Erfindungsgabe und Genie dazu ausgenützt werden, immer neue Methoden der Zerstörung und Vernichtung zu ersinnen, wie in einer solchen Atmosphäre der tückischsten Mordvorbereitungen alles Menschliche ersticken muss. Und wie verschieden die Redner und ihre Themen waren, so tauchte gerade dieser Gedanke beinahe bei jedem derselben wieder auf.

Es war schon bezeichnend, dass der Vertreter des Frankfurter Magistrats, Bürgermeister Gräf, in seinem Begrüssungswort davon ausging, was er als Vorsteher der Frankfurter Fürsorge von den Nachwirkungen des Krieges spüre. Im Gegensatz zu gewissen Gepflogenheiten bei uns in der Schweiz erklärte er, dass jeder irrenärztlich untersucht werden sollte, der heute noch von Krieg spreche und dass jeder, der den Krieg propagiere, als Verbrecher erklärt werden sollte. Er führte auch das schöne Wort des Frankfurters Ludwig Börne an: „Sind Friede und Freundschaft unter den Menschen Träume? Nein, der Hass und Krieg sind Träume, aus denen man bald erwachen wird.“

Der Berliner Pharmakologe Prof. Lewin, der durch seine fachwissenschaftlichen Studien über Rausch- und Pfeilgifte weltbekannt geworden ist, knüpfte in seinem Vortrag über „Die Vergiftungsgefahr durch Giftgase" unter anderm an einen Ausspruch Moltkes an: „Der Krieg solle möglichst kurz sein; der Friede sei durch alle Mittel zu erzielen, die nicht verwerflich seien", und warf im Zusammenhang damit die Frage auf, ob der Giftgaskrieg zu den verwerflichen Mitteln gehöre oder nicht. Wie er sie beantwortet, geht daraus hervor, dass er darauf hinwies, wie er sehr oft als Sachverständiger bei Giftmordprozessen zugezogen werde und wie die Giftmörder immer zu den verächtlichsten Verbrechern gezählt werden, weil der Giftmord ein besonders feiger Mord ist. Auch bringt er die erschreckende Zunahme der Giftmorde seit dem Weltkrieg in Zusammenhang mit der ganzen Verrohung, die durch den Krieg erzeugt wurde.

Francis Delaisi, der bekannte französische Nationalökonom, sprach in seiner Arbeit über „Die Verknüpfung der Kriegs- und Friedensindustrien" den Gedanken aus: „Bis dahin haben sich die Völker gerüstet, um der „Sicherheit" willen, heute liegt die Sicherheit in der Abrüstung, und der Kampf spielt sich nicht mehr ab zwischen Nation und Nation, sondern zwischen jenen, die diese Wahrheit erfasst haben und jenen, die noch in den alten Anschauungen stecken." Sehr interessant war auch sein Nachweis, wie namentlich die kleinen Völker und die rohstoffarmen Völker in einem Kriege von vornherein wehrlos wären, weil man sie durch das Abschneiden der Rohstoffzufuhr sofort lahmlegen könnte, ja, wie sie auch jetzt schon infolge ihrer ökonomischen Abhängigkeit praktisch einen grossen Teil ihrer nationalen Unabhängigkeit eingebüsst haben. Mussolini kann sich noch so drohend gebärden, wenn ihm England nicht das Petroleum für seine Kriegsschiffe und Luftschiffe liefert, so muss er es beim Drohen bewenden lassen.

Diese wirtschaftliche Seite der Frage wurde dann noch einmal in der abschliessenden Versammlung von seiten der Kommunisten aufgegriffen, die eine Besiegung des Krieges selbstverständlich nur im Zusammenhang mit dem Sturz des Kapitalismus erwarteten und für diesen Sturz des kapitalistischen Wirtschaftssystems auch Waffengewalt anwenden würden. Dem gegenüber betonte die Vorsitzende der abschliessenden Tagung, Frau Perlen aus Stuttgart, mit aller Entschiedenheit, dass die Frauenliga zwar immer für eine Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Sinne des Sozialismus eingestanden sei, dass sie aber auch in diesem Kampfe um eine bessere soziale Gerechtigkeit den Sieg niemals von der Waffengewalt her erwarte.

Der Vortrag von Dr. Steck, dem Chef der eidgenössischen Gasschutzstelle, hat, auf jeden Fall in unserer schweizerischen Presse, Anlass zu einigen Erörterungen gegeben. Wie war er aufzufassen? Erwies er die Möglichkeit eines Gasschutzes, und wenn ja, wie kam dann die Konferenz dazu, in ihrer Schlussresolution sich dahin zu äussern, „dass es keine wirksamen Schutzmassnahmen gegen die Zerstörungsmittel gebe, die die Wissenschaft in den Dienst des Krieges stelle"? In einem Leitartikel der „Basler Nachrichten" (Nr. 9, 10. Januar) wird klipp und klar dargelegt, dass die Ausführungen Dr. Stecks zu dem unwiderleglichen Schluss der Zulänglichkeit unserer heutigen Gasschutzmittel geführt hätten und dass die Veranstalterinnen der Konferenz die Tatsachen, die ihnen da vorgeführt worden seien, wissentlich und geflissentlich unterschlagen hätten. In Wirklichkeit sind die Meinungen darüber verschieden, was Dr. Steck mit seinen Ausführungen beweisen wollte. Was er erreichte, war ganz sicher das, dass man wohl den Eindruck bekam von sehr sorgfältig ausgedachten und ausgeklügelten Schutzvorrichtungen für den Soldaten und den Sanitäter, Schutzvorrichtungen, die unter günstigen Bedingungen auch richtig funktionieren werden, die aber im besten Falle eine sehr dünne Scheidewand zwischen Leben und Tod aufrichten. Von dem „Kollektivschutz", den man so freundlich der Zivilbevölkerung zuspricht, kann nicht einmal so viel

gesagt werden. Wie stellt man sich den Bau solcher Zufluchtsstätten vor, wie die Uebersiedlung einer ganzen Bevölkerung in solche Unterstände, wie das Leben dort, die Verproviantierung? Das sich auszumalen, blieb dem freundlichen Hörer überlassen. Und dann folgte auf diesen rein theoretischen Vortrag, der auch nichts anderes als eine theoretische Auseinandersetzung sein konnte, die aus Erfahrungen des Weltkrieges stammende Schilderung des ehemaligen Gasschutzoffiziers Studienrat Waldus Nestler, die in ihrer Anschaulichkeit und Bewegtheit und Eindringlichkeit wie mit Fackelschein die Tatsächlichkeit des Giftgasschutzes beleuchtete: Theoretisch für die Mannschaft vielleicht noch denkbar, praktisch für die Zivilbevölkerung unmöglich.

Aber dass auch für die Truppen der Gasschutz sehr illusorisch werden kann, ging aus den Ausführungen Dr. Gertrud Wokers und des schwedischen Hauptmanns Brunkogs hervor. Dr. Woker wies namentlich auf die Kombinationseffekte der Giftgas-, Explosiv- und Phosphorverbindungen hin, denen gegenüber die Gasmasken und sogar die Gasanzüge nicht mehr genügen, und Hauptmann Brunskog illustrierte die verschiedenen Möglichkeiten solcher kombinierter Angriffe, indem er anhand von Zahlen die „Fortschritte" der Militärtechnik darlegte. Auch hier wieder trat es deutlich zutage, wie namentlich die kleinen Länder den Angriffen der sie umgebenden Nachbarn wehrlos preisgegeben sind; aber auch grössere Länder, wie Deutschland, können bei der heutigen Fahrtweite der Luftgeschwader bis tief über ihre Grenzen hinein erreicht werden. Jede Aktion der Landheere und Meeresflotten kann durch Luftangriffe verhindert werden, ja ihre Existenz ist schwer gefährdet.

Es ist natürlich nicht möglich, in einem einzigen Berichte auch nur annähernd die Fülle des Tatsachenmaterials wiederzugeben, das in dieser dreitägigen Konferenz zusammengetragen wurde. Die Veröffentlichung der verschiedenen Referate ist in Aussicht genommen, und es ist sehr zu hoffen, dass sie zustande komme. Denn wenn auch das Wissen um die Dinge noch nicht Erkenntnis bedeutet, so ist doch das Wissen ein Schritt zur Erkenntnis hin, und auf jeden Fall ist es nicht umsonst, dass die Militärfreunde so ängstlich bemüht sind, das Publikum, die Massen, im Dunkel zu lassen über das, was ihnen bevorstünde, wenn es noch einmal zu einem Kriege käme. Den Schleier dieses Geheimnisses etwas gelüftet zu haben, ist zweifellos eines der Verdienste der Frankfurter Konferenz. Sehr schön war auch das Zusammenwirken der verschiedenen Nationalitäten und der Vertreter der verschiedenen Wissens- und Berufsgebiete, von Laien und Fachleuten, von Männern und Frauen. Es war die Konferenz wirklich selbst eine Illustration zu Delaisis Ausspruch, dass der Kampf um den Frieden nicht ein Kampf zwischen Nationen und Rassen ist, sondern ein Kampf zwischen denen, die den furchtbaren Ernst der Stunde erfasst haben und an die Möglichkeit einer Besiegung des Krieges glauben und denen, die blind und starr am Alten festhalten, weil sie fürchten, es falle alles zusammen, wenn an der altgeheiligten Institution des Wehrwesens gerüttelt wird.

Clara Ragaz.

3. Baltische Konferenz des Versöhnungsbundes in Tartu, 27.—31. Oktober 1928.

Die baltischen Völker haben erst nach jahrhundertelanger wirtschaftlicher und nationaler Unterdrückung ihre staatliche Freiheit und nationale Unabhängigkeit wieder erlangt und machen nunmehr grosse Anstrengungen, ihr politisches, soziales und kirchliches Leben neu aufzubauen. Sie haben dabei nicht nur die schwierige Frage der deutschen und russischen Minderheiten, die vor dem Kriege die herrschende Klasse bildeten, zu lösen, sondern als unmittelbare Nachbarn Soviet-Russlands dessen militärische Uebermacht und kommunistische Propaganda zu fürchten, befinden sie sich auch in einer schwierigen internationalen Lage. Wir finden deshalb nicht nur die allgemeine Wehrpflicht in diesen Staaten, sondern auch freiwillige militärische Schutzverbände, denen

sich selbst Frauen anschliessen und in zahlreichen Schulen sind militärische Uebungen obligatorisch.

Die Konferenz, die von der schwedischen Gruppe zusammen mit dem internationalen Büro vorbereitet wurde, hatte sich die Aufgabe gestellt, die Bewegung in diesen Ländern fest zu begründen. Das Programm behandelte die Grundfrage unserer Bewegung: die Bruderliebe und ihre Anwendung im individuellen, politischen, sozialen und kirchlichen Leben. Die Konferenz zählte etwa 220 Teilnehmer, davon die überwiegende Mehrheit aus Estland, ferner Delegierte aus Lettland, Finnland und Schweden. Sie hinterliess in der Oeffentlichkeit einen sehr tiefen Eindruck, besonders auch in kirchlichen Kreisen, und führte zur endgültigen Bildung einer selbständigen Gruppe in Estland. Eine ähnliche Konferenz wird für 1929 in Riga vorgeschlagen, um die Bewegung in Lettland einzuführen.

Verschiedene Redner, wie Nathanael Beskow und Pastor Thysell aus Schweden, Siegmund-Schultze, Hermann Hoffmann, Deutschland, Emile Fabre, Frankreich, Rev. Elmslie, England, und Dr. Ewald, Oesterreich, hielten vor und nach der Konferenz erfolgreiche Vorträge in den verschiedenen benachbarten Ländern wie Lettland, Finnland, Schweden und Dänemark.

Die Befestigung der Bewegung in diesen Gebieten scheint besonders wichtig aus dem Grunde, weil unsere Arbeit von hier aus am besten Eingang finden wird nach Russland, wann immer die Zeit dafür kommen wird.

(Mitteilungen des Versöhnungsbundes.)

4. Auf einer deutschen Jugendtagung.

Am Neujahrstag früh fuhr ich ins „Reich“ hinaus, zum Jahrestreffen einer Jugendbewegung, der sogenannten Köngener. Ein ehemaliger Schüler, der Sohn eines grossen Vorkämpfers der Friedenssache, hatte mich dazu eingeladen und freundschaftlich genötigt. Es handelte sich um eine der Friedensfrage gewidmete Woche. Nahe bei der alten Reichsstadt Schwäbisch-Hall erhebt sich auf einem freien Hügel mächtig, mit Türmen und Wällen die Comburg. Es ist eine Feste aus grauer Vorzeit. Als ihre einstigen Besitzer als Kreuzfahrer ins Heilige Land zogen, übergaben sie die Burg den Benediktinern, die dort eine romanische Kapelle und viel später eine stolze Barockkirche erbauten. Jetzt hat sich in den alten Hallen ein Volkshochschulheim eingerichtet, das, im Geiste eines parteiüberlegenen Sozialismus geleitet, Sozialdemokraten und Kommunisten, Freidenker und Katholiken, Nationalisten und Internationalisten in grosser Harmonie zu ernstem geistigem Suchen vereinigt und Mittelpunkt von viel anderem neuem Leben ist. Und da sage man noch, es gebe nichts Neues unter der Sonne!

Auch zu unserer Tagung war eine sehr bunte Mischung von Geistern eingeladen: Bürgerliche, Sozialdemokraten, Kommunisten, Nationalisten, Nationalsoziale, Katholiken und Protestanten, Kirchliche und Unkirchliche, Gläubige und Ungläubige. Es konnte einem schon etwas bange vor solchem Babylon werden. Und doch, am Ende leuchtet etwas auf wie eine höhere Einheit, die aus dem Chaos unserer Tage zu einer neuen Schöpfung führen will.

Es war ein heisses Ringen. Die ganze Tiefgründigkeit und Problemfreudigkeit des besten deutschen Wesens trat einem greifbar entgegen, aber auch die Berufung des deutschen Volkes zu führender geistiger Schöpfungsarbeit. Freilich auch gewisse Gefahren des deutschen Wesens: das Hängenbleiben in den Problemen, eine gewisse Scheu vor dem Aktivwerden in den Dingen des politisch-sozialen Lebens, überhaupt vor praktischer Weltgestaltung aus dem Gedanken heraus, eine Ueberbetonung des Seins gegenüber dem Sollen, des Schicksals gegenüber der Freiheit — auch eine Ueberschätzung der materiellen, der „realpolitischen“ Tatsachen, die wohl als Reaktion auf eine einstige Ueberschätzung reiner Geistigkeit zu deuten ist, und ein damit verbundener gewisser

Pessimismus gegenüber dem Glauben an die Macht und Kraft des Guten. Hierin bedarf die deutsche Art immer wieder einer Ergänzung, eines „Korrektivs". Aber diese Art bleibt ein unvergleichlicher und unersetzlicher Wert. Sie ist, freilich zunächst noch jenseits des politischen und wirtschaftlichen Kampfplatzes, in heisser Arbeit daran, sich selbst wiederzufinden; sie wird auch ihr „Korrektiv" gewinnen. Es ist davon für die Welt viel zu hoffen. Und es ist schon heute draussen Vieles und Grosses, das bei uns nicht ist. Auch eine solche Aussprache, an sich schon eine Verheissung, ist bei uns noch unmöglich.

L. R.



Katholizismus und Sozialismus.[1])

I.

1. Das Problem.

In Wien hat vor kurzem eine religiös-sozialistische Tagung stattgefunden, deren Thema war: „Kann ein Katholik Sozialist sein?" Es sprachen ein katholischer Arbeiter, ein hervorragender Vertreter der österreichischen Sozialdemokratie, ein katholischer Professor der Theologie, ein in einem allgemeineren Sinne auf dem Boden des „religiösen Sozialismus" stehender Philosoph und ein mehr intellektueller Führer eines revolutionär gestimmten Katholizismus. Die Veranstaltung erregte grosses Aufsehen. Der Zudrang war so stark, dass der bestellte grosse Saal am ersten Tage die Menge bei weitem nicht zu fassen vermochte. Das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie begrüsste die Tagung mit warmer Sympathie und brachte darüber ausführliche und getreue Berichte. Die durch das alles aufgeregten Wellen haben sich noch nicht beruhigt.

Dieses Ereignis ist ein Symptom für die Entwicklung des Problems, das sich nur immer deutlicher als d a s Problem unserer Zeit erweist: der Auseinandersetzung von Christentum und sozialer Frage, hinter und über welcher die Frage nach Gott steht, aus der sie stammt und zu der sie hinlenkt. Und zwar handelt es sich also in diesem Falle um die besondere Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Sozialismus. Diese ist offenkundig in ein neues Stadium getreten. Noch vor wenigen Jahren war in einer angesehenen katholischen Zeitschrift, in welcher sonst nicht leicht so törichte Dinge stehen, die Bemerkung zu lesen, mit dem Sozialismus dürfte es nun wohl so ziemlich vorbei sein. Es war, unter dem Eindruck des Rückschlages auf die Revolutionszeit, die gleiche kurzsichtige

[1]) Da der Aufsatz sonst für dieses Heft zu lang geworden wäre, sollen eine Reihe von ausführlichen Zitaten zur Illustration der „katholisch-sozialistischen" Bewegung in einem II Teil gebracht werden.

Art des Urteilens, die auch in protestantischen und überhaupt in bürgerlichen Kreisen üblich war und zum Teil noch ist. Und nun braust der Sturm des sozialistischen Problems so gewaltig gegen die Mauern des Riesenbaues der römischen Kirche, dass sie davor bis in die Grundvesten erzittert. Der Ausdruck ist sicher keine Uebertreibung.

Katholizismus und Sozialismus! Es sind die beiden stärksten Mächte der heutigen Welt, insofern wir an organisierte und durch Institutionen verkörperte geistige und soziale Kräfte denken. Wie verhalten sich diese beiden Grossmächte, rein nach ihrem allgemeinen Wesen betrachtet, zu einander? Zunächst stehen sie vor uns als gewaltige Gegner, aber sind sie das eigentlich nicht gerade darum, weil sie einander so nahe verwandt sind? Weisen nicht schon die Namen auf diese Verwandtschaft hin? Katholizismus heisst lateinisch Universalismus — er ist etwas, das auf eine allgemeine Verbindung der Menschen abzielt. Will dies nicht auch der Sozialismus? Sozialismus heisst ja Genossenschaftlichkeit, Genossenschaftlichkeit der einzelnen Menschengruppen wie der ganzen Völkerwelt. Es ist damit schon gesagt, dass für beide Mächte der Internationalismus charakteristisch ist. Sie sind Organisationen und Bewegungen, welche, über Nation, Rasse, Sprache, Kultur hinausgreifend, die Menschen und die Menschheit in einem letzten geistigen und sozialen Ziele vereinigen wollen. Sie glauben also an die Möglichkeit und Notwendigkeit, das Völkerleben einem sittlichen Gesetz zu unterwerfen. Dieses nimmt im einen Falle religiöse, im andern politisch-soziale Gestalt an, im einen Falle heisst das Ziel das Reich Gottes, im andern (soweit wenigstens bloss der „weltliche“ Sozialismus in Betracht kommt) das Reich des Menschen, aber es ist in beiden Fällen ein geistig-ethisches Ziel, das im Gegensatz zu den blossen naturhaften Gegebenheiten steht. Beide Mächte anerkennen keine sogenannte Eigengesetzlichkeit des politischen und wirtschaftlichen Lebens, sondern wollen ihm, jede auf besondere Art, ihr Gesetz auflegen. Beide sind sie gewaltige Versuche, jenes Chaos, in das die „Eigengesetzlichkeit“ die Welt geführt, zu bändigen und zu gestalten. Gerade darin besteht wohl zu dieser Stunde ihre mächtige Berufung. Man könnte in diesem Zusammenhang, einen Gesichtspunkt anwendend, der in noch gewaltigerem Sinn und Mass für das Verhältnis zwischen dem Christentum überhaupt und dem Sozialismus gilt, behaupten, der Sozialismus sei der weltliche Katholizismus unserer Tage, er sei ein Ersatz für den Mangel an einer andern Form, sei die erste Welle eines neuen Katholizismus, einer neuen Einigung der Menschheit.

Bei dieser nahen Verwandtschaft der beiden Mächte ist es nicht verwunderlich, dass sie zum Teil die gleichen Gegner bekämpfen und von ihnen bekämpft werden. Ein solcher gemeinsamer Gegner

ist der Liberalismus. Gegen ihn wendet sich das kommunistische Manifest von Marx und Engels nicht weniger als der Syllabus errorum Pius des Neunten. Diesem Liberalismus gegenüber, der sich auf die Autonomie des einzelnen Menschen und seiner Gruppe stellt, vertreten sie, der Katholizismus in religiöser, der Sozialismus in politischer Form, die Autorität der Gemeinschaft. Sie wenden sich, was auf der gleichen Linie liegt, gegen den Individualismus und Subjektivismus. Während diese — nach ihrer Meinung und auch in Wirklichkeit, sofern sie sich nämlich von Gott trennen! — die Menschenwelt in Atome auflösen und damit zum Kampf Aller gegen Alle führen, verlangen und erstreben sie eine neue Bindung. Sie sind, wenn man diese Begriffe ein wenig über ihren gewöhnlichen Sinn hinaus dehnt, autoritäre und imperialistische, infolge davon auch zentralistische Systeme. Sie sind, wieder in einem erweiterten Sinne, Kirchen, der Katholizismus eine religiöse, der Sozialismus eine weltliche. Insofern wenden sie sich auch gegen den Protestantismus. Man hat nicht ohne Grund öfters darauf hingewiesen, dass dieser vermöge seines Individualismus eigentlich dem Sozialismus ferner stehe als der Katholizismus. Dieses Urteil hat freilich, wie sich zeigen wird, bedeutsame Einschränkungen zu erfahren und trifft auf alle Fälle viel weniger das Wesen des Protestantismus als gewisse Formen seiner historischen Erscheinung, aber es hat doch auch sein bestimmtes Recht. Es ist dafür auch bezeichnend, dass einer der Schüler von Saint Simon und Vater des modernen Sozialismus (im weiteren Sinne), der grosse Philosoph August Comte, der Verkünder des Altruismus und Positivismus, ein scharfer Gegner des Protestantismus ist, eben wegen dessen Subjektivismus.

Ein rascher Blick auf die Geschichte scheint diese nahe Verwandtschaft zwischen Katholizismus und Sozialismus zu bestätigen. Birgt nicht der Katholizismus aller Zeiten ein mächtiges Element des Sozialismus — wieder in einem allgemeineren Sinne des Wortes — ja des Kommunismus in sich? Man denke nur an das Mönchtum, an die Aussprüche der Kirchenväter über das Eigentum, an das Zinsverbot der mittelalterlichen Kirche und die Auffassung des Kirchengutes als patrimonium pauperum, Erbteil der Armen, an ihren Antimilitarismus, der zum Beispiel in der Einrichtung der Treuga Dei zum Ausdruck kam, an die Parteinahme der besten Päpste für die Völker gegen die Grossen, und vieles, vieles dieser Art. Wenn man das Denksystem ins Auge fasst, worin der römische Katholizismus sich selbst am vollendetsten ausgedrückt hat und zu dem er sich heute mehr als je bekennt, das des Thomas von Aquino, so ist es charakterisiert durch das, was man heute Solidarismus nennt. Es erhebt sich aus jener Welt der Genossen-

schaftlichkeit, die uns in den Zünften entgegentritt und ist in seiner Soziologie deren verklärtester Ausdruck.

Sollten also Katholizismus und Sozialismus, da sie so nahe Blutsverwandte sind, nicht die besten Freunde und Bundesgenossen sein? Müsste nicht der Katholizismus den Sozialismus mit Freuden begrüssen und der Sozialismus für den Katholizismus ein besonderes Verständnis haben? Ja, aber könnte es nicht auch umgekehrt sein? Könnten sie nicht vielleicht gerade wegen dieser Verwandtschaft in heftigste Feindschaft gegen einander geraten? Sind denn Blutsverwandte immer Freunde und Genossen?

2. Der Kampf.

In der Tat hat sich denn auch bald die Feindschaft eingestellt. Allerdings nicht sofort. Wir müssen vielmehr die Tatsache bedenken, dass sich gegen das erste Auftreten des Kapitalismus eine leidenschaftliche katholische Opposition erhob. Ich nenne zum Beweis dafür nur drei grosse Namen: Saint Simon, Lamennais und Ketteler. Saint Simon, der Zeitgenosse der französischen Revolution und der geniale Vorläufer des modernen Sozialismus, betrachtet diesen doch als eine Erneuerung des Christentums, als nouveau Christianisme, wie der Titel einer seiner Schriften lautet. Des gewaltigen Priesters Lamennais „Paroles d'un croyant" aus dem Anfang der dreissiger Jahre sind bis auf diesen Tag das flammendste Manifest christlicher Demokratie gegen die Volksknechtung durch die neue Mammonsherrschaft. Ketteler, der Bischof von Mainz, dessen Buch über „Die Arbeiterfrage und das Christentum", aus dem Anfang der sechsziger Jahre, eine der ersten zusamenfassenden Erörterungen dieses Problems bildet, ist ein Freund Lasalles. Er nimmt, ein scharfer Gegner der Unfehlbarkeit des Papstes, den ersten Band des „Kapital" von Marx zum vatikanischen Konzil nach Rom mit. Hätte dieses Konzil über Marx und die Arbeiterbewegung verhandelt, statt über die Unfehlbarkeit des Papstes, wäre das nicht dem Geist Christi entsprechender gewesen? Wäre es nicht eine bessere Bestätigung der „Unfehlbarkeit" des Papsttums gewesen? Und wie hätte die Geschichte dann anders verlaufen können! Es ist der gleiche Bischof Ketteler, von dem das Wort stammt, die soziale Wirksamkeit müsse in diesem Jahrhundert die Legitimation der Echtheit der Kirche gegenüber der Welt sein.

In diesem Anfangsstadium reagiert also der echt christliche Geist im Katholizismus mit aller Schärfe gegen die an Kapitalismus aufsteigende Verweltlichung, Paganisierung, Mammonisierung der Gesellschaft. Es ist bezeichnend, dass auf der protestantischen Seite eine ähnliche Entwicklung vor sich geht. Hier hören wir den Protest Carlyles und der „christlichen Sozialisten" Englands, dann, auf dem Festland, die prophetischen Aeusserungen

eines W i c h e r n, und müssen auch im Auftreten eines S t ö c k e r noch die Opposition des christlichen Gewissens gegen die neue Entwicklung anerkennen.

Aber dann erlahmt diese ursprüngliche Empfindung in beiden Lagern des westlichen Christentums gleichmässig. Auch der Katholizismus, der im Syllabus errorum den Liberalismus verdammt hat, soweit er als Politik, Weltanschauung und Kultursystem auftritt, lässt ihn als Wirtschaftsordnung ziemlich unbehelligt gewähren. Er beschränkt sich im wesentlichen darauf, seinen üblen Auswüchsen, der Verelendung, Proletarisierung, geistigen Entwurzelung der Volksmassen ein immer reicher ausgebautes vereinsmässiges System der Caritas und Seelsorge entgegenzustellen. Er erkennt zwar immer wieder den schlimmen „Geist", der sich mit dem kapitalistischen System verbinde, lässt aber das System, ohne es, so viel ich weiss, in seiner „Moraltheologie" gerade ausdrücklich zu billigen, im Grossen und Ganzen unangefochten, ist höchstens auf Milderungen bedacht. Dafür wendete er sich mit aller Wucht der Leidenschaft gegen den S o z i a l i s m u s. Warum denn?

Wenn wir die Gründe, welche zu der Feindschaft zwischen Katholizismus und Sozialismus geführt haben, analysieren, so lassen sie sich zunächst auf drei Kategorien zurückführen.

Sie sind einmal s o z i a l e r Natur. Hier spielt eine zentrale Rolle die Frage des E i g e n t u m s. Es ist der stets wiederkehrende Vorwurf des Katholizismus gegen den Sozialismus, dass dieser das Privateigentum aufhebe. Dieses aber gehöre zu Gottes Schöpfungsordnung und sei die Grundlage auch des sittlichen Lebens. Der Katholizismus verteidigte damit einen der Eckpfeiler der sittlichen Welt. Er tut das mit Berufung auf Thomas von Aquino. Die bürgerliche Welt ist ihm für diesen Dienst sehr dankbar; er aber bindet sich damit, zu seinem Verhängnis, aufs engste an sie.

Zu den sozialen gesellen sich e t h i s c h e Einwände. Der Sozialismus, behauptet man auf katholischer Seite, untergrabe die E h e und das F a m i l i e n l e b e n und damit einen andern Eckpfeiler der sittlichen Welt. Er predige sogar die freie Liebe. Ueberhaupt verkündige er ein Ideal des Genusses und zügellosen Sichauslebens, das zum Christentum im schärfsten Gegensatz stehe. Man beruft sich im ersten Punkte etwa auf Bebels „Frau" oder andere, noch tiefer stehende Erzeugnisse der sozialistischen Literatur. Neuerdings bietet die sozialistische Verteidigung, ja manchmal beinahe Verherrlichung der Abtreibung einen nur zu gern benützten Anlass zu solchen Anklagen.

Im Mittelpunkt des Schlachtfeldes aber tobt der Kampf der W e l t a n s c h a u u n g e n. Der Sozialismus ruht, behauptet man katholischerseits, auf dem M a t e r i a l i s m u s und A t h e i s m u s. Er ist darum der Erbe und Testamentsvollstrecker des Liberalismus

und der Aufklärung. Sein ganzes Denken ist eine Frucht jenes Geistes der reinen Diesseitigkeit, der keinen Gott, keine Ewigkeit, keine Verantwortung, kein Heil der Seele als höchste Sorge kennt und darum die Güter des Diesseits überwertet und in deren möglichst reichem Genuss das Ziel des Lebens sucht. Dabei ruht er auf einem von Rousseau angenommenen Optimismus in der Auffassung des Menschen, der dessen tiefe Verderbtheit und Erlösungsbedürftigkeit völlig übersieht. Der Katholizismus aber kennt ein überweltliches Ziel und betrachtet dessen Erstrebung als die grosse Hauptsache des Lebens. Infolge davon wird seine ganze Lebensauffassung eine grundandere. Nicht Weltgenuss, sondern Weltentsagung ist sein Ideal. Und an das Gute im Menschen kann er bloss auf Grund der Erlösung durch Christus glauben. Ein Paradies auf Erden vollends kennt er nicht. Im einzelnen nimmt man auf katholischer Seite noch besonders Anstoss an der Forderung der sozialistischen Programme, dass die Religion Privatsache sei und daher Kirche und Staat getrennt werden sollten. Davon befürchtet man namentlich eine Entchristlichung der Schule und damit des ganzen Volkslebens überhaupt. Auch stehe diese Forderung in einem Grundwiderspruch zum katholischen Prinzip. Denn der Katholizismus wolle von der Kirche aus direkt oder indirekt alles Leben dem Gesetz Christi unterwerfen.

So wehrt sich der Katholizismus nach seinem Gefühl gegenüber dem Sozialismus sozusagen seines Lebens. Er bekämpft ihn mit umso grösserer Leidenschaft, als er die lebendige Wucht spürt, mit der diese Macht auch gegen ihn vordringt. Es gilt besonders, die katholischen Arbeitermassen vor dem drohenden Abfall zu bewahren: darum organisiert er diese zuerst in mehr geselligen, geistlich geleiteten Vereinen (besonders „Gesellenvereinen"), dann, als dies nicht mehr genügt und die sozialistische Gewerkschaftsbewegung sich mächtig entfaltet, in eigenen „christlichen" oder „christlich-sozialen" Gewerkschaften. Er gliedert seiner politischen Organisation, ebenfalls um die Arbeiter festzuhalten, eine besondere „christlich-soziale" an. Er verbündet sich gegen den Sozialismus mit der bürgerlichen Welt und unterstützt deren Vorgehen gegen ihn fast immer. Er benützt in diesem heissen Kampfe alle Mittel, oft auch die einer skrupellosen Demagogie und einer unbedenklichen Verleumdung des Gegners, daneben aber auch ernsthaftere: ein gründliches Studium der sozialen Probleme gerade durch seine geistlichen Vertreter und eine gewisse Aufgeschlossenheit für sozialpolitische Reformen. Der Sozialismus muss sterben, wenn die Religion leben soll.

Der Sozialismus seinerseits erwidert diese Feindschaft von Herzen. In der katholischen Kirche glaubt er, nächst dem politisch-wirtschaftlichen Kapitalismus, seinen schlimmsten Feind erblicken zu müssen. Die Kirche ist es, die durch die Ablenkung der Men-

schen vom Diesseits auf das Jenseits sie in Dummheit und Knechtschaft erhält. Durch ihre, übrigens immer bloss nach **unten** gerichtete Predigt der Zufriedenheit und Genügsamkeit schwächt sie den Drang nach sozialer Gerechtigkeit und wird die stärkste Helferin der Ausbeuter. Sie ist die Vertreterin eines überlebten Denkens. Der Sozialismus zieht gegen sie auch im Namen der Wissenschaft zu Felde und geht (wenigstens auf dem Festlande) weithin ein Bündnis mit dem Freidenkertum flachster Art ein. Dieses wird gerade in katholischen Ländern zu einer eigentlichen sozialistischen Gegenkirche, ähnlich wie für die bürgerliche Welt die Freimaurerei. Wo wir in sozialistischen Kreisen einen wilden Kirchenhass oder auch Religions- und Christentumshass finden, da ist er sehr oft eine Reaktion auf starken katholisch-klerikalen Einfluss. Aus dieser Stimmung ist das Wort geboren, Religion sei „Opium fürs Volk", und aus dieser Stimmung heraus wird es immer wieder aufgenommen. Das ist ja auch die Wurzel jenes Fanatismus der „Gottlosigkeit", der im russischen Bolschewismus am Werke ist, alle Religion mit Stumpf und Stil auszurotten. Die Religion muss sterben, damit der Sozialismus leben kann.

So stellt sich uns dieses gewaltige Ringen der beiden Grossmächte dar. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. „Der Sozialismus muss sterben, damit die Religion leben kann" und „die Religion muss sterben, damit der Sozialismus leben kann". Wir haben auf der einen Seite eine Macht, die sich verzweifelt für **Gott** wehrt und darum sich gegen den Menschen wendet, weil er von Gott abgefallen scheint, und auf der andern Seite eine Macht, die sich verzweifelt für den **Menschen** wehrt und darum sich gegen Gott wendet, weil er das Recht des Menschen zu verneinen scheint. Das ist wohl die tiefste Formulierung, die wir diesem Gegensatze geben können.[1]) Der Katholizismus, der an sich gegen eine radikale Umgestaltung der sozialen Verhältnisse nichts haben könnte, sie sogar fordern müsste, kann dies darum nicht, setzt sich sogar dagegen, weil er diese Forderung verbunden sieht mit einer Leugnung des Heiligsten; der Sozialismus, der an sich keinen Grund hätte, die Religion zu befehden, sieht sich gezwungen, dies zu tun, weil die Religion seine grimmigste Feindin geworden ist.

Der Kampf ist für beide Lager gleich tragisch. Für den Sozialismus bedeutet er einen gewaltigen Verlust an Stosskraft. Die Arbeiterschaft, die ja ohnehin durch den Streit zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus schon zerrissen ist, wird durch den konfessionellen, überhaupt religiösen Gegensatz noch mehr geschwächt. Der Sozialismus kann nur schwer zum Siege vordringen, solange er die Weltmacht des Katholizismus gegen sich hat. Der Katholi-

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz über „Sozialismus und Freidenkertum" im Juni-Heft.

zismus umgekehrt wird durch die Gefahr eines ihm feindlichen Sozialismus an seinem Leben bedroht. Was würde aus ihm, wenn einmal die katholischen Arbeitermassen von ihm abfielen? Aber diese Gefahr steht vor seinen Toren.[1]) Doch noch schlimmer ist die andere: dass er durch den Kampf gegen eine gewaltige und notwendige weltgeschichtliche Bewegung innerlich verarmt und erstarrt. Sollte das Bündnis mit der vergehenden bürgerlichen Welt ihn nicht noch ärger am Leben bedrohen, als der Ansturm des Sozialismus?

3. Die Wendung.

Aber nun steht ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine grosse Wendung unmittelbar bevor, ja sie ist in Symptomen, in Vorläufern und Vorläufer-Bewegungen schon da.

Der Umschwung hat wohl schon mit der Wirksamkeit Leos des Dreizehnten eingesetzt, den man darob, wohl etwas übertreibend, den „Arbeiterpapst" nennt. Seine berühmte Enzyklika über die soziale Frage, besser: Arbeiterfrage (Rerum novarum: De conditione opificum 1891) hat zwar durchaus keine neuen sozialreformatorischen Gesichtspunkte aufgebracht (sie ist darin mit der schöpferischen Arbeit des Sozialismus und auch mancher Art von Sozialreform nicht zu vergleichen), atmet auch nicht gerade sozialen

---

[1]) Georg Beyer, ein Redaktor der sozialdemokratischen „Rheinischen Zeitung", berichtet darüber in seiner sehr gut orientierenden Schrift über „Katholizismus und Sozialismus" Folgendes: Der deutsche katholische Reichstagsabgeordnete Joos teilt der Internationalen Konferenz katholischer Arbeitervereine in Antwerpen (1926) auf Grund von Berichten katholischer Vertrauensleute aus den Industriegegenden mit, dass die katholische Arbeiterschaft dem Unternehmertum (gemeint ist das katholische) „fremd, kalt, feindselig, gespannt gegenüberstehe". „Sie empfinde bitter die laxe religiöse, antisoziale wie auch die merkwürdige politische Haltung katholischer Unternehmer." Auf rein religiösem Gebiet sei die katholische Arbeiterschaft noch durchaus zuverlässig. Sie sei aber kritischer als jemals, was die Vertreter der Kirche betrifft, von denen man allgemein Parteinahme im sozialen Gegenwartskampf erwartet: „Ist der Priester kein Seelsorger, sondern ein Geldsorger oder ist er nur für bessere Kreise der Gemeinde zugänglich, dann ist das Vertrauen aufs stärkste erschüttert. Im Grenzgebiet von Religion und Wirtschaft und Religion und Politik wird die Meinung der Geistlichen heute nicht mehr als Evangelium gewertet."

In dem Berichte von Joos heisst es weiter: „Im ganzen Deutschen Reich hat sich die geistige und praktische Haltung der katholischen Arbeiter zur sozialistischen Bewegung vollkommen geändert. Der Gegensatz ist zwar noch da, aber er wird im wesentlichen nur noch in weltanschaulichen Fragen empfunden, nicht so sehr mehr in der Verfolgung sozialer und wirtschaftlicher Ziele."

Seither hat sich, wie die deutschen Maiwahlen, bei denen Hunderttausende von katholischen Arbeitern sozialistisch stimmten, und dann der Arbeitskampf in der Ruhr gezeigt haben, die Lage noch sehr stark in dieser Richtung entwickelt. In Oesterreich vollends hat die Zahl der aus der Kirche sogar ausgetretenen Arbeiter die 150,000 erreicht.

Enthusiasmus, aber sie hat ein dreifaches Verdienst von allergrösster Tragweite: Einmal hat sie das soziale Problem mit Wucht in den Mittelpunkt des katholischen Denkens gestellt. Sodann ist sie doch den übelsten Auswüchsen des Kapitalismus entgegengetreten, hat damit für viele dessen Zauber gebrochen und das Recht der Arbeiterbewegung ins Licht gestellt. Endlich hat sie — und das scheint mir das Wichtigste — in Verbindung mit Leos sonstigem Wirken (vgl. die Enzyklika Immortale Dei 1885) eine neue Orientierung der Kirche wie im Politischen, so auch im Sozialen vorbereitet, und zwar im Sinne einer Loslösung der Kirche von ihrer bisherigen engen Verknüpfung mit den bestehenden Ordnungen und Mächten und einer Aenderung ihrer konservativen, ja reaktionären Haltung. Vielleicht dass man erst in der nun angebrochenen Periode die volle Tragweite dieser Schritte erkennen wird.

Die Enzyklika Leos des Dreizehnten steht im übrigen freilich noch auf dem Uebergang zwischen zwei Perioden. Wenn sie den Kapitalismus in seinen Auswüchsen bekämpfte und als System freilich ablehnte, so noch viel schärfer den Sozialismus, und zwar auf Grund jener sozialen, ethischen und religiösen Einwände, die wir dargestellt haben, besonders auch mit Berufung auf die Notwendigkeit eines gewissen Privateigentums. Dementsprechend war auch die Wirkung. Man fuhr in der Bekämpfung des Sozialismus fort, nur die antikapitalistische Haltung trat stärker hervor. Im Zusammenhang mit der Rückkehr zu Thomas von Aquino, die sich auf dem Gebiete der dogmatischen Lehrbildung vollzog, fing man an, dem kapitalistisch-liberalen Staat das mittelalterliche Genossenschaftsideal, in Form einer Berufs- und Ständeverfassung der Gesellschaft, und dem modernen zentralisierten Nationalstaat den Korporationsstaat entgegenzustellen. Man gelangte auf diesem Wege zwar nicht bis zum Sozialismus, aber zum Solidarismus. Es entstanden aus dem ersten Enthusiasmus für das Vorgehen Leos Bewegungen wie die „christliche Demokratie" eines Abbé Lemire und Romolo Murri und der „Sillon" von Marc Sagnier. Der Name Romolo Murri zeigt, dass besonders der sogenannte Modernismus von diesem sozialen Zug ergriffen war.[1]) Eine eigenartige Wirkung dieses Geistes ist auch die Arbeit des kürzlich verstorbenen Paderborner Geistlichen W. Hohoff, der sich mit grosser Kühnheit um den Nachweis bemühte (besonders in dem Buch: „Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik"), dass die marxistische Wertlehre durchaus im Einklang mit der katholischen Moraltheologie stehe, welche nur solche ökonomischen Werte anerkenne, die aus der Arbeit entstanden seien. (Seine Haltung hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der des prote-

[1]) Der berühmte Roman „Il Santo" (Der Heilige) von Antonio Fogazzaro, einem seiner Vertreter, ist von einem franziskanischen Hauch durchweht.

stantischen Pfarrers Rudolf Todt, des Verfassers der Schrift: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft").[1]) Nachdem auf diese soziale und religiöse Maienblüte der Reif der päpstlichen Verurteilung durch die Enzyklika Graves de communi re 1900 gefallen war, blieb doch die ausgesprochen antikapitalistische Haltung in mancherlei Formen bestehen. Sie wird vielleicht am besten durch die Worte des gleichen Jesuitenpaters H. Pesch gekennzeichnet, von dem auch das Stichwort „Solidarismus" stammen soll:

„Wir müssen das Volk darüber belehren, dass der individualistische Kapitalismus in schärfstem Gegensatz steht zur christlichen Soziallehre und Moral, dass eine Verfassung, welche die Volkswirtschaft in die Summe von Einzelwirtschaften auflöst, von denen jede ungehemmt und ohne Mass dem eigenen Gewinn nachgeht, wo die Bedarfsdeckung des Volkes nicht Ziel ist, sondern zum blossen Mittel wird im Dienste privater Gewinnsucht, wo die Persönlichkeit des Arbeiters der gebührenden Anerkennung und Achtung entbehrt, seine Stellung im Produktionsprozesse verkannt, der Lohn nur als lästiges Kostenelement in der privatwirtschaftlichen Berechnung, als Minderung der Rentabilität empfunden wird; wo der Stärkere den Schwachen rücksichtslos niederkonkurriert, mit allen Mitteln dem Untergang zuführt, wo die Unwahrhaftigkeit der Reklame usw. sich herrlich lohnt, wo ein nicht unbeträchtlicher Teil der Einkommen Beuteeinkommen ist, wo Drohnen ohne volkswirtschaftliche Leistung vom Schweisse des Volkes leben und sich mästen, dass eine Wirtschaftsverfassung, in welcher die Volkswirtschaft ganz von dem privaten Geldinteresse beherrscht wird, wo man den Profit unter dem Schleier einer verfälschten Produktionskostenberechnung und mit den dunklen Mitteln der Geheimdiplomatie raffinierter Bilanzen zu verdecken versteht, wo der materialistische, mammonistische Geist oberster Leiter ist, — dass eine solche kapitalistische Wirtschaftsverfassung nur im Gegensatz zur christlichen Moral geworden ist und bis heute ihre schmachvolle Existenz gefristet hat. Kapitalismus und Christentum stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser."[2])

Von hier bis zum Sozialismus war nur ein kleiner Schritt mehr. Er wurde getan. Vor allem unter dem Eindruck des Zusammenbruchs von 1918 und der Revolution. Es erhob sich zunächst aus den Reihen gerade des lebendigsten Katholizismus ein sozialer Radikalismus und Enthusiasmus, der wie ein wunderbarer Gottesfrühling anmutet. In Deutschland erfasste diese Bewegung besonders die Kreise der „Grossdeutschen Jugend", deren Führer der auch uns wohl bekannte Nikolaus Ehlen ist, die des „Neuen Volks" von Vitus Heller und der „Gottesknechte" von Willy Hammelroth mit dem „Ruf zur Wende", und andere mehr, während in Oester-

[1]) Dem Geist dieser Periode gehört auch das Wirken eines Caspar Decurtins an, das ein ungleich grösseres Format besass, als was wir heute bei uns in der Schweiz als „Christlich-sozial" kennen.

[2]) Der letzte Satz ist wohl eine Anspielung auf Bebels bekanntes oberflächliches Wort: „Christentum und Sozialismus stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser." Schon Pfarrer Hohoff hatte darauf erwidert: „Nicht Christentum und Sozialismus, sondern Kapitalismus und Christentum stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser."

reich ihre Wortführer, voran Professor Ude in Graz, Dozent für thomistische Dogmatik und Ethik und Professor Pfliegler in Wien, Leiter des Priesterseminars daselbst, sind.[1]) Es sind alles treue Söhne der Kirche, wenn auch nicht ganz frei von Ketzergeruch. Sie nennen sich nicht Sozialisten, aber sie sind Sozialisten in jenem weitern Sinne des Wortes, „religiöse Sozialisten". Denn was ihnen aufgegangen ist, das ist der göttliche Sinn des Sozialismus und der sozialen Gärung, die Verheissung Gottes darin und sein Gericht über Kirche und Christenheit, dazu die Liebe zum Proletariat und das Verständnis für seine Not und Hoffnung. Aus diesen Kreisen steigen Worte auf wie diese:

„Kein Gott hat gesagt, dass nur einige diese Erdengüter haben sollen, dass der eine den Acker, die Fabrik, das Geld, der andere das Sklavenlos, die Arbeit, den Hunger, das Elend haben sollen. Bodenreform! Zerschlagt radikal den Grossgrundbesitz. Er ist unsittlich geworden. . . . Du, Arbeiter, darfst nicht Lohnsklave bleiben, Sklave der Maschine. Durch deiner Hände Arbeit entstehen diese Werte — du bist vor Gott und der Gerechtigkeit Mitteilhaber an den Werken. . . . Mit der Arbeitslosenversicherung, Invaliden- und Krankenversicherung erlösen wir kein Proletariat! Tiefer, radikaler, christlicher müssen wir vorgehen!"

Es ist ein wundervoller Geist, eine Erhebung christlichen Heldentums. Die katholische „Kölner Volkszeitung" hat vor einiger Zeit in einer besondern Beilage, die „Tribüne" genannt, ähnliche Stimmen, offenbar besonders aus priesterlichen Kreisen, zu Worte kommen lassen. Es finden sich darunter solche von einer Tiefe und Schönheit und einer revolutionären Gewalt, wie der gesamte religiöse Sozialismus ihrer nur wenige hat. Dem Herzen eines lebendigen Katholizismus entströmen Gluten, die der durch Theologie und Bürgerlichkeit abgekühlte Protestantismus nicht kennt. Im übrigen ist die Aehnlichkeit dieses Geistes mit dem der „religiös-sozialen" Bewegung innerhalb des Protestantismus wohl von selbst aufgefallen. Es sind Bruderbewegungen; sie stammen aus e i n e m Mutterschoss. Auf jener Seite machen, wie soeben angedeutet worden ist, auch einige enthusiastische junge Priester mit. Sie leben auf dem Wege des Franziskus das Leben des Proletariats mit und machen das Opfer der Eucharistie zu einer existentiellen Wirklichkeit. Von einem von ihnen, Ernst Thrasolt, stammt der folgende Vers:

„Tritt ein! — Es seien unsere Gemeinde
Die Armen, die Verächtlichen, die Diebe,
Die Ausgestossenen aller Welt, die Feinde,
Die uns ins Antlitz schlagen und uns hassen:
Um sie, nicht um uns zu suchen, gehen wir auf die Gassen.

---

[1]) Es seien noch besonders erwähnt Prof. S t e i n b ü c h e l mit seiner Schrift: „Der sittliche Sinn des Sozialismus" und Dr. P i e p e r: „Kapitalismus und Sozialismus als seelisches Problem". Pieper ist der frühere Leiter des „Katholischen Volksvereins".

Wir wollen leis und gut sie an den Händen fassen,
Und keiner sei, der noch verlassen bliebe,
Und es sei e i n Gesetz nur: Christi Liebe!"

Noch blieb der letzte Schritt, — was aber nicht qualitativ zu verstehen ist, denn was könnte es noch Grösseres geben, als die soeben angedeutete Haltung? —: das Bekenntnis zum S o z i a l i s m u s und der Eintritt in die sozialistische B e w e g u n g und O r g a n i s a t i o n. Auch er ist, wie wir wissen, getan worden. Es gibt nun in Deutschland und in Oesterreich Gruppen „katholischer Sozialisten". Sie gehören den Parteiorganisationen und auch dem „Bund religiöser Sozialisten" an. Auch haben sie ihre eigenen Organe, in Oesterreich, den seit einigen Jahren bestehenden „Menschheitskämpfer", in Deutschland das neugegründete „Rote Blatt der katholischen Sozialisten". Stark im Mittelpunkt der Bewegung steht unser Genosse O t t o B a u e r, ein durchaus kirchlich gesinnter Katholik, im Beruf einfacher Hilfsarbeiter, ein Beweis für die geistige Kraft, die im Proletariat schlummert. Diese organisierten Bewegungen sind aber selbst nur Symptome der grossen sozialistischen Gärung im Schosse des Katholizismus.

Wie begründen diese katholischen Sozialisten — im weiteren und engeren Sinne des Wortes — ihre Haltung gegenüber der bisherigen Stellungnahme der Kirche? Sie gehen einfach auf der Linie weiter, die jene Worte des Paters Pesch bezeichnen. Für sie ist jene päpstliche Enzyklika zwar Wegweisung, aber nicht ohne weiteres letzte Lösung. Sie legen auch Thomas von Aquino anders aus. P r i v a t e i g e n t u m: ja, aber will denn der Sozialismus dieses einfach beseitigen? Will er überhaupt das Eigentum abschaffen und nicht bloss bestimmte F o r m e n des Eigentums? Und können denn die bisherigen, speziell die kapitalistischen, vor der christlichen Moral bestehen? Stellen sie das dar, was Thomas als Privateigentum verteidigt? Hat er dieses nicht mit S c h r a n k e n umgeben und ist nicht Leo der Dreizehnte ihm darin gefolgt? Wenn man diese Einschränkungen: dass das Eigentum nicht dem Egoismus dienen soll, sondern Gott und dem Nächsten, dass es aus der Arbeit stammen soll, nicht aus Wucher und Ausbeutung, auf die heutige Wirtschaftsordnung anwendet, ist sie dann nicht gerichtet? Für ihre Ansicht, dass das letzte Wort des Katholizismus über Sinn und Form des Eigentums noch nicht gesprochen sei, dürfen sie sich auf einen Ausspruch des jetzigen Papstes berufen: „Alles ist vergänglich, an der katholischen Lehre gemessen, nur ein Gleichnis, auch der Eigentumsbegriff." Und was sollte im übrigen im Sozialismus der christlich-katholischen Moral widersprechen? — Aber die Aufhebung der E h e und F a m i l i e, die freie Liebe und all das Andere? Als ob dieses mit dem Sozialismus etwas

zu tun hätte! Als ob das nicht gut bürgerlich und mit dem Sozialismus bloss missbräuchlich durch Geister dritten Ranges gelegentlich verbunden wäre! Als ob nicht gerade der Kapitalismus das Familienleben an den Wurzeln zerstörte, dadurch dass er ihm seine Lebensbedingungen zerstört: die Wohnung, die freie Zeit, die Existenzsicherheit, die Würde, und als ob nicht der Kapitalismus durch die Entseelung der Arbeit, die Entwürdigung des Menschen und Entfreudung des Lebens jenes Genuss- und Betäubungsfieber erzeugt hätte, das sich im Wirtshaus und Kino — bei denen „droben" aber anderswie — stillt! — Aber Materialismus und Gottlosigkeit des Sozialismus? Einmal: der sogenannte Geschichtsmaterialismus bedeutet nicht einfach Leugnung des Geistes. Die Materie aber, hat sie nicht von Gott aus eine sozusagen sakramentale Heiligkeit? Sieht nicht der Sozialismus etwas davon? Sodann: die Religion ist nach den sozialistischen Programmen „Privatsache", d. h. Sache der persönlichen Ueberzeugung des Einzelnen. Die religiösen oder antireligiösen Ansichten von Marx und Engels sind nicht massgebend. Weiter: die Macht des Bösen! Hat der Sozialismus sie nicht auf neue und unerhörte Weise als eine gesellschaftliche aufgedeckt, wie man sie einst gar nicht sah? Und gehört der Glaube an die Möglichkeit des Guten, die Hoffnung auf das Reich nicht zum echtesten Bestand des Evangeliums? Nicht Rousseau, sondern die Propheten und Apostel stehen in letzter Instanz hinter dem sozialistischen Glauben. Wo aber bleibt euer Glaube? Was aber die Religion als „Privatsache" betrifft, so ist das eine Formel, die gerade das fromme Empfinden des Einzelnen schützen soll, und die Trennug von Kirche und Staat ist ein Nebenpunkt, gehört nicht zum Kern des Sozialismus, wobei übrigens in manchen Ländern die Kirche ob dieser Trennung sogar aufgelebt ist. Endlich: Woher stammt diese „Gottlosigkeit"? Ist sie nicht Schuld der christlichen Gesellschaft? Ist diese selbst nicht viel gottloser? Ist nicht vor allem der Kapitalismus die Gottlosigkeit selbst? Und wie ist Gott den Proletariermassen wieder zu bringen? Nur als Hort sozialer Gerechtigkeit.

Aber ist nicht der Sozialismus ganz auf das Diesseits gerichtet? — Gewiss, darum ist er auch kein Ersatz für das Christentum, sondern bloss eine Auswirkung seiner Verheissung und Forderung in das Diesseits hinein, damit aber, in seinem wesentlichen Sinne, zu dieser Weltstunde Gottes Wille, Gottes Gebot.

5. Grundsätzliches und Ausblick.

Diese Darstellung des „katholischen Sozialismus", der freilich eine Ergänzung durch eine Selbstdarstellung folgen wird, ist auch mit dieser nur eine Skizze, statt eines grossen Gemäldes. Sie will

nur auf eine Bewegung von gewaltiger Tragweite hindeuten, die selbst noch in den Anfängen ist. Auch soll sie selbst nur ein Anfang sein. Aber einige Fragen erheben sich doch schon jetzt, die eine Antwort erheischen.

Wie hoch ist die Wichtigkeit dieser Bewegung innerhalb der römischen Kirche einzuschätzen? Laufen wir nicht Gefahr, sie zu überschätzen? Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer! Und was wird die Hierarchie dazu sagen? Kann sie nicht jeden Augenblick mit ihrem Veto vernichtend dazwischen treten, wie sie es der „christlichen Demokratie" gegenüber getan hat? Wenn dann die „katholischen Sozialisten" standhielten, wären sie keine kirchlichen Katholiken und wenn sie nicht standhielten, wären sie keine richtigen Sozialisten mehr.

Ich antworte: Was die Tragweite der Bewegung anbelangt, so darf man sie, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht nach der Quantität, sondern nur nach der Qualität abschätzen. Auf diese kommt es an. Die Bewegung hat ihre Bedeutung vor allem als Symptom einer Entwicklung, von der nicht abzusehen ist, wie der Katholizismus ihr entgehen könnte. Darum ist auch anzunehmen, dass die Leitung der Kirche sich besinnen wird, bevor sie den aufglimmenden Sozialismus in ihrer Mitte zertritt. Sollte sie dies doch tun — nun, dann würde das den Beginn einer Katastrophe von unabsehbarer Tragweite bedeuten. Denn die sozialistische Flut aufzuhalten, vermögen auch die uralten Wälle der Ecclesia Romana nicht. Sie mag den „Pforten der Hölle" widerstehen, aber nicht aus diesen kommt nach seinem letzten Sinn der Sozialismus. Gott aber widerstehen kann sie nicht und wenn sie's täte, so wäre es ihr Tod. Entweder — Oder: entweder wendet sie sich mit Wucht und Leidenschaft gegen die Gottlosigkeit, die der Kapitalismus bedeutet, und dann kann sie den Sozialismus nicht mehr verdammen, oder sie zieht es vor, diesen zu verdammen und jenen zu schonen, und dann besiegelt sie ihren Untergang. Unendlich folgenschwer wird ihre Entscheidung auf alle Fälle sein.[1]) Sie ist schliesslich eine Frage der Beweglichkeit der Kirche und diese eine Frage ihrer Lebendigkeit.

Viel wird dabei von der Haltung des Sozialismus abhangen. Wenn die Kirche sich vorerst zu seiner stillschweigenden Duldung in ihrer Mitte und später zu seiner „Rezeption" entschliessen soll, dann muss auch er eine Wandlung durchmachen. Er muss — das ist das punctum saliens — alles fallen lassen, was als wirkliche „Religionsfeindschaft", besser: als wirkliche und wesentliche Antastung des Gottes- und Christusglaubens empfunden werden kann. Er muss, als Partei (nur so kann es gemeint sein) in Sachen der

---

[1]) Es wäre dem Papste allfällig zu raten, dass er vor der Entscheidung die Einleitung und den Schluss der „Wunder des Antichrist" von Selma Lagerlöf läse.

Weltanschauung loyal, ehrlich, ohne Hintergedanken, wenn möglich im Geiste der Ehrfurcht und Ritterlichkeit volle Freiheit der Bewegung walten lassen. Er muss als Partei die Verbindung mit der Freidenker-Kirche energisch abschütteln. Er muss, in diesem Sinne, Volksbewegung, das heisst allem Volk zugängliche Bewegung werden. Auch dieser Zusammenhang ist in jenem Bericht von Joos durch Folgendes angedeutet:

„In den jungsozialistischen Kreisen treten religiös gefärbte Gedanken und Willensbewegungen auf. Die Sozialisten, die zur positiven Kulturarbeit übergehen, werfen die freidenkerische Gesinnung über Bord. In katholischen Gegenden bemühen sich gemässigte Sozialdemokraten stark darum, mit dem demokratischen Teil der katholischen Arbeiter in Fühlung zu bleiben. Ein scharfer Kampf gegen die Sozialisten fände in katholischen Arbeiterkreisen keine Begeisterung mehr. . . . In einer ganzen Reihe von Berichten wird auf die Gefahr verwiesen, dass auch die weltanschaulichen Grenzlinien nach und nach verwischt werden könnten. Für die Weiterentwicklung hängt alles ab von dem Charakter, den die sozialdemokratische Bewegung annimmt."[1])

Einige Fragen bleiben jedenfalls noch übrig. Können Katholizismus, als römische Kirche verstanden, und Sozialismus wirklich zusammengehen? Es ist rein theoretisch schon zu denken, aber wird es auch praktisch möglich sein? Einmal: beide sind doch auch Machtorganisationen, sind, sozusagen, Religionen. — Kann die eine die andere neben sich dulden? Müssen wir nicht noch einmal bedenken, dass vielleicht gerade eine gewisse Verwandtschaft sie zu Gegnern macht? Es ist merkwürdig: der Protestantismus mag dem Sozialismus in gewisser Beziehung ferner stehen als der Katholizismus und doch ist bei uns die Frage: „Kann ein Protestant Sozialist sein?" längst in bejahendem Sinne entschieden. Der Protestantismus gibt eben dem Einzelnen viel mehr frei für eine „Politik aus dem Glauben",[2]) während der Katholizismus ein ausgearbeitetes Lebenssystem ist. Ferner: Wie steht es mit der Frage der Autorität? Der Katholik anerkennt in letzter Instanz doch den Papst als solche, während der Sozialismus (wenigstens der weltliche) ganz auf die menschliche Autonomie abstellt. Muss es da nicht zu Konflikten kommen? Wird der Kulturkampf (z. B. der um die Schule) sich stets vermeiden lassen? Und wie soll sich dann ein katholischer Parteisozialist stellen, wenn die Kirche das Eine und die Partei das ganz Andere verlangen? Endlich: Der Katholizismus ist doch auch eine sehr konservative Macht, die auf Erhaltung abzielt, während der Sozialismus eine revolutionäre ist, die auf Umsturz ausgeht — muss es da nicht zu Konflik-

---

[1]) Die Sperrungen sind beidemal von mir.

[2]) Das ist der Titel eines bedeutsamen Buches von Ernst Michel, einem der Führer des neuen Katholizismus.

ten kommen? Reaktionär muss der Katholizismus nicht sein, wohl aber, scheint mir, konservativ, wenigstens in gewisser Hinsicht. Es eignet ihm etwas Statisches, während der Protestantismus mehr dynamischer Natur ist. An dieser Stelle also zeigt es sich, dass zwischen Protestantismus und Sozialismus doch an einem ganz wesentlichen Punkte ein engerer Zusammenhang besteht als zwischen Katholizismus und Sozialismus. Der Sozialismus ist seinem innersten Wesen nach doch auch ein grosser Protest und eine grosse Ketzerei — wird er diesen Charakter ablegen können oder sollen? Was aber die römische Kirche betrifft, so stossen wir damit wieder auf die Frage ihrer Beweglichkeit und Lebendigkeit.

Ich stelle diese Fragen wirklich nur als solche, ohne sie zu beantworten. Es sind einige Probleme dieser Bewegung. Der „katholische Sozialismus“ wird sie lösen müssen. Dass er mir von Herzen sympathisch ist, hat wohl die ganze Darstellung gezeigt. Nur das will ich andeuten, dass mir auch diese Teilbewegung des „religiösen Sozialismus“ nur ein Hinweis auf etwas noch Grösseres ist, dessen wir harren müssen und das ganze gewaltige und tragische Problem des Verhältnisses von Katholizismus und Sozialismus nur ein Teil des grösseren: wie die Sache Gottes und die Sache des Menschen neu zusammenkommen können im Reiche Christi, nur ein Ausdruck der Gottesfrage, die immer mächtiger an unsere Gesellschaft herandringt.

16. Januar. L. Ragaz.

(Zweiter Teil folgt.)

Rundschau

Zur Chronik.

1. Weltpolitisches.

Ein Weihnachtsengel flog durch die dunkle Welt: Bolivien und Paraguay haben das Schwert in die Scheide gesteckt. Dass das auch ein Erfolg des Völkerbundes war, sollte kein anständiger Mensch leugnen. Ohne die neue Atmosphäre der Welt, aus welcher der Völkerbund entstanden ist, und die er doch auch hat schaffen helfen, wäre dieses Feuerlein wohl zu einem grossen Brand geworden, und wer weiss, wie weit er um sich gegriffen hätte. Es heisst, den Hass gegen eine Sache doch ins Absurde treiben und in eine Polemik der Lüge und Lächerlichkeit verfallen, wenn man dem Völkerbund, den man unaufhörlich bekämpft und damit schwächt, einen Vorwurf daraus macht, dass er nicht sofort ein Heer ins Chaco schickte oder schicken konnte, um die Streitenden zur Raison zu bringen. Kennt die Dummheit und Gemeinheit der Oppostion gegen den Völkerbund denn keine Grenzen? Dass u. a. auch der Papst und die panamerikanische Organisation eingriffen, vermindert den Wert der Aktion des Völkerbundes nicht. Denn auch diese waren ge-

wiss durch sie beeinflusst. Diese Friedestiftung in Südamerika bleibt einer der grossen Aktivposten in der Bilanz des Jahres 1928.

Lugano kann man dazu wohl kaum rechnen. Es schloss bekanntlich mit dem Faustschlag Stresemanns auf den Spieltisch des Kursaals ab. Ein solcher Faustschlag kann unter Umständen etwas Befreiendes haben, doch diesmal schwerlich. Immerhin wurde durch diesen Faustschlag das Problem der Minderheiten neu markiert, das freilich das punctum saliens des europäischen Friedensproblems ist. Die Probleme der Reparation und der Räumung der Rheinlande hängen, wie hier wiederholt gezeigt worden, damit eng zusammen. Wenn sich „Sicherung" im Osten schaffen liesse, dann wäre Frankreich wohl zu weitergehendem Entgegenkommen gegen Deutschland bereit. Das ist also die grosse Frage. Im Osten müsste man natürlich Deutschland auch entgegenkommen. Ob man das will? Und ob es leicht wäre? Wie wir neuerdings aus sehr guter privater Quelle erfahren, ist man dort nicht bereit, von den durch den Friedensvertrag erworbenen Gebieten und Rechten auch nur das Geringste wieder aufzugeben, im Gegenteil geneigt, davon noch mehr zu fordern. Ganz schlimm scheint es besonders auch in der polnischen Ukraine zu stehen. Diese sei gesonnen, sich um jeden Preis von Polen loszulösen, sobald eine günstige Gelegenheit komme. Ueberhaupt trachte die Gesamt-Ukraine, ein Land mit einer Bevölkerung von dreissig Millionen, nach Zusammenschluss und Selbständigkeit. Ebenso bleibt Mazedonien eine offene Wunde.

Es ist in der Ferne und offenbar auch in der Nähe schwer zu sagen, wie hier Hilfe werden soll. Man möchte wohl an irgend eine Art von Föderation denken, die in losen Formen verbände, was nicht zusammengehören will und doch zusammenleben muss. Ohne eine gewisse Entwertung der politischen Grenzen und Entspannung des krankhaften Nationalgefühls wird es auf keinen Fall gehen. Man erkennt in diesen Zuständen den Fluch jahrhundertelanger Unterdrückung des selbständigen nationalen, religiösen und kulturellen Lebens dieser Völker, das sich nun in überreizter Selbstbehauptung rächt. Hier wird besonders die katholische Kirche ein grosses Friedenswerk tun können, das einzelne ihrer Vertreter schon kräftig angefasst haben.

Ein besonderer Faktor der Lage ist natürlich auch hier Soviet-Russland. Neuerdings mehren sich die Gerüchte, dass eine Aktion von Polen und Rumänien, unterstützt von den Westmächten, gegen Russland geplant sei. Wahrscheinlich handelt es sich mehr um gegenseitige Angst, die aber, wie immer in solchen Lagen, gefährlich ist. Jedenfalls aber gewinnt in diesem ganzen Zusammenhang die Aktion Russlands, welche Polen und Rumänien, wie auch den baltischen Staaten, eine besondere Bindung auf Grund des Kellogg-Paktes zum Teil vorschlägt und zum Teil vorschlagen will, eine grosse Bedeutung. Möchte etwas Rechtes daraus werden! Der Kellogg-Pakt kann doch seinen Wert bekommen, wenn die Völker nur wollen.

Erfreulich ist in diesem Zusammenhang auch die Kunde — die hoffentlich der Wahrheit entspricht — dass in Rumänien das neue Regime die Rechte der Minderheiten zu achten gesonnen sei. Hoffentlich werden auch die politischen Gefangenen, allen voran der schwer misshandelte Sozialist Bujor, ihre Kerkertore sich öffnen sehen! — Am andern Ende Europas, im Elsass, hat der Schuss auf Fachot, den Staatsanwalt des Kolmarer Prozesses, auch wieder gezeigt, wie dringend notwendig es auf diesem schicksalsvollen Boden wäre, dass etwas von der Ordnung eines neuen Europa verwirklicht würde.

Die endgiltige Regelung der Reparationen und die Räumung der Rheinlande stehen nun also im Vordergrund der weltpolitischen Probleme. Damit werden tiefere Fragen aufgerollt: Ist es recht, dass Deutschland Reparationen zahlen muss? Recht ist, grundsätzlich gesprochen, dass überhaupt für einen Krieg „repariert" werden muss. Dass diese Notwendigkeit der

Welt so klar vordemonstriert wird, ist entschieden ein Gewinn. Es ist eine kalte Dusche auf alle Kriegsromantik. Recht ist auch, dass nicht nur Frankreich und England Riesensummen an Amerika zahlen müssen, sondern Deutschland diese Last mittragen muss. Sollten aber die Andern nicht auch ihrerseits vieles zu „reparieren" haben? Müsste der notwendige Ausgleich nicht noch viel umfassender sein? Und ob man das, was Deutschland an Land und Wirtschaftsmacht eingebüsst hat, nicht auch dabei berechnen müsste? Im Hintergrund erhebt sich das furchtbare Problem der Schuld am Kriege. Dieses kann nicht begraben werden; es muss eine Lösung im offenen Lichte finden, nicht eine der Selbstgerechtigkeit und Anklage, sondern eine des Selbstgerichtes und der Busse. Es bleibt Försters grosses Recht, dass er dies für sein Volk hartnäckig geltend macht. Das Gleiche gilt aber für alle Völker. Das Ergebnis würde eine Solidarität der Schuld und der Sühne sein. Sie müsste auch die „Neutralen" einschliessen. Etwas von diesem Sinn kommt auf alle Fälle im Reparationsproblem zum Ausdruck; er sollte nur noch viel mehr zur Geltung kommen.

Das neue Jahr beginnt also unter ernsten Zeichen. Dazu gehören auch die Vorgänge in Jugoslavien. Sie sind eine Bestätigung der in der letzten Chronik behaupteten Ungunst der Zeiten für die Demokratie. Diese Ungunst ist grossenteils eine Frucht des Krieges. Was würde uns erst ein neuer bringen? Bedenken wir auch, was seit langem der Balkan als politischer Wetterzeiger bedeutet!

Schauen wir noch einen Augenblick über Europa hinaus, so beobachten wir die grosse Unruhe des Islam, die auch in die Vorgänge in Afghanistan hineinspielt — neben dem Gegensatz von Russland und England, der fast überall auch mitwirkt. China hat einen neuen Schritt zu seiner Einigung vollzogen, indem die südlichen Nationalisten sich mit den nördlichen Konservativen „endgültig" versöhnten. Allerdings heisst es auch: „Tsching Kai Schek sprach die Hoffnung aus, dass China noch vor Ablauf von 15 Jahren eine Armee, eine Marine und eine Luftflotte ersten Ranges besitzen werde." Das wäre Nemesis für Europa und Fluch für China selbst. In Indien ist bemerkenswert das Wiedererscheinen Gandhis auf der politischen Bühne! Der indische Nationalkongress habe eine Verständigung zwischen Hindus und Moslems gezeitigt. An England ist ein Ultimatum gerichtet worden: wenn es nicht bis zum Ende des Jahres 1929 Indien die Stellung eines Dominions, das heisst die volle Autonomie, einräume, dann werde Indien sich unabhängig erklären. Gandhi erklärt, er werde, wenn England jenen Schritt nicht tue, am 31. Dezember 1929 die indische Unabhängigkeit proklamieren. Und was dann? Und was nun? Man darf auf Gandhis weiteres Tun gespannt sein. Von ihm ein andermal mehr.[1])

Die Perspektive auf die Befreiung Asiens und Afrikas von Europa bleibt fortwährend eine überragende Aufgabe. Vielleicht ist es darum doch verheissungsvoll, dass Amerika unaufhaltsam seine Verbindung mit Europa verwirklichen muss. Die Sache mit Bolivien und Paraguay, in der Europa, Südamerika und Nordamerika zusammenwirkten, war darum wohl auch unter diesem Gesichtspunkt gut. Dass die Vereinigten Staaten je länger je mehr die Notwendigkeit dieser Verbindung einsehen, zeigt auch das heisse Ringen um die Ratifikation des Kellogg-Paktes, das gegenwärtig dort vor sich geht.[2]) Es ist doch vielen Amerikanern mit diesem Kellogg-Pakt bitter ernst; er ist auch in dieser Hinsicht nicht umsonst da. Das Militär ist aus Nicaragua doch auch zurückgezogen worden. Dazu haben zwanzig südamerikanische Republiken bei Anlass der neuesten panamerikanischen Konferenz einen Schiedsgerichts-

---

[1]) Er ist übrigens auch an einer Weltkonferenz christlicher junger Männer zu Mysore in Südindien aufgetreten.

[2]) Und nun zu seiner Ratifikation geführt hat.

vertrag unterzeichnet, der grundsätzlich jeden Krieg ausschliesst. So wird doch immer wieder und immer mehr über dieser Neuen Welt die weisse Fahne des Friedens sichtbar.

2. Gegen und für den Frieden.

Unmittelbar nach Weihnachten pflegen unsere Zeitungen in breiter Aufmachung die militärischen Kurse des folgenden Jahres anzuzeigen. Sie haben es auch diesmal getan — auch eine Bestätigung dessen, was über die Weihnachtslüge im Dezemberheft gesagt worden ist. Es ist kaum ein Gegengewicht dazu, wenn der schweizerische Bundesrat seinen Willen, den Beitritt zum Kellogg-Pakt zu empfehlen, kundtut. Denn dass er daraus keine Folgerungen ziehen wird, ist das Sicherste des Sicheren. Klassisch ist der Satz in seiner Botschaft: „Es wird dadurch ja kein positives Tun von uns gefordert." Da haben wir den ganzen heutigen Schweizer: wenn er nur nichts „tun" muss, es sei denn Geldverdienen, Spielbanken beschliessen, Wahlen machen, Sport treiben, ästhetisieren, psychologisieren und, um seine Tatlosigkeit zu rechtfertigen, tiefsinnig tun.

Ein Anwachsen der Oppostion gegen unseren schweizerischen Militarismus (den kein wütendes Leugnen aus der Welt schafft) ist trotzdem deutlich, auch in bürgerlichen Kreisen. (Darf man sagen: auch?) Und das gilt wohl von aller Welt. Die amerikanischen Kirchen haben 180,000 Unterschriften zugunsten der Bestätigung des Kellogg-Paktes an den Kongress geschickt. Eine Anzahl dänischer Pfarrer, denen sich zwei ehemalige Kriegsminister (!) anschliessen, fordern ihr Volk zu völliger Abrüstung auf.[1]) Einen denkwürdigen Fall von Bekehrung vom geistlichen Militarismus zum Pazifismus stellt der Mecklenburger Domprediger und lutherische Landesbischof Tolzien dar. Dieser hochgebildete Mann war während des Krieges einer der wütendsten „Kriegstheologen", so eine Art deutscher Pfarrer Bolliger. Aber nun hat er eine völlige Wendung gemacht, und zwar offenbar ganz von innen her. Er bekennt sich heute rückhaltlos zum Pazifismus. Offen bricht er mit seiner bellizistischen Vergangenheit und erklärt: „Die christliche Kirche wird pazifistisch sein oder untergehen." Eine solche Tat hat um so mehr zu bedeuten, als man weiss, wie schwer es gerade einem Theologen fällt, statt andere

---

[1]) „Wir, die unterzeichneten Pfarrer der Dänischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche, halten es für unsere Pflicht, gegenüber dem Volk, zu dem wir gehören, und der Kirche, der wir dienen, als unsere Ueberzeugung zu erklären:

dass jeder Krieg — auch der sogenannte Verteidigungskrieg — im absoluten Widerspruch mit den Grundprinzipien des Christentums steht, wie diese im Evangelium Jesu Christi geoffenbart sind. Dass sicherste Mittel, zu verhindern, dass internationale Streitigkeiten durch Krieg entschieden werden, besteht darin, dass wir von dem oben genannten grundlegenden Gesichtspunkt aus für die Abrüstung arbeiten und dadurch Verständigung und Frieden unter den Nationen schaffen.

Wir würden es als eine Ehre für unser Volk erachten, falls es als das erste die Abrüstung durchführte.

Wir richten hiermit die Aufforderung an alle unsere Mitdiener der Landeskirche, sich dieser Forderung anzuschliessen."

Dazu bemerkt einer der Initianten: „Von ungefähr 1600 Pastoren unterschreiben 135, leider keiner der Bischöfe, wohl aber zwei frühere Minister: Pfarrer P. Dahl, Minister für die Landeskirche in der sozialistischen Regierung, und Pfarrer El. Povlsen, auch Minister für die Landeskirche in der radikalen Regierung Zahle.

Die konservative Presse hat natürlich eine heftige Kampagne gegen uns eröffnet"

sich selbst zu bekehren. Möchte dieser Vorgang für die ganze Kirche symbolisch werden. In katholischen Kreisen wird wieder die Forderung laut, dass der Papst ex officio Mitglied des Völkerbundsrates sein solle. Damit wäre wohl weder dem Völkerbund, noch der Friedenssache, noch dem Papsttum gedient. Dieses kann, wie mir scheint, seine Friedensmission in voller Unabhängigkeit sehr viel wirksamer erfüllen und hat daran eine wundervolle Gelegenheit, seinen Einfluss zu mehren.

Der anschwellenden Flut der Friedensbewegung stehen freilich mehrere schwerwiegende Tatsachen gegenüber: Einmal die wachsenden Rüstungen fast aller Völker zu Lande, auf und unter dem Wasser, in der Luft und anderswo, vor allem auch die Militarisierung der erwachten und erwachenden östlichen und südlichen Völker; sodann ein der Friedensbewegung parallel gehendes ermattetes Zurücksinken Vieler, besonders derjenigen Jugend, die den Krieg nicht so recht miterlebt hat, in die alten Denkweisen, endlich die Militarisierung der Sozialdemokratie, von der später die Rede sein soll, und die ihrerseits wieder besonders durch das Vordringen des Faschismus bedingt ist.

Dieser Reaktion der vis inertiae gegenüber ist es gut und notwendig, wenn der Internationale Kongress gegen den Giftgaskrieg zu Frankfurt, den die Frauenliga für Frieden und Freiheit einberufen hat, wieder einmal mit voller Deutlichkeit zeigt, was der Welt bevorstünde, wenn sie nicht rasch imstande ist, das Höllenfeuer des Krieges auszulöschen. Davon ist besonders berichtet worden.

Die ganze Unheimlichkeit der Dinge, um die es sich hierbei handelt, illustriert folgende Tatsache: Die Kölner Bevölkerung ist schon lange über Vorräte von Blaukreuz-Gas beunruhigt, die sich auf der Wahner Heide in der Nähe der Stadt, in grossen Flaschen aufbewahrt, befinden sollten. Man dachte daran, diese Flaschen ins Meer zu versenken (so wie man es in Amerika nach dem Kriege gemacht hatte), befürchtete davon aber einen ungeheuren Fischtod. So entschloss man sich denn, die Flaschen in einen riesigen Betonsarg zu betten und zu vergraben. „Besser das Gas als die Menschen," bemerkt dazu die „Menschheit".

Die „Sonntagszeitung" glaubt übrigens nicht an „Kriegsreste" und erwartet eine „fröhliche Urständ" dieser Gase![1])

---

[1]) Dass die deutliche Feststellung der vom Giftgaskrieg her der Welt drohende Gefahr unsere Gegner alarmieren werde, war zu erwarten. Ihre Front reicht von den Kommunisten über gewisse Sozialdemokraten bis zur äussersten Rechten. Die „Basler Nachrichten" leisten sich folgende Unterschiebungen:

1. Der Kongress habe den Sinn des Referates von Dr. Steck, dem Chef des schweizerischen Gasschutzes, sozusagen gefälscht, indem er in seiner Schlussresolution die Unmöglichkeit eines Schutzes der Zivilbevölkerung gegen den Giftgasangriff behauptete;

2. Der Kongress sei eine blosse Aktion zugunsten der Pläne Moskaus;

3. Der Kongress sei eine Sabotage der Aktion des Völkerbundes, die auf ein Verbot des Giftgaskrieges abziele, während der Kongress der (nach Dr. Oeri offenbar geheuchelten) Utopie einer Aufhebung des Krieges nachjage.

Eine böswilligere Entstellung eines offenkundigen Sachverhaltes ist nicht denkbar.

Zum Ersten: Abgesehen davon, dass die Vorschläge Dr. Stecks für den Schutz der Zivilbevölkerung allen Kongressteilnehmern mit voller Deutlichkeit die Unmöglichkeit eines solchen Schutzes bewiesen, verschweigt Dr. O., dass vor und nach Dr. Steck noch eine ganze Reihe von Rednern mit ebenso grosser und zum Teil sehr viel grösserer Kompetenz gesprochen haben, die alle den Schutz vor dem Giftgas für unmöglich erklärten. Unter diesen Rednern befand sich neben dem berühmten Toxikologen Prof. Lewin auch unser Freund- Stu-

Auch die Dienstverweigerung ergreift immer mehr die Gemüter und führt beständig zur Tat. In der Schweiz haben wir die letzten Monate wieder eine kriegsgerichtliche Verhandlung nach der andern erlebt, die damit zu tun hatte. Am meisten Aufsehen erregt hat eine in Basel stattgefundene, in deren Mittelpunkt unser Freund Dr. Georg Mattmüller stand. Ihn hat, neben dem Christen und Abstinenten, vor allem der Arzt zum Dienstverweigerer gemacht. In seinem Falle wurde nun einmal eine militärgerichtliche Verhandlung zu einer edlen und geradezu erfreuenden Sache. Nicht nur war dem Angeklagten Gelegenheit zu einer ausführlichen, schriftlichen und mündlichen, Darlegung der Beweggründe seines Tuns gegeben worden, sondern es schlug auch der Grossrichter (d. h. Vorsitzende des Militärgerichtes) Dr. Bäschlin einen Ton an, der ein wenig an den bekannten Prozess Gandhis erinnerte, und der Auditor (d. h. amtliche Ankläger) Dr. Henrici war es selbst, der die Absprechung der bürgerlichen Ehrenrechte als widerrechtlich und schmählich brandmarkte. So fiel denn auch das Urteil verhältnismässig mild aus: drei Wochen Gefängnis, dazu die Ausstossung aus dem Heer (die aber eine Gunst

---

dienrat Waldus Nestler, der den ganzen Weltkrieg mitgemacht hat, zum Teil gerade als Gasschutzoffizier in einer wichtigen Stellung. Auf Grund der Aussagen dieser Männer, wie des Eindrucks, den die Darstellung von Steck gemacht, ist die Resolution entstanden. Die Fälschung des Tatbestandes liegt also nicht auf Seiten des Kongresses!

Zum Zweiten: Wenn Dr. O. tut, als ob der Frankfurter Kongress ein Unternehmen im Dienste Moskaus gewesen und die Veranstalterinnen sozusagen dessen Agentinnen seien, so ist das Demagogie von der niedersten Sorte. Dr. O. weiss ganz sicher, in welch scharfem Gegensatz zum Bolschewismus gerade die, auf welche seine Behauptung zielt, stehen. Wenn er aber so wenig von so bekannten Dingen wüsste, dass er seine Behauptung selbst glaubte, so wäre seine Journalistik leichtfertig. Er muss ferner wissen, dass die radikalen Pazifisten der ganzen Welt für den russischen Abrüstungsvorschlag, der ja einfach ihren eigenen Zielen entspricht, eingetreten sind, ohne dass es ihnen im übrigen eingefallen wäre, dem bolschewistischen System zuzustimmen. Sie fürchten halt, zum Unterschied von Dr. O., den Weltkrieg noch mehr als den Bolschewismus.

Drittens: Ebenso haltlos ist Dr. O.s Behauptung, der Frankfurter Kongress sei eine Art Sabotage der Aktion des Völkerbundes. Armselig ist, wie er der Versuchung nicht widerstehen kann, trotzdem in diesem Falle gar kein Anhalt dafür vorlag, doch den üblichen Spruch über „Frauenlogik" zu tun, weil diese Frauen nämlich so „unlogisch" seien, statt das Leichtere: das Verbot des Giftgaskrieges, das Schwerere zu fordern: die Beseitigung des Krieges selbst. Ja, das muss freilich eine seltsame Logik sein, die verlangt, man solle die Wurzel einer Giftpflanze beseitigen, statt bloss ein paar Blätter abzuschneiden! Auch Feldmarschall Foch hat sich wohl der „Frauenlogik" schuld gemacht, als er auf die Frage, warum man denn nicht den Giftgaskrieg verbiete, antwortete: „Man könnte ebenso gut den Krieg selbst verbieten." Zum Verbieten ist der Giftgaskrieg schon das Leichtere, wenn es aber ans Halten geht, dann ist das eine kindische Utopie! Dr. O. ist gescheit genug, um zu wissen, wie wenig ein neuer Weltkrieg sich um solche Vorschriften, bestimmte Waffen nicht zu brauchen, bekümmern würde, wie er auch weiss, wie wenig sich der letzte darum bekümmert hat. Vielleicht waltet bei ihm in dieser Sache eine besondere „Logik", keine „Frauenlogik", aber die Logik derer, die sofort nur noch rot sehen, wenn etwas, das nach Antimilitarismus aussieht, vor ihnen auftaucht.

Diese ganze Polemik gegen ein Unternehmen, dessen Bedeutsamkeit für den Kampf gegen den Krieg jedem ehrlichen Menschen einleuchten muss, ist eben durch und durch ebenso unwahr, wie sie nicht fair ist.

bedeutet) und ein Jahr Einstellung im Aktivbürgerrecht, aber mit der Begründung, man hätte ihm dies erspart, wenn man annehmen müsste, dass es ihm schaden würde.

Man spürte also bei dieser Gerichtsverhandlung das Aufdämmern der Wahrheit. Leider muss man annehmen, dass man es weniger gespürt hätte, wenn es sich nicht um einen hochgeachteten Arzt gehandelt hätte, der seine Sache wirkungsvoll vertreten konnte, sondern um einen einfachen und geistig schwerfälligeren Bauernsohn oder Arbeiter. Wenn unser Freund Eduard Liechti in La Chaux-de-Fonds, zum viertenmal vor dem Gericht stehend, fünf Monate Gefängnis und fünf Jahre Verlust des Aktivbürgerrechtes erhielt, allerdings nun endlich auch aus der Armee ausgeschlossen wurde, so hat dabei neben der reaktionären Dickköpfigkeit der heutigen welschen Schweiz wohl auch politische Feindschaft mitgewirkt. Fügen wir hinzu, dass unser Freund Hans Anderfuhren in Zürich wegen Verweigerung der Militärsteuer fünf Tage Gefängnis erhielt. Wir danken allen diesen Bekennern für ihre Tapferkeit und Treue und wünschen, dass ihr Tun nicht nur der Sache, sondern auch ihnen selbst zum Segen gereiche.

Eine Frage: Wird der Beitritt zum Kellogg-Pakt, der doch den Krieg zum Verbrechen macht, es nicht zur Pflicht machen, sich der Vorbereitung eines Verbrechens zu entziehen? Wird man vielmehr nach wie vor Leute, die dies tun, als Verbrecher behandeln?

Also Bewegung gegen den Krieg, Reaktion, wieder Bewegung. Ich erwarte, dass eines Tages wieder ein neuer, entscheidender Vorstoss der Friedensbewegung komme, vielleicht in Form einer religiös-politischen revolutionären Volkserhebung.

3. Soziales und Formalpolitisches.

Es sei an die vorhergehende Rubrik gerade die schon angekündigte Bemerkung über die Militarisierung der Sozialdemokratie angeschlossen. Diese kündigt sich auf allerlei Weise an. Vor allem in dem neuen Wehrprogramm der deutschen Sozialdemokratie. Gewiss vertritt es vorläufig noch nicht den wirklichen Militarismus. Es bekennt sich zur völligen Abrüstung als dem Endziel und stellt allerlei Forderungen auf, welche den Zweck haben, der Reichswehr die schlimmsten Zähne auszubrechen (natürlich ganz illusorische Forderungen), aber es bedeutet doch eine Aufrüstung, bedeutet eine Ablenkung von der Bahn eines sozialistischen Antimilitarismus zu einem neuen, wenn auch vorläufig nur keimhaft vorhandenen, sozialistischen Militarismus. Denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt . . .“ Die Motivierung mit der Gefahr, dass Deutschland eines Tages Aufmarschgebiet für den Völkerbund gegen Russland werden könnte, ist typisch: denn immer und immer gibt es einen solchen Anlass. Einst war es die „französische Revanche“, dann „der Zarismus“, nun ist es „die europäische Kontrarevolution“ — und morgen? Auf diesem Wege gelangt man bloss wieder in den Abgrund. — Die gleiche Tendenz zeigt sich auch anderwärts. Auch in der Schweiz. Natürlich — denn im Nachmachen ist ja der Schweizer immer gross. Unsere „Radikalen“ berufen sich dabei auf Mussolini und sehen nicht, dass sie auch hierin mit dem bürgerlichen Spiesser auf einer Bank sitzen. Von Frankreich weiss man, wie es steht, ebenso von Belgien. Natürlich wäre nichts verkehrter, als etwa von den Kommunisten etwas Besseres zu erwarten. Diese sind bloss konsequenter, was freilich den Humbug einer kommunistischen „Arbeiterschutzwehr“ in der Schweiz nicht geringer macht.

Das Ganze ist eine Etappe mehr in der „Verbürgerlichung“ des Sozialismus, die nur durch den Vorstoss eines neuen, d. h. erneuerten Sozialismus, überwunden werden kann. Wahlerfolge, wie neuerdings wieder einer in der Tschechoslovakei, werden daran nichts ändern!

Der Faschismus breitet sich freilich aus, wie die schon erwähnten Vorgänge in Südslavien zeigen. Natürlich wird er nicht durch „sozialistischen Wehrwillen“ wirksam bekämpft. Welche Fäulnis er erzeugt, zeigen die neuerlichen Vorgänge in Mailand: wütende Selbstzerfleischung. Bereicherung der Führer an den öffentlichen Mitteln, Gewalttat und Korruption jeder Art. Es scheint sich nun auch herausgestellt zu haben, dass das Attentat auf den König, das zwanzig Todesopfer und eine entsprechende Zahl von Verletzten gekostet, wirklich von den Faschisten selbst veranstaltet war, wohl, um den Duce zum Rè oder gar Imperatore zu machen! Ein solches System stürzt sich selbst; es braucht nur ein bisschen viel Geduld beim Warten darauf.

Das Problem der Stellung der katholischen Kirche zur Arbeiterbewegung ist in einer Krise des Zentrums zum Ausdruck gekommen. Der, übrigens nichts weniger als revolutionäre, Abgeordnete Stegerwald, der Vertrauensmann des Arbeiterflügels, ist als Vorsitzender der Partei abgelehnt und dafür ein Prälat gewählt worden. Sollte das etwa symptomatisch sein? Stegerwald fordert dafür seinerseits einen Arbeiterrat als Ergänzung der politischen Organisation der Partei. Daneben beschäftigt die Frage des „katholischen Sozialismus“ fortwährend den Episkopat und die führenden Köpfe der römischen Kirche. Die Haltung ist schwankend; man wird wohl zusehen wollen. Im Rheinland ist inzwischen ein Organ des „katholischen Sozialismus“: „Das rote Blatt der katholischen Sozialisten“, unter der Redaktion von Heinrich Mertens, gegründet worden. Gewiss ein rechtes Zeichen der Zeit!

Wir hoffnungslos es aber noch bei den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern der Vereinigten Staaten aussieht, beweisen zwei neuerliche Beschlüsse des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes (American Federation of Labour). Er verurteilte das Labour College (Arbeiterhochschule) von Brookwood. Warum? Weil man daselbst gewagt hatte, sogar über die Politik des Gewerkschaftsbundes Diskussion zuzulassen. Also eine „Parteidisziplin“, wie gewisse Schweizer Genossen sie fordern, nämlich für andere! Ferner: Es war eine Adresse an Prof. John Dewey, den weltberühmten Pädagogen und Philosophen des Pragmatismus, vorgeschlagen. Das wurde abgelehnt. Warum? Weil Dewey in Russland gewesen sei; 2. weil er über Russland geschrieben habe; 3. weil er gefunden habe, dass nicht alles in Russland schlimm sei. So nach „The World To Morrow“. Das dürfte fast für die „Basler Nachrichten“ genügen.

In der Schweiz beteiligen sich die sozialdemokratischen Frauen lebhaft an der Petition für das Frauenstimmrecht, die der Bundesversammlung eingereicht werden soll, während die katholischen Frauen, reaktionär wie der ganze offizielle schweizerische Katholizismus (wenn es nicht gerade um Spielbanken geht!), ablehnen. Bei einer Abstimmung, die der bürgerliche „Bund“ veranstaltet, erklärten sich rund viertausend Frauen gegen, aber siebentausend für das Stimmrecht. Auch wenn man dieses nicht überschätzt, muss man schon darum dafür sein (abgesehen von anderen Gründen), weil es eine Demonstration ist und weil — Schulthess dagegen ist. Man versteht hoffentlich, was ich meine!

Die ganze Verkommenheit unserer Zustände beleuchten die Finanzskandale, besonders die mit der „Gazette du Franc“ verbundenen, aber auch viele andere, dazu die Verbrecherschlacht in Berlin, von der allerlei berichtet wird, und der eine in Köln vorausgegangen ist. Den Geist unseres Wirtschaftssystems beleuchtet auch folgende, einer grossen Tageszeitung entnommene Notiz, die den Kenner der Geschichte des Kapitalismus übrigens sehr vertraut anmutet: „Um eine Wirtschaftskatastrophe in Kanada und in den Vereinigten Staaten zu verhindern, erwägt man ernstlich den Gedanken, sich eines Teils der Riesenvorräte [von Getreide] künstlich zu entledigen; mit anderen Worten: man würde es in den Chicagoer und Winnipeger Börsenkreisen mit Freuden begrüssen, wenn eine grössere Weizenmenge, wie es be-

reits vor Jahren geschah, verbrannt oder ins Meer geschüttet würde.“ Dabei leiden die englischen Kohlenbergleute bitterste Not, stehen in Russland die Frauen in langen Reihen, vor Kälte zitternd, stundenlang vor den Lebensmittelläden, um etwas für ihre Familie zu ergattern, sind in China zwanzig Millionen Menschen vom Hungertod bedroht, schwingt — was doch auch mittelbar damit zusammenhängt — die Arbeitslosigkeit ihre furchtbare Geissel über vielen Millionen von Proletarierfamilien. Werden die christlichen Kirchen fortfahren, Männer, die gegen eine solche Gesellschaftsordung auftreten, zu verfolgen, wie neuerdings unsere Freunde, die Pfarrer Eckert in Mannheim und Fuchs in Eisenach?[1]) Und wie weit muss es gekommen sein, wenn Schweizer Frauen, unter der Führung einer „Frau Nationalrat“, es unternehmen, für die leidenden Bergbauern in Graubünden auf Weihnachten Kleider und Lebensmittel zu sammeln (was jene sich hoffentlich verbeten haben, wenn in ihnen noch ein Rest von dem alten Bündner Bauernstolz übrig ist), während unsere Bourgeoisie einen wahren Goldstrom in ihre Kassen fliessen sieht, und es uns an Mitteln zu einer wirklichen und ehrenvollen Hilfe wahrhaftig nicht fehlte.

4. Kirchliches.

Es scheint Aussicht zu bestehen, dass der Kirchenstaat, freilich in äusserst beschränktem Masse, wieder hergestellt wird, indem der italienische Staat dem Papst ein Stück an den Vatikan grenzendes Land abtritt. — In Preussen erstrebt die katholische Kirche ein ihr günstiges Konkordat und hat ebenfalls Aussicht, es durchzusetzen. Das Gleiche scheint in Baden der Fall zu sein. — In Salzburg soll eine katholische Universität gegründet werden. — In Frankreich hat die Regierung Poincarés sich genötigt gesehen, zugunsten der katholischen Missionen einen Teil der laizistischen, d. h. antiklerikalen Kampfgesetze zu mildern — ein grosser Erfolg für die Kirche. — Diese gibt sich auch gewaltige Mühe, den verlorenen christlichen Orient zurückzuerobern. Diesem Zwecke dient eine neuerliche Enzyklika: Rerum Orientalium und dazu dauernd das „Orientalische Institut“ in Rom. — Bei Anlass des fünfzigjährigen Priesterjubiläums des jetzigen Papstes soll ein „Heiliges Jahr“ gefeiert werden, mit viel Ablass für die, welche für die Kirche und den Frieden (!) beten.

Der deutsche Staat wendet für die Kirchen jährlich 150 Millionen Mark, für Preussen allein 71 (künftig 83) Millionen auf. Kann sich eine solche Kirche je gegen den Staat wenden?

5. Kulturelles und Unkulturelles.

In die ganze Unruhe des Islam hinein gehört die Einführung der lateinischen Schrift in der Türkei, die sich zur Abschaffung des Fez und des Schleiers gesellt. So etwas ist als Zeichen der Zeit wichtiger, als manches hochpolitische Ereignis. (Nebenbei: Die meisten Koran-Ausgaben werden scheint's in Deutschland gedruckt.) Natürlich regt sich auch der Widerstand gegen diese Europäisierung, die vielleicht schlimmer ist, als die politische — im grossen gesehen, nicht gerade in allen Einzelheiten, — daneben aber auch einiges Gute hat.

Die Regierung der chinesischen Provinz Honau bedroht jede Anpflanzung von Mohn (aus dem bekanntlich Opium bereitet wird) mit Todesstrafe. — Neuseeland hat ein vollständiges Alkoholverbot mit ganz geringer Mehrheit abgelehnt. — Bulgarien hat die Glücksspiele verboten — es ist halt ein Balkanland, steht nicht auf der Höhe schweizerischer Hotel-Kultur! — Dafür hat unsere Bundesversammlung die Initiative, welche den Ge-

---

[1]) Wenn solche Männer in der Hitze des Kampfes etwa einmal allzu starke Worte brauchen, sollte man, nach all den von der Kirche nicht gesprochenen Wahrheitsworten, sich nicht so sehr darüber aufregen.

meinden das Recht des Schnapsverbotes gewähren will, abgelehnt — selbstverständlich im Interesse des „wahren“ Kampfes gegen den Alkohol. — Der State Attorney Tuttle in New York, ein hochgestellter Beamter für die Ueberwachung des Handels (d. h. Schmuggels) mit Betäubungsmitteln (Morphium, Opium, Kokaïn, Heroïn usw.) hat letzthin erklärt, die Zentren dieses Handels seien aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich und die Schweiz. Also eine neue Ehre der Schweiz. Entrüstete Proteste, die aus lauter Phrasen bestehen, können diese Vermutung natürlich nicht entkräften. Man erinnere sich unseres sehr wenig ehrenvollen Verhaltens in Sachen der Opiumkonvention, wo eine englische Frau und ein amerikanischer Geistlicher uns Mores lehren mussten. Findet sich bei uns niemand, der diesen Dingen gründlich und rücksichtslos nachginge? Das wäre wichtiger als sehr vieles andere. An solchen Dingen hängt das Los der Völker. — 15 Millionen Menschen sollen nach einer ungefähren Berechnung im Durchschnitt täglich ins Kino gehen. Kommentar unnötig!

Einige Gotteslästerungs-Affären haben zu reden gegeben. Ein Stück von Hasenclever, „Ehen werden im Himmel geschlossen“, scheint wirklich eine Frucht gemeiner Gottlosigkeit zu sein. Gegen so etwas muss natürlich gekämpft werden, nur, wenn irgend möglich, nicht mit Gesetzesparagraphen! Anders scheint der Fall des Berliner Zeichners Georg Grosz zu liegen, der Christus am Kreuz, in kriegerische Embleme eingezwängt, über Blut und Leichen, dargestellt hat. Das kann auch Protest gegen die Lästerung Christi durch die Christen sein. Der Künstler selbst erklärt: „Und so sehe ich Christus als einen Propheten der Liebe, und in meiner Zeichnung wollte ich diesem Gedanken Ausdruck geben: Wenn Christus im Weltkrieg wiedergekommen wäre und hätte in den Schützengräben gepredigt: „Du sollst deinen Nächsten lieben!“, so wäre er aufs neue gepackt und gekreuzigt worden.“ Ueberhaupt: Wer lästert Gott am meisten, die „Gottlosen“ oder die „Frommen“?

Im übrigen ist es schon so: es handelt sich bei allem, was wir auch in dieser Chronik dargestellt haben, zuletzt um den Kampf um Gott. L. R.

12. Januar.

Personalia. Mathilde Wrede ist gestorben. Wer noch vor einigen Jahren diese lebenstrahlende königliche Frau gesehen hat, kann das kaum glauben. Eine ganz grosse Seele nicht mehr unter uns, wenigstens nicht in ihrer Leibeshülle. Mehr zu sagen, ist unnötig.

Bern. Die Leser der „Neuen Wege“ werden herzlich eingeladen, die Aussprachеabende über das Thema: „Mein Glaube“ zu besuchen. Das einleitende Referat hält jeweilen Pfarrer Karl von Greyerz. Sie finden statt: Freitag den 8. Februar und Freitag den 1. März, abends 8 Uhr, im Daheim.

Aus der Arbeit

„Heim Neukirch“ an der Thur.

Beginn des Sommerkurses 15. April. Dauer 6 Monate.

Neben den praktischen Arbeiten im einfachen Haushalte, in Küche und Garten, in Kinderstube und Krankenzimmer, im Handarbeitsfach für Erwachsene und Kleinkinder, neben Turnen, Spiel, Singen und Lesen sind für besondere Stunden vorgesehen: Haushalt- und Ernährungsfragen, Besinnung über unsern Körper und seine Ausbildung, Kinderpflege, Kräfte in der Natur um und in uns, Erziehungsfragen, Leben und Werke bedeutender Männer und Frauen. Unser Land und Volk, andere Völker, Aufgaben in der Gegenwart.

Wie immer steht im Mittelpunkt der gemeinsamen Arbeit die Besinnung auf die Aufgaben des Mädchens, der Frau und Mutter in Familie und Gesellschaft. Wir wollen versuchen, unsere Arbeit, unsere Umgebung und uns selbst besser kennen zu lernen und darüber hinaus suchen nach dem, was uns höher führen kann.

Unser Zusammenleben möchte besonders eine Hilfe sein für Mädchen und junge Frauen, die im Erwerbsleben stehen und nicht darin versinken wollen.

Das Kursgeld für den ganzen Kurs beträgt Fr. 540.—; wo nötig, kann es reduziert oder ganz erlassen werden.

In Verbindung mit diesem Kurse sind Männer und Frauen eingeladen zu besonderen Ferienwochen unter der Leitung von Fritz Wartenweiler im „Nussbaum“, Frauenfeld:

(Datum wird später bekanntgegeben): Vom Leben und Werk Albert Schweitzers.

4.—10. August: Das Ringen unserer Väter um die Wahrheit.

Anfang Oktober: Tolstois Leben und Werk.

Ferner sind vorgesehen zwei vierwöchige Kurse für einfaches Mädchenturnen:

1. Im Mai oder Mitte April bis Mitte Mai.
2. Mitte Juli bis Mitte August.

Diese Kurse sind gedacht für Frauen und Töchter, Leiterinnen von Jugendgruppen, Arbeits- und Haushaltungslehrerinnen, auch Lehrerinnen auf anderen Stufen, überhaupt für alle, die mithelfen wollen, unseren Mädchen ein gesundes Turnen und Spielen zu bringen.

Kost und Unterkunft Fr. 90.— pro Monat; Kursgeld Fr. 20.—.

Auf Anfragen antwortet gerne und Anmeldungen nimmt entgegen Didi Blumer, „Heim“, Neukirch a. d. Thur.

Casoja, Valbella ob Chur.

„Casoja“, das Volkshochschulheim für Mädchen in Valbella ob Chur, 1500 Meter hoch, teilt mit, dass der Frühlingskurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage am 9. April 1929 beginnen wird. Dieses Frühjahr wird der Kurs das erste Mal fünf Monate dauern. Mädchen, die sich nicht für fünf Monate frei machen können, werden auch nur für drei Monate aufgenommen. Schülerinnen, die das Kursgeld nicht selber bezahlen können, erhalten eventuell Beiträge aus dem Kostgelderfonds. Casoja steht allen Mädchen offen, die mindestens achtzehn Jahre alt sind und bereit sind, in den Kursen ihren Fähigkeiten entsprechend mitzuarbeiten.

Ausführliche Prospekte und Jahresberichte sind zu beziehen durch: Casoja, Valbella ob Chur, Graubünden. G. R.

Von Büchern

Ernst Stähelin: Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Verlag Helbing u. Lichtenhan, Basel.

Längst hätte ich gern diese Schrift besprochen, wollte es aber in einem bestimmten Zusammenhang tun; weil dies sich nun nicht verwirklichen liess, unterblieb die Ausführung jenes Vorsatzes. Das bedauere ich sehr. Denn es handelt sich in diesem Buche des Basler Kirchenhistorikers um ein wichtiges und grundlegendes Werk. Nicht nur ist der Jesuitenorden ein Thema von der gewaltigsten weltgeschichtlichen Bedeutung, sondern es bildet auch im besonderen seine Verbindung mit der Schweizergeschichte eine von den wichtigsten

Partien. Und diese Verbindung ist mit der Ausweisung des Ordens aus der Schweiz noch nicht abgeschlossen.

Der Verfasser stellt dieses aufregende, auch ein wenig unheimliche Stück unserer Geschichte nicht nur mit seiner gewohnten Gründlichkeit, Sachkenntnis und Freiheit des Geistes dar, sondern auch mit einer bedeutenden Kunst lebendiger und spannender Darstellung. Es ist dem Schreibenden selbstverständlich nicht möglich, daran fachmännische Kritik zu üben. Nur das Eine ist er zu bemerken gezwungen, dass er dem Verfasser nicht beistimmt, wenn dieser das Verbot des Jesuitenordens für die Schweiz auch weiterhin aufrecht erhalten möchte. Wenn man Freiheit will, muss man sie für alle wollen. „Freiheit ist immer die Freiheit der Andern." (Rosa Luxemburg.) Und ich bin sicher, dass die Jesuiten im Lande uns weniger schadeten, als sie von aussen her, noch dazu im Märtyrerschein, tun. Auch fürchte ich sie nicht. Davon vielleicht ein andermal mehr. Diese Meinungsdifferenz hindert mich nicht im geringsten, das bedeutende Buch nachdrücklich zu empfehlen, und zwar nicht nur Theologen, sondern auch Historikern und Politikern. Die Jesuiten in der Schweiz — wen interessierte das nicht? Und wer über dieses Thema mitreden, wer auch nur ein Urteil darüber haben will, muss künftig das Buch von Stähelin gelesen haben. L. R.

Max Zeltner: Vom Charakter philosophischer Systeme und ihrer Bedeutung für den Einzelnen. (Im Zusammenhang mit einer Kritik von Spenglers Untergang des Abendlandes.) Bayerische Drukkerei und Verlagsanstalt, München.

Wenn ein Schweizer eine philosophische Schrift verfasst, so ist das a priori ein Anlass zur Freude. Denn es ist ein Beweis, dass trotz aller Unfruchtbarkeit unseres schweizerischen Bodens in dieser Beziehung dennoch die Pflanze der Idee darauf gedeihen kann. Und erst recht muss man sich freuen, wenn eine solche Schrift auch an sich wertvoll ist. Das darf aber von der vorliegenden schon gesagt werden. Das Wertvollste daran ist vielleicht, dass sie so gar keinen Dilettantismus zeigt. Man merkt, dass der Verfasser ebensowohl philosophisch wie exakt wissenschaftlich sehr gut orientiert ist. Und gerade diese Verbindung von allgemein philosophischer mit speziell-wissenschaftlicher Schulung kommt der Behandlung des besonderen Gegenstandes, dem die vorliegende Schrift gilt, sehr zugute. Denn im Mittelpunkt der Erörterung steht die Prüfung der Spenglerschen Lehre vom Untergang des Abendlandes. Wenn das festgestellt wird, so ist damit freilich auch ausgesprochen, dass die Anzeige dieser Schrift (nicht die Schrift selbst, die 1925 erschienen ist) zu spät kommt. Der Schreibende bedauert dies von Herzen. Die ewige Arbeits- und Kampfesbedrängnis, worin er lebt, ist die Ursache auch dieses Versäumnisses.

Man könnte nun mit einer gewissen Ironie sagen, dieses Zuspätkommen sei ein Zeichen davon, wie die Schrift Zeltners recht behalten habe. Sie bedeutet ja eine Kritik Spenglers, und Spengler ist heute, scheint es, „erledigt". Er war eine Sensation, ein Blender, ein Bluff (vielleicht ein genialer), nicht mehr.

Wirklich? So wenig der Schreibende seinerzeit sich durch Spengler hat blenden lassen, so widerwärtig ihm dessen ganzes Gebaren mit seiner Eitelkeit, seiner Anmassung, seiner Unwahrheit war, so muss er nun doch bezweifeln, dass die von ihm aufgeworfenen Probleme „erledigt" seien. Besonders seine Grundthese vom notwendigen Untergang des Abendlandes und seinen besonderen Formen kann man — leider! — durchaus nicht einfach als widerlegt betrachten. Darum aber muss die Auseinandersetzung mit Spengler weitergehen. Wer sie vornimmt, der wird auch nach der Schrift von Zeltner greifen. Sie enthält für die Beurteilung des Spenglerschen Systems wertvolle Gesichtspunkte. Und sie ist gerade auch deswegen nicht veraltet, weil sie ohne jene polemische Leidenschaft geschrieben ist, die meistens nur für einen bestimmten Moment ihr Recht hat, sondern sehr unbefangen und ruhig vorgeht, nicht ohne einige

Sympathie für das Geniale, das bei Spengler doch auch vorhanden ist. Es kommen übrigens bei dieser Erörterung auch Themen zur Verhandlung, die unabhängig vom „Fall Spengler“ ihre Bedeutung haben und der Schrift Wert verleihen.

Gerade bei dieser sehr sachlichen, gewissenhaften, vorsichtigen Art der Erörterung berührt doppelt erfrischend das Schlussergebnis der Untersuchung: das Bekenntnis zu einem Glauben an die Zukunft der Menschheit, und damit gewiss auch des Abendlandes, der gegenüber dem Spenglerschen Fatalismus, der zum Imperialismus und zur Gewaltvergötterung führt, mit der sittlichen Wahrheit und darum mit der Freiheit rechnet. L. R.

Zur neuen Fahrt.

Allzuviel über das Programm des neuen Jahrganges will ich nicht sagen. Denn das scheint mir die Aufgabe der richtigen Leitung einer Zeitschrift zu sein: Sie muss vor allem Kurs halten, nicht das Steuerruder hin und her schlenkern lassen. Sie darf nicht einfach nur nehmen, was ihr zufällig zuhanden kommt oder bloss bearbeiten, was der Tag bringt, immer nur, damit sie sich selbst von Jahrgang zu Jahrgang durchbringe. Eine solche Zeitschrift stürbe besser heute als morgen. Nein, sie muss ein Ziel haben, muss ein Werk tun, muss das anfassen, was not tut, was gerade jetzt dran zu kommen hat. Jeder Jahrgang muss eine Art Feldzug sein. Darum ist freilich etwas wie ein Programm notwendig. Aber dieses Programm darf auf der andern Seite nicht zu steif und eigensinnig sein. Man muss sich doch auch von den Winden Gottes treiben lassen. In dem, was aus der Zeit her an uns kommt, ist doch auch, neben menschlicher Verwirrung und Eitelkeit, etwas von seinem Schaffen, das weiser und grösser ist als das unsrige. Die Arbeit der Redaktion wird also eine Verbindung eigenen Wollens und dessen, was ihr aufgenötigt wird, sein und das ist Kurshalten, ist Mitarbeit mit Gott. Und das ist freilich die schwerste Arbeit, das ist Kampf, ist Aufpassen, ist Gehorsam, ist Selbstverleugnung.

So möchte ich es, um gerade damit zu beginnen, mit den „Betrachtungen“ halten, die ich mit Regelmässigkeit, wenn auch nicht gerade Ausnahmslosigkeit, fortzuführen gedenke. Ich habe mich dafür in den letzten Jahrgängen an bestimmte Gesamtthemen gehalten. Aber das hat, wie jeder Zwang, neben dem Helfenden, etwas stark Hemmendes. Darum will ich es nun so machen, dass ich zwar stets ein Gesamtthema, sogar zwei — welche sage ich aber nicht! — vorwiegend im Auge behalte, daneben aber doch gebe, was mir die Stunde schenkt oder aufnötigt.

Im übrigen soll das bisherige „Programm“ — in dem nun umschriebenen Sinne — weitergeführt werden. Das Thema der Erneuerung des Sozialismus, besonders das des „religiösen Sozialismus“, drängt sich auf. Daneben wollen wir tiefer in die letzten Fragen und Aufgaben all unseres Glaubens und Tuns vordringen,

soweit wir das nur können. Wertvolle Beiträge dazu sind vorhanden. Ich hoffe, dass auch die sozial-ethischen Fragen, besonders die sexuelle Not, mehr drankommen. Gerüstet sind auch solche Beiträge. Ebenso schon längst Beleuchtungen bestimmter Seiten des menschlichen Tuns vom sozialen Gesichtspunkt aus und Monographien von Führer-Gestalten. Fortführen werden wir natürlich die „Aussprachen", die Berichterstattung, die Orientierung über die Weltlage, die Bücherschau.

Was die Orientierung über die Weltlage betrifft, so schwanke ich, ob ich nicht zu der früheren Form zurückkehren solle. Ich habe einen Teil dessen, was früher unter der Rubrik „Zur Weltlage" stand, jetzt in der „Zur Chronik" untergebracht. Es schien mir wichtig, nachdem einige Jahre lang die leitenden Gesichtspunkte für eine Beurteilung der Tagesereignisse von höherer Warte aus herausgearbeitet worden, nun an dieser Stelle mehr bestimmte einzelne Gesichtspunkte, Probleme, Zeitfragen zu behandeln und die Tagesereignisse gesondert und auch mehr im Einzelnen zu betrachten. Das hat Vorteile, aber auch Nachteile, wie ich sehr wohl einsehe. Gern möchte ich darüber das Urteil von Lesern hören. Falls die Rubrik „Zur Chronik" beibehalten wird, so darf ich versichern, dass ich daran bin, sie fortwährend zu verbessern, ihr im Verhältnis zu dem, was die gewöhnlichen Zeitungen bringen einen besondern Stil und mehr Originalität zu geben. Es fehlt mir dafür nur an Zeit.

Soviel also in Kürze zur vorläufigen Orientierung der Leser. Und nun noch einmal die Bitte: Helfet, liebe Freunde, treulich bei der Verbreitung der „Neuen Wege", unermüdlich, das ganze Jahr hindurch. Hefte werden immer, nach Möglichkeit, zur Verfügung gestellt. Verbreitet besonders solche Beiträge, die euch bemerkenswert vorkommen. Helft die conspiration de silence brechen, die sich auf uns gelegt hat. Und schicket auch Beiträge. Denn trotzdem wir nicht an Stoffnot leiden, muss doch immer ein frischer Zustrom sein. Beteiligt euch auch an der „Aussprache". Schicket kleine Berichte, kurze Aeusserungen, schreibt dem Redaktor eure Meinung, lieber höflich, aber wenn ihrs nicht anders könnt, auch unhöflich. Dass den „Neuen Wegen" und uns allen die Winde Gottes frisch und freudig zur neuen Fahrt wehen und wir sie recht benutzen möchten!

Der Redaktor.

Redaktionelle Bemerkungen.

In diesem Heft kommt wieder einseitig der Redaktor zum Worte. Er darf aber versichern, dass dies Zufall ist und eine Ausnahme bleiben wird.

Für die Veröffentlichung einiger Beiträge, die schon lange warten, besonders auch Buchbesprechungen, bitte ich um weitere Geduld. Ich tue, was ich kann.

Ueber die Wiener Konferenz der „religiösen Sozialisten" soll, wenn möglich, ein „Originalbericht" gebracht werden.

Halb und ganz.

I.

„Lots Weib sah hinter sich und ward zur Salzsäule."
1. Mos. 19, 28.

Lot zieht aus Sodom fort, um nicht mit umzukommen „in der Missetat dieser Stadt". Seine Frau geht mit.

Aber sie geht nur halben Herzens mit, zur andern Hälfte ist sie noch bei dem, was sie verlassen hat, bei Heim und Herd, Hab und Gut, die sie aufgeben soll. Mit halbem Herzen folgt sie Gottes Befehl, mit der andern Hälfte bleibt sie bei dem, was von Gott gerichtet ist. Das zieht ihre Blicke zurück, hemmt ihre Füsse; sie kommt nicht mehr weiter und erstarrt, äusserlich einigermassen Menschenform behaltend, zur Salzsäule.

Es ist unser aller Geschichte, soweit sie nur menschlich ist. Gewiss, wir hören Gottes Ruf, wollen auch folgen, machen uns auf den Weg, sehen ein, dass vieles darangegeben, dahintengelassen werden muss, dass man mit Mammon zu brechen hat, um in Gottes Land zu kommen.

Aber wir tun das alles doch nur mit halbem Herzen — da kommen wir aus eigener Kraft nicht weiter, behalten einigermassen das Ansehen eines Christenmenschen und landen doch in steinerner Starrheit und bitterem Tod.

Wie der Einzelne, so erst recht die Gemeinde, die Kirche.

Ich las einmal eine Zeitungsanzeige einer Wirtschaft, die zu einer „Bettagsmetzgete" einlud. Im Prospekt eines Kinos, der dieser Tage verschiedenen Zeitungen beilag und Vorstellungen einer Tänzerin ankündete, wurde sie „eine der Dezentesten im weiten Nuditätenkabinett unserer Bühnen" genannt und es hiess, in einer ihrer Darbietungen „grenzt ihr Tanz an Gottesdienst". Aber ob gleich die Welt Mammons so krass das Heiligste selbst in den Dienst ihrer Geldmacherei stellt, vermag doch unsere christliche Gemeinde nie ganz mit ihr zu brechen. Sie protestiert da und dort gegen Auswüchse. Aber das ist nur Halbheit. Ein ganzer Bruch mit dem Kino- und Alkoholkapital z. B. würde, bei der Einheitsfront des Privatkapitalismus, den Bruch auch mit allen bedeuten, die indirekt daran verdienen, zuerst einmal mit der Presse, letzten Endes mit der ganzen bestehenden Ordnung, die der Welt Mammons alle Freiheit lässt und lassen muss, weil ihr Reich ja von eben dieser Welt ist. Wo führte das hin!

Aber ist es denn wirklich so, dass Ganzheit derartig ins Extrem führt, geradezu die weitere Existenz verunmöglicht?

II.

„Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?“ Luk. 2, 44.

Auch hier zieht eine Familie aus einer Stadt fort, Jesu Eltern kehren vom Osterfest heim. Aber der zwölfjährige Jesus geht nicht mit. Sein Herz ist ganz bei dem, was Gottes ist, so muss er im Tempel bleiben. Da geraten die Priester und Gelehrten „ausser sich“ über ihn, und seine Eltern kommen in die grösste Aufregung, fast in Verzweiflung.

Dies war der Anfang zu einem Leben ohne Stätte, da er sein Haupt hinlegen konnte, zu Taten wie der Tempelreinigung, jener unerhörten, eigenmächtigen Einmischung in die Kompetenzen der berufenen Tempelpriester, zu Gethsemane und Golgatha.

Der Weg der Nicht-Halbheit, der Ganzheit, der Absolutheit ist der Weg zum Kreuz — nur dass das Kreuz kein Ende, sondern nach der göttlichen Paradoxie des Stirb und Werde ein Anfang ist.

Und noch eins: „ganz“ bedeutet kein vorbereitungsloses „Sofort“, Ganzheit nicht Ueberstürzung. Nach jenem Zurückbleiben im Tempel ging Jesus zunächst noch wieder mit seinen Eltern heim, war ihnen untertan und wartete nicht nur bis er erwachsen war, sondern noch ein ganzes Jahrzehnt länger, dann erst war seine Stunde gekommen.

Wenn so langes Warten für Jesus nötig war, der mit zwölf Jahren schon solche Ganzheit besass, wie sollte da nicht erst recht Zeit nötig sein, dass Gott zu unserer Halbheit hinzutue!

A. Bietenholz-Gerhard.

Blumhardt und wir.[1]

(Schluss.)

4.

Als eine besonders wertvolle Frucht meines Buches betrachte ich die Herausgabe der Predigten Blumhardts durch Robert Lejeune.[2] Denn ich bilde mir wirklich ein, dass ich durch meinen Vorstoss stark mitgeholfen habe, die verschlossene Türe zu diesem Schatze zu öffnen. Mein Buch wollte eigentlich nur Vorläufer und Wegbereiter sein. Seine ganze Methode war darauf berechnet.[3] Und es gehört zum Pro meines Lebens, dass ich das Aufgehen jener Türe

---

[1]) Vgl. Nr. 1.

[2]) Christoph Blumhardt: Eine Auswahl aus seinen Predigten, Andachten und Schriften. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Der zweite (zuerst erschienene!) Band enthält Predigten und Andachten aus den Jahren 1888 bis 1896.

[3]) Ich habe zum Beispiel auch aus diesem Grunde auf genaue Angabe der Quellen verzichtet.

habe schauen dürfen. Ich betrachte diese Herausgabe der Predigten und Andachten Blumhardts (soweit diese nicht schon erschienen sind), dazu des bleibend Wertvollen aus seinen Schriften, als etwas, was sich einst als ein geistiges Ereignis ersten Ranges erweisen wird. Freilich habe ich schon in meiner frühern kurzen Besprechung[1]) darauf hingewiesen, dass für die richtige Wirkung besonders der Predigten eine Schwierigkeit vorliegt. Wenn man diese „Predigten" und „Andachten" hörte, dann konnte es, falls man auch nur ein wenig Empfänglichkeit besass, gar nicht anders sein, als dass die Wirkung gross war. Denn hier redete Einer, der Vollmacht hatte und nicht ein Schriftgelehrter. Diese Reden waren nicht wohl ausgedacht oder gar ausgearbeitet (wie etwa die Predigten von Bitzius, um auch etwas in seiner Art Grosses zu nennen), sondern flossen so wie es der Augenblick und Anlass gebot unmittelbar aus dem Reichtum Gottes. Gerade das war es natürlich, was den mächtigen Eindruck, den Eindruck des Prophetischen oder auch Apostolischen machte. Aber nun ist nicht sicher, dass das aufgeschriebene Wort auf nicht besonders vorbereitete Leser die gleiche Wirkung übe. Auch ich habe einige Mühe gehabt, in den vorliegenden Band hinein zu kommen. Es muss wohl, damit jene volle Wirkung zustande kommen könne, eine Vorbedingung erfüllt sein: dass Blumhardts Wort dem Leser wieder in den ihm bekannten lebendigen Zusammenhang seiner ganzen Existenz und Bedeutung gestellt werde. Dann bekommt es seinen ursprünglichen Sinn und seine Vollmacht wieder, k a n n es sie wieder bekommen. Doch besteht auch hier eine Wechselwirkung: diese Predigten werden mithelfen, die S a c h e, auf die es Blumhardt ankam, lebendig und zu einer Sache Vieler zu machen. Es muss also von beiden Seiten her gearbeitet werden. Inzwischen müssen die Predigten ihren stillen Weg gehen; ihr voller Tag wird schon kommen. Man wird einst mit gierigen Händen nach ihnen greifen.

Der erste Band hat ja bis jetzt nicht gerade einen grossen „Erfolg" gehabt. Das hängt nun freilich, ausser mit dem genannten Umstand, noch mit zwei andern zusammen. Einem äusserlichen zunächst. Der Band ist etwas umfangreich. Man begreift ja schon, dass die Auswahl schwer wurde, aber für den Anfang wäre vielleicht eine grössere Beschränkung geboten gewesen. Dann fehlt eine Erleichterung in Form von Ueberschriften, Gruppierung nach dem Inhalt, Dingen, die man nicht gern vermisst. Für eine neue Auflage und für die weiteren Bände würde ich sehr empfehlen, diesen beiden Mängeln abzuhelfen.[2]) Dazu gesellt sich allerdings noch eine andere Hemmung. Dieser erste Band führt uns noch nicht, wenn ich mich wieder so ausdrücken darf, an den g a n z e n Blumhardt heran, son-

[1]) Vgl. Nr. 11, 1925.
[2]) Das ist auch tatsächlich geschehen.

dern bloss in ein Vorstadium des eigentlichen Blumhardt, freilich in das, welches dem Durchbruch seines Eigentlichen unmittelbar vorausgeht. Der Blumhardt dieses Stadiums hat sich zunächst noch von pietistischen Eierschalen zu befreien und diese werden manchen Lesern, vor allem solchen, die aus irgend einem „Modernismus" herkommen, zu schaffen machen. Sie werden vielleicht an diesem Hindernis hängen bleiben. Auch ist seine Haltung sehr stark negativ, in dem Sinne, dass er sich mit äusserster Schärfe gegen all das wendet, was er „Fleisch" nennt, d. h. gegen allen falschen Anspruch des Menschlichen, sei es nun weltlicher oder religiöser Art. Das „Sterbet, auf dass Jesus lebe!" ist jetzt die Losung. Dieser gemäss wird Gottes Anspruch, Gottes Recht, so stark betont, dass alles andere seinen Wert zu verlieren scheint, namentlich alles menschliche Tun. Der ganze p o s i t i v e Inhalt der Blumhardtschen Botschaft vom Reiche Gottes tritt noch nicht in seiner reichen Fülle hervor. Er kündigt sich an, und zwar im Verlaufe des Bandes ganz sichtlich mehr und mehr; aber der Gottesfrühling, der dann später hervortritt, zeigt doch bloss das erste Grün und die ersten Blumen; noch fahren die Stürme immer wieder rauh über das Land. Das Wort vom Gericht über alles „Fleisch" bleibt der beherrschende Ton.

5.

Hier nun hat E d u a r d T h u r n e y s e n mit seiner Schrift über Blumhardt angeknüpft.[1]) Diese, aus zwei Vorträgen entstanden, will nicht eine Biographie, überhaupt nicht eine ausführliche Darstellung, sondern nur eine Würdigung, oder wenn man will, Beurteilung, Beleuchtung sein, wie seine Schrift über Dostojewski. Es ist eine geistvolle Auffassung, in vornehmer Form vorgetragen, voll Ehrfurcht und Wärme für den grossen Gegenstand. Man liest die Schrift mit Spannung, und wer Blumhardt sonst nicht kennt, wird durch diese Darstellung einen tiefen Eindruck von ihm erhalten. Auch wer ihn schon kennt, wird im Einzelnen dieser Darstellung durchaus zustimmen können. Einer ihrer Vorzüge besteht gerade darin, dass sie sowohl die pietistische wie die quietistische Auffassung Blumhardts mit klarer Entschiedenheit ablehnt. (Vgl. S. 44 ff. u. 51 ff.) Das Zweite ist uns besonders wichtig, weil damit, soviel ich sehe, etwas beseitigt wird, was uns Andere von der auch durch Thurneysen vertretenen Denkweise der sogenannten Barth-Gogartenschen Theologie[2]) zu trennen schien. Ebenso erfreulich und Trennungen aufhebend scheint mir das, was Thurneysen (S. 75) über Blumhardts Betonung des M e n s c h e n sagt: „Es ging Blumhardt recht eigentlich um den Menschen — freilich um G o t t e s willen, aber um Gottes willen u m i h n." Anders meinen wir es ja auch nicht und wenn in diesen Worten Thurneysens ein Bekenntnis

[1]) Verlag von Chr. Kaiser, München, 1926.
[2]) Zu deren Hauptträgern nun auch E m i l B r u n n e r gehört.

liegt, so sind wir auch in diesem Hauptpunkte einig. Endlich möchte ich noch besonders hervorheben, was er über das Verhältnis der beiden Blumhardt zu einander sagt (S. 59 f.):

„Es gehört zum Bilde dieser beiden Männer, dass sie in der Sache völlig Eins gewesen sind. Und so ist hier einmal das Merkwürdige geschehen, dass es nicht zum Konflikt zwischen den Generationen gekommen ist. — — — Wir Heutigen kennen fast ausschliesslich eine Jugend, die im Proteste gegen ihre Väter ihre eigentliche jugendliche Lebensbewegung sieht. Aber ist das im Grunde das Gesunde, das Normale? Vielleicht gehört es mit zur Botschaft, die die beiden Blumhardt unserem Geschlechte auszurichten haben, dass sie uns zeigen, wie ein Jugendleben auch im Anschluss, und gerade im Anschluss an das väterliche Leben gut und bewegt und lebendig weitergehen kann. Dann nämlich, wenn Väter und Söhne, Söhne und Väter eins werden in dem, was über Vätern und Söhnen, über den Generationen steht."

Das habe ich, ohne leider mich dieser Stelle in Thurneysens Schrift zu erinnern, auf die ich mich sonst berufen hätte, gelegentlich ebenfalls als Regel des Reiches Gottes erklärt. Möchte sie unter uns eine Tatsache werden. Denn Thurneysen meint ja das „Väter und Söhne" sicher nicht bloss im *leiblichen* Sinne!

So liesse sich an der Thurneysenschen Darstellung noch viel des Wertvollen hervorheben. Aber es wäre wieder unehrlich und ganz sicher nicht im Sinne Thurneysens, wenn ich meinen Widerspruch verschwiege. Und so gestehe ich denn offen: Auch das ist nicht der ganze Blumhardt, es ist, in *diesem* Sinne, nicht Blumhardt, wie er wirklich war, sondern Blumhardt im Gewande einer bestimmten Theologie, eben der Theologie, zu deren wichtigsten Trägern Thurneysen selbst gehört. Anders gesagt: es ist nicht Blumhardt der Stürmer und nicht Blumhardt der Weise, nicht Blumhardt der Held und nicht Blumhardt das Kind, was alles er abwechselnd war, sondern Blumhardt als geistvoller und bahnbrechender Theologe. Wenn man mir das Bild erlaubt: dieser Blumhardt trägt mir zu sehr den Rock, den der Pfarrer oder Professor trägt, den aber der wirkliche Blumhardt nicht trug. Oder noch anders: dieser Blumhardt ist mir zu abgeklärt, zu ruhig, zu unanfechtbar, der wirkliche war, bis zuletzt, ziemlich anders.[1])

Dieses Urteil steht nun umsomehr im Widerspruch zu der Schrift selbst, als diese wie keine andere den Anspruch einer sozusagen authentischen Darstellung erhebt. Sie erklärt, dass sie „im Unterschiede von einigen bisher erschienenen Büchern über Blumhardt"

---

1) Dass Thurneysen das Bild Blumhardts zu einseitig sieht, beweisen auch Bemerkungen wie die: „Er hielt keine Vorträge, schrieb keine Bücher, er begründete keine Zeitschrift." (S. 8.) Er hat sogar sehr viele Vorträge gehalten, in Deutschland und in der Schweiz, hat Predigten herausgegeben, hat eine Zeitschrift geschrieben. Denn die „Vertraulichen Blätter" waren schliesslich doch auch eine solche. Ebenso halte ich es für unrichtig, von einer Abneigung Blumhardts, des Sohnes, gegen die Offenbarung Johannis zu reden. Sie hat ihm, so viel ich sehe, stets sehr viel bedeutet, wenn er sie auch mit geistvoller Freiheit verstand.

versuchen wolle, „Blumhardts Gedankenwelt aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus .... zu entwickeln." Diese Erklärung muss fast notwendig so verstanden werden, dass alle Anderen, die über Blumhardt geschrieben, ihn nicht von seinen eigenen, sondern von fremden, also willkürlichen, vielleicht gar tendenziösen Voraussetzungen aus dargestellt hätten.[1]) Dagegen muss von mir selbstverständlich Widerspruch erhoben werden. Wenn ich für meine Person, wie man soeben wieder gesehen hat, durchaus zugebe, dass das Bild von Blumhardt, das ich entworfen und das in mir lebt, m e i n Blumhardtbild und nicht d a s Blumhardtbild sei, und ich durchaus bereit bin, einem andern, auch dem von Thurneysen entworfenen, ebenfalls Wahrheit zuzubilligen, so muss ich doch sehr entschieden darauf bestehen, dass ich nicht Blumhardt tendenziös zurechtmachen wollte, sondern dass es mir ein heiliges Anliegen war, ihn g e t r e u darzustellen.

Ich halte in diesem Sinne an meinem Anspruch durchaus fest. Und ich behaupte ebenso fest: Blumhardt lässt sich durchaus nicht einfach für die Barth-Thurneysensche Theologie in Anspruch nehmen, sondern steht in allen Hauptpunkten sogar eher gegen sie, wenigstens insofern das in Betracht kommt, was uns Andere von ihr trennt.

Das ist nun eine, prinzipiell gesprochen, sehr weittragende These. Es liegt mir daran, von vornherein ihren Sinn zu erläutern. Es wäre ja nicht unmöglich, dass gerade Blumhardt das beste Mittel einer V e r s t ä n d i g u n g zwischen den zwei „Gruppen", in welche die religiös-soziale Bewegung auseinandergegangen ist — hoffentlich nur zeitweilig — bedeuten könnte. Was ich hier in diesem Sinne sagen werde, soll also nur ein erstes Wort sein, das nachher seine Ergänzung finden wird.

Es verhält sich mit der Stellung der beiden „Gruppen" zu Blumhardt genau so, wie überall sonst. Ihr Unterschied tritt fast ganz, wenn nicht ganz, zurück, solange sie einem gemeinsamen Widerpart, der üblichen Theologie und Religion, gegenüberstehen, aber er tritt sofort hervor und erscheint gross, ja entscheidend, wenn sie unter sich sind. (Was übrigens, nebenbei gesagt, auch eine Mahnung sein könnte, überhaupt nicht zu sehr bloss „unter sich" zu sein!) So ist auch ihre gemeinsame Familienähnlichkeit mit Blumhardt gross, wenn sie mit andern geistigen Familien verglichen werden, mag ihnen aber zweifelhaft werden, wenn sie sich miteinander vergleichen. Dieser Tatsache entsprechend möchte ich sagen: Gewiss kann sich die sogenannte Barthsche Theologie (wie ich um der Kürze willen sagen will, ohne die geistige Selbständigkeit der übri-

[1]) Diese Auffassung wird besonders durch eine ärgerliche, sicher nicht vom Verfasser verschuldete Buchhändler-Anzeige nahegelegt, die gerade diesen Anspruch betont.

gen Hauptträger dieser Bewegung antasten zu wollen) für fast alle ihre einzelnen Positionen gegen die traditionelle „Theologie" mit Recht auf Blumhardt berufen; aber ich muss hinzufügen: man kann sich aber ebensogut gegen sie selbst als Ganzes auf Blumhardt berufen. Dafür den Beweis ausführlich anzutreten, bin ich jederzeit bereit.

Um nun wieder speziell zu Thurneysen zu kommen, so muss ihm zugestanden werden, dass der vorliegende Blumhardtband seiner Auffassung verhältnismässig stark entgegenkommt. Insofern stehe ich nicht an, zu erklären, dass dieser Unheil angerichtet hat. Denn er zeigt eben nicht den ganzen Blumhardt; er liefert zu sehr gerade der sogenannten Barthschen Theologie neues Wasser auf die ohnehin damit wohl versorgte Mühle. Ich bin, auf Grund meiner Kenntnis sehr vieler Predigten und Andachten aus der folgenden Periode, ganz sicher, dass uns aus dem nächsten Band ein anderer Blumhardt, ein weiter gekommener Blumhardt, entgegentreten wird. Dann werden wir wieder miteinander reden müssen.

Vielleicht lässt sich zur Kennzeichnung des Unterschiedes am besten an ein polemisches Wort Thurneysens anknüpfen, das sehr wahrscheinlich gegen mich, zum mindesten auch gegen mich, gerichtet ist. Er tadelt es (S. 18) lebhaft, dass man „beliebt habe, Blumhardt in den höchsten Tönen neben Aposteln und Reformatoren zu nennen" und erblickt darin „ein Zeichen der unklassischen Zeit, in der wir leben und die kein Mass und keine Ordnung kenne". Dieser Zurechtweisung gegenüber möchte ich erklären, dass ich ruhig und fest dabei bleibe, Blumhardt „neben Aposteln und Reformatoren zu nennen". Was das Apostolische betrifft, so habe ich ihn meines Wissens nie an die Seite der Apostel gestellt — ich liebe solche Schablonen nicht — wohl aber behauptet, seit den Tagen der Apostel und Reformatoren sei nie mehr so geredet worden, mit solcher Vollmacht und Ursprünglichkeit. Im übrigen bin ich sogar weiter gegangen und habe merken lassen, dass sich in diesen Männern, besonders in Blumhardt dem Jüngern, das Leben Jesu für unsere Tage erneuert habe. Und nun erkläre ich in aller Bescheidenheit und Festigkeit zugleich, dass das nicht ein Urteil der Mass- und Ordnungslosigkeit ist, sondern ein ganz nüchternes Zeugnis von dem, was ich, als reifer Mann, der ziemlich kritisch nach Boll kam, gesehen und gehört habe. Schliesslich weiss ich auch etwas von Aposteln und Reformatoren! Da steht Zeugnis gegen Zeugnis und das meinige steht wahrhaftig nicht allein. Thurneysen erlaubt allerdings unserer „unklassischen Zeit" solche Erfahrungen nicht. Aber ich muss ihm entgegenhalten, dass mir die Kategorie „klassisch" und „unklassisch", da wo es sich um die Geschichte des Reiches Gottes handelt, viel zu literarisch, um nicht zu sagen „papieren" ist. Was frägt Gott nach „klassisch" und „unklassisch" —

oder fragt er etwa zuerst die Professoren der Kirchengeschichte um Erlaubnis, wenn er einen Ort und einen Mann findet, durch den er seine Wahrheit neu offenbaren kann? Gott ist ein lebendiger Gott, der immerfort wirkt (Joh. 5,17). Wenn ich meine Bibel recht verstehe, so ist er sehr unklassisch, indem er mit Vorliebe dort erscheint, wo die Menschen, besonders die Theologen, ihn am wenigsten erwarten. Warum, nebenbei gefragt, redet die sog. Barthsche Theologie so gern vom Paradox Gottes, wenn sie dann Gott doch plötzlich wieder in das kirchengeschichtliche Prokrustesbett spannen will? Und da wir nun bei der Kirchengeschichte sind: wenn ich Blumhardt mit der Reformation in einen bestimmten Zusammenhang gebracht habe, so geschah es, wie sofort gezeigt werden soll, in seinem eigenen Sinn und hatte vor allem die Meinung, dass das Aufbrechen der Reichgotteshoffnung die notwendige und legitime Fortsetzung dessen sei, was uns die Reformation geschenkt. Dabei bleibe ich und habe dafür gute Gründe, seien es klassische oder unklassische. Und nichts für ungut!

Ich will nun aber, so gut es in diesem Aufsatz möglich ist, zu zeigen versuchen, wie und inwiefern Blumhardt die Cadres der sogenannten Barthschen Theologie überall zerbricht und in dem vorhin genauer bezeichnetem Sinne an allen Hauptpunkten gegen sie steht. Und zwar stelle ich nun fest, dass dies sogar von dem vorliegenden Blumhardtband gilt, der, wie gesagt, noch am ehesten für Thurneysens These benutzt werden kann. Auch er geht fast von Anfang an und immer mehr über das, was man bisher als das Spezifische der sogenannten Barthschen Theologie betrachtet, hinaus und widerspricht ihm. Ich beschränke mich darum zur Widerlegung Thurneysens absichtlich auf diesen für meine These verhältnismässig ungünstigen Band.

Da ich mich selbst zu der in den folgenden Blumhardtworten ausgedrückten Denkweise bekenne, so entwickelt sich nun ein Stück „Gespräch“ mit der „neuen Theologie“.

Um gerade mit dem „Klassischen“ zu beginnen, so scheint es freilich auf der Linie der „neuen Theologie“ zu liegen, Gottes Wort auf die Bibel einzuschränken, das Gegenteil aber, — mit Berufung auf die Bibel — die offenkundige Leidenschaft Blumhardts. Lebendige, nein, fortschreitende Offenbarung ist seine Losung, ist sein Hunger und Durst.

„Unsere Bibel ist im Himmel. Ein Buchstabe kann uns nichts nützen, wenn es nicht von oben gegeben wird.“ (S. 10.) „Wir können mit lauter Bibel Christus töten. Was ist grösser: die Bibel oder Christus?“ (S. 62.) „Oft ist's mir verwunderlich, dass so viele mir widersprechen, wenn ich sage: Wir bedürfen der Offenbarung Jesu Christi, wir bedürfen trotz aller Erkenntnis, trotz aller Bibeln, die wir haben, trotz aller Kirchen und aller Theologie, wir bedürfen des Herrn Jesu selbst.“ (S. 12.) „Das . . . steht mir fest: eine wirkliche Erkenntnis der Schrift ist nicht möglich, ohne dass wir etwas Göttliches vorher

erlebt haben. Wir müssen etwas von Gott geschaut haben, wir müssen etwas von Christus empfunden und betastet haben, wir müssen es ergriffen haben durch Anschauung — nur auch in etlichen Dingen muss es anfangen — dann geht uns auf einmal ein Licht auf für alles . . . Es ist nicht die Erklärung der Schrift die Hauptsache, sondern die Anschauung Gottes ist die Hauptsache und die Anschauung Christi und die Anschauung des Heiligen Geistes." S. 166 und 167.) „Zur Gründung der Gemeinde Jesu Christi braucht's nach der Schrift Alten und Neuen Testamentes immer wieder Offenbarung. Ein Moses kann nicht mit Abraham durchkommen, es muss sich in ihm selber wieder das offenbaren, was Gott in seiner Zeit leben will. Ein David kann nicht mit einem Moses durchkommen; es offenbart sich in David das, was in seiner Zeit leben soll. Spätere Könige, soweit sie das Reich Gottes suchen, haben viel an der Vergangenheit, aber es bedarf einer Offenbarung für sie durch Propheten und Priester für das, was in ihrer Zeit Gott leben will. In Johannes dem Täufer, in Jesus, in den ersten Aposteln vorerst, dann wieder im zweiten Teil der apostolischen Geschichte, in Paulus — es muss sich wieder und wieder zeitgemäss offenbaren, was heute Gott in Christus leben will." (S. 348.)

Das alles klingt anders, als wir es von der „neuen Theologie" hören. Damit hängt ein Zweites zusammen. Diese „neue Theologie" betont (gewiss mit gutem Grund) das Objektive der Wahrheit und bekämpft darum den Anspruch einer gewissen Subjektivität. Sie tut das besonders auch so, dass sie alles „Erleben" Gottes perhorresziert und lächerlich macht. Man wagt darum kaum mehr, davon zu reden. Blumhardt aber, der Mann der Objektivität Gottes ohnegleichen in unserer Zeit, redet ruhig von „Erleben" Gottes:

„So dürfen wir auf ein unmittelbares Reden Gottes für seinen Namen, ein Reden des Geistes Gottes für Christus, unsern Jehova, erwarten, und erfahren eben dadurch, wie auch durch besondere Erlebnisse, wer Gott ist." (S. 309.) „Ohne Erlebnisse aber geht es nicht; wir dürfen ganz dreist sagen: Es ist auch heute noch Offenbarung nötig, und die Offenbarung ist nicht abgeschlossen mit der Bibel." (S. 308.)

Er geht so weit — nicht ohne sich auf die Bibel berufen zu dürfen (vgl. Jerem. 31, 31 ff.), uns Allen, soweit wir Gott dienen wollen, das Prophetische zuzusprechen, das die „neue Theologie" wieder so sehr auf die Bibel beschränkt:

Es ist ein Zeichen von der Blindheit unserer Augen, dass wir die Fäden nicht erkennen können, an welchen Grosses geschieht und an deren Ende Grosses liegt. . . . Wir sollten aber der Vergangenheit und der Gegenwart und der Zukunft Meister sein, nicht als Götter, aber als klarblickende Menschen, die ganz genau wissen: Auf diesen Pfaden ist das und das, wie auf jenen Pfaden das und das geworden. Auf diesen Pfaden ist nichts, auf jenen ist nichts, hier ist nichts und dort ist nichts, aber da! Da ist etwas! Dem müssen wir nach. Die Propheten haben das gewusst und das ist menschlich, das zu wissen. Prophetie ist das Menschlichste, was es überhaupt gibt. Ohne Prophetie sind wir keine rechten Menschen; wir sind degradiert, wenn wir des göttlichen Geistes entbehren." (S. 511 und 512.) „Dafür müssen wir prophetisch werden und das ist nicht so schwer." (S. 516.)

Wenn Blumhardt auf diese Weise allen Menschen Einiges zuspricht, was die „neue Theologie" ihnen mit besonderer Schärfe abspricht, so spricht er andern ebenso scharf ab, was sie ihnen zu-

spricht, nämlich den Pfarrern, den berufsmässigen Predigern. Die „neue Theologie“ legt grosses Gewicht auf das gepredigte Wort, und in den Kreisen der jüngeren Pfarrer kann man wohl etwa hören, dass es ihr Beruf sei, „das Wort Gottes zu sagen“. Blumhardt ist anderer Meinung:

„Nehmet mich nicht als einen Prediger, nehmet mich als einen, der es wirklich ernst meint.“ (S. 521.) „Es kommt . . . das, was Gott schaffen will, auch auf dem Boden des Reiches Gottes nicht ganz in die Hand der Menschen. Es bleibt etwas rein Göttliches, und ein Pfarrer darf deswegen nicht sagen, er rede Wort Gottes, in dem Sinne, wie man es heute sagt. Man sollte sich sehr genieren, so etwas zu sagen, wie wenn der nächste beste Mensch, der die Bibel auslegt, sagen könnte, er rede Wort Gottes. Auch Worte der Schrift sind nicht an und für sich Wort Gottes; erst wenn Gott seinen Engel dazu sendet, ist es immer wie frisches Brot, anders nicht. . . . Wir sind keine Wort-Gottes-Fabrikanten. Das Wort Gottes lässt sich überhaupt nicht fabrizieren; denn es ist persönlich; es läuft dahin und dorthin nach dem Befehl Gottes.“ (S. 577.)

Und dann heisst es wieder vom Erleben:

„Wenn wir merken, dass wir so schauensuntüchtig und erlebensuntüchtig sind, dass wir Göttliches nicht verstehen, obwohl wir wissen, dass es unter uns ist, wenn wir weder Gerichte Gottes recht erkennen, noch Gnaden Gottes verstehen und benutzen, dann muss es uns doch recht in die Busse treiben und zum Weinen vor Gott bringen in unsern Sünden und Schulden, dass wir wieder neugeboren werden und Schauensleute und Erlebensleute werden möchten im Reiche Gottes.“ (S. 190.) „Gott will erfahren, will erlebt sein, und ehe er erlebt ist, macht er auch keinen Anspruch auf besondere Treue, mit besonderen Zielen, wie er sie von seinem Volke fordert, welches ihn erlebt hat.“ (S. 306.)

Desto weniger hält Blumhardt auf die Theologie, die leider auch durch die „neue Theologie“ wieder zu Ehren gekommen ist. Die Dogmatik speziell nennt er eine „schlimme Sache“ (S. 199).

„Der Geist Gottes schwebt nicht in philosophischen und theologischen Systemen herum und spricht nicht aus irgend welchen menschlichen Gedanken über Gott und Christus oder sich selbst, sondern der Geist Gottes will uns zu Kindern machen.“ (S. 417.) „Mein Herz dürstete freilich nach Gott, nach dem lebendigen Gott, aber dass man vorher durch die Schlammwellen der Theologie schreiten müsse, das wollte mir nicht gefallen.“ S. 539.)

Wie eine Warnung an die „neue Theologie“, die ja freilich das auch nicht will und bis heute nicht getan hat, wovor er warnt, aber schliesslich dahin führen könnte, klingt es, wenn er sagt:

„Es könnte jemand aus den paulinischen Worten heraus ein geriebenes und geschniegeltes System austüfteln, und der Apostel könnte ihm doch mit demselben Eifer entgegentreten, wie er den damaligen Christen entgegengetreten ist, wenn ein solcher Systemmacher nun meinen sollte, auf diesem Gesetzesweg werde es gewonnen.“ (S. 525.)

Nicht weniger trifft Blumhardts Kritik die Kirche, während leider die „neue Theologie“ eher jene neue Kirchlichkeit begünstigt, die mit der Reaktion eingesetzt hat und übrigens, wie ich glaube, mit ihr vergehen wird. Blumhardts Meinung ist:

„Verlasset euch nicht auf eure Kirchen, da purzelt auch noch alles über den Haufen; wer darin sein Teil hat, wird alles verlieren.“ (S. 204.) „Jetzt macht man Kirchen, rechts und links, und richtet sich ein so gut als möglich und

sagt: Wir haben's ja, wir haben alles! Im Osten, im Westen, im Norden und Süden, überall sagen sie: Wir haben's ja! und jauchzen in der Welt herum mit ihrem Christentum und vergessen: das rechte Beten." (S. 225.) „Wir haben uns schon längere Zeit ins Gericht zu geben bemüht, um uns bewusst zu werden, was uns lieber ist: Gott oder die Welt, Christus oder das Christentum, Kirche oder Geist." (S. 439.) „Ich gestehe offen, dass ich noch nie in einer Kirche gesessen bin, ohne den Schmerz zu empfinden über einer gewissen Verwechslung, welche in den Herzen der meisten Kirchgänger sich vorfindet. Was die Apostel vom Geist erwartet haben, das erwartet man jetzt von der Kirche." (S. 441.)

Diese Kritik erstreckt sich auf das ganze Christentum, wie sie ja auch den Unterschied von Reich Gottes und Religion erstmals herausgearbeitet und diese im Namen von jenem verworfen hat:

„Wir haben uns . . . auch Mühe gegeben, zu erkennen, dass wir unser Christentum nicht identifizieren dürfen mit Christus und dass, wenn wir uns des Christentums rühmen, wir damit noch nicht berechtigt sind, uns Christi zu rühmen. . . . Wir haben zu erkennen gesucht, wie das Christentum sozusagen eine Nebenwelt geworden ist, in welcher Christus als Gott verehrt wird, ähnlich wie die Welt von Gott redet. Aber wie die Welt von Gott redet, ohne göttlich zu werden, so die Nebenwelt, das Christentum, von Christus, ohne nach Christus zu werden." (S. 440.) „Es gibt jetzt wieder eine christliche Religion, gerade wie damals eine jüdische. Und nichts ist gefährlicher für den Fortschritt des Reiches Gottes, als eine Religion; denn eben damit werden wir wieder heidnisch." (S. 513.) „Es ist ein Jammer, dass man die Beziehungen zu Gott so wenig mehr schätzt und haben will und statt dessen die Beziehungen zu den Menschen gesetzt hat. Aber es ist auch eine Freude, dass wir heute in allen unsern menschlichen Religionen zugrunde gehen. Ihr werdet sehen, dass alles noch in den Staub fällt, was wir an Stelle Gottes gesetzt haben. Man muss sich endlich einmal den lieben Gott selbst gefallen lassen." (S. 575.)

Dieser Kritik verfällt auch die Reformation. Gottes Wege führen auch über sie hinaus. Wieder etwas, was in eine den gegenwärtigen Losungen der „neuen Theologie" entgegengesetzte Richtung weist. (Ich erinnere an die Auseinandersetzung über die „klassischen" und „unklassischen" Zeiten.)

„Die Reformation hat die Kirche auseinandergesprengt, dass sie nun daliegt, wie einige einzelne dreissig Splitter, und jeder dieser Splitter trägt die Eigenart des Ganzen an sich, in jedem Splitter ist der Charakter des alten Gesteins zu erkennen und es ist nichts gewonnen! . . .Nein, nein, das sind alles löcherichte Brunnen, damit ist nichts gewonnen." (S. 184.) „So möchte ich auch nicht um die Konfessionen eifern, obwohl in allen Konfessionen Wahres und Richtiges ausgesprochen ist und wir ihnen dankbar sein müssen, dass sie so vieles konserviert haben, was vielleicht sonst verloren gegangen wäre. Aber nicht die Konfessionen sind es, welche auf die Dauer mit Gewalt festgehalten werden müssen; denn es ist eine menschliche Herrschaft und diese ist gefährlicher für das Reich Gottes als viele andere Dinge in der Welt." (S. 339.) „Auf dem festen Grund Jesus Christus gehen wir vollkommeneren Gestaltungen entgegen, als diejenigen sind, welche sowohl die alte römische Kirche als die reformatorischen Kirchen uns gebracht haben." (S. 362.) „Auch ein Mann wie Luther, der für seine Zeit die von Gott gewollte Wahrheit persönlich bezeugen soll, kann für anderes Geschriebenes, welches für seine Zeit keine Bedeutung hatte, keinen Sinn haben; es regiert eben Gott und sein Geist, nicht ein Bibelspruch." (S. 535.)

Zu dem, was Luther nach Blumhardt nicht gesehen hat, gehört ohne Zweifel die Botschaft vom kommenden Reiche Gottes, die Hoffnung. Dafür hat die Rechtfertigung durch den Glauben allein eine Stellung bekommen, die nicht der Wahrheit der ganzen Bibel entspricht und die heute einer Berichtigung und Ergänzung bedarf. An dieser Stelle wird Blumhardts Widerspruch gegen die „neue Theologie" mit ihrer Erneuerung der Rechtfertigungslehre besonders scharf und fundamental. So wenig als wir bestreitet er deren Kern und Wahrheit, aber er weist ihr eine andere Stellung in der ganzen Wahrheit an.

„So ist mehr bei uns das Bestreben aufgekommen, selig zu werden, als das Bestreben, das Reich Gottes zu sehen, und durch alles hindurch ist das als oberstes Verlangen und Sehnen in den Herzen gewesen: O nur selig, nur selig! . . . Es ist dieses Sehnen entschuldbar, . . . aber doch müssen wir es von uns wegbinden lassen, die Binde von unseren Augen, dass wir vor allem erkennen: das Reich Gottes ist's, das wir erstreben sollen, und im Reich Gottes erst haben wir die rechte Seligkeit. Wollen wir zuerst die Seligkeit und dann das Reich Gottes, so wird keine Klarheit werden auf Erden, sondern des Jammers wird immer mehr werden und der Dunkelheit wird nicht gewehrt . . . Darum hat Gott eine neue Anregung gegeben und hat unser Herz bewegt, dass wir hinfort laut in die Welt hinausrufen: Nein, liebe Christen, wir wollen jetzt nicht an unsere Seligkeit denken, wir wollen nicht das Gute zuerst für uns suchen; wir wollen Knechte sein, wir wollen seine Seligkeit suchen, seine Ehre, sein Reich! Dann wird uns schon das Unserige zufallen. Denn wir wollen nicht uns zunächst in Sicherheit bringen und dann zufrieden sein, sondern wir wollen es uns zu Herzen gehen lassen, das Seufzen der ganzen Kreatur, das Jammern und Stöhnen unzähliger Menschen — denen mit unserem Seligsein wahrlich nicht geholfen ist — wenn wir rufen und beten: „Dein Reich komme!" und wenn wir es mit heissem Kämpfen und Ringen und mit Dreingabe unseres eigenen Wohlseins, ja selbst unserer Seligkeit, erlangen, dass Gott dreinsieht und über aller Schöpfung in Christo Jesu hervorleuchten lässt das Licht des neuen Anfangs, mit dem Feuer, das den Boden dieser Welt durchfressen wird, dass das Fleisch und das Sündenwesen dieser Zeit vergeht und der Geist aufkommt in der Ruhe, welche verheissen ist." (S. 88 und 89.) „Es ist ungemein deprimierend, wie ein ganz kleines Wörtchen solche Verwirrung auf Jahrhunderte hinaus anrichten kann. Weil Luther gesagt hat: Meine Gerechtigkeit suche ich im Glauben, hat die ganze lutherische Kirche einen falschen Weg eingeschlagen."[1] (S. 147.) „Darum rufe ich euch allen zu: Vergesset euch selbst und gedenket des Reiches Gottes!" (S. 99.) „Die Gerechtigkeit Gottes muss in die Welt hinein, sonst nutzt alles Christentum nichts." (S. 436.) „Nun aber antworten mir aber gleich viele Leute: Sehet einmal den an! Jetzt soll man wieder Werke tun! Der ist ja katholisch geworden! — und wie die Leute reden, die immer nur den Sonntagsrock anhaben wollen. Aber rede einer, wie er will, der Arbeitskittel muss doch wieder her, und gottlob, es gibt viele Leute, denen die Sonntagsarbeit nicht mehr genügt, die wir doch nur zu unserem Vorteil haben. Es wacht ein neuer Geist auf, und viele Menschen haben schon den Drang in sich — wenn sie es auch noch nicht wissen, wie sie es treiben sollen —; aber sie wollen doch Gottes Vorteil suchen . . . Und wer Augen hat, der sieht es und besinnt sich, wie er mit Hingabe an das Reich Gottes sich selbst zunächst vergisst und brennend

[1]) Thurneysen meint, Blumhardt habe Luther in diesem Punkte missverstanden. Das ist mir schon zweifelhaft; sicher aber hat er das Luthertum, in dessen Mitte er lebte, nicht missverstanden.

wird auf das Kommende Gottes hin, für das auch er eine Berufung hat.“ (S. 503.) „Wenn ich könnte, würde ich das Wort „selig“ einmal hundert Jahre lang ausrotten, damit man einmal nur hundert Jahre lang das Wort nicht mehr fände, nachdem man es zweitausend Jahre gebraucht hat; denn es muss sich in unserem Kopf etwas ändern, sonst kommen wir auf keinen gescheiten Gedanken.“ (S. 578.) „Willst du dich da nicht endlich, endlich umkehren, du dummer Mensch? Willst du nicht endlich einmal denken: Gerade umgekehrt muss es sein, nicht Gott für mich, sondern ich für den lieben Gott! Und wenn ich in die Hölle muss, so soll es mir recht sein, wenn mich der liebe Gott hineinschickt.“ (S. 563.)

Es ist begreiflich, dass bei dieser Stimmung Blumhardt das Wort von der Gnade fast ebensowenig hören mag, wie das von der Seligkeit, obschon er seine Wahrheit selbstverständlich nicht verkennt.

„In Zion [d. h. in der wahren Gottesgemeinde] ist alles auf Gerechtigkeit bedacht; es ist also ein anderer Ort, als die Christen haben. Die Christen sehen immer nur auf Gnade, die Zionsleute auf Gerechtigkeit. Das ist ein Unterschied. In Zion will alles Volk Gericht und Gerechtigkeit, das ist die Freude der Zionsleute; man sucht zunächst für sich nichts Gutes, man sucht nur das Recht Gottes.“ (S. 572.) „Wie ist’s möglich, dass man jahrhundertelang von Gnade reden mag, als ob Gnade das Ziel der Wege Gottes wäre.“ (S. 125.)

„Was soll ich dir, mein Gott, für Opfer schenken?
Ich will mich ganz in deine Gnad’ versenken.“

In diesem Vers ist die wichtigste Frage ausgedrückt, auf die es ankommt: „Was sollen wir opfern?“ Aber die Antwort hier ist falsch; denn das ist kein Opfer: sich in die Gnade versenken. Das ist gerade, wie wenn man zu einem guten Freund sagen würde: „Lieber Freund! Was soll ich dir opfern? Ich will mich in dein Haus setzen und mich recht gütlich darin tun!“ (S. 149.)

Es liegt selbstverständlich auf dieser Linie, wenn Blumhardt die Bedeutung des Menschen und des menschlichen Tuns für das Reich Gottes ganz anders einschätzt, als die sogenannte Barthsche Theologie, die leidenschaftlich drauf aus ist, sie zu vernichten:

„Wir wollen ihm [d. h. Christus] helfen, wir wollen keine Faulenzer sein als Christen, die nichts wollen, als [geistlich] schmausen, sondern wir wollen arbeiten, wir wollen leiden, wir wollen dulden, ja wir wollen auch sterben in unserm Herrn Jesus, und unsere einzige Sorge sei nur die, dass sein Werk fortgehe, dass die Ehre Gottes ausgebreitet werde über alle Himmel, über alle Menschen und über alle Tiefe.“ (S. 36.) „Es darf uns ein Druck sein und eine Beschwernis, wenn sich für das Volk Gottes auf Erden nichts zum Tun machen will, durch welches man mit der ganzen Person Gott entgegenkommt; denn man spürt es wohl, dass auch unsere Hoffnung zu Gott in Christo auf die Erlösung der Schöpfung von ihrem Seufzen nur dann gleichsam emporsteigt, wenn wir auf solchem Wege sind.“ (S. 134.) „Im Himmel macht es immer grosse Freude, wenn jemand etwas tut, sei’s auch etwas ganz Kleines, wenn man nur sieht: der denkt an nichts anderes, als dass er allezeit und überall gehorsam werde irgend einer Wahrheit von Gott, gehorsam einem richtigen Wort, welches ihm ins Herz fällt. Ich möchte sagen: Der ganze Himmel spannt darauf, solche Jünger zu haben; Beter hat er genug, Andächtler hat er genug; Disputierer und Rechthaber hat er übergenug, aber Täter hat er nicht genug.“ (S. 249.) „Sie meinen, da komme einmal etwas vom Himmel her, wodurch mit einemmal wie mit einem Zauberschlag alles anders werde, und unterdessen sei es erlaubt, das Leben so gehen zu lassen, wie es eben geht, wenn man nur

dabei seine geistlichen Verrichtungen beibehalte. Da kommt es dann soweit, dass man höchst geistliche Leute antrifft, welche in schauerlich unwahren Verhältnissen und ungerechten Lebenslagen sich befinden, ohne eine Hand zu rühren, hierin etwas zu ändern. Deren Glaube könnte aber einmal als Schwindel bezeichnet werden müssen . . . Soweit wir an uns etwas recht machen können und in aller Einfachheit . . . nur arbeitend aufs Gute gerichtet sind, bereiten wir ihm den Weg." (S. 348.) „Ich weiss wohl, es ist heutzutage ein wenig ermüdend, praktisch sich herzugeben, weil es erst neu erkannt werden muss; der ganze Boden dieses Schaffens für das Reich Gottes ist uns gleichsam verloren gegangen. . . . Man meint, mit Kirchen und Predigten und Abendmahl sei es getan; damit ist's aber nicht getan." (S. 253.) „Wo ihr in eurem Leben das Rechte tut und das Unrechte verleugnet, da ist das Reich Gottes, sonst nirgends." (S. 254.) „Wollte Gott, ich könnte gar nichts mehr von Theologie und hätte bloss Beweise des Lebens, nur auch in meinem Haus, so dass es könnte auch den Einfältigen und den Hungernden und Dürstenden mehr noch offenbar werden, dass Jesus nicht mit Ansichten die Welt erneuern will, sondern mit Taten." (S. 375.) „Alle Welt spannt jetzt darauf, dass das Christentum auch etwas leiste in den brausenden Wellen der menschlichen Gesellschaft. Aber was ist Christentum? Christus soll etwas zu sagen haben, und wer Glauben hat, der richte sich auf Christus, der zum tatsächlichen Leben für Gott führen will." (S. 255.) „Faulenzer ziehen den Schlafrock an. Wer arbeiten will, der zieht womöglich seinen Rock aus, macht sich hemdärmelig, um recht gewandt, frisch und lebendig bei der Sache zu sein. Es gibt Arbeit für Gott, die muss ausgerichtet sein mit gegürteten Lenden, nicht im Sonntagsrock . . . Befriedigung gibt doch nur die eigene Arbeit für Gott, und das ist Werktagsarbeit, für welche wir gegürtet sein müssen, um mit Anstrengung, oft gegen die ganze Wucht der Welt, etwas zu tun, was nach dem Sinne Gottes ist. Es gibt eine Ausrichtung praktischer Dinge, die der Wahrheit und Gerechtigkeit des Reiches Gottes aufhelfen, und dafür müssen wir mit dem ganzen Menschen zur Hand sein." (S. 498.) „Nehmet euch selber wichtig; . . . wenn keine Leute da sind, in denen Jesus leben kann . . . da ist an uns die Schuld, wenn's ins Stocken kommt und nicht richtig läuft." (S. 194.) „Es gehört auch zur Regierung Gottes, wenn es . . . durch menschliche Kräfte ein wenig Tag wird." (S. 231.) „Es sagen mir viele: „Du meinst immer, wir könnten etwas machen; was können wir Menschen machen? Das Reich Gottes kommt von selbst." Da weise ich aber auf das Wort hin: „Dein Glaube! . . . Dein Glaube hat dir geholfen, der bricht durch; den müssen wir finden." (S. 297.) „Wir geben uns oft der Meinung hin, Gottes Sache laufe immer gleich fort, das sei ganz einerlei, wie wir uns benehmen. . . . An die Möglichkeit eines Stillstandes der ganzen Sache, wenn die Berufenen nicht richtig stehen, denken wenig Leute." (S. 337.) „Es ist [mit dem Tun der Menschen für das Reich Gottes] gerade wie wenn eine Festung, die in Feindeshand ist, wiedererobert und dem Vaterland zurückgegeben werden soll. Wenn nun in dieser Festung Leute sind, die im Stillen immer auf die Erlösung warten, auf den Sieg des Vaterlandes, so helfen diese durch ihr blosses Dasein, durch den Geist, in dem sie da sind, mit, dass der Platz dem Vaterlande doch gleichsam gehört. Durch ihre Tränen und ihre Sehnsucht, durch ihren Hunger und ihre Armut, während der Feind im Lande ist, helfen sie geistig mit und sind Vaterlandsfreunde." (S. 484.) „Mit Beziehung auf unsere Rettung ist der liebe Gott sozusagen gebunden. Was wir ihm nicht in die Hand geben, kann er nicht tun." (S. 580.) „Das, meine lieben Freunde, muss uns heute ans Herz gelegt werden: Ihr seid Mithelfer Gottes und ihr werdet elend zugrunde gehen, wenn ihr nicht wollt mithelfen." (S. 508.[1])

[1]) Wenn man uns einen Vorwurf daraus macht, dass wir etwa davon reden, wir sollen „Mitarbeiter" Gottes sein, dann ist also Blumhardt in der gleichen Verdammnis.

Wir gelangen damit zuletzt zu dem Hauptpunkt, worin der Unterschied zwischen Blumhardt und der „neuen Theologie" hervortritt: es ist das Verhältnis zwischen Gott und Welt. Hier liegt nun das ganze Pathos — und sagen wir auch sofort: das ganze grosse Recht jener Theologie in der Behauptung der „Transcendenz", der Weltgeschiedenheit und Welterhabenheit Gottes, seines „Ganzanderseins", aber die ganze Leidenschaft und die ganze Eigentümlichkeit Blumhardts am entgegengesetzten Pol: in der Behauptung der „Immanenz" Gottes, (diese als Ziel verstanden) des Kommens Gottes in die Welt, seines Eingehens in die Welt, im Sinne des: „Das Wort ward Fleisch", in der Wirklichkeit Gottes auf Erden durch sein Reich. Zwar wiederhole ich gerade an diesem Hauptpunkte auch, dass in der Periode, die dieser Blumhardtband mit seinem Grundmotiv: „Sterbet, auf dass Jesus lebe", wiederspiegelt, auch die Grundtendenz jener Theologie bei Blumhardt stark zur Geltung kommt, wie sie denn überall und immer die Voraussetzung seines nach der andern Richtung verlaufenden Denkens und Wollens bildet; aber diese Richtung ist eben schon hier ganz anders. Ich lasse wieder Blumhardt selbst reden.

„Durch Israel soll die Erde Gottes Land werden, ein väterliches Erbe den Kindern, welche daraus alle Gaben des Lebens nehmen konnten. Von oben und von unten, sozusagen vom Himmel und der Erde her war dieser Jehova zu erwarten als der Schöpfer Himmels und der Erde. Es gehört zur Wahrheit Gottes, dass das Leben der Menschen auf Erden nach allen Richtungen hin sich göttlich erweise. Das irdische Leben in irdischem Treiben und Arbeiten soll nicht weniger göttlich wahr und berechtigt sein, als die innerlichen Schwingungen des Geistes . . . Darin besteht die Vollendung des Reiches Gottes, wenn auf Erden Gottes Wille geschieht wie im Himmel." (S. 301.) „Das Reich Gottes muss zunächst in den Sumpf der Welt hinein. Da wollen wir Pfähle schlagen und darauf hinstehen, da wollen wir Bretter darauf legen und dann dort wohnen. Und wenn alles wogt und braust um uns her und ängstlich aussieht — in den Sumpf der Welt hinein wollen wir das Reich Gottes bauen helfen und emsig sein darin, bis Gott den Sumpf festgründet, auch unter unserm Schreien . . . und wenn's gerade über der Hölle ist und über dem Tod — mitten darauf wollen wir das Reich Gottes pflanzen, und siegreich muss es sein, mag's kosten, was es will." (S. 327.) „Die ständigen Glieder [unseres Hauses] sind darin einig, dass wir nicht durch viel Anhören von Predigt und Andachten Gott vornehmlich dienen können, vielmehr durch ein besseres Tun, das ins einfache Leben hineinreicht. Denn nicht ein Erklimmen von geistigen Höhen in Worten und Gedanken soll Gottesdienst heissen bei uns, sondern das Leuchten der Herzen im Leibesleben und das brennende Bemühen, da wo gelebt wird, Gottes Ehre zu bezeugen; das sei unser Gottesdienst. So müssen wir uns allerdings gleichsam umdrehen und eine andere Richtung einschlagen, und zwar diejenige, die von Anfang gemeint war, als Boll gegründet wurde. Da sollte nicht eine neue Predigtstation, sondern eine neue Lebensstation gegründet werden." (S. 445.) „Es handelt sich [jetzt] darum, Netze zu spinnen, um die Menschen zu fangen, aber wohlverstanden: nicht, um sie zu bekehren — bekehren werden sie sich nie — aber um die Menschheit zu umklammern, dass sie gleichsam in Zwang und Eisen geschlagen wird. Jetzt muss es ein Christusvolk geben, das alle die Ratten und Mäuse, die Tiger und die Raubvögel der Menschenwelt zu umklammern versteht, um ihnen zu sagen:

Jetzt haben wir euch. . . . Es geht aufs Gericht los, auf die Krisis, nicht zur Verdammnis — das ist auch so verkehrt, dass wir Gericht und Verdammnis immer verwechseln! — sondern auf eine Krisis, in welcher es sich darum handelt: entweder hörst du, Menschheit, auf für die Erde, oder du lässest dich umwandeln für die Zwecke Gottes.“ (S. 515.) „Alle Fragen, in welchen wir . . . in unserer Zeit stehen und durch welche wir bewegt werden, gipfeln in der Frage: Haben wir einen wahrhaftigen Gott oder nicht?“ (S. 291.) „Der Geist, der Jesus und die Herrlichkeit Gottes in Jesus auf Erden — dick unterstrichen: a u f E r d e n — tötet und nicht leiden will, der muss erst überwunden werden.“ (S. 390.) „Wir müssen auf d e n Boden, auf den Jesus getreten ist, und das ist der Boden dieses irdischen Lebens.“ (S. 416.) „Hüte dich vor einem Winkel! Hüte dich vor deiner Kleinlichkeit und suche die Welt — in der Welt ist Jesus zu finden.“ (S. 506.) „Wir haben nichts anderes zu tun, als uns in dem zu stärken: Wir wollen die Verpflichtungen auf uns nehmen, die uns in der Nachfolge Jesu Christi auferlegt sind, dass wir der M e n s c h e n welt den Krieg erklären, an uns und an anderen, damit wir in die G o t t e s welt hineinkommen — nicht in den Himmel — der geht uns zunächst nichts an — sondern h i e r , auf Erden.“ (S. 507 und 508.) „Es ist ein Wort vom Himmel: Jesus soll leben, und zwar hier a u f E r d e n!“ (S. 541 und 542.) „Nehmet's wichtig! Unser Tun und Leben gehört der Erde, und mit jedem Atemzug, mit ganzer Lust und Freude sollen wir ihn angehören. Sie ist kein so verzweifelter Boden, wie man immer meint. Hier kann viel gearbeitet werden; mehr kann hier für Gott geschehen, als wenn hunderttausend selige Menschen sterben.“ (S. 194.)

Freilich erlebt Blumhardt damit, was Andere, die diesen Weg gehen.

„Wenn man heute mit warmem Herzen dem Reiche Gottes Vorschub leisten will und den Menschen begegnen mit hoffnungsvollen Gedanken: „Euer Gott kommt, denn er lebt! . . . dann heisst man einen einen „Optimisten“ (man muss ja einen Namen haben) oder heisst einen einen „Schwärmer“ oder heisst einen einen „falschen Propheten“ oder gibt einem wer weiss welche Namen.[1]) . . . Aber, ihr Lieben, reisset euch los von diesem Unglauben, denn es ist das eigentlich ein Tribut, welchen wir der Sünde und dem Tod zahlen Tag für Tag. . . . Es ist die grösste Schmach, die wir unserem Gotte antun können, wenn wir sagen: „Hier auf dieser Erde wird ewig nichts.“ (S. 385 und 386.) „Das Göttliche ist allezeit bereit, es fragt sich aber, ob du bereit bist.“ (S. 556.)

So wird das Wort Fleisch, wird Gott Herr und Wirklichkeit auf Erden — in J e s u s! Das ist der Sinn der Losung: Jesus! J e s u s ist der Christus. Darum ist das Motiv des ganzen Predigtbandes: „Sterbet, damit Jesus lebe!“ Denn in ihm ward das Wort Fleisch, wohnte unter uns und will, dass die Erde voll werde von Gottes Herrlichkeit. Das ist vielleicht der allerentscheidendste Punkt: J e s u s ists, der Jesus, von dem uns die Evangelien melden, nicht ein a b s t r a k t e r Christus — Jesus als der M e n s c h, in dem uns Gott offenbar wird, der Jesus, der seinen Fuss auf diese Erde setzte, der unter Kranken, Armen, Zöllnern und Sündern wandelte, das Brot und die Fische vermehrte — Gott unter den Menschen. Hier tut sich der letzte, tiefste Unterschied zwischen Blumhardt und uns und der „neuen Theologie“ auf: Soll in letzter Linie Jesus oder Paulus gelten? Damit werden wir freilich auf die weitern Stadien Blumhardts gewiesen.

---

[1]) Z. B. „Idealist“ oder „Evolutionist“.

6.

Schon diese Stellen aber beweisen, wie mir scheint, klar genug, dass der Geist Blumhardts denn doch ein anderer ist, als der, welcher in der sogenannten Barthschen Theologie lebt, und dass diese sich auf keinen Fall etwa gegen uns Andere auf Blumhardt berufen darf.

Das ist, wie ich zu Beginn dieser Erörterung bemerkt, in meinen Augen von grosser Tragweite. Doch möchte ich noch einmal zu erläutern versuchen, wie ich es meine.

Einmal: über Recht und Wert der sogenannten Barthschen Theologie soll damit kein Urteil gefällt werden. Es ist ja wohl nicht ihre Aufgabe, sich vor Blumhardt zu rechtfertigen. Sie mag gerade so wie sie ist, ihren guten Sinn haben. Dem will und kann ich hier nicht weiter nachgehen. Was sie meiner Ansicht nach vermeiden sollte, ist bloss der Versuch, gewissen Gestalten der Vergangenheit, heissen sie nun Kierkegaard, Dostojewski, Blumhardt oder Paulus und Calvin, ihr Kleid umzulegen. Eine ehrfürchtige Auseinandersetzung mit ihnen wäre sicher viel fruchtbarer, während in solchen Methoden etwas Gewalttätiges liegt, das sich rächen kann.[1])

Ich möchte aber noch einmal feststellen, dass auch wir Andern es vermeiden müssen, Blumhardt gerade für unsere besondere Art in Anspruch zu nehmen. Wir dürfen uns gewiss auf ihn berufen, aber nicht im Sinne der Ausschliesslichkeit, nicht im Sinne eines gewissen Dogmatismus und Methodismus. Vielmehr möchte ich mir, eine frühere Andeutung aufnehmend, den Vorschlag erlauben, dass wir versuchen sollten, uns gerade im Namen unserer gemeinsamen geistigen Abstammung von Blumhardt (die sich ja weitgehend auch mit der Abstammung von Kierkegard und Calvin verbindet: im Reiche des Geistes gibt es vielfache Vaterschaft!) zusammenzufinden, im Bewusstsein einer Einheit, die schliesslich doch viel wesentlicher ist, als die Unterschiede. Wenn wir alle auf diesem Boden stehen, sollten wir dann Grund haben, einander zu bekämpfen? Freilich nur dann nicht, wenn wir alle bereit sind, lebendig zu bleiben und gerade auch von *diesem* Meister immer wieder zu lernen. Oder sollte uns nicht gerade er gross genug sein,

1) Fast richtiger, freilich viel weniger sympathisch, als Thurneysens Methode erscheint mir darum *Günther Dehns* direkter Angriff auf die Blumhardt in der Form, dass er sie, nicht mit diesem Ausdruck, aber der Sache nach, des *Titanismus* beschuldigt. Titanismus ist ja eines der Stichworte für Ketzer, die in dieser Schule eine Rolle spielen. Es konnte nicht anders sein, als dass sich diese Wendung einstellte. In der Tat: Wenn irgend jemand, so musste Blumhardt von dieser Seite des Titanentums beschuldigt werden. (Vgl. Neuwerk, Februar 1926: *Günther Dehn*: Christoph Blumhardts Kampf um Gott.) Nur glaube ich, dass in diesem Vorwurf sich mehr eine Schwäche der Theologie, die ihn erhebt, kundtut, als eine Schwäche der Sache oder Person Blumhardts. Ganz sicher könnte man jenen Vorwurf auch noch ganz anderswohin richten — wenn man einmal auf diesem falschen Wege ist!

dass wir durch den Aufblick zu ihm uns in der Demut vor Gott bestärken liessen? Könnten wir nicht immer wieder von ihm lernen, uns von ihm zurechtbringen lassen? Müssten wir nicht gerade an ihm jene grossartige Weite spüren, die am Herzen Gottes gelernt wird? Wäre das nicht eine Erlösung für uns alle, eine Erlösung besonders vom Fluch der Theologie zu Gott hin?

Es steht nicht im Widerspruch damit, wenn ich den Wunsch ausspreche, dass wir alle auch wieder uns von Blumhardt befreien müssen. Denn das geschieht in seinem eigensten Sinne. Nichts wäre ihm schmerzlicher gewesen, als ein, wenn möglich noch in sich selbst zerrissener, Blumhardtismus, eine Blumhardttheologie, in „Gruppen" zerfallend, ein Streit um die rechte Blumhardtauslegung. Ich könnte mir denken, dass er, wenn er das erleben müsste, mit einem jener sehr derben Worte, die ihm bei solchen Anlässen zur Verfügung standen, dazwischen führe. Wir wollen darum auch ihm zuliebe von allem Streit um die rechte Auffassung Blumhardts lassen, wir alle, die wir irgendwie mit seiner Sache verbunden sind. Was er selbst wollte, war ja am allerwenigsten seine eigene Person oder gar Theologie, sondern die Sache Gottes in der Welt. Gott war ihm so gross, dass es ihm Bedürfnis, ja Zwang war, in allem Leben irgendwie eine Bewegung auf seine Wahrheit und sein Reich hin zu erkennen und gelten zu lassen — was selbstverständlich ein kräftiges, ja scharfes Nein am rechten Orte nicht ausschloss. Vor allem war es ihm das innigste Anliegen, die Freiheit Gottes aus der Gebundenheit der Welt herauszukämpfen. Ich weiss, wie er einmal in bezug auf ein bestimmtes Gebiet dieser Freiheit erklärte, dass er dafür mit blutigem Schweiss gekämpft habe.[1]) Er liebte nicht Anhänger, sondern Freie. Es war ihm durchaus klar, dass Menschen, die von der gleichen Gesinnung getragen seien, anderswo stehend ganz anders wirken müssten als er. Ja, er war froh darüber, dass es solche gab, denn er war sich, wie ich genau auch wieder aus seinem eigenen Munde weiss, gerade in der letzten Periode der Schranken seines Wirkens schmerzlich bewusst. Es muss ja auch zugestanden werden, dass er überhaupt seine Schranken hatte. So z. B. im politischen Urteil, worin wir uns darum am allerwenigsten an ihn binden dürfen, aber auch in viel wichtigeren, fundamentaleren Dingen. Er war Wahrheit, aber nicht die Wahrheit. Darum wäre es ganz verkehrt, wenn wir bei unserem Tun und Lassen allzu ängstlich fragen wollten, was Blumhardt dazu sagen würde. Wir sollen in Freiheit Gott fragen, und gerade wenn wir das tun, gehen wir am treuesten in Blumhardts Fusstapfen. So

[1]) Wenn Karl Barth im Römerbrief von einem Hauch philisterhafter Gemütlichkeit spricht, die von den Blumhardt ausgegangen sei, so ist jedenfalls zu betonen, dass ihr eigenes Leben gerade alles Andere eher war, als „gemütlich", um vom „Philisterhaften" zu schweigen!

lehne ich es denn bei aller Dankbarkeit und Verehrung gegen ihn gerade in seinem Namen entschieden ab, irgendwie auf ihn festgelegt zu werden. Ich gehe meinen Weg und verantworte ihn selber. Auch fühle ich das Bedürfnis, die Erklärung abzulegen, dass es mir ganz ausserordentlich gleichgültig ist, ob eine gewisse Blumhardt-orthodoxie mich als „echt" anerkenne oder nicht. Ich beziehe meine Legitimation nicht von ihr. Kurz: ich habe immer Wert darauf gelegt, reichsunmittelbar zu sein und gedenke dabei zu bleiben.

Auch darum hielte ich es für falsch, wenn wir uns darüber streiten wollten, wer am kompetentesten sei, Blumhardt richtig auszulegen und sein Erbe zu hüten. Auf das „Erbe" kommt es natürlich am wenigsten an. Nichts ist der Sache der Grossen im Reiche Gottes je und je hinderlicher gewesen, als ein solches sei's mehr sei's weniger berufenes Hüten ihres Erbes. Nirgends pflegt ihr Geist stärker vergewaltigt zu werden, als in solchem Streit um das Erbe. Solche Menschen haben überhaupt keine Erben. Gerade hier vollzieht sich eine rein geistige Zeugung und diese auf sehr paradoxe Weise. Es kommt am allerwenigsten darauf an, ob man Blumhardt „nach dem Fleisch" gekannt, ob man mehr oder weniger oft und lang in Boll gewesen sei und anderes derart. Dass Gottes Sache Boll zerbreche und darüber hinaus weit und frei in die Welt gehe, war beider Blumhardt grosse Sehnsucht.

Also lassen wir den Streit um sie. Schliessen wir uns, jeder so gut er kann, um ihre Sache zusammen. Führen wir ihren Kampf weiter. Ringen wir um das von ihnen Ersehnte. Seien wir treue Arbeiter. Helfen wir einander dabei, statt uns zu befehden. Werden wir klein, auf dass Gott gross werde.

Aber das freilich steht mir fest: in diesem weiten, unpersönlichen Sinne verstanden bedeutet Blumhardt den Weg, der ganze Blumhardt — den Weg selbstverständlich nicht in dem Sinne, dass er an die Stelle dessen treten sollte, der spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," nein, selbstverständlich nur in dem Sinne, dass er den Weg weist, die Wegrichtung, worauf heute die Sache Gottes sich vorwärts bewegt. Dass er aber das bedeutet, dessen bin ich für meine Person ganz sicher. L. Ragaz.

Aussprache

Die Presse.

1. Eine Zeitung ohne Inserate.

Ich möchte zu der Aussprache über die Presse gern auch einen Artikel von Dr. Erich Schairer, dem Redaktor und Herausgeber der in Stuttgart (Tübinger-Strasse 18) erscheinenden „Sonntagszeitung", abdrucken, der den Titel:

„Mein Spleen“ trägt. Dieses auch sonst ganz ausnahmsmässig charaktervolle und tapfere Blatt verzichtet nämlich auf Inserate, weil das Inseratenwesen das ist, was der Artikel darstellt. Was das bedeutet, kann jeder ermessen, der weiss, wie stark Zeitungen von Inseraten leben. Der Artikel lautet, mit einer Auslassung, folgendermassen:

Mein Spleen.

Der Pariser Korrespondent der „Vossischen“ hat sich kürzlich, im Anschluss an eine gerade aktuelle Skandalgeschichte, in seinem Blatt ausführlich über die Unfreiheit der Presse in Frankreich ausgesprochen. Die französische Presse sei vollständig in der Hand dreier Monopolisten: der Nachrichtenagentur Havas, der Inseratenfirma Renier und der Zeitungshandlung Hachette. Diese drei Diktatoren seien in der Lage, jeder, auch der grössten Zeitung bei Strafe des Ruins ihren Willen aufzunötigen. Sie hätten den „Quotidien“, der anfangs unabhängig war, in die Knie gezwungen; soeben seien sie im Begriff, dem eigensinnigen Millionär Coty seinen „Ami du Peuple“ abzuwürgen (es ist aber noch nicht so weit, Coty hat unverschämt viel Geld); und dann werden Beispiele erzählt, wie durch Inseratenboykott jegliche offene Kritik, namentlich an wirtschaftlichen Mißständen, aber auch sogar die von Theateraufführungen, unterdrückt werde. Ein Journalist hatte es gewagt, zu behaupten, der Genuss von Champagner zum Dessert sei für den Magen nicht bekömmlich; er flog am andern Tage, Inserate wurden abbestellt und das Blatt hatte eine Schadenersatzklage des Verbandes der Champagnerfabrikanten auf dem Hals. Ein anderes Blatt hatte einen Artikel über die Kinderarbeit in der Glasindustrie aufgenommen. Es wurde, ebenfalls durch Drohung mit Schadenersatzklage und Inseratenboykott, gezwungen, in einem neuen Artikel wahrheitswidrig das Gegenteil zu behaupten.

Scheussliche Zustände, wird der gute Leser der Tante Voss gedacht haben. Aber sind sie bei uns in Deutschland anders? Höchstens dem Grad, nicht dem Wesen nach, kann ich versichern. Die Beherrscher des Zeitungswesens, Nachrichtendienst und Inseratenvergebung, sind noch nicht ganz monopolisiert; die Verleger selber sind besser organisiert als in Frankreich, was aber wenig zu bedeuten hat; der Zeitungshandel spielt in Deutschland bei weitem nicht die Rolle wie dort, wo das feste Abonnement viel weniger üblich ist als der Einzelverkauf auf der Strasse. Aber wer schon etwas von Hugenberg gehört hat, der hat vielleicht eine Ahnung, wie die Nachrichten zustande kommen, die ihm sein Lokalblatt („unabhängige Schriftleitung mit eigener Berliner Redaktion“) serviert. Und über die Abhängigkeit auch des deutschen Zeitungswesens vom Inseratenteil liessen sich Bände von Beweisen daherbringen, wenn die armen Herren Kollegen reden dürften. Diese Abhängigkeit erstreckt sich auch auf die sozialdemokratische, ja sogar auf die kommunistische Presse, der man es vielleicht nicht zutrauen möchte.

Man hat mich in der letzten Zeit oft geplagt, ich solle doch meinen dummen Spleen fallen lassen und Inserate aufnehmen. Mit über 6000 Stück Auflage, bei der „Qualitätsleserschaft“, wie wir sie haben, wäre natürlich die Publikationskraft der S.-Z. gross genug, um eine Menge von Inseraten anzuziehen. Ich könnte dann, heisst es, das Blatt erweitern und pro Monat ein paar hundert Mark mehr verdienen, so dass ich unter der Gewerbesteuer nicht so zu seufzen brauchte, die ich zahlen muss, obwohl ich behaupte, kein solches „Gewerbe“ zu betreiben wie die anderen Zeitungsverleger.

Aber ich will hart bleiben. Ich hab's jetzt so viele Jahre ohne Inserate ausgehalten und will auch im neuen, zehnten Jahrgang den alten Grundsatz nicht fallen lassen. Schliesslich ist der Stolz auch ein bisschen etwas wert, mit dem ich behaupten kann, die einzige deutsche oder europäische Zeitung zu haben, die auf die Einnahmen aus Inseraten freiwillig verzichtet.

Erich Schairer.

2. Einspruch aus der deutschen Jugendbewegung gegen die „Pressa“.

Als ich im letzten Septemberheft (Seite 443) die „Pressa“ ablehnte und andeutete, warum ich trotz wiederholter Aufforderung mich geweigert habe, die „Neuen Wege“ an dieser Ausstellung zur Vertretung zu bringen, auch auf die Gefahr hin, damit eine „Reklame“ zu versäumen und die „Neuen Wege“ als quantité négligeable erscheinen zu lassen, dachte ich mit meinem Urteil so ziemlich allein zu stehen. Zu meiner Freude erfahre ich nachträglich, dass dies nicht der Fall war. Es ist z. B. aus der deutschen Jugendbewegung ein sehr lebhafter Widerspruch erfolgt. Diesem haben sich angeschlossen: der evangelische Gesamtjugendrat von Gross-Köln, der „Quickborn“, der „Jungborn“, die „Kreuzfahrer“, die „Schildgenossen“, die Guttempler, die Köngener. In der von dem katholischen Kaplan Josef Emonds und dem protestantischen Pfarrer Peter Adams unterzeichneten Erklärung heisst es u. a.:

„Wir glauben, gegenüber dem Versuch, die „Pressa“ von heute als Kulturmacht ersten Ranges aus- und darstellen zu wollen, die Verpflichtung zu haben, das bewusst verschwiegene Wort von dem, was die „Pressa“ wirklich ist, sagen zu müssen. Wir können nicht anders, als in der Veranstaltung der „Pressa“ ein Schaustück zu sehen, das auf Profit berechnet ist, dem Profit dient und eben den Profit zum Richter über das Unternehmen macht. Es gehört zu der alle Grenzen und Ehrfurcht niederlegenden Geschäftstüchtigkeit, diesmal das Geschäft mit dem W o r t zu machen; es gehört zu der Umnebelung, das Geschäft, das Amüsement mit dem klingenden Namen der Kultur zu drapieren. Eine solche „Kultur“ verdient den Namen nicht. Das Unternehmen ist unwahr, verführerisch und nähert sich in vielen Stellen der Gotteslästerung. Einen Sinn hat es und den erkennen wir an: es offenbart das ganze Irrsal unserer Zeit. Weil dieser Sinn dem nicht durch Zivilisation betäubten Menschen offenbar ist, können wir das Unternehmen aktiv in keiner Weise unterstützen. Es ist Irrlehre der Kulturmenschen, durch Aktivität des Mittuns womöglich sich bessern zu wollen. In der Monotonie des Tuns fehlt überhaupt das Organ, den Einspruch zu sagen und zu Gehör zu bringen, wenn nicht Abstand genommen wird, Abstand, der nicht in sektenhaftem Gerechtigkeitsdünkel, sondern aus der schmerzlichen Verantwortung genommen wird, dass dem Volke durch den Zivilisationsbetrieb die Seele geraubt wird.“

Auch in der Juni/Juli-Nummer des „Neuwerk“ hat, wie ich erst jetzt sehe, P f a r r e r A d a m s sich zu dieser Sache geäussert. Er bemerkt dort: „Die Erklärung steht gegen einen aktivistischen Zug in der neuesten Jugendführung, die Jugend vorzeitig in die Gegebenheiten hineinzustellen, ohne ihr den Dienst der Weisung zur Dämonie der Wirklichkeit zu tun“ . . . was zur Folge haben kann, dass „alle Verantwortlichkeit dem Jetzt unserer Aufgabe gegenüber abgleitet in kampflose Anerkennung einer für diese selben Menschen dann mehr und mehr unproblematisch erscheinenden Wirklichkeit.“ Eine im Angesicht gewisser Entwicklungen der Jugendbewegung sehr notwendige Warnung! Dann heisst es von der „Pressa“ weiter: „Die Pressa muss als das seine innere Unwahrhaftigkeit und Gebundenheit nicht verraten wollende und doch tatsächlich auf Schritt und Tritt verratende Kind des privatkapitalistischen Wirtschaftssystems erscheinen.“ „Geflissentlich ist alles ausgemerzt, das diese Seite zeigen könnte. Kein Erzeugnis der Schmutz- und Schundliteratur, kein Wort von der schmählichen Rolle, die die Presse im Krieg gespielt hat, kein Wort von der beschämenden Haltung der Presse im Alkoholkampf, kein Wort davon, wie „öffentliche Meinung“ gemacht wird.“ Besonders wendet sich Adams auch gegen die Ausstellung des „Wortes“. „Dem Wort Gottes wird Richterkraft und Heiligkeit dadurch genommen, dass es zum Ausstellungsobjekt herabgewürdigt wird.“ (Ich habe geschrieben: „Es gibt Dinge, die man nicht ausstellt.“) . . . „Es widerspricht dem Geist des Evangeliums Jesu, seine Botschaft in das reklamehaft aufgemachte Unternehmen einer Presse hineinzubannen.“ . . . „Das Wesen des Heiligen Geistes ist durch eine Statistik der

kirchlichen Sonntagspresse ebensowenig spürbar und dokumentierbar als der Mächtigkeitserweis des Wortes durch Mitbeteiligung der das Wort predigenden Kirche an einer Ausstellung der Welt- und Weltanschauungspresse."

Alles ganz auch meine eigene Ansicht.



Berichte

Tagung für Christentum und Sozialismus in Wien.

Am 17. und 18. November des vergangenen Jahres fand die erste öffentliche Tagung der religiösen Sozialisten in Wien statt. Der äussere Erfolg war ein ausserordentlicher, fast überwältigender. Trotz bescheidener Werbetätigkeit hatten sich sehr viele Interessenten angesagt und noch mehr am Eröffnungsabend, einem Samstag, eingefunden; so viele, dass sie der grosse Saal der Bezirksvertretung (IX. Bezirk) nicht annähernd fassen konnte. Alle Vorräume waren bis zum Rande voll; bis ins Stiegenhaus staute sich die Menge, so dass sich die Leitung entschloss, im Hofe, unter freiem Himmel, eine Parallelversammlung zu improvisieren, an der denn auch, ungeachtet der rauhen Jahreszeit, die Teilnahme eine sehr zahlreiche und intensive war. Auch am nächsten Tage, der die Fortsetzung und den Abschluss der Tagung brachte, hielt das Interesse an. Der Menschenstrom flutete zwar in seine Ufer zurück, aber ein Verebben oder gar Versanden war nicht zu bemerken. Der religiöse Sozialismus Oesterreichs ist damit eine Sache der Oeffentlichkeit geworden, während er bis dahin bloss im stillen, ja, fast im Verborgenen gewirkt hatte. Dies findet auch darin seinen Ausdruck, dass sämtliche Zeitungen, die proletarischen wie die bürgerlichen, die rechts wie die links stehenden, ausführliche, spaltenlange Berichte über die Tagung brachten.

Vor allem natürlich die Presse der sozialdemokratischen Partei, der unser religiöser Sozialismus ja von Anbeginn organisatorisch angegliedert, richtiger noch: einverleibt ist, und die katholische, christlich-soziale Presse, die sich zur Stellungnahme gedrängt sieht, weil sie in ihrem Besitzstande, vielleicht sogar in den Grundlagen ihrer Existenz, bedroht ist. Schon das Thema des Eröffnungsabends, das auch zweifellos zum grossen Teile den Effekt der Massenanziehung geübt hat, zeigt dies. Es lautete: Kann der Katholik Sozialist sein? Zu dieser Frage sprachen drei Redner: der Führer des religiösen Sozialismus, Hilfsarbeiter Otto Bauer (wohl zu unterscheiden von Dr. Otto Bauer, dem bekannten sozialdemokratischen Parteiführer und früheren Staatssekretär), der katholische Seelsorger Dr. Michael Pfliegler und der sozialdemokratische Nationalrat Dr. Wilhelm Ellenbogen. Otto Bauer sprach die einleitenden Worte, in denen er seinen, den Lesern des „Menschheitskämpfer" bekannten Standpunkt mit Nachdruck und Wärme vertrat. Der Sozialismus, so führte er aus, begegnet dem katholischen Proletarier wie dem Proletariat überhaupt fürs erste nicht als eine wissenschaftliche oder philosophische Theorie, sondern als eine elementare Tatsächlichkeit. „Was ihn, den Verdammten dieser Erde, mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bannkreis des Sozialismus zieht, ist, dass hier eine Bewegung lebt, in deren Bekennerschaft zum erstenmal seine eigene Verdammnis, sein Schicksal, das ihm bisher als fluchwürdiger Zustand erschien, in nahezu mystischer Glaubensglut als Ursache einer welthistorischen Berufung wirkt." Die irdische Erlösungsaufgabe des Sozialismus ist in die allseitige Erlösungsaufgabe des Katholizismus eingeschlossen. Allerdings muss man in beiden nicht vollendete und abgeschlossene, sondern immerdar werdende Gebilde erblicken. Diese ihre Entfaltungskraft und Lebensfähigkeit werden sie gerade dadurch beweisen, dass sie ungeachtet aller gehäuften Widerstände und geschichtlichen Belastungen den Weg zu einander finden und jene

organische Verbindung in der Welt eingehen, die sie in den Seelen so vieler ringender und suchender Menschen schon längst eingegangen sind.

Als zweiter Redner sprach unter atemloser Spannung des Publikums, namentlich der zahlreich erschienenen Neuland-Katholiken, Dr. Pfliegler. Auch er gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass Katholizismus und Kirche in dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit sich für die letztere zu entscheiden haben. Die Sache der Gemeinschaft stehe dem christlichen Bewusstsein höher als das Interesse der Einzelnen. Nicht die wirtschaftlichen und sozialen Lehren von Marx, vielmehr die religionsfeindliche, atheistisch-freidenkerische Haltung der offiziellen Sozialdemokratie habe den Bruch herbeigeführt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen sei es dem gläubigen Katholiken noch unmöglich, sich der sozialdemokratischen Partei anzuschliessen. Dr. Pfliegler, dessen unerschrockene Haltung der bürgerlichen, christlich-sozialen Partei und ihren prominenten Vertretern gegenüber aus seiner öffentlichen Wirksamkeit, besonders aus seinem Blatte „Der Seelsorger", bekannt ist, betonte die zeitliche Einschränkung seiner verneinenden Antwort: in Zukunft könne und solle das Verhältnis des Katholizismus zum Sozialismus ein positiveres werden.

Als dritter und letzter Redner sprach zu der Frage Nationalrat Dr. Wilhelm Ellenbogen, der die Tagung namens des Parteivorstandes der österreichischen Sozialdemokratie begrüsste. Dr. Ellenbogen, ein jüngerer Mitkämpfer Viktor Adlers und Pernerstorfers, der schon vor einigen Jahren auf dem Linzer Parteitage einige sehr gute und wirksame Worte über den ebenso flachen wie unduldsamen Dogmatismus der Freidenker gefunden hatte, sprach diesmal in ähnlichem Sinne. Er leitete die Religion aus zwei Grundmotiven ab, die untereinander wieder in enger Verkettung stehen: einem theoretischen und einem ethischen; dem theoretischen der Weltdeutung, der Lösung des Weltgeheimnisses; dem ethischen der Erhöhung, Vergeistigung und Vergöttlichung unseres Daseins. In diesem Sinne sei Religion so notwendig für den Einzelnen, in welcher Form sie immer sich äussern möge, wie Atem und Herzschlag. Aus dem Munde eines Parteiveteranen der österreichischen Sozialdemokratie klingt ein solch offenes und mutiges Bekenntnis jedenfalls erhebend. Im weiteren wollte Dr. Ellenbogen die Religion selbst von Konfession und Kirche unterschieden wissen. Er verurteilte die letztere nicht, aber er machte ihr übermässiges Formelwesen und Entfremdung von den Aufgaben der Gegenwart zum Vorwurf. Dieser Teil seiner Ausführungen war, obschon auch er manche Wahrheit enthielt, doch der schwächere und nicht geeignet, die Lösung der schwierigen Frage des Abends herbeizuführen. Schliesslich wies er auf den tiefen sittlichen und religiösen Gehalt des Sozialismus hin und forderte die katholische Arbeiterschaft zum Eintritt in die sozialdemokratische Partei auf.

Gleichzeitig fand im Hofe die schon erwähnte Parallelversammlung statt, in der ich, einer Einladung der Leitung folgend, als Erster das Wort zu einer improvisierten Aussprache ergriff. Um für diese eine tragfähige Grundlage zu schaffen, hielt ich es für das Richtige, die Anwesenden zunächst über Wesen und Ziele des religiösen Sozialismus aufzuklären. In die lebhafte, fast stürmische Debatte, die sich entspann, griff später Otto Bauer ein, der auch diese Parallelversammlung zum Abschlusse brachte.

Das Thema des nächsten Tages — es war ein Sonntagvormittag — lautete: „Christentum und Proletariat." Prof. Ude sprach diesmal die Eröffnungsworte. Er tat es mit seinem leidenschaftlichen Temperamente, das gelegentlich den Rahmen der Versammlung zu sprengen drohte. Jeder Stand, jede Berufsgruppe müsse den Weg Golgathas gehen; nur so sei die Erlösung vom Uebel, der Sieg des Guten auch im sozialen Leben, möglich. Nach Ude wurde mir das Wort erteilt. Ich suchte, die inneren Triebkräfte des religiösen Sozialismus, wie ich sie erfahren habe, darzulegen. Von seiten der Religion und von seiten des Sozialismus. Religion ist Verbindung mit der Gottheit — Urgemeinschaft: und die muss sich als solche auch im Verhältnis von Mensch zu Mensch zur

Geltung bringen. Der Sozialismus seinerseits wird immer deutlicher einsehen müssen, dass er nicht bloss eine wirtschaftliche und politische Neuordnung, sondern eine allgemeine Lebensform darstellt, die über die menschliche Sphäre hinausgreift; wahrer Sozialismus muss die tiefsten Wurzeln der Selbstsucht austilgen, er muss auch die Isolation im Verhältnis zum Weltall überwinden. So entdeckt der wahre Sozialismus in der Religion seine ewigen Quellen. Und hier ist es vor allem die Christus-Forderung der absoluten Verkörperung des Geistes, die ihn leiten soll. Die Arbeit für das Reich Gottes tritt in den Mittelpunkt. Wenn sich Jesus ganz besonders an die Armen gewendet und sie selig gesprochen hat, so darum, weil er von den Gefahren des Besitzes — und nicht bloss des materiellen — wusste, weil er in den Armen noch unverbrauchten Stoff, jungfräuliche Erde der Menschheit erkannte. Der Proletarier von heute steht am exponiertesten Punkte der Gesellschaft, er hat die schwerste Last zu tragen, er bedarf eben darum der höchsten Kraft, sie zu heben, die nur aus Gott kommt. Gelingt es ihm, so hebt, erneuert, erlöst er die ganze Gesellschaft. Dies ist jedoch bloss möglich, wenn er nicht allein den persönlichen, sondern auch den kollektiven Egoismus überwindet, wenn er seine eigene Sache bewusst in den Dienst der grossen Gesamtheit und Gemeinschaft stellt; dann wird er als Klassenkämpfer zugleich — Menschheitskämpfer: dann wird er nicht allein von seinem Leid genesen, sondern die Krone des Lebens erringen.

Nach mir kam Willi Hammelrath zum Worte, der eigens zu diesem Zwecke von Deutschland hierher gereist war.[1]) Hatte ich in der Hauptsache von der Sendung des Christentums an das Proletariat gesprochen, so sprach er von der Sendung des Proletariats an Christentum und Kirche. Auch er ging dabei in gewissem Sinne von der Seligsprechung der Armen aus. Der Proletarier ist heimatlos, besitzlos und rechtlos. Er ist in dieser dreifachen Hinsicht der Kreuzesträger des Niederganges unserer Kultur. Aber gerade darum liegen die grössten Möglichkeiten und Verheissungen in ihm. Und es hängt von ihm ab, sie zu erfüllen: diese Erfüllung eben bedeutet der religiöse Sozialismus. Versteht man Marx recht und nicht bloss dem Buchstaben nach, so ist all dies in ihm wenigstens als Anlage enthalten. Die Forderung der Selbsterlösung des Proletariers besagt ja, dass er in sich zugleich die ganze Gesellschaft erlöst, indem er sie zur Gemeinschaft mitverantwortlicher und eben darum erst bis ins Letzte solidarischer Menschen erhöht. Das ist die grösste und tiefste Revolution, die es jemals gegeben hat; und auf sie kommt es gerade heute an. Wir stellen uns den Abgrund, an dessen Rande wir heute stehen, noch viel zu gering vor. Wir glauben immer noch, dass es mit ein paar Reformen geschehen ist. Aber es handelt sich um etwas ganz, ganz Neues. Es ist dies eine Tat der Liebe, Erlösung und Befreiung oder marxistisch ausgedrückt: eine Tat, die aus der tiefsten Not geboren ist. „Und wenn ich diese Symbole sehe, so sage ich euch: Hammer und Sichel, Arbeiter und Bauern, das Proletariat, das geht einen Kreuzesweg, es trägt das Kreuz, und das kreuztragende Proletariat, es wird uns erlösen." — Die Worte Hammelraths waren von ganz besonders tiefgreifender Wirkung. Eine weihevolle Stille herrschte im Saale, als Otto Bauer das Schlusswort ergriff und die Einheit des Proletariats im grossen Kampfe um das Menschheitsziel verkündete. Damit war die Tagung zu Ende.

Ihr äusserer Erfolg steht ausser Zweifel. Ein solcher aber bedeutet, wie es nun einmal der Gang der Welt ist, zugleich immer auch schon eine Bedrohung des inneren Erfolges. Dass dies dem engsten Kreise der religiösen Sozialisten, der noch am selben Nachmittag zu einer Besprechung zusammentrat,

[1]) Er steht der katholischen Jugendbewegung nahe, ist Verfasser zweier bemerkenswerter Schriften, einer „Frohe Botschaft" betitelten und einer über Soviet-Russland, das er bereist hat. Er hat in Wien auch einen Vortrag über das letztere Thema gehalten.

bewusst wurde, ist freilich als ein sehr günstiges Zeichen zu erachten. Es kam in dieser Zusammenkunft zum einmütigen Ausdruck, dass der religiöse Sozialismus bloss als ein selbständiges, freies und eigenlebiges Gebilde seine ihm innewohnende Bedeutung entfalten kann. Er darf sich weder der Kirche noch dem Marxismus verschreiben. Er würde seine Bestimmung schlecht erfüllen, wenn er sie darin fände, die Massen wieder beten zu lehren oder doch diejenigen, die es noch tun, vor den Uebergriffen des Freidenkertums zu schützen. Diese Gefahr, die irgendwie in der Richtung einer Absorption durch den hierzulande so mächtigen Katholizismus — sei's auch durch seinen edelsten Zweig: die Neuland-Gruppe — liegt, erscheint durch die österreichische Bischofskonferenz des letzten Jahres, welche sich gegen den religiösen Sozialismus summarisch und strenge entschieden hat, in der Hauptsache abgewehrt. Umso grösser ist die Gefahr, die seitens der Parteiorganisation droht. Man hat hier nach anfänglicher Zurückhaltung der neuen Bewegung, trotz des freidenkerischen Protestes, ein überraschendes Entgegenkommen gezeigt. Aber wohl mehr aus taktisch-politischen Gründen, nicht aus innerer geistiger Umkehr, für die noch keine Zeichen vorliegen — mag es Einzelnen wie dem Genossen Ellenbogen noch so ernst um ihr Bekenntnis zur Religion sein. Man verspricht sich vom religiösen Sozialismus, zumal in seiner katholisierenden Form, eine günstige Einwirkung auf das Landproletariat, das sich den Werbungen einer religions- und kirchenfeindlichen Sozialdemokratie spröde erweist. Man hofft überhaupt, den so lange hochgezüchteten, nun aber unbequem gewordenen Freidenkereinfluss zurückzudämmen. Nun ist es klar, dass der Sozialismus als Ganzes durch diese innere Spannung beider Pole lediglich an Lebendigkeit gewinnen, vor dogmatischer Erstarrung bewahrt werden kann. Allein das Ziel ist damit noch lange nicht erreicht. Vielmehr handelt es sich um eine tiefe Durchdringung und Umgestaltung der sozialen Idee, um eine Revolutionierung der Revolution von Grund aus. Mit den neuen Zielen müssen auch neue Methoden herausgearbeitet werden. Vor allem gilt das für die Art der Agitation und Propaganda; es muss vermieden werden, was nach Umwerbung und Umschmeichelung der Massen aussieht. Der proletarischen Wirklichkeit darf kein Idealbild unterschoben werden; die ganze Spannung zwischen Wirklichkeit und Aufgabe, Gegenwart und Zukunft, zwischen dem Proletarier, wie er heute ist, und dem Proletarier, wie er werden soll, muss gehalten werden; wenn wir nicht wiederum einer charakterlosen Schwächung und Verwischung der Leitmotive anheimfallen sollen. Pharisäische Selbstgerechtigkeit müsste die Arbeiterbewegung ebenso dem Verderben weihen, wie sie Adel und Bürgertum an den Rand des Unterganges gebracht hat. Christus ist das Gericht aller: darum und nur darum bedeutet er auch allen das Heil. Es ist mir klar, dass ein Durchbruch des religiösen Sozialismus bloss in dem Masse zu erwarten ist, in dem er diese Erkenntnis auf sich selbst anwendet. Die reine Gesinnung, der Einsatz und Opfermut Otto Bauers und seiner Kampfgenossen bedeuten eine Verheissung für die weitere Entwicklung. Sie haben neuerdings bewiesen, dass sie nichts von den bestehenden grossen Organisationen und alles von der eigenen Kraft erwarten. Und schliesslich erblicke ich den inneren Erfolg der Sache vornehmlich darin, dass die Gefahren des äusseren rechtzeitig erkannt und abgewendet worden sind.

Oskar Ewald

Aktiver Pazifismus.

Aufgaben und Wege.[1])

Bei einer näheren Betrachtung unserer Ziele und unseres Weges müssen wir uns über die Voraussetzungen klar werden, von denen wir ausgehen. Wir sind, soziologisch gesehen, heute eine S e k t e. Wir müssen aber aus dieser Begrenzung hinaus und uns zur B e w e g u n g weiten. Es ist unzweifelhaft von grossem seelischem Werte, dass wir als eine Sekte begonnen haben, eine kleine Gruppe, eine Ideengemeinschaft zusammengehöriger Menschen, von deren Zuverlässigkeit man durchdrungen war, die ausgegangen sind, verwandte Menschen zu suchen, diejenigen zu entdecken, die bereits zu dieser Sekte innerlich gehörten. Wir sind aber an dem Punkt angelangt, wo wir aus diesem Zustand der Sekte in den Zustand der Bewegung übergehen, wo wir darauf ausgehen müssen, Menschen zu gewinnen und zu werben, mit ihnen zu ringen und sie zu überzeugen, nicht nur sie zu finden und anzuschliessen.

Eine weitere grundlegende Erkenntnis ist die, dass wir nicht darauf ausgehen, Märtyrer zu machen, sondern im Gegenteil bedauern, dass es in unsere Sache Märtyrer gibt. Wir kamen zu unserer Bewegung nicht um einiger Hunderter Kriegsdienstverweigerer willen, sei es, sie aus den Gefängnissen zu befreien oder ihr heroisches und geistbefreiendes Beispiel beglückend mitzuempfinden. Wir müssen uns als einen Vortrupp, als die moralisch f ü r d i e g e s a m t e F r i e d e n s f r a g e v e r a n t w o r t l i c h e G r u p p e betrachten, gerade aus der in das persönliche Leben zentral eingreifenden Idee der Kriegsdienstverweigerung heraus, die eines abschaffen will: dass Menschen gegen ihre Ueberzeugung, gegen ihren Willen, gegen ihre Sehnsucht weiterzuleben, sterben und andere Menschen töten müssen. Wir sind nicht dazu da, Heilige und Märtyrer zu vertreten, die lauter, als wir es je vermöchten, vor Gott und der Geschichte für ihre Sache zeugen, sondern alle jene, die aufgefordert werden, für irgend eine Sache zu sterben und zu töten, die ihnen gleichgültig ist und die sie nicht freiwillig mitmachen würden. Wer will hier die Heiligkeit ihrer Motive prüfen und richten? Ist der Wunsch, zu leben und zu schaffen, statt für eine Sache zu sterben oder gar zu töten, die einem innerlich fremd ist, oder die einen nicht des Mordes wert dünkt, weniger gottgefällig als erzwungenes Hin-

[1]) Rede, gehalten an der zweiten Konferenz der Internationale der Kriegsdienstgegner auf dem Sonntagsberg, Juli 1928.

gemordet werden? Man sage nicht: wir wollen nicht Feiglinge dekken. Wir d e c k e n ja „Feiglinge“. Wir decken Menschen, die einfach ihr Leben nicht hingeben wollen für etwas, wofür sie nicht innerlich getrieben sind, ihr Leben hinzugeben. Wir halten keinen für verächtlich, der Sonne und Mond, die Berge und alles Leben und Schöne weiter haben will. Wir und die Kriegsdienstverweigerer sind nur eine Vortruppe aller jener andern Millionen Menschen, die nicht die Kraft der theoretischen Auseinandersetzung und den Opfermut der Märtyrer besitzen, der Kleinen, der Stummen, die nicht für sich sprechen können. Für diese müssen wir sprechen, und nicht für Heilige und Märtyrer, die auf Grund ihrer Ueberzeugung für sich selbst sprechen können. Unser Kampf hat nur dann einen Sinn, wenn wir das Problem tiefer anpacken als bei dem Wunsch des Einzelnen, sich von der Befleckung durch Gewalt frei zu halten, wenn wir den h e u t i g e n S t a a t s b e g r i f f mit seinem angemassten Recht, über das Leben des Einzelnen zu verfügen, angreifen; wenn wir den Staatsabsolutismus dort anpacken, wo er am grossartigsten und am fürchterlichsten ist, nämlich in dem Zwange, zu töten und sich töten zu lassen. Wir wollen diesen Kampf durch das persönliche Beispiel, aber auch vor allem auf legale Weise führen, durch Umgestaltung der Gesetze und der S t a a t s a u f f a s s u n g. Wir bedauern, dass heute Menschen in den Konflikt kommen müssen, gewisse Gesetzesbefolgungen zu verweigern, wenn sie ihrem Gewissen und dem Sittengesetz treu bleiben wollen. Wir wollen diesen Z w a n g z u r G e s e t z e s s a b o t a g e aufheben, wir wollen den Staat und das Zusammenleben der Gruppen vermenschlichen.

Diese Voraussetzungen sollen unserer künftigen praktischen Tätigkeit Ziel und Wege bestimmen.

In unserem praktischen Bestreben, die pazifistische Internationale auszubauen, so dass sie ihrem Namen gemäss allumfassend wird und in allen Ländern ihrer Aufgabe gerecht werden kann, müssen wir vor allem bestrebt sein, die schwachen Punkte zu stützen, in denen aus historischen oder psychologischen Gründen die pazifistische Bewegung nicht oder kaum zur Geltung kommt. Von dieser Konferenz, die schon auf die solid gelegten Fundamente unserer Bewegung blicken kann, muss der Ruf nach konzentrierter Arbeit an diesen schwachen Punkten ergehen. Dabei stellen gerade diese schwachen Punkte die Gefahrenherde dar. Gerade an diesen schwachen Punkten wird der Krieg entbrennen. Unsere Hauptarbeit hat sich bisher auf England konzentriert. Wir sind sehr stark in England. Jeder von uns hat mit Freude gehört, dass in den nächsten fünf Jahren die englische Bewegung so weit zu kommen hofft, jeden Krieg Englands zum Stillstand zu bringen. Ich glaube auch, dass die englische Arbeiterschaft das vermag. Aber der nächste Krieg wird nicht in England ausbrechen. Die pazifistische Bewegung ist

stark in Deutschland, das für einen grossen Krieg heute entwaffnet ist, und auch in Oesterreich, das für einen Krieg nicht in Frage kommt, aber die aufrichtig pazifistische Bewegung ist in den meisten andern Ländern schwach. Lasse man sich auch nicht täuschen von Aktionen, wie die Ponsonby-Aktion in England und die Volksabstimmung gegen jede Beteiligung an Kriegen in gewissen deutschen Gebieten. Bei der Beurteilung dieser Aktionen muss das Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht in jenen Ländern in Betracht gezogen werden. Das ist der springende Punkt, von dem wir auszugehen haben. Wenn wir die Menschheit von dem Zwange, Mitmenschen zu töten, befreien wollen, so müssen wir den Hebel an der allgemeinen Wehrpflicht ansetzen. Wenn wir für die heutige Menschheit die Freiheit erringen wollen, die für die religiöse Menschheit vor zweihundert Jahren geschaffen wurde — damals als Gewissensfreiheit auf religiösem Gebiete — so müssen wir heute Gewissensfreiheit auf staatlichem Gebiete erkämpfen. Wenn damals der Moloch der staats- und politikverbundenen Religion auftrat, so haben wir uns heute gegen den Moloch des nationalen Staates in der gleichen Weise zu wenden. Eine neue Aufklärung, eine neue Philosophie der Freiheit tut uns not.

Einige wirklich friedliche Länder wie Skandinavien und Holland haben neben der allgemeinen Wehrpflicht den Zivildienst für jene eingeführt, die Waffengewalt zwischen Völkern ablehnen. Das ist ein grosser Erfolg unserer Aktionen, aber dieser Erfolg wurde durch die geographische und historische Lage dieser Staaten erleichtert. Unsere englischen und deutschen Freunde dürfen die Schwierigkeit der Aufgabe, vor der wir stehen, nicht übersehen. Es darf nicht vergessen werden, dass die allgemeine Wehrpflicht den meisten Völkern etwas Heiliges ist, dass sie ihnen durch die Staatsinstitutionen, besonders die Schule, immer wieder als höchstes Bürgerideal vorgestellt wird. Sie ist auch als eine grosse revolutionäre Tat geboren worden. Sie ist in Frankreich mit der ganzen Glorie des ruhmreichen Jahres 1789 umgeben. Sie war der Ausdruck der Souveränität der Völker, die die Herrschaft der Autokratie gestürzt hatten. In Deutschland war die Freiheitsbewegung des Jahres 1813 ihre Wurzel. Sie ist dem Volke teuer in den neu entstandenen Ländern, wie zum Beispiel in den österreichischen und russischen Nachfolgestaaten, wo die allgemeine Wehrpflicht nach der Meinung breiter Schichten die langersehnte, neu errungene und durch die Propaganda von Jahrzehnten geheiligte nationale Unabhängigkeit schützt. Diese Völker waren vor fünfzehn Jahren oft glühende Antimilitaristen, nun sind sie die eifrigsten Verfechter des Kriegsdienstes, der ihnen ja auch dazu dient, fremde Volksteile zu unterwerfen und ihnen oft in viel schlimmerer Weise das anzutun, was sie vor kurzem selbst erlitten haben. Ihr Pazifismus war eben

nur eine rein egoistische Politik, kein sittlicher Menschheitsantrieb, daher haben wir einen schweren geistigen Kampf vor uns, diesen Völkern die allgemeine Wehrpflicht, die für sie kein Problem ist, zum Problem zu machen. Erst müssen wir die Leute erwecken, ihnen zeigen, dass die Wehrpflicht nichts so Heiliges ist, sondern ein historisch gewordenes Problem, das einmal eine befreiende Bedeutung gehabt haben mag, aber heute diese längst nicht mehr besitzt. Heute ist ein neuer Freiheitsbegriff im Entstehen. Das ist die Aufgabe, die wir zu lösen haben. Die entscheidenden schwachen Punkte im europäischen Pazifismus sind vor allem Frankreich und die Trabantenstaaten Frankreichs, die Tschechoslowakei, Rumänien, Polen, Jugoslawien und die russischen Randstaaten. Solange wir in diesen mittleren und kleinen Ländern nicht Fuss fassen, die infolge ihres falschen Nationalismus als nächste Kriegsherde in Europa in Betracht kommen und den Krieg aus ihrer nationalen Ueberhitzung heraus beginnen werden, solange sind wir in Ernstfällen machtlos. Wir müssen die nächsten Jahre benützen, in diesen Ländern Fuss zu fassen. Wir müssen von diesem Ziele aus sprachlich und inhaltlich unsere Veröffentlichungen bestimmen. In Ländern, wo der Pazifismus schwach ist, in Sprachen, die erst jetzt zum Leben erwacht sind, wie zum Beispiel im Litauischen usw., wo noch keine Kunde von der pazifistischen Bewegung hingedrungen ist, muss es uns gelingen, Zugang zu finden. Wir müssen unsere Publikationen daher vorwiegend nicht in englischer und deutscher, sondern in diesen Sprachen herausgeben. Auch müssen wir sie dem Geiste dieser kleinen Völker und ihren speziellen Bedürfnissen anpassen.

Eine zweite Richtschnur für das Verhalten pazifistischer Organisationen ist die Erkenntnis der Notwendigkeit der Zusammenarbeit. Wie alle geistig-sittlichen Bewegungen in dieser Zeit sind wir erschrecklich arm an Menschen und an Mitteln. Aber diese Armut wird noch ausserordentlich verstärkt durch unsere eigene Schuld, durch die Zersplitterung in unseren Reihen, die ihren Grund eben in unserem Sektenwesen hat. Wir müssen mit weiten Kreisen zu einer organisierten Zusammenarbeit kommen, und zwar auf zweierlei Weise. Erstens gilt es, mit denjenigen Organisationen eine gemeinsame Arbeitsbasis zu schaffen, die unsern Standpunkt ganz oder beinahe vollkommen teilen und von denen ich eigentlich nicht genau weiss, was uns von ihnen auf dem Feld praktischer Betätigung dem Kriege gegenüber trennt. Dazu gehören der Internationale Versöhnungsbund, der in seiner Haltung dem Kriege gegenüber völlig mit uns übereinstimmt, ferner die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, das Antimilitaristische Büro, das die syndikalistischen und freisozialistischen Gruppen umfasst, die pazifistischen Jugendverbände und manche Genossen-

schaftsorganisationen, schliesslich aber auch eine der grössten geistigen Kräfte unserer Zeit, die Society of Friends (Quäker), der wir alle viel verdanken. Diese Bewegungen sind internationaler Art. Wir müssen mit ihnen zu einem engen, kartellmässigen Zusammengehen kommen. Zwischen unserm Internationalen Ausschuss und den Exekutiven dieser Vereine sollen gemeinsame Sitzungen zur Beratung und Durchführung verschiedener Aktionen stattfinden. Wir müssen uns sofort nach dieser Konferenz mit einer Darlegung unserer Erwägungen an diese Verbände wenden und sie zu gemeinsamen Sitzungen mit uns auffordern. Gewiss, es gibt zwischen einzelnen von ihnen und einzelnen von uns Unterschiede ideologischer Art, aber wie dem auch sei, praktisch müssen wir alle zusammenarbeiten. Ich betrachte das in dieser gefahrumdrohten Stunde als eine für die Friedenssache lebenswichtige Frage. Von gemeinsamen Beratungen werden wir zu gemeinsamen Aktionen kommen. Gemeinsame Appelle können so stilisiert werden, dass sie den Anschauungen der verschiedenen Menschengruppen entsprechen.

Daneben müssen wir in und mit anderen Organisationen, die nicht ganz unsern Standpunkt vertreten, die dem Pazifismuss aber doch aus geistigen oder soziologischen Gründen in gewisser Weise nahestehen, zusammenarbeiten; wir müssen in sie eindringen und in ihnen wirken. Hier handelt es sich im Unterschied von der vorhin angestrebten Gemeinsamkeit der Arbeitsbasis um eine Gemeinsamkeit d e r W i r k u n g s b a s i s. Ich spreche in diesem Zusammenhange von Bewegungen, die uns häufig selbst gegen ihren Willen nahekommen müssen. Hierzu gehört vor allem das I n t e r n a t i o n a l e F r i e d e n s b ü r o. Ich würde ungeachtet dessen, dass ich alles verstehe, was man gegen den Scheinpazifismus der heute in diesem Büro massgebenden Kreise vorbringen mag, es für einen der schwersten Fehler halten, wenn wir das Genfer Büro verlassen würden. Es steht für den Frieden und muss in seiner Propaganda, wenn es irgendwie mit seinem eigenen Standpunkt ernst machen will, immer mehr zu unserm Standpunkt gedrängt werden. Wir haben schon Erfolge damit erzielt, dass wir auf seinen Kongressen einen klaren und persönlich vertretenen Pazifismus darlegen und damit für ihn werben konnten. Wenn wir uns heute zurückzögen, so würden wir damit eine wichtige Wirkungsbasis aufgeben. Wir sollten vielmehr innerhalb des Friedensbüros ein Kartell bilden, das Kartell der aktiv pazifistischen Menschen, jener Menschen, die nicht nur einen aggressiven, sondern auch einen defensiven Krieg ablehnen. Dieses Kartell wird hervorgehen aus der von mir vorhin geforderten kartellmässigen Arbeitsgemeinschaft, jener, die nicht für andere den Pazifismus predigen, sondern bei sich selber, jetzt und hier beginnen wollen, wirklich pazifistisch zu leben, denen die sittliche Forderung ausnahmslos dem sacro egoismo der Staatsraison vorgeht.

Die zweite Organisation, innerhalb der wir arbeiten müssen, sind die sozialistischen und gewerkschaftlichen Internationalen aller Schattierungen. Diese stehen zum Teil uns gefühlsmässig feindlich gegenüber. Wir sind für sie entweder schwärmerische Narren oder ideologische Schädlinge, die teils ein Ziel wollen, das jene für unerreichbar halten, und teils mit etwas Ernst machen wollen, was jene in ihren Resolutionen auch zu wollen vorgeben. Sie werden uns daher zum Teil mit allen Mitteln bekämpfen, aber sie werden durch ihre eigenen Parolen genau so wie das Internationale Friedensbüro immer mehr zu uns geführt werden, da sie in einer gewissen Weise doch nicht sich selbst völlig untergraben können. Sie werden niemals ganz so gegen uns vorgehen können, wie sie gerne möchten, vielmehr werden sie politisch notwendigerweise in die von uns vorgezeichneten Bahnen gedrängt werden. Aber wir werden in den sozialistischen und gewerkschaftlichen Internationalen, je nationalistischer dort die einzelnen Gruppen werden und sind, noch einen schweren Kampf zu kämpfen haben. Wir werden dabei in einzelnen Gruppen, die den Sozialismus tiefer erfassen, wie der Independent Labour Party, wertvollste Bundesgenossen haben. Bei aller verständlichen Abwendung von Sozialpatrioten und Terroristen vergessen wir doch nicht, dass dem marxistischen Sozialismus das Kommunistische Manifest mit seiner richtigen Erkenntnis des Wesens des Nationalkriegs und mit seiner Losung „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“, zugrunde liegt, dass also ein marxistischer Sozialist, der den nationalen Kampf und Staatenkrieg billigt, sich wohl noch Sozialist nennen mag, aber aufgehört hat, es zu sein. Der Sozialismus ist bei Marx und seinen Nachfolgern in seinem Endziel radikal pazifistisch, er hebt die letzte Ursache aller Kriege, den Einzelstaat, endgültig auf und führt die freie Assoziation der ganzen brüderlich vereinten Menschheit herbei. Aber der marxistische Sozialismus ist in seinen Mitteln zur Erreichung dieses Zieles durchaus unpazifistisch. Jedoch in der Ablehnung jeden Krieges aus nationalen Beweggründen, jedes Krieges bürgerlich-kapitalistischer Staaten untereinander muss er radikal pazifistisch sein, will er sich nicht selber aufs Spiel setzen und die Achtung, die ihm als einer geistigen Bewegung gebührt, einbüssen. Der sogenannte idealistische, unmarxistische Sozialismus, wie er in unserer Zeit vor allem durch den religiösen Sozialismus, dann durch de Man, zum Teil durch die englische Arbeiterbewegung und durch die Anarchisten vertreten wird, geht von der schon in der Gegenwart wirkenden Einheit und Solidarität des Menschengeschlechtes aus, von der Würde und Heiligkeit der Menschenseele. Er ist daher notwendigerweise nicht nur im Endziel, sondern auch in seinen Mitteln und in der unmittelbaren Gegenwart radikal pazifistisch.

Dies müsste auch von der religiösen Bewegung gelten.

Während es bei den ersten beiden Organisationen politische Gründe sind, aus denen sich die durch sie vertretenen Menschen langsam dem Pazifismus nähern werden, so sind es bei der religiösen Bewegung innere Lebensgründe. Nirgendwo sind in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren so starke neue Kräfte hervorgesprudelt, wie bei den religiösen Bewegungen. Wer vor zwanzig Jahren die offiziellen Kirchen vor sich gesehen hat, hätte dies niemals für möglich gehalten. Diese Kirchen, den Staats- und Klasseninteressen ergeben, waren völlig areligiös, erstarrt, Zeugen des Zeitgeistes und der Menschenbegierden, nicht Gottes und seines Rufes. In all diesen Kirchen, selbst im deutschen Luthertum, sind heute jugendliche Kräfte durchgebrochen. Diese neue religiöse Bewegung lehrt die Menschen nicht nur verstehen, dass die Wirklichkeit Gottes etwas ganz anderes ist, als Kirche und Staat und alle diese Dinge, vielmehr dass sie eine Kraft ist, die dem Staat und der Kirche nicht dienen, sondern diese Einrichtungen von Grund aus umgestalten will. Diese religiöse Bewegung, die vor allem gegen die Starrheit und Herzensträgheit der eigenen Kirche zu kämpfen hat, wird dem Pazifismus in einer ungeahnten Weise den Weg bahnen in dem Augenblicke, in dem sie die Gemüter ergreift. Das Wort Gottes hineinzutragen ins alltägliche Leben, ins staatliche Leben und ins gesellschaftliche Leben, das bedeutet die Freiheit des Menschen, dem Gewissen zu gehorchen, das bedeutet auch die Abschaffung des Krieges.

Ich will hier, da ich sonst keine Gelegenheit finde, von meiner Heimat sprechen. Ich komme aus Palästina. Dort besteht keine Sektion der pazifistischen Bewegung; ich habe Ihnen daher keinen Bericht zu geben vermocht. Aber dennoch sei hier auf etwas hingewiesen, das in diesem Zusammenhang von Interesse sein muss: auf die geistige Neubelebung innerhalb des Judentums, bei dem seit jeher nationales und religiöses Leben und ihrer beider Wiedergeburt Hand in Hand gehen. Das Judentum hat in den letzten zwanzig Jahren einen Prozess der Erneuerung durchgemacht, der alle seine Kreise und Schichten erfasst hat. Dieser noch junge Prozess beginnt sich zu kristallisieren und in Palästina seinen Mittelpunkt zu gewinnen. Dort gehen manche unter uns daran, einiges Neue durchzuführen, das — so nehme ich an — auch für weitere Kreise von einiger Bedeutung sein wird. Ich habe mit Interesse die Gemeinschaftssiedlung unserer jungen christlich-kommunistischen Freunde in Waidhofen gesehen, die aus dem Wunsche nach Ueberwindung des heutigen Systems der Ausbeutung von innen heraus durch und im persönlichen Leben entstanden ist. In Palästina wurde eine Reihe ähnlicher Siedlungen geschaffen, die durch ihren engen und lebendigen Zusammenhang stärker als hier sind. Denn in Palästina gibt es

neue schöpferische Möglichkeiten, etwas, was Sie hier nicht haben: Neuland. Aehnliches versuchen wir auf dem Gebiete der Erziehung. Dann aber besteht für uns in Palästina ein pazifistisches Problem schwieriger und wichtiger Art, das gerade ein *Prüfstein für die Echtheit und Legitimität* der jüdischen Erneuerung wird. Denn meiner Ansicht nach ist das *innenpazifistische Problem in einem Staate mehrerer Nationalitäten* heute dringender und schwieriger als das Problem des aussenpolitischen Pazifismus. So hängt zum Beispiel jeder aussenpolitische Pazifismus, jede völlige Abrüstung in der Tschechoslowakei davon ab, ob es gelingt, das *Problem des Zusammenlebens* der Deutschen und Tschechen in der Tschechoslowakei zu regeln. Denn die Tschechen brauchen die Armee nicht zum Kampfe gegen den äusseren Feind, sondern zur Niederhaltung der Deutschen im Lande. Ein solches Problem besteht in jedem Staate mit mehreren Nationalitäten heute, solange es nicht gelingt, diesen Nationalkonflikt wie in der Schweiz zu lösen, dass keine Nationalität, welche auch immer die Mehrheit oder Minderheit sei, die andere beherrschen und so ausbeuten könne. *Der quantitative Majoritätsbegriff muss aufhören, ein machtpolitischer zu sein, der Vorrechte verleiht.* Auch in Palästina besteht ein ähnliches Problem. Ich bedauere dies nicht. *Pazifistische Ueberzeugungen sind nur dann etwas wert, wenn sie auch dort bewährt werden, wo es um die eigenen Interessen geht.* Denn das gibt uns die Möglichkeit, nicht nur theoretische Grundsätze zu haben, was leicht ist, sondern die Möglichkeit, unsern Grundsätzen zu leben. *Diese Grundsätze haben wir ebenso wie alle Pazifisten nicht im Kampfe gegen das andere Volk, nicht in der Erziehung anderer Völker, sondern in der Erziehung unseres eigenen Volkes zu bewähren.* Wir haben den Kampf gegen den nationalen Chauvinismus und überhaupt gegen das Bestreben zu führen, andere zu unterdrücken und nur in eigenem Interesse das politisch-soziale Leben bestimmen zu wollen. Diesen Kampf, der *heute* meiner Meinung nach der geistig entscheidende Kampf ist, haben wir vor allem in unserem Volke gegen unser eigenes Volk zu führen, gegen die Machtgelüste unseres eigenen Volkes. Der Pazifismus der Tschechen oder Polen wird nur dann echt sein, wenn er sich vor allem in der Bekämpfung der Tatsache auswirkt, dass es in ihrem Staate ein bevorrechtetes Staatsvolk und andere, nicht in jeder Weise gleichberechtigte Völker gibt. Erst so werden sie ihren Staaten die Möglichkeit auch einer pazifistischen Aussenpolitik geben. Ich freue mich daher, dass wir Juden, nach Palästina zurückkehrend, nicht in ein menschenleeres Land kommen und an diesem konkreten Material, an dieser konkreten Lebensauf-

gabe vor uns den Ernst und den Wirklichkeitssinn unserer Grundsätze und den Sinn des Judentums bewähren können.

Andere Bewegungen und Kreise, unter denen wir wirken müssen, sind die Jugend und die Lehrer. Ich halte viel von den Lehrern und vor allem von den Volksschullehrern. Der Mittelschullehrer vertritt grösstenteils das Bürgertum und den Staat, wie sie heute bestehen. Der Volksschullehrer lebt dagegen in engem Kontakt mit dem Volke auf dem Dorfe, in der Stadt und mit den religiösen Bewegungen. Er kann stärker und eindringlicher als jeder andere wirken, wenn er eine Persönlichkeit ist. Er ist derjenige Mensch, der unsere Botschaft ins Volk tragen könnte, und es ist erfreulich, dass gerade in jenen Ländern, die für uns schwierig sind, wie Frankreich und die Schweiz, die Volksschullehrer zu Trägern unserer Gedanken geworden sind.

Das sind die fünf Gruppen, bei denen unsere Arbeit ansetzen muss. Wir müssen an alle Gruppen appellieren. Unser Wort muss zu ihnen dringen. Unser Ruf hat in den letzten Jahren weitere Kreise erfasst, als wir denken. Aber dabei darf es nicht bleiben. Wir haben bisher nur ein Manifest herausgegeben, das internationale Manifest gegen die Wehrpflicht. Dieses hat grossen Widerhall gefunden, aber aus Mangel an Mitteln konnten wir ihm nicht systematisch nachgehen. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit des Ausbaues des Pressedienstes und der Propaganda lenken. Wir haben oft das Gefühl (damit stehen wir wieder vor dem Sektenmässigen), dass alle unsere Publikationen im kleinen Kreis bleiben, dass unsere Presse ausserhalb des Kreises unserer Gesinnungsgenossen nicht gelesen wird. Wenn ich auch nicht verkenne, dass es einen grossen Wert hat, uns auf dem Laufenden zu halten und uns durch Aussprache und Fühlungnahme gegenseitig zu stärken, so muss doch der Internationale Ausschuss im nächsten Jahre unter Hinzuziehung von Fachleuten der Presse eine viel weitere Propaganda entfalten und in die allgemeine Presse einzudringen suchen. Dabei möchte ich eine Leistung erwähnen, der ich die grösste Bedeutung beilege. Das ist das Handbuch, das Dr. Kobler soeben in unserem Auftrage herausgegeben hat. Es ist da zum erstenmal versucht worden, unserer Propaganda, die bisher manchmal einen broschürenhaften und daher oberflächlichen Charakter hatte, eine tiefere Verankerung zu geben.

Jetzt komme ich zum letzten Punkte, über den ich gern mehr gesprochen hätte, da er mir sehr wichtig erscheint. Wir kommen sicher hier zusammen, um praktische Fragen zu besprechen und dürfen keinen Augenblick unserer so knappen Zeit dazu verwenden, über diese praktischen Fragen hinauszugehen. Aber doch tut uns not, theoretische Klärungen herbeizuführen. Wir sassen gestern abend mit Dr. Kobler, Dr. Stoecker, Dr. Ewald und de Ligt zusammen und konnten uns nicht losreissen, um hier heraufzukommen, da wir über

Dinge sprachen, die uns noch näher gingen als alle Berichte, nämlich darüber: wozu machen wir alles dieses? Ich glaube, dass wir als Bewegung nicht weiterkommen werden und keine weiteren Kreise erfassen können, bevor wir uns nicht viel mehr Zeit nehmen, die *geistigen Grundlagen unserer Bewegung* auseinander zu setzen. Ich möchte, dass von dieser Konferenz ein Appell an unsere Intellektuellen ausgeht. Es gibt überall Menschen bedeutenden geistigen Ranges, die uns nahestehen, die Bücher schreiben, Gedichte schreiben, in denen sie ähnliche Dinge sagen, wie wir sie fühlen. Und doch stehen uns diese Menschen nie wirklich zur Verfügung und sind im Grunde für uns und das heisst für die Bewegung verloren. Entweder deswegen, weil viele dieser Menschen es gar nicht ernst meinen. Ich habe ihre Bücher gelesen und habe das Gefühl, dass sie, wenn sie auf die Probe gestellt werden, ihren Ruf bei der bürgerlichen Welt nicht aufs Spiel setzen werden, dass ihnen dies alles nur Roman oder Essay ist, dass es ihnen unverbindlich bleibt, weil sie wissen, dass es erst dann ernst wird, wenn es von der Strassenecke aus gesprochen wird. Sie schreiben schöne Bücher, aber wenn es wirklich ernst wird, dann wissen sie von nichts, dann sind sie auf einmal verschwunden. Dennoch, wir wollen auch sie haben. Doch gibt es eine zweite Gruppe, zu der wir nur deshalb den Weg nicht finden konnten, weil wir uns nicht genügend darum bemüht haben. Aber wir müssen uns darum bemühen. Wir brauchen die Hilfe dieser Menschen zur Lösung der grossen Fragen, die vor uns stehen. Ich möchte Ihnen nur ganz kurz eine Anzahl dieser Probleme aufzeigen. Ich habe hier, und nicht gern, einige Kameraden mit einer ungeheuerlichen Zuversichtlichkeit von dem nahen Siege unserer Idee sprechen hören. Ich glaube, darin liegt eine grosse Gefahr. Diese Kameraden sind sich über die geistige Lage der Menschheit und über den Weg des Geistes durch die Geschichte überhaupt nicht ganz klar. Ich kann Ihnen heute nicht versprechen, dass wir in zwanzig bis dreissig Jahren die Oberhand und dann eine kriegslose Welt haben werden. Vor 300 Jahren sind Menschen gezwungen worden, im Namen der Religion zu töten, später und heute noch im Namen der Nation, in kurzer Zeit vielleicht werden sie im Namen der sozialen Klasse töten müssen, und wer weiss, ob nicht wieder und wieder ein neuer Moloch auftaucht, den wir noch gar nicht ahnen. *Aber nicht der vor uns sichtbare Erfolg darf uns führen. Niemals ist der Weg des Geistes anders als von Minoritäten ausgegangen, niemals anders als von ihnen gegangen worden.* Oft war der Sieg in der äusseren Welt ein anderer als der Sieg im Reiche des Geistes. Wenn wir dem nationalen und staatlichen Moloch die Kriegsopfer entreissen, so werden wir vielleicht bald wieder einen neuen Moloch unter uns haben. Wenn ich desungeachtet heute eine Wendung in der Ge-

schichte der Menschheit sehe, so deswegen, weil wir diese schwere Problematik hier auf Erden einsehen und wissen, dass es „d e n n o c h“, „t r o t z d e m“ unsere Aufgabe bleibt, d i e s e E r d e z u e i n e m m e n s c h l i c h e n L e b e n s r a u m u m z u g e s t a l t e n.

Ich will noch einige dieser uns bedrängenden Probleme andeuten, Probleme, von denen ich wünschen möchte, dass das nächste Handbuch, das die Internationale herausgeben muss, sich mit ihnen auseinandersetzen möge, nicht um klar definierte Lösungen zu finden — die gibt es ja nicht — sondern um die Probleme aufzuzeigen, uns vor ihren g a n z e n E r n s t zu stellen. Ueber das schwierige und verantwortungsvolle Probleme der R e v o l u t i o n wird heute Frau Dr. S t ö c k e r noch sprechen. Ein anderes Problem, welches mir noch dringender erscheint, ist das Problem des wichtigsten politischen Faktors der Gegenwart, das Problem des N a t i o n a l i s m u s. Es gibt eine Art, leichthin von Internationalismus im Sinne des Antinationalismus zu sprechen, die sehr verkehrt ist. Ich selber stehe in einer nationalen Bewegung. Jeder von uns ist durch seine Abstammung bestimmt und verpflichtet. Wir müssen daran festhalten, dass unsere Art und unser Sein bestimmt ist, naturhaft und geistig gebunden ist, durch Zusammenhänge des Blutes und des Schicksals. Jeder von uns ist morphologisch bestimmt durch Jahrhunderte vor ihm; er findet sich als Erbe, er hat dieses Erbe zu mehren und zu verwahren und vor allem auch zu reinigen, zu läutern, es höher zu entwickeln. Wie uns heute der politische Nationalismus zur Katastrophe führt, so schadet uns ein gewisses Gerede von Menschen ebenso, die niemals die Frage, was sie ihrem Blute, dem Boden, der sie genährt hat, und dieser Folge von Vererbungen von Vätern und Müttern schuldig sind, geklärt haben. Aber zugleich müssen gerade wir, die wir in dieser Bewegung stehen, Ihnen sagen, dass viel gefährlicher als jede politische Religion heute die Frage des politischen Nationalismus ist, der der heutige Moloch ist, so wie es vor dreihundert Jahren die Religion war. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, die g e i s t - u n d n a t u r h a f t e T a t s a c h e d e r N a t i o n z u e i n e r p o l i t i s c h e n, m a c h t p o l i t i s c h e n u n d t e r r i t o r i a l e n, w i r t s c h a f t l i c h e n u n d s t r a t e g i s c h e n z u m a c h e n. Der Boden, auf dem wir geboren sind, hat nichts mit dem zufälligen Staatsterritorium zu tun, dessen Teil er durch militärische und politische Ereignisse geworden ist. Der Nationalismus als Kulturgut gewinnt nichts durch eine Verknüpfung mit der Staatspolitik, er dient nur der Erweckung der schlechtesten Herdeninstinkte. Es gilt, d e n N a t i o n a l i s m u s z u e n t p o l i t i s i e r e n wie die Religion entpolitisiert worden ist. Ich habe vorhin davon gesprochen, dass gerade das religiöse Leben heute neu erwacht und Hoffnungsvolles für uns zu Tage fördert. Wenn es uns gelingen wird, den

Nationalismus zu entstaatlichen und zu entpolitisieren und aus dem Moloch Nationalismus die geistige Funktion „Nation" zu machen, das heisst eine geistige Realität, so werden wir zu einer neuen Blüte eines hohen Nationalismus kommen. Heute betrachten viele die nationale staatliche Unabhängigkeit als ein Gut an sich. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Ein Gut ist nur die Freiheit, die nationalen Kulturgüter ohne staatlich-politischen Einfluss in freiwilliger Assoziation formen und fördern zu können.

Ein drittes Problem ist der Imperialismus. Auch dieses ist nicht so einfach, weil alle diese Probleme doppelt gewendet sind. Andere Probleme, die dem des Imperialismus innerlich verwandt sind, sind die der Rassen und ihrer Wanderungen und das der Minoritäten. Hier möchte ich wiederum die Aufmerksamkeit unserer Kameraden darauf richten, dass ebenso wichtig wie der aussenpolitische Pazifismus und der Abbau der Grenzen zwischen den Ländern die Niederlegung der Grenzen von Volk zu Volk innerhalb der heutigen Staatsgebiete und die Bekämpfung des Imperialismus eines Volkes gegen das andere innerhalb desselben Staates ist. Der Imperialismus der Polen gegen die Ukrainer, der Serben gegen die Kroaten, der Tschechen gegen die Deutschen, früher der der Deutschen gegen die Polen und Elsässer oder der Engländer gegen die Iren innerhalb dieser Staaten ist noch stärker abzulehnen als der der Engländer in Indien.

Wir haben gestern in unserer Diskussion darüber gesprochen, was denn eigentlich der Sinn unserer Bewegung ist, und Dr. Kobler brachte im Zusammenhang damit die Frage der Gewalt und der Gewaltlosigkeit zur Sprache. Wir kamen schnell darüber überein, dass diese Problemstellung uns nicht weiterführt, weil sie, vom Menschen aus gesehen, unlösbar ist. Es gibt Probleme, die sind vom Menschen aus unlösbar; es gibt keine logische Ordnung für sie; man kann diese Probleme handelnd lösen, aber niemals denkend bewältigen. Ein so tiefes, wie das der Gewalt und Gewaltlosigkeit, ist nur vom gläubigen Menschen aus, aber nicht in unserer Bewegung als solchen lösbar. Wo ist die Grenze der Gewalt? Ist jeder Zwang unerlaubt? Klar ist, dass jede organisierte, bewaffnete Gewalt von Volk zu Volk, von Staat zu Staat unserem Gewissen und dem Sittengesetz widerspricht. Wie weit reicht aber die Ablehnung jeder Gewalt ins individuelle Leben? Das lässt sich nur aus jeder konkreten Situation heraus mit der Einsetzung der vollen persönlichen Verantwortung beantworten. Es tut not, dass wir in solchen Fragen aus den tiefsten, klarsten Schichten unserer Vernunft antworten, unbeirrt von Interesse, Vorteil, Leidenschaft, Trieb, dass wir nicht der Suggestion erliegen, nicht dem Herdentrieb, sondern als verantwortliche Persönlichkeit handeln, die Menge in uns entmengen.

Was kann also die Grundlage unserer Bewegung sein? Meiner Meinung nach zwei Sätze: der von der Solidarität des Menschengeschlechtes und der von der Achtung vor Leben und Würde jeder menschlichen Persönlichkeit. Diese Grundsätze sind die einheitliche, tiefe Ueberzeugung aller grössten Philosophen und religiösen Menschen gewesen. Sie sind im mittelmeerländischen Kulturkreise zum erstenmal durch die jüdischen Propheten verkündet und von der Stoa übernommen worden. Diese zwei Sätze sind seither immer wieder in der einen oder andern Form die Grundlage aller Philosophie und Ethik gewesen.

Was ist nun das Charakteristikum dieser Zeit, in der wir leben? Ich habe es schon angedeutet. Ich glaube nämlich, das Charakteristikum unserer Zeit ist das Ernstmachen, das in die Wirklichkeit Hinausgehen, das Bestreben, aus einer Philosophie, aus einer Theorie lebendige Wirklichkeit zu machen. Deswegen glaube ich, dass unsere Bewegung verheissungsvoll in die Zukunft blicken kann, denn wir versuchen nichts anderes, als was schon bisher allgemeine religiöse und philosophische Ueberzeugung war, in die Wirklichkeit umzusetzen, Ernst damit zu machen, und allen Menschen um uns herum die Möglichkeit zu geben, auch Ernst damit zu machen.

Hans Kohn (Jerusalem).

Rundschau

Monatsschau.

1. Politisches.

a. „Geld regiert die Welt." Die Reparationskonferenz müsste in einem Saale tagen, worin eine riesige Fahne hinge mit dieser goldegestickten Inschrift. Die „Gösch" könnte wohl ein riesiger Dollar bilden. Ob wohl jemals, seit die Welt steht, einer Generation von Menschen die sarkastische Wahrheit jenes Wortes so sichtbar und greifbar nahegetreten ist, wie der unserigen? Ein Komitee von Bankiers und ähnlichen Leuten, präsidiert von einem amerikanischen Finanzmann und beherrscht von einem andern, beschliesst über ein gutes Stück Zukunft der Welt. Da werden gewiss keine politischen und sozialen, noch weniger ethische oder gar religiöse Ideale walten, wie sie doch die Völker so stark bewegt haben und immer noch bewegen, sondern, in liebenswürdigsten Formen, die kalte Leidenschaft der mammonistischen Berechnung und Weltherrschaftsgier. Und das ist nun die Liquidation des Weltkrieges! Das war also sein Sinn! Und so weit haben wir es gebracht!

Aber ein Trost ist dabei: Solche Steigerungen gewisser Mächte ins Phantastisch-Uebernatürliche hinein gehen ihrem Sturz voraus. Wie sich die wahre Gestalt des Krieges damit von einer neuen Seite plastisch enthüllt, so auch die Tatsache der dämonischen Mammonisierung der Welt. Und solche Enthüllung ist schon beginnendes Gericht.

Die Mächte, die dort unter jenem unsichtbaren gemeinsamen Banner des

Weltherrschers Mammon doch mit einander ringen, sind im einzelnen nur für Wenige ganz durchsichtig. So viel man sehen kann, handelt es sich darum, ob Deutschland eine Kolonie Amerikas werden soll, höchst wahrscheinlich aber auch, ob es überhaupt gelingt, der amerikanischen Vorherrschaft einen Damm entgegenzusetzen. Unerträglich bleibt der Gedanke an diese Tributpflicht Europas an Amerika für fast ein Jahrhundert. Im Hintergrund erhebt sich aber noch ein ganz anderes Bild: das Bild der Volksmassen, aus denen dieser Tribut herausgepresst werden soll. Auf alle diese Fragen und Bilder, die um diese Versammlung der Geldkönige in dem Pariser Hotel schweben, gibt es nur e i n e Antwort: die religiöse und soziale Weltrevolution.

b. „M e i n R e i c h i s t — v o n d i e s e r W e l t!" Unter d i e s e r unsichtbaren Inschrift haben die Verhandlungen zwischen dem Papst und dem Cäsar gestanden, die zur sogenannten Lösung der r ö m i s c h e n F r a g e geführt haben. Damit ist auch das Urteil darüber gesprochen. Ich betrachte diesen „Triumph" des Papsttums als eine der schwersten Niederlagen seiner langen Geschichte. Der Verlust seiner weltlichen Herrschaft hatte ihm für eine Periode von sechzig Jahren etwas von jener Unweltlichkeit zurückgegeben, die die beste Kraft eines „Stellvertreters Christi" ist. Gewiss ist es kein Zufall gewesen, dass gerade in diese Zeit ein Aufschwung der moralischen Macht des Papsttums fällt, der an die allergrössten Zeiten seiner Geschichte erinnert. Es war nun wieder eine mehr g e i s t i g e Macht geworden und als solche hatte es gerade in diesen Zeiten gewaltige Aussichten. Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass es damit nun vorbei ist. Nun ist der Papst wieder ein weltlicher Fürst und damit in alle Weltlichkeit, besonders aber in die Geschicke e i n e s Landes, verflochten. Dabei ist sein Reich doch wieder so klein, dass es eine Lächerlichkeit wird. Kinder aller Art mögen sich durch diesen neugewonnenen weltlichen Glanz imponieren lassen,[1] eine grosse Zahl von ernsthaften Menschen, darunter gewiss nicht wenige der eifrigsten und besten Söhne der Kirche, werden sich enttäuscht abwenden und die ganze Atmosphäre der katholischen Welt wird eine Veränderung erfahren, und zwar im Sinne einer Veräusserlichung, deren Ende der Verfall sein muss, vielleicht auch in Form eines Abfalls gerade der besten Kräfte des Katholizismus.

Ich sehe dabei ganz gut ein, dass das Papsttum, wenn man mit rein weltlichen Faktoren rechnet, nicht gut anders konnte. Die römische Frage, in die man sich verwickelt hatte, musste einmal gelöst werden. Zu einem einfachen Verzicht, was eine grossartige und die eines „Stellvertreters Christi" allein würdige Haltung gewesen wäre, ist das Papsttum offenbar schon zu tief in die Weltlichkeit des Machtprestiges versunken gewesen, und so blieb wohl nur diese Lösung übrig, die doch keine wirkliche Lösung, sondern eine neue Bannung ist, eine „Gefangenschaft" viel schlimmerer Art, als die von 1870 an war. So rächt sich das „Testament Konstantins". Für das Reich Christi gilt eben das Wort: „Qui mange du C é s a r , en meurt."[2]

Eines namentlich muss sehr deutlich hervorgehoben werden: Das faschistische Regime ist ein System des politischen Meuchelmordes. Mögen gewisse Leute, auch Kardinäle und Päpste, dafür ein kurzes Gedächtnis haben, die Geschichte wird Matteotti und Amendola — um nur diese zwei als Vertreter von Tausenden zu nennen — nicht vergessen. Darum wird es aber dem Papsttum, das den Anspruch der Stellvertretung Christi macht, wenig Segen bringen, sich

---

[1]) Z. B. wenn es heisst: „Zum erstenmal seit dem Jahre 1870 schulterte eine italienische Infanterieabteilung, die sich auf dem Platze befand, die Gewehre als militärische Ehrenbezeugung." Das tat auch einmal eine Abteilung Militär vor C h r i s t u s , aber — um ihn im Namen Cäsars zur K r e u z i g u n g zu führen!

[2]) Der ultramontane Publizist Veuillot hat bekanntlich das Wort geprägt: „Qui mange du P a p e , en meurt."

mit diesem System verbündet zu haben und von ihm Vorteile für die Kirche zu empfangen. Es gab einmal eine Zeit, wo die Leichen der vom Sohn des Papstes Ermordeten jeden Morgen auf den Strassen von Rom lagen oder im Tiber schwammen und in den Kellern der Engelsburg die vom Vater und Sohn Vergifteten in langen Reihen an Seilen hingen. Unmittelbar auf diese Zeit folgte die Erhebung eines Teiles der Christenheit gegen Rom. Man hat damals in Rom solche Dinge auch geglaubt leicht nehmen zu dürfen, aber das Gewissen der Christenheit hat sie nicht übersehen. Gewiss mag das, was das faschistische Italien tut, als weniger schlimm erscheinen, und das Papsttum ist daran selbst nicht unmittelbar beteiligt, aber ob nicht auch die Maßstäbe seither strenger geworden sind? Ich meinerseits glaube nicht, dass das Bündnis des „Stellvertreters Christi" mit einem „Stellvertreter Cäsars", an dessen Händen das Blut ermordeter Gegner klebt, deren Mörder er zum mindesten nicht bestraft hat, jenem etwas anderes als Fluch bringen könne.[1])

Ich betrachte das, was nun in Rom geschehen ist, als eine Katastrophe des Papsttums. Qui vivra verra!

Ich glaube aber auch nicht, dass Cäsar davon Gewinn haben werde. Der Stab, auf den er sich stützt, wird ihm durch die Hand stechen. (2. Kön. 18, 21.) Er hat durch dieses Bündnis, dessen Fundament von beiden Seiten her die Heuchelei ist (denn es ist ausgeschlossen, dass sie ernstlich aneinander glauben), seine Macht vielleicht für eine kurze Zeit gestützt, aber in einem andern Sinn sie untergraben und zum Sturz erst recht reif gemacht. Was am faschistischen Systeme etwa noch zukunftsvoll erscheinen mochte, ist damit preisgegeben. Es ist jetzt nur noch das bekannte Bündnis von „Thron und Altar". Sobald einmal der reaktionäre Alpdruck weicht und die Erhebung der Völker stattfindet, stürzt dieser Bau rettungslos zusammen.

Auch hier also sehe ich eine Steigerung gewisser Mächte, die einem Sturz vorausgeht.

c. Im Osten sind von sehr grosser Bedeutung die Entwicklungen innerhalb des Bolschewismus. Weniger wichtig ist wohl, was sich auf Trotzkys Schicksal bezieht; er dürfte seine Rolle, die vielleicht nie ganz echt war, ausgespielt haben. Der Kampf geht um das Bauernproblem, das von Anfang an die Schicksalsfrage des Bolschewismus war. Es war dies zuerst in einem für den Bolschewismus günstigen Sinn. Denn auf das Bauerntum gestützt gelangte er zum Siege. Aber es war ein demagogischer Sieg, ein Sieg, bei dem doch weniger das Bauerntum in Betracht kam, als die Herrschaft des Bolschewismus und bei dem auch sonst die Grundgesetze der sittlichen Welt wenig bedacht wurden. Das rächt sich nun. Wahrscheinlich wird der Bolschewismus an der Bauernfrage scheitern. Eine demokratische Erhebung des Bauerntums — vielleicht zeitweilig aber auch mit irgend einer Diktatur verbunden — dazu eine neue religiöse Bewegung, beides mit viel Einschlag echten Kommunismus, dürfte wohl die russische Zukunftsperspektive sein.[2])

---

[1]) Welch ein Geist das System beseelt, mit dem der „Stellvertreter Christi" sich verbündet hat, zeigt u. a. folgende Stelle aus einer Rede des faschistischen Generalsekretärs Augusto Turati: „Wir lieben unsere Waffe" [nämlich das Maschinengewehr], die vollkommen ist und es morgen sein wird. Wir wollen auch in Zukunft hinter dem Maschinengewehr niederknieen, um seinem chrakteristischen Hämmern zu lauschen und die Wollust des Mähens zu empfinden" — „und dann," fügen wir im Geiste des neuen Bündnisses hinzu, „diese Wollust im Herzen vor den Altar Christi treten."

[2]) Wenn man einen Vortrag hört, wie den von dem russischen Philosophen Loskij jüngst in der Philosophischen Gesellschaft von Zürich über das Thema: „Die psychisch-materielle Welt und das Reich Gottes" gehaltenen, dann erfährt man mit Freude, dass von diesem Russland noch Anderes zu erwarten ist als Bolschewismus.

Bedenklich ist stets die Lage am Balkan. Durch die neue Diktatur ist nicht nur das Gebiet der wenigstens formell noch bestehenden Demokratie um ein weiteres Stück verkleinert und die Freiheitsluft in Europa wieder vermindert, sondern es wird dadurch auch die ganze Gefahr beleuchtet, die von jenem Teil Europas her droht. Eine ganze Wolke schlimmer Geister, aufsteigend aus altem und neuem Fluch, brütet über jenen Ländern. Neben dem Streit zwischen den Völkerschaften Jugoslaviens ist der Zustand Mazedoniens immer ein Quell der Vergiftung. Zu dem Hader zwischen den Balkanstaaten selbst gesellt sich die diabolische Wühlarbeit Italiens, mit ihm ringt Frankreich[1]) und der Kommunismus, der in jenen Ländern überall ein starkes Ferment ist, schürt die Flamme der Revolution und weist auf Russland als Retter hin.

Erfreulich scheint mir dagegen zu sein, dass zwischen Russland, Rumänien, Polen, Esthland und Lettland auf Grund des Kellogg-Paktes etwas wie ein Ostpakt zustandegekommen ist. Es wird sogar berichtet, dass Russland auf eine gewaltsame Wiedergewinnung Bessarabiens verzichtet habe, was die Ausschaltung einer weiteren Kriegsgefahr bedeutete. Auf alle Fälle beweist das Drängen Russlands auf den Abschluss dieses Paktes seinen Friedenswillen, mag dieser auch bloss Angst vor dem Kriege sein. Auch von einer Verständigung zwischen Ungarn und Rumänien in der Optantenfrage ist die Rede. Ungarn bleibt freilich ein gefährlicher Punkt. Ob es nicht möglich wäre, dass im Geiste bedeutender Ungarn der Gedanke aufstiege. Ungarn könnte gerade aus seinem Unglück Gewinn ziehen und auf neuem Wege Grösse und Zukunft finden? Und ob nicht die Erkenntnis, dass ein anderer Ausgang des Weltkrieges es noch viel schwerer getroffen hätte, dazu beitragen könnte? — Aufs neue arg verstört worden ist das Verhältnis zwischen Polen und Deutschland durch das Memorial des Reichswehrministers Gröner, das überhaupt stark zu weiterer Vergiftung der Atmosphäre Europas beigetragen hat. Wann wird der Tag kommen, wo alle diese politischen Händel vor den wahren Problemen unserer Zeit als Kindereien erscheinen?

Als Kinderei empfindet unsereins das französische Verhalten — ich meine, das des offiziellen Frankreich — gegenüber dem Elsass. Ist es denn wirklich so schwer, einzusehen, dass die Elsässer am besten an Frankreich gefesselt würden, wenn man ihnen alle Freiheit liesse, die sie begehrten, vor allem kirchliche und kulturelle Freiheit? Das könnte man nun wirklich vom Beispiel der Schweiz lernen. Nicht, dass wir uns damit brüsten dürften; es ist uns von selber zugewachsen; aber das schwächt den Wert des Exempels nicht ab. Sprache, Religion, Kultur, regionale Eigenart sind bei uns völlig frei, und wenn wir die Tessiner noch enger mit uns verbinden wollen, so helfen wir ihnen zu einer — italienischen Universität! Wenn man aber meint, mit gewalttätigen Ausnahmegesetzen Liebe und Treue erzwingen zu wollen, oder gar mit Radiopropaganda der Herrlichkeit französischer Kultur unter den Elsässern, so ist das schlechterdings als Zeichen der Verblödung und Verrohung des geistigen Lebens unserer Zeit einzuschätzen. Als Aktivposten dieser Debatte bleibt bloss übrig, dass die Elsässer sich wenigstens aussprechen konnten. Und durchsetzen werden sie sich zuletzt schon. Das Elsass ist zu einer Brücke zwischen Deutschland und Frankreich, überhaupt zu einer europäischen Verbindungsrolle bestimmt. Auch das wird sich durchsetzen, auch zum Nutzen Frankreichs.

Föderalismus — und auch Regionalismus — bleibt die Losung, beide natürlich recht verstanden, unter das Zeichen der völkerverbindenden Idee gestellt. Wenn unter diesem Zeichen der Kanzler Seipel etwas Was-

---

[1]) Der Widerstand gegen Frankreich in Syrien, wo infolge davon die Nationalversammlung aufgelöst wurde, scheint ebenfalls mit Italiens Einfluss im Zusammenhang zu stehen.

ser in den Wein der Anschlussbewegung geschüttet hat, so hat er diesmal etwas Gutes getan.[1])

d. Das Hin und Her zwischen Demokratie und Diktatur zeigt diesen Monat zwei Seiten: in Spanien scheint es mit dem Diktator zu Ende zu gehen, in Deutschland bedeuten die durch die neueste Krise der Regierung wieder greifbar gewordenen Schwächen des Parlamentarismus eine Stärkung des Diktaturgedankens. Mit dem Parlamentarismus geht es schon zu Ende, und es ist recht so!

e. Endlich der Kanaltunnel zwischen England und Frankreich, der sozusagen den insularen Charakter Englands aufhöbe und es enger mit Europa verbände. Das kann von sehr grosser Tragweite sein, und zwar vorwiegend in günstigem Sinne. Jedenfalls ein wichtiges Zeichen! „Das Schema dieser Welt vergeht."

2. Zwischen Krieg und Frieden.

Es ist natürlich nicht leicht, den Kampf von Krieg und Frieden von den politischen Vorgängen zu scheiden, da er ein Teil von ihnen und in sie tief verflochten ist. Indess gibt es Ereignisse und Faktoren dieses Kampfes, die eine gewisse Selbständigkeit haben. Dazu gehört der Kellogg-Pakt. Er spielt immerfort eine grosse Rolle. Deutschland hat ihn ohne viel Mühe, mit einer erfreulichen Erklärung dazu, angenommen. Der Kampf um seine Ratifikation, die mit einer Zweidrittelmehrheit erfolgen musste, im Senat der Vereinigten Staaten muss sehr heftig gewesen sein und allerlei dramatische Wendungen erlebt haben. Senator Borah hat einen schweren Stand gehabt. Er und Kellogg haben es für nötig gehalten, Konzessionen zu machen, die den Wert des Paktes eigentlich aufheben. Doch haben sie wohl gedacht, es sei nun vor allem nötig, seine Ratifikation durchzusetzen, nachher gehe der Kampf weiter. Sie haben die fünfzehn Kreuzer bewilligt, haben erklärt, der Pakt erlaube so ziemlich alle Kriege, die man nur wünschen könne — alles wohl in der Meinung, der eigentliche Sinn des Paktes werde dann schon zum Durchbruch kommen, ähnlich also wie man es bei der Gründung des Völkerbundes machte. Aus all dem Schwanken über den Sinn und Wert des Paktes arbeitet sich einfach, auch wieder ähnlich wie beim Völkerbund, die Tatsache heraus, dass er das sein wird, was man daraus macht. Es gibt eine Partei, die ihn bitter ernst nimmt — besonders in Amerika - eine, die ihn verlacht, und eine, die ihn zu einem Instrument der Diplomatie macht. Diese letztere bringt es spielend fertig, in Frankreich wie in Amerika, mit der Ratifikation des Paktes die Annahme einer Rüstungsvorlage zu verbinden und jene damit zur Farce zu machen.

Dass in der amerikanischen Diskussion über den Pakt sehr militaristische Reden gehalten wurden, ist vielleicht nicht allzu ernst zu nehmen. Es gibt Amerikaner, die das Bramarbasieren lieben. Auch spielt drüben die „bigness" eine grosse Rolle: man will immer das quantitativ Grösste und Teuerste haben, also auch eine grössere und teurere Flotte als England. Daneben sind es die Militärs, die, im Bunde mit den Rüstungsindustriellen und den Journalisten, überall die Welt verpesten.

Gegen diese Verpestung war die Frankfurter Konferenz gegen die Giftgasgefahr ein sehr heilsames Mittel. Es hat ganz offenbar grossen Eindruck gemacht über die ganze Welt hin. Daran ändern gewissen Journalisten, deren Maul mit dem Gehirn durchgeht und die durch „vernünftigen

[1]) Er hat in einer Münchner Rede gesagt: „So scheint denn Oesterreich gerade durch seinen Föderalismus für immer zu einem selbständigen Sein nach Art der Schweiz, seinem einzigen und tatsächlichen Vorbild, bestimmt zu sein."
Was könnte die Schweiz nicht bedeuten, wenn sie von den Schweizern getragen würde, statt verraten zu werden.

Pazifismus“ das Militär retten wollen, gottlob nicht viel. Es hat auch sonst an allerlei Zeichen, dass die Bewegung gegen den Krieg vorwärts geht, nicht gefehlt. Dem lutherischen Generalsuperintendenten Tolzien von Mecklenburg, von dem wir das letzte Mal berichtet, gesellt sich der katholische Erzbischof Faulhaber von München, der auch aus einem Saulus ein Paulus geworden ist.[1]) Das sehr starke Bekenntnis der „Kölnischen Zeitung“ zum Pazifismus wird dadurch besonders interessant, dass diese Zeitung ja ein Hauptorgan der Grossindustrie ist. In Oesterreich ist General Siegfried Popper und in Schweden General R. A. Bratt aus dem Heeresdienst ausgeschieden, um sich ganz der Friedensarbeit zu widmen. Die wissen halt, was Krieg ist.

In der Schweiz, wie anderswo, geht die Dienstverweigerung unaufhörlich vorwärts. Nichts ist törichter, als die „geringe Zahl“ dieser Verweigerer gegen die Bedeutung ihrer Sache anzuführen. Abgesehen davon, dass man diese Zahl sehr viel kleiner macht, als sie wirklich ist — nun, haben die Bekenner und Märtyrer je durch das Quantum gewirkt und nicht durch das Quale? Neuerdings ist Emil Ith zum drittenmal in Lausanne vor dem Militärgericht gestanden. Die Richter haben es über sich gebracht, diesen tapferen Arbeiter, der für eine Mutter zu sorgen hat, an der er innig hängt, zu sechs Monaten Gefängnis und fünf Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht (Steuern bezahlen wird er wohl dürfen!) zu verurteilen und ihm „achtbare Beweggründe“ nicht zuzubilligen. Das ist ganz bezeichnend für die berühmte Schweizerfreiheit: andere Ansichten als die eigenen sind nicht achtbar. Und für das heutige Land Vinets ist ebenso bezeichnend, dass man es einem Mann zum besonderen Vorwurf macht, wenn einer auf schwer errungener Gewissensentscheidung beharrt. Warum nicht endlich das Vinet-Denkmal in Lausanne entfernen, auf dem doch das Wort steht: „Le christianisme est dans le monde la semence immortelle de la liberté?“

Aber die Stimme des Gewissens bedeutet doch etwas. Die 72 Nazarener in Jugoslavien, denen Gefängnisstrafen bis zu zehn Jahren (und teilweise nicht zum erstenmal) zugesprochen worden waren, sind wenige Tage vor der Einführung der Diktatur freigesetzt worden. Zu stark war der Protest aller Welt. Es freut uns, dass der Impuls dazu diesmal von uns ausging. Ob es aber nun dabei bleibt?

3. Schweizerisches.

Eine neue schweizerische Schande ist das Verhalten des Dichters Francesco Chiesa und des Bundesrates Motta (dem der übrige Bundesrat sekundiert) im

---

[1]) Einige Stellen aus einer neulich gehaltenen Predigt von ihm lauten:

„Nur der Friede, nicht der Krieg ist vom Geiste Christi. Jeder Krieg, auch der notwendigste und gerechteste, ist eine Wunde der christlichen Weltordnung. Wie es der medizinischen Wissenschaft und der Volkswirtschaft gelungen ist, Pest und Hungersnot zu vertreiben, so muss es dem guten Willen auch gelingen, den Krieg von unseren Ländern zu vertreiben . . . Ihr habt gehört: es ist süss und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben. Ich aber sage euch: es ist süss und ehrenvoll für das Vaterland zu leben . . . .Die Lasten des Krieges dürfen nicht so verteilt werden, dass einige dabei reich werden und ein gutes Geschäft machen, während die meisten in Armut verfallen und sogar ihre Sparpfennige verlieren . . . Wir Zeitgenossen des Weltkrieges sind doppelt verpflichtet, die Bedingungen des Friedens zu pflegen. Wir haben den Tränenstrom des Krieges gesehen, die Klagelieder und die Flüche gehört, den Leichengeruch gerochen und die Totenlisten gelesen. In dreissig oder fünfzig Jahren werden die grausigen Farben des Krieges verblassen. Wir aber von heute müssen vor der Zukunft die Stimme gegen den Krieg erheben . . . Die heilige Flamme glüht nicht bloss, wenn Schwerter geschmiedet werden, sondern auch, wenn Schwerter in Pflugscharen und Werkzeuge der Kultur umgearbeitet werden.“

Falle des Professors Salvemini, der zu einem Vortrag ganz unpolitischer Art an die von Chiesa geleitete Scuola di cultura italiana in Lugano kommen sollte, dem aber Motta unter Zustimmung Chiesas die Einreise verweigert, weil er Antifaschist ist, während man gegen Vorträge von zwei faschistischen Spitzen nichts einzuwenden hatte. Salvemini, ein berühmter Gelehrter, ist aus Florenz nach London geflüchtet, die „freie Schweiz", die jedem Schieber und abgedankten Prinzen weit offen steht, kann Vorkämpfer der Freiheit und Demokratie nicht mehr brauchen. Schade um Chiesa! Von Motta gilt: Non parliamo di loro! Es ist erfreulich, dass im Tessin sich noch eine Oppostion kräftig regt, die Angst für den Geldbeutel ist dort noch nicht der allentscheidende Faktor. Aber man täusche sich nicht: der moralische Kredit der Schweiz, den ein besseres Geschlecht von Schweizern angesammelt, ist gründlich aufgebraucht. Die Verteidigung ihrer „Unabhängigkeit" durch Bajonette und Gasmasken wird das schwerlich gutmachen! Und da hat so einer die Frechheit, im „Schweizer Soldat" (Nr. 11) den Antimilitarismus als „idealen Landesverrat" hinzustellen, einer von diesen Leuten, die alle Tage und auf alle Weise die Schweiz geistig und materiell verraten und in den moralischen Untergang treiben, dem der andere dann nachfolgen wird.

Was wir in der letzten Ueberschau in bezug auf das Verhältnis der Schweiz zum Opiumschmuggel vermuteten, hat sich leider nur zu sehr bestätigt. In der Opium-Kommission des Völkerbundes trat klar zutage, dass die Schweiz ein Zentrum dieses edlen Geschäftes ist. Auch eine Gerichtsverhandlung in Zürich hat es gezeigt. Natürlich, wenn man Geld verdienen kann, wie sollte da der Schweizer nicht eifrig dabei sein! Man sieht wieder einmal, was entrüstete Proteste wert sind. Mit Mühe gelang es dem Vertreter der Schweiz, die stinkende Schande ein wenig zuzudecken — was ja die Hauptsache ist! Ich aber frage wieder: wo ist der Mensch, der dieser Sache nachgeht und dieser Schande ein Ende bereitet?

Ungefähr zur gleichen Zeit ist bekannt geworden, wie es bei uns selbst mit dem Alkoholgenuss steht. Die Fürsorgestelle für Alkoholkranke in Zürich hatte im Jahre 1917 bloss 63 Neuanmeldungen, im Jahre 1928 aber 244. Es wurden 1918 an dieser Stelle 500 Fälle behandelt, im Jahre 1928 aber 1545. Die Schweiz verbraucht jährlich 5 Millionen Hektoliter alkoholischer Getränke; voran gehen ihr im Alkoholgenuss nur Frankreich, Spanien, Griechenland und Italien, alle anderen Völker kommen erst lange nachher. Der Prozentsatz der alkoholkranken Männer in der Irrenanstalt Burghölzli stieg in den Jahren 1926 bis 1928 von 25,5 auf 31,4. Die Unfallverletzungen infolge von Rausch belaufen sich auf 30—35 Prozent, besonders häufig sind die durch angetrunkene Automobilisten verursachten. Etwa 1000 Personen nehmen sich bei uns jährlich das Leben, bei 27,3 Prozent der Männer ist der Alkoholismus entweder Hauptursache oder wichtiger Begleitumstand davon. Im Jahr 1926 sind daneben 482 Menschen infolge von Rausch oder chronischem Alkoholismus gestorben; in 1054 Fällen ist dieser wesentliche Nebenursache. Dabei stehen wir in der Besteuerung des Alkohols am Schwanz der Völker und in bezug auf die Wohlfeilheit der alkoholischen Getränke an der Spitze. So nach einer Autorität in diesen Dingen, Professor Maier, dem Direktor der grossen Irrenanstalt Burghölzli in Zürich.

Ich wundere mich darüber nicht! Diese Zahlen sagen sehr viel.

Für nichts Gutes halte ich die Getreidevorlage, die am 3. März zur Abstimmung kommen soll. Nicht etwa, dass ich für das Getreidemonopol so sehr begeistert gewesen wäre, aber die ganze Art von Politik, die hinter der neuen Vorlage steht, ist ein Fluch. Darum stimme ich für meine Person dagegen.

Ueber die Spielbanken hat man nur vernommen, dass in einer über ihre Neueinführung beratenden Kommission (in diesen Dingen hat man es immer eilig!) die Spielbänkler erklärt hätten, sie wollten mit dem Bundesrat zu-

sammen schon für eine strenge Durchführung des neuen Gesetzes sorgen. Wenn der Bock so ernsthaft verspricht, den Garten zu hüten, darf der Gärtner wohl beruhigt sein. Das schweizerische Komitee gegen die Spielbanken hat wenigstens beschlossen, sich nicht aufzulösen. Im übrigen ist die Schlaffheit, womit man das Ergebnis der Abstimmung vom 3. Dezember im allgemeinen hingenommen hat, wenig geeignet, uns zu trösten.

Unter solchen Umständen ist es schon am Platze, wenn die Neue Helvetische Gesellschaft an ihrer letzten Tagung über die „Krise der Demokratie" verhandelt hat. Davon vielleicht ein andermal. Und wenn man von der Einführung des Frauenstimmrechtes auch keine Wunder erwartet, so darf man doch hoffen, dass die Mehrheit der Frauen nach und nach in gewissen Kämpfen energisch auf die Seite des Rechten treten werde. Also helfen wir vorläufig bei der Petitionsbewegung eifrig mit! Sehr erfreulich ist, dass bei dieser endlich wieder die sozialistischen Frauenkreise mit den bürgerlichen zusammenwirken. Möchte das ein gutes Zeichen für die Zukunft sein.

4. Sozialismus und soziale Zustände.

In der sozialistischen Bewegung steht, neben den russischen Vorgängen, die in einem anderen Zusammenhang erwähnt worden sind, das sogenannte Wehrprogramm der deutschen Sozialdemokratie. Es ist erfreulich, dass sich dagegen allenthalben aus der Partei selbst scharfer Widerstand erhoben hat. Wenn es nur zu einer starken Krise kommt, bevor es zu spät ist. Es ist eine himmeltraurige Sache, dass unsere schweizerischen Militaristen sich immer kühner auf die Haltung der ausländischen Genossen berufen dürfen.

Scharf beleuchtet werden wichtige Entwicklungen durch die Arbeiterunruhen in Indien und den Negeraufstand im französischen Kongo. In Indien handelt es sich nicht bloss um durch Aberglauben erzeugte Kämpfe zwischen Mohammedanern und Hindus, sondern auch um sehr ernsthafte sozial-wirtschaftliche Unruhen: um die Erhebung der Arbeiterschaft gegen unerträgliche Ausbeutung und ihre Unterdrückung durch Vertreter des Bergstamms der Panthans, die zufällig Mohammedaner sind; vom französischen Kongo aber wird berichtet, dass siebzig Prozent der zur Zwangsarbeit herangezogenen Neger daran zugrunde gehen, 17 000 allein beim Bau einer Eisenbahn, und ganze Gegenden aussterben.

Mitten in die furchtbare Kälteperiode fallen deutsche Aussperrungen im Textilgewerbe, die insgesamt gegen 60 000 Arbeiter mit ihren Familien treffen, während die Zahl der Arbeitslosen (infolge der Rationalisierung, die nun der Götze so Vieler ist!) auf über zwei Millionen (neben den zwei Millionen in England) gestiegen ist. Auch hier apokalyptische Zustände!

Kein Wunder, dass in immer neuen Formen die Verbrecherwelt in den Vordergrund tritt und sich beinahe legitimiert. Warum denn nicht? Das ist noch lange kein Giftgaskrieg!

Am 15. Januar war der zehnte Jahrestag des Todes von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, beides herrliche Menschen, vor allem Rosa Luxemburg, wie besonders ihre Briefe jedem zeigen, der nicht sieben Bretter des Parteihasses vor dem Kopf hat. Auch politisch haben sie das Rechte gewollt (eine richtige Revolution zu schaffen), es aber freilich mit falschen Mitteln durchzusetzen versucht. Am 21. Februar aber ist der zehnte Jahrestag der Ermordung Kurt Eisners. Auch dessen Gestalt tritt immer grösser und reiner hervor, in dem Masse, als die blutigen Nebel, die über jener ganzen Periode liegen, zu weichen beginnen.[1]) Gewaltig und erschütternd tritt das

[1]) Den Geist, der in all diesen Menschen lebte, offenbart herrlich der Brief, den Eisner etwa ein Jahr vor seinem Tode (am 1. Januar 1918) an seine Frau schrieb:

Bild jener Tage uns in den Briefen von Gustav Landauer entgegen, welche Martin Buber neuerdings herausgegeben hat. Ein Goldschatz und eine Lektüre von einzigartigem Wert. Davon anderswo mehr.

In diese ganze Auflösung und Neubildung der Menschenwelt bricht aus den Tiefen der Natur, das Chaos zu mehren, die Kälte ein. Für Millionen eine neue grosse Not. Aber es ist ja wohl gut, dass auch die Natur sich wieder zum Worte meldet. Andere Mächte werden sich zu ihrer Zeit auch melden

5. Kulturelles und Unkulturelles.

Es gibt eine Macht der Wahrheit. Eines der Vanzetti zugeschriebenen Verbrechen, das stark zu seiner Verurteilung beigetragen, hat sich in nichts aufgelöst. Wird das den Schlaf des Gouverneurs Fuller nicht stören? In Deutschland stellt sich die Unschuld eines wegen angeblichen Landesverrates zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilten Industriebeamten Bullerjahn heraus, bald nach dem Fall Jakubowsky und anderen derart. Eine literarische Beleuchtung solcher Dinge ist „Der Fall Mauritius“ von Jakob Wassermann.

Auch eine ganze Zeitbetrachtung liesse sich an die Tatsache knüpfen, dass ein Feldmarschall Ludendorff, angeblich, um für die Befreiung Deutschlands (und wohl auch der Vernichtung der Juden und Freimaurer?) Geld zu schaffen, sich mit einem Goldmacher in Verbindung setzt und dem Schwindler Hunderttausende verschafft. Und das ist der Mann, der jahrelang sozusagen die Geschicke der Welt in der Hand hielt!

Es gebe in der ganzen Welt etwa 60 000 Kino. Davon fielen auf Europa 27 318, auf Amerika 20 500, auf Asien 4000, auf Afrika 640 (für Australien fehlen Angaben). Die Zahlen entsprechen also genau der Höhe der Kultur, nicht wahr?

Etwas Erfreuliches — wie man sich auch zur Prohibition stelle: Präsident Hoover wünsche 25 Millionen Dollar (also 125 Millionen Franken) für das Studium wirksamer Mittel zur Durchführung der Prohibition, nicht etwa der Einführung von Spielbanken!

6. Kirchliches und Religiöses.

In Basel hat, wie vorher in Bern und im Aargau, eine Feier zum Gedächtnis der Einführung der Reformation stattgefunden. Ich werde, offen ge-

---

„Als ich gestern Nacht einsam durch die Stadt zum Hotel wanderte — am Landwehrkanal entlang — überfielen mich schwermütige Gedanken. Da beschloss ich, mich von ihnen zu befreien, indem ich sie Dir anvertraute. Es bedrängte mich eine trübe Ahnung, als ob sich mein Schicksal bald vollenden könnte. Ich weiss, dass ich durch Gefahren wandere, die ich deutlich sehe, und gegen die ich doch blind sein will. Aber ich kann nicht anders. Ich könnte niemals mehr frei atmen, wenn ich nicht jetzt das täte, was ich für meine Pflicht halte. Dieser persönlichen Verantwortung und Verpflichtung kann ich nicht mehr ausweichen — um meiner Seele willen. Aber ich gestehe, ich bringe damit ein sehr schweres Opfer. Niemals war ich so innig und freudig ins Leben verflochten, wie in diesen Jahren: Ich hänge an Dir, an den Kindern, an der vielen Arbeit, die noch nicht getan, an den Gedanken, die in mir noch keimen, an dem Häuschen in der Stille, an den Büchern. Dennoch muss ich mit all dem spielen. Ich sehe klar das Licht in der Finsternis, zu dem ich wandern muss. Ich kann nicht los davon. Aber dieser Weg wird mir nicht leicht, gerade jetzt nicht, wo ich mich in der Blüte der Kraft unvollendet fühle. Das wollte ich Dir einmal sagen! Diese Zeilen sollen Dich nicht ängstigen, es liegt ja nichts Greifbares vor, nur jene nächtliche Ahnung von Wesenlosem. Aber es soll mich nicht überraschen, bevor ich Dir nicht einmal gebeichtet. Sei fröhlich und voll Zuversicht — wie ich auch — trotz allem.“

standen, gegen solche Reformationsfeiern und Aehnliches immer skeptischer. Es ist lange her seit 1529, und das Geschlecht, das diese Ereignisse feiert, wäre für eine Reformation in unseren Tagen schwerlich zu haben. Ihm passen Sport, Spielbanken und Opiumschmuggel besser. Darüber hilft auch alle rein formale Betonung des „Wortes Gottes“ bei diesem Anlass nicht hinweg. Wenn dieses nicht aktuell ist und in gegenwärtige gotteswidrige Zustände wie der Blitz einschlägt, so ist es leer und das viele Reden davon sehr schlimm. Es ist auch seltsam, wenn eine Geistlichkeit, die dieses Ereignis feiert, in welchem bekanntlich das Gewissen eine der entscheidenden Losungen war, es, eine Minderheit ausgenommen, nicht über sich bringt, für einen Mann einzustehen, der um des an Gott gebundenen Gewissens willen etwas tut, was heute ein Stück Reformation ist, und ausgerechnet der Regierungsrat, der ihn deswegen absetzen will, es, wenn ich recht verstanden habe, als ein Verdienst der Reformation bezeichnet, dass die Obrigkeit das nun tun dürfe, ohne religiös behelligt zu werden. Es ist gut, dass wenigstens die treffliche populäre Festschrift von Professor Ernst Stähelin („Die Reformation in Stadt und Landschaft Basel 1529“) auf diese Seite der Reformationsfeier hindeutet. Im übrigen gilt davon Matthäus 23, 28 ff. (Das ganze Kapitel ist lesenswert!!)

Betrübend sind die Vorgänge in der Heilsarmee. General Bramwell Booth mag ein ausgezeichneter Mensch und verdienter General der Heilsarmee sein, was wir gern annehmen wollen, aber dass er mit seiner Sache vor Gericht geht, verstösst zu stark gegen den Grundsatz von 1. Kor. 6, 1 ff. und ist arge Verweltlichung. „Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“

13. Februar. L. Ragaz.

Personalia. Richard Grelling ist in hohem Alter gestorben. Ein Mann ersten Ranges, dem die Geschichte noch einmal Gerechtigkeit antun wird. Sein „J'accuse“ war eines der wichtigen Ereignisse der ersten Kriegsjahre. Es war ein einseitiges Plädoyer gegen Deutschland, aber als solches damals notwendig und im Munde eines Deutschen eine Ehre für Deutschland. Ein Mann von ganz seltener moralischer Tapferkeit, und auch darin eine Ehre seines Volkes!

Eine Friedensgestalt war Pfarrer Konrad Herzog, früher zu St. Peter in Basel wirkend, seit einigen Jahren an schwerer Krankheit leidend und nun zu dem Frieden eingegangen, den er in seinem Wesen so schön verkörperte. Eine sonnige, grundlautere und grundgütige Natur, fand er, wie mancher Andere auf seine Art, in dem von den Nebeln des kirchlichen Streites erfüllten Basel nicht die Atmosphäre, die ihm angemessen war. Aber er verbesserte dafür durch seine Art diese Atmosphäre. In der Reformpartei stehend, wurde er doch durch eine Freiheit des Geistes, die vor allem aus Herzensreinheit, Herzensweite und Herzenswärme stammte, über die Parteischranken hinausgehoben und ein edles, erquickendes Element der Versöhnung. Viele werden seiner in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Er verdient es!

Als Achtzigjähriger weilt noch lebensfrisch unter uns Paul Passy. Er ist, neben Thomy Fallot, Wilfred Monod und Elie Gounelle, weiter „links“, das heisst im Sozialismus selbst stehend, einer der Pioniere des religiösen Sozialismus in Frankreich. Zur Pioniernatur gesellt sich in ihm die Bekennernatur. Es tritt uns in diesem Manne jene geistige Tapferkeit und jene Entschlossenheit, bis zum Ende zu gehen, entgegen, die ein besonderes Merkmal des französischen Wesens ist. Dem Bekenntnis zum Sozialismus gesellte sich ein Antimilitarismus der leidenschaftlichsten Art, welcher die Absetzung des berühmten Professors der Philologie an der Sorbonne zur Folge hatte. Während des Krieges ist auch er, im tiefen Bewusstsein des französischen Rechtes, auf eine andere Linie gerückt, was ihn ein wenig von uns und andern religiösen Sozialisten trennte, doch hat man sich nun so ziemlich wieder gefunden. Ein Radika-

ler ist Paul Passy doch geblieben. Radikal ist seine Stellungnahme zu vielen Tagesfragen (und immer tapfer dazu), radikal seine Gründung der kommunistischen Kolonie „Liéfra (Liberté, égalité, fraternité), mit der jetzt auch eine internationale Volkshochschule verbunden ist, radikal sein franziskanisch-tolstoischer Weg, radikal seine Opposition nicht nur gegen das Auto, sondern gegen das ganze Maschinenwesen. Möge er noch lange als ein Beispiel ewiger Jugend unter uns weilen!

Basel. „Aufbau" und „Neue Wege": Dienstag den 5. März, abends 8 Uhr, Volkshauszimmer 5, Vortrag von Genosse Dr. S. Brin über: „Das Judenproblem." Zahlreiches Erscheinen erwarten wir gerne.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege" Freitag den 1. März, abends 8 Uhr, im Daheim, II. Stock. Einleitendes Referat von Pfarrer K. v. Greyerz über: „Mein Glaube." Anschliessend Diskussion.

Auch machen wir die Leser der „Neuen Wege" schon jetzt darauf aufmerksam, dass wir im März einen öffentlichen Vortrag von Prof. O. Ewald aus Wien veranstalten werden. Das Nähere wird noch bekannt gegeben.

Zum Besuche dieser beiden Veranstaltungen sind die „Neue Wege"-Leser herzlich eingeladen und gebeten, Bekannte darauf aufmerksam zu machen.

Der Ausschuss der Gruppe „Neue Wege" und „Aufbau".

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Leser werden sich vielleicht wundern, warum in dieser Nummer nicht der zweite Teil des Aufsatzes „Katholizismus und Sozialismus" erscheint. Ich möchte ihnen darum erklären, dass es mir wichtig schien, den Vortrag über „Aktiven Pazifismus" in diesem Hefte zu bringen. Im März-Heft soll dann die Fortsetzung des andern kommen. Es schien mir eine solche Unterbrechung tunlich, weil es sich in dieser Fortsetzung zunächst ausschliesslich um Dokumente handelt, die für sich selbst verständlich und wichtig sind.

Auf den Vortrag selbst sei noch besonders hingewiesen. Er ist nicht nur zum Lesen, sondern zum Handeln.

Aus Rücksicht auf den Raum musste wieder Einiges zurückgestellt werden, so auch eine „Betrachtung" des Redaktors, die durch eine längere von Bietenholz ersetzt wird.

Druckfehler.

Im Januarheft sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Seite 18, Zeile 4 von oben muss es Dauer heissen (statt „Trauer"); Seite 32, Zeile 19 von unten verteidige (statt „verteidigte"); Seite 46, Zeile 22 von oben Kultusminister (statt „Kriegsminister").

Vorläufige Mitteilung.

Die diesjährige Jahresversammlung der **Freunde der Neuen Wege** soll Sonntag, den 17. März, in Zürich (Gartenhofstrasse 7) stattfinden. Im Mittelpunkt stehen wird ein Vortrag von Prof. Dr. Oskar Ewald aus Wien über das Thema: „Wie sollen wir uns zum Freidenkertum innerhalb des Sozialismus stellen?"

Näheres wird, wenn dies möglich, im Märzheft und anderswie mitgeteilt werden.

Vom Sinn der Passion Jesu für die Welt.[1])

Markus 10, 35—45.

Sie gingen schon nach Jerusalem hinauf, der baldigen Entscheidung entgegen, als sich unsere Szene abspielte. Auch schon zu dreien Malen hat Jesus versucht, seine Jünger mit seinem bevorstehenden Leiden und Sterben bekannt und vertraut zu machen. So hat der Herr alles getan, um seine Allernächsten auf seinen gewaltsamen Tod vorzubereiten. Und dennoch gelang es ihm nicht. Sicher war es zunächst die Liebe zu ihrem Meister, die es ihnen nicht zugeben wollte, sich mit dieser furchtbaren Tatsache innerlich abzufinden. Wie sollte man aber auch jemanden, an dem man so sehr hing und dem man sich mit Leib und Seele angeschlossen, so leicht preisgeben und fahren lassen! Schliesslich könnte es, aller Voraussagen unerachtet, doch noch anders kommen. Sollte sich ihr Herr nicht auch einmal irren können, zumal in eigener Sache? Jedenfalls aber haben alle Zwölfe den Herrn in seinem tiefsten Wollen nicht begriffen, ja nicht einmal von ferne verstanden. Das geht aus unserm heutigen Textesabschnitt deutlich genug hervor. Und der Jünger Verhalten später bei der Gefangennahme Jesu und dessen erstem Verhör zeugt dafür, wie sehr es einfach über ihr Fassungsvermögen gegangen, dass Jesus von Nazareth als der Christus Gottes leiden und sterben werde, ja leiden und sterben müsse, wie er selber gesagt, und nun gar aus eigenem Antrieb leiden und sterben wolle. Sie alle begriffen ihren Meister in dieser entscheidenden Sache nicht und gingen darum, ein jeder in seiner Weise, hinter sich.

Nicht dass wir ihnen nun daraus auch nur den leisesten Vorwurf machen wollten. Wahrlich nicht, das steht uns wirklich nicht an und liegt uns auch gänzlich fern. Im Gegenteil: indem wir diese Tatsache des Jüngermissverständnisses und der daraus folgenden Flucht, Verleugnung und Verrates einfach ruhig als geschichtliches Ereignis hinnehmen, fragen wir mit allem Ernst nach den letzten und tiefsten Gründen und Ursachen solchen Verhaltens. Denn, nicht wahr, wenn überhaupt jemand Jesus hätte begreifen und sein schweres Ringen und heiliges Wollen hinsichtlich seines freiwilligen, opferbereiten Sterbens würdigen sollen, so doch die Jünger, die mit ihrem Herrn und Meister das Leben völlig geteilt. Warum aber konnten sie es denn nicht? Weshalb war zu allem übrigen Bittern und Herben der Passion Christi dieses Nichtverstandenwerden seitens seiner Vertrautesten Jesus als vielleicht Allerschwerstes auch noch hinzugetan? Warum?

Ob es sich bei Jesu Tod nicht doch um ein menschlich wirklich unfassliches Geschehen handelt? Wie, wenn der Mensch als Mensch

[1]) Eine Predigt.

von sich aus nie dazu käme, zum wahren und eigentlichen Sinn des Heilandslebens und damit auch seines eigenen Lebens vorzudringen? Wie, wenn hier im Leiden Christi, aber auch schon in dessen Leben vorher, das ja auch schon um der andern willen gelebt ward, wie, fragen wir uns, wenn in der Passion Christi, dem Leiden und Sterben für andere, entgegen aller sonstigen, naturgegebenen Selbstliebe, das Göttliche, jene andere Welt, in unsere Menschenwelt herein- und durchbräche? Wie, wenn Gott selber hier in Jesu Opfertod am Kreuz den Sinn des Menschenlebens überhaupt uns enthüllte?

I.

Menschlich, allgemein-menschlich ist, dass wir einen sichtbaren, äussern Lohn oder Erfolg für unser Tun und Handeln erwarten. So müssen wir uns gar nicht wundern, dass auch die Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, sich von Jesus eine Belohnung ihrer eifrigen Jüngerschaft erbaten. „Meister, wir wollen, dass du uns tuest, was wir dich bitten werden. Gib uns, dass wir sitzen, einer zu deiner Rechten, und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit!“ Wir müssten uns vielmehr sehr verwundern, wenn sie, die offenbar ihrem Temperament gemäss von einem stärkern Ehrgeiz erfüllt waren als die andern, solchen menschlich durchaus begreiflichen Wunsch nicht gehabt hätten. Oder wo sind denn heute unter uns die Menschen, die nicht Lohnes wegen ihren verschiedenen Pflichten und Aufgaben nachkommen? Wo sind beispielshalber die freiwilligen Helfer und Helferinnen, die gottgeschenkten Kräfte in einer christlichen Gemeinde? Und wenn es am Ende da und dort noch geschieht ohne Hoffnung und Berechnung irdischen Lohnes, erwartet man dann nicht umsomehr, dass man dafür in seiner Herrlichkeit einmal zu Ehren komme?

O, glaubt es, das Vergelts Gott spielt, offen ausgesprochen oder sich selber nicht eingestanden, bei allen Menschen eine gewaltige Rolle. Gewiss wird ja ein jeder Mensch einmal ernten, was er gesäet hat, hier oder dort; aber es ist durchaus ein Anderes, ob wir etwas Gutes tun oder etwas Schlimmes unterlassen aus solchen selbstischen Beweggründen der Vergeltung. Dabei macht es keinen so sehr grossen Unterschied mehr, ob wir dann für dieses oder jenes Leben den Lohn, das Entgelt erwarten. Merken wir denn wirklich nicht, wie jede an und für sich gute und edle Tat und Handlungsweise durch jeglichen Haupt- oder auch nur Nebengedanken an uns selbst gänzlich entwertet wird? Aber eben, das völlig reine, selbstlose Sichhingeben und Dienen, wobei man gar nicht mehr an sich denkt, sondern ganz und gar aufgeht im Leben für andere, scheint nun einmal nicht auf dem Boden unserer gewöhnlichen Menschennatur zu wachsen. So stammt es halt aus einer andern Welt.

Wenn wir also das Verhalten der beiden Jünger Jesu mit Recht nicht gerade als fein und vorbildlich empfinden, so lasst uns zugleich an die eigene Brust schlagen und uns prüfen, ob, wann und wo immer wir uns einsetzen für andere, sofern wirs überhaupt tun und nicht nur uns selber leben, ob wir für das Gute und Wahre und Gerechte, für Gott und sein Reich wirklich in selbstloser Reinheit kämpfen und uns wehren, oder ob nicht auch bei uns mehr oder weniger deutlich, uns selber vielleicht nicht so sehr bewusst, die Hoffnung auf Lohn hier und dort uns antreibt, leitet, erfüllt und bewegt. Das sogenannte „do, ut des", ich gebe, damit du gibst, oder anders ausgedrückt, das „was wird mir dafür?" ist ja so sehr menschlich, nur allzumenschlich; denn wir alle sinnen nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.

II.

Nun aber konnte und wollte Jesus seinen beiden Jüngern ihre so sehr menschliche und wohl auch ganz irdisch gedachte Bitte nicht erfüllen. Wie sollte er auch, da gerade Er uns Menschen von uns selber, von unserer grossen Selbstsucht und damit von unserer Menschennatur erlösen, frei machen will! Niemals wird auch Gott auf solch selbstische, immer nur auf Kosten anderer gehende, uns selber noch mehr an des Lebens irdische Güter bindende Wünsche eingehen, schon rein um unser selber willen nicht. Unser himmlischer Vater ist kein Wunschgott, so wenig als unser Herr und Heiland eine Wünschelrute. Lohn gibt einmal der gerechte Gott einem jeden, und er gebe uns allen einen gnädigen Lohn. Wie sagt doch Jesus in seiner Bergpredigt: „Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dirs vergelten." Also überlassen wir nur ganz ruhig und getrost das Sitzen zur Rechten und zur Linken, das heisst den Lohn, unserm Gott und bekümmern wir uns ferner nicht darum! Erfüllen wir unsere Pflichten pflichtenhalber, helfen und dienen und lieben wir aus Mitleid und Bruderschaftsgefühl auf Gottes Geheiss und getrieben von seinem Geist! Gott wird dann das Seine schon auch tun. So gilt auch uns unseres Heilandes deutliche Absage an die bittenden Brüder: „Zu sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken stehet mir nicht zu, euch zu geben, sondern welchen es bereitet ist."

Aber ein wesentlich Anderes bot dafür bei dieser Gelegenheit der Bitte um die Ehrenplätze in seinem Reich der Herr den beiden stürmischen, sich allzu sehr vordrängenden Zebedaiden an: „Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinke, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde?" Wenn sie ihm denn zunächst sein wollen, so mögen sie ihm auch nachfolgen in Leiden und Tod. Das ist eines echten Jüngers Zeichen, wo einer bis zum Letzten und Schwersten es nicht anders haben und halten will als

sein Herr. „Will hier keine Ehrenkrone tragen, Wo mein Herr die Dornenkrone trug.“ Denn der Jünger steht nicht über dem Meister. Wer in Jesu Gottesreich zuvorderst zu sein begehrt, darf nie etwas mehr gelten wollen als die übrigen, soll es auch nicht vor allem schön und bequem haben und was dergleichen irdische Dinge und Genüsse und Güter sind, im Gegenteil, muss Kreuz und Verfolgung und Leiden, ja auch den Opfertod nicht scheuen, wenn es eines Höhern Wille ist.

Leidenskelch und Bluttaufe stellte unser Herr seinen beiden leidenschaftlichen Jüngern in Aussicht, als sie seine Frage, ob sie seinen Kelch trinken und sich mit seiner Taufe taufen lassen könnten, sofort bejahend beantwortet hatten: „Ja, wir können es wohl.“ Also diese höchste irdische Jüngerschaft hinter ihm her hat er ihnen verheissen, und, fügen wir hinzu, haben sie auch als Siegel und Krone empfangen. Nur diese beiden? Nicht doch, Leidenskelch und Bluttaufe ward auch noch Tausenden und Abertausenden zuteil im Laufe der Jahrhunderte bis auf diesen Tag als Zeichen wahrster Jüngerschaft Christi. Solch Leiden und Sterben um Gottes und seines Reiches willen aber ist wahrlich nicht mehr menschlich. Darin offenbart sich schon Gottes Kraft, Gottes Herrschaft, Gottes Sieg inmitten einer selbstsüchtigen Menschenwelt, die immer noch nach Ehrenplätzen und Lob und Lohn und Ruhm und Geld und Macht und Gewalt strebt gleich unsern beiden ehrgeizigen Jüngern; ob sich diese Welt auch christlich nennt, und die Christen mit Wasser getauft sind.

III.

Jedoch, was unser Herr den zwei Donnerssöhnen auf ihre besondere Bitte vorausgesagt, ward zum Ausgangspunkt einer geradezu entscheidenden, hochwichtigen Erklärung und Mahnung an alle übrigen Jünger. Denn die zehn andern, die im Herzen nicht weniger in Hoffnung auf Lohn in Jesu Nachfolge lebten und deshalb um ihr Entgelt in grösster Angst schwebten, was denn für sie noch übrig bleiben möchte bei Zusage der Ehrensitze an Jakobus und Johannes, wurden gar unwillig über ihre beiden Kollegen. Und so schlichtet der Herr ihren Streit, indem er mit allem Nachdruck sie alle darauf hinweist, dass unter ihnen als seinen Jüngern überhaupt eine grundsätzlich neue und andere Ordnung gelten solle. Mag es in der Welt, die von Christus nichts weiss oder nichts wissen will, nach ihrer Weise recht irdisch und menschlich her- und zugehen, „unter euch, meinen Jüngern, soll es nicht also sein.“ Das Natürliche, dass Geld und Macht und Name herrschen und regieren und Gewalt ausüben, ist bei Jesusjüngern oder also Christen von Gott her in Christus aufgehoben und in ein Uebernatürliches verwandelt. „Der Grösste und Vornehmste unter euch sei hinfort euer aller Diener und Knecht.“ So will es die neue, göttliche Sozialord-

nung im Reiche Gottes, die echte Jüngerschaft Christi. Nicht mehr tun's Geburts- und Geld- und Bildungsadel, sondern wer inskünftig vor Gott und Menschen gross und vornehm heissen will, der trete aus freien Stücken aus seiner natürlichen Bevorzugtheit und Vorteilen zurück und diene und helfe, wo immer er Menschen durch selbstlose Liebe nützen und stützen kann.

Damit aber ist ein Ungeheures, eine recht eigentlich neue Welt, eine Umwertung aller bisanhin gültigen Werte, geradezu eine Revolution grössten Ausmasses, eine Umschichtung und Umgruppierung sondergleichen, ein totales Umdenken und entsprechend ein ebenso völlig umgekehrtes Handeln ausgesprochen, ja mehr als das, auch in Erscheinung getreten; denn was Jesus in Vollmacht sagt, hat Kraft und ist Leben. Also nicht mehr sich selber leben, nur an sich selber denken, allein sich dienen und nützen, wie bisanhin, sondern andern dienen und für andere leben, oder auf den grössten Gegensatz gebracht: nicht mehr sich ausleben auf Kosten der andern, vielmehr sich opfern zu Gunsten der Brüder, welch ein Ziel, welche Zukunft, welch Himmelsgeschenk, das wahrlich nicht unser eigen Fleisch und Blut uns eingegeben! O fast nur zu gross, zu herrlich, zu heilig, zu göttlich, um von uns Menschen nur auch im Geist ganz erfasst, geschweige im Leben im Verkehr mit den Mitmenschen geübt zu werden. Jawohl, bei den Menschen als nur Menschen ist es unmöglich, von Gott aus aber, das heisst im Glauben an sein Wort der Verheissung und Erlösung in Christus, sind auch uns Menschen alle, auch die schwersten Dinge möglich. Und seht ihr nicht, wie die Welt ohne diesen Gottesglauben an der Gewalt und Herrschsucht zugrunde geht? Wo aber dienende Liebe als Höchstes gilt, und ein opferwilliges Leben für Gerechtigkeit und Frieden sich Bahn schafft, da ist Reich Gottes, da ist eine Hütte Gottes bei den Menschen, da ist statt Untergang und Gericht Rettung und Hilfe der argen Welt.

Und, fragt zum Schluss euch selber, welches wäre denn der Sinn des Christuslebens und vor allem seines Leidens und Sterbens, wenn nicht d e r, durch sein einzigartig Beispiel dienender Liebe bis in den Tod am Kreuz diese Welt der Selbstsucht, des Geldgeistes und des Gewaltglaubens und der auf diesen Mächten beruhenden, verschiedenen, einander feindlich entgegengesetzten Klassen und Stände zu befreien, zu erlösen, zu befrieden, mit einem Wort, zu retten? Oder, noch einmal, wozu anders sollte Jesus in diese gottlose Welt gekommen sein, wenn nicht, um in seinem hehren Vorbild dienender Liebe eben dieser unglückseligen Welt Leben, Heil und Rettung zu werden? Wenn nur auch die Seinen ihm als ihrem Herrn nachfolgen und sich nicht mehr wie bis zur Stunde dienen lassen, sondern gleich ihm einander dienen wollten mit ihrem Leben bis zum Tod! Hinfort nicht mehr ohne einander und gegen

einander, sondern nur noch miteinander und für einander, das ist der eigentliche Sinn der Passion Christi, wie seines ganzen Lebens, das ist aber auch der einzige Sinn unseres Lebens auf dieser Erde.

Darum Ihm nach, wer ein rechter Jünger ist, in gleichfalls dienender, helfender, rettender Gottesliebe zu allen Menschen! Nur so ist das Kreuz Christi aller Welt Hoffnung und Leben. Im Kreuzeszeichen allein, das ist, in sich hingebender, opferfreudiger, zu jedem Dienst bereiter Heilandsliebe werden wir auch über alle widerstrebende, unerlöste Welt siegen. Gott selber gebe uns je und je Kraft dazu durch den, der uns mächtig macht, Christus!

Hans Böhringer.

Schwermut — Anfechtung.[1])

Auch eine Kierkegaard-Betrachtung.

I.

Was Kierkegaard getan haben würde, wenn nicht an jenem Novembertag im Jahre 1855 der Tod ihm die Augen zugedrückt hätte — darüber hat man allerlei, zum Teil sehr merkwürdige Vermutungen aufgestellt. Man hat gemeint, er hätte den Sprung in den Katholizismus getan, und man hat etwas dem diametral Entgegengesetztes gemeint: dass er dem Christentum den Rücken gekehrt haben würde, um Atheist und Christentumsfeind zu werden. Die Frage lässt sich nicht beantworten, und fruchtbarer scheint es, noch eine andere Frage aufzuwerfen, die Frage nämlich, was ihn so weit geführt hatte, dass er sich in seinem Gewissen dazu gezwungen sah, Minen unter die Kirche zu legen, deren treuer Sohn er gewesen war, und den Mann anzugreifen, den er sowohl um seinetwillen als auch aus Pietät dem Vater gegenüber vor allem verehrt hatte. Und gelingt es einem, die Beweggründe dieses seines letzten Kampfes zu verstehen, versteht man nicht nur, warum es ging, wie es ging, sondern auch, dass es gar nicht anders gehen konnte, dass es für Kierkegaard nur diesen einen Weg gab, dann gelingt es vielleicht auch, die andere Frage zu beantworten, oder jedenfalls eine Ahnung davon zu bekommen, in welcher Richtung die Beantwortung liege.

Die Frage, warum Kierkegaard Bischof Münster angriff, trotz seiner eigenen bis zum Tode des Bischofs dauernden Verehrung und Liebe für diesen Mann, ist am leichtesten zu beantworten: Er musste ihn angreifen, so sehr es ihm weh tat, weil er einsah, dass der Bischof, christlich und menschlich gesprochen, sich selbst untreu geworden war, dass er seine besten Möglichkeiten nicht verwirklicht

[1]) Vergleiche die „Redaktionellen Bemerkungen“.

hatte. Dadurch war er aber Gott ein Hindernis statt ein Werkzeug geworden, was umso gefährlicher war, als er auf einem so einflussreichen und verantwortungsvollen Posten stand. Deshalb hat Kierkegaard auf seinem Sterbebett Münster eine „Giftpflanze" genannt, trotzdem er ihm persönlich zugetan war. Er sah in Münster in seinen letzten Jahren den Vertreter und sozusagen die Verkörperung der Kirche. Und es war die Kirche, im Gegensatz und Widerspruch zum Christentum, die er in Bischof Münsters Person angriff.

Wie war er aber in dem verhältnismässig kurzen Zeitraum von zehn Jahren (1838—1848) so weit gekommen, dass er die weite Strecke durchlaufen hatte von dem lutherisch-pietistischen Christentum, das er von dem Vater und dem Bischof übernommen hatte und in dem er auch nach seinem persönlichen christlichen Durchbruch noch lange stehen geblieben war, bis zu der Auffassung, dass eben dieses Christentum eine Fälschung des Christentums des Neuen Testaments sei? Es genügt nicht, nur auf seine ungewöhnliche Begabung hinzuweisen — die intellektuelle Begabung führt nicht notwendigerweise zur Nachfolge Christi! — es muss ein ganz persönliches Moment vorhanden sein, welches seinem Lebensweg eben diese besondere Richtung gegeben hat. Es gibt auch ein solches Moment, und Kierkegaard hat uns in seinen Tagebüchern ganz unverhüllt diese Wurzel aller „Rätsel seines Lebens" aufgezeigt und hat uns dadurch selbst den Leitfaden in die Hand gegeben, der es uns ermöglichen sollte, durch das Labyrint zu dringen, das durch die neuere Kierkegaardforschung fast schon undurchdringlich geworden ist, weil diese sich allzusehr damit begnügt, auf die Suche nach dem „rätselhaften Punkt in Kierkegaards Leben" zu gehen, — ein Suchen, das, indem es seinen Scheinwerfer fast ausschliesslich auf das sexuelle Gebiet, von dem wir in Kierkegaards Leben absolut nichts wissen, richtet, es zu wirklich prachtvollen Resultaten gebracht hat. Ein Gebiet, von dem man überhaupt nichts weiss, bietet ja unübersehbare Möglichkeiten, wenn es sich um „wissenschaftliche" Hypothesen handelt.

Folgen wir lieber Kierkegaard selbst, wenn er in seinen Tagebüchern immer wieder sagt, dass das Moment, das sein Leben bestimmte und es von dem Leben der meisten anderen Menschen verschieden machte, seine Schwermut war. Und die Tagebücher sind nun einmal „direkte Mitteilung, Rapport für die Geschichte". Ganz besonders die Tagebücher der letzten Jahre seines Lebens zeigen, in wie hohem Mass er sich bewusst war, dass sein Leben in einem Inkognito gelebt wurde, das seinen Zeitgenossen undurchdringlich war, dass er aber damit rechnete, dass das Geheimnis dieses Inkognitos nach seinem Tode entschleiert und dadurch seinem Leser, „jenem Einzelnen", der Schlüssel zu seiner schriftstellerischen Wirk-

samkeit gegeben werden würde, den seine eigene Zeit nicht hatte und den sie der Natur der Sache nach nicht haben konnte.

Diese Schwermut aber, die den „teuren Preis“ darstellte, um welchen Gott ihm die Aufgabe „verkauft“ hatte, das Christentum des Neuen Testaments wieder zu entdecken und seine Zeit dadurch aufzurütteln (nicht zum Versteher leider — so weit kam er nicht — aber er brachte doch durch diese „Entdeckung“ eine heilsame Beunruhigung in ihr Leben hinein, und der Schlaf der Christenheit ist seit Kierkegaard nie wieder so gemütlich, so ungestört geworden, als er vor ihm war) diese Schwermut ... wie sollen wir sie verstehen? Handelt es sich hier nicht um einen pathologischen Fall, etwas was in die Interessensphäre der Psychiater gehört, und ist Kierkegaard nicht am leichtesten und am schnellsten dadurch abgetan, dass man ihn für „gemütskrank“, für einen Melancholiker erklärt? Am leichtesten und sichersten abgetan gewiss — und dieser Versuch wagt sich auch immer wieder in Dänemark hervor. Wider diese Tendenz hat jedoch schon eine dänische Kapazität der Psychiatrie darauf aufmerksam gemacht, dass eines der zwei Kardinalsymptome der krankhaften Melancholie: die psychische Hemmung, bei Kierkegaard völlig fehlt; denn seine ganze mächtige schriftstellerische Wirksamkeit fand innerhalb des kurzen Zeitraumes von zwölf Jahren statt. (1840—52.)

Wollen wir uns aber die Sache nicht so leicht machen, dass wir Kierkegaard als „Geisteskranken“ oder als „Psychopathen“ abfertigen, sondern fassen wir die Schwermut als ein rein seelisches Leiden auf, das doch nie die Grenze des Pathologischen überschritt, dann erhebt sich vor uns als Christen die weit schwierigere Frage: Wie ist ein so intensives, ununterbrochen, ein ganzes Leben lang dauerndes seelisches Leiden verständlich, wenn es sich um einen Christen handelt? Wie verträgt sich eine solche Möglichkeit mit dem Glauben an den Gott der Liebe, den Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes? Hat Kierkegaards Leben nicht das Hiobsproblem wieder lebendig gemacht, und erheben sich nicht auch vor uns furchtbare und nicht wieder zu verbannende Gedanken und Möglichkeiten, wenn wir das Leben dieses redlichen und aufrichtig frommen Menschen betrachten?

Es gibt in Kierkegaards Tagebuch vom Jahre 1850 eine Aeusserung, die für das tiefere Verständnis Kierkegaards so wichtig und bedeutungsvoll ist, dass sie verdient, einem grösseren Kreis bekannt zu werden, als den nur sehr wenigen Kierkegaard-Lesern, die in den Tagebüchern den Kommentar seiner Werke suchen. Sie führt uns auch mitten in die hier zu untersuchende Sache hinein.

Dass Gott einen Menschen prüft, ja versucht — führe uns nicht in Versuchung: — diesen Gedanken darf man nicht perhorreszieren. Der Unterschied besteht nur in der Weise, wie man es betrachtet.

Dem Unglauben, der Schwermut wird es sofort angst und bange, und sie lügen es eigentlich Gott an, dass er das tue, damit der Mensch unterliegen solle; denn obwohl es durchaus nicht so ist, dass die schwermütige Angst in einem Menschen etwas derartiges über Gott sagen will, im tiefsten Sinn sagt sie es eigentlich doch, jedoch ohne es zu wissen oder sich dessen bewusst zu werden, gleich wie ein Leidenschaftlicher, von dem gesagt wird, dass er nicht weiss, was er tut. Der Gläubige dagegen, er greift die Sache sofort umgekehrt an: er glaubt, Gott tue es, damit er in der Prüfung bestehen solle. Aber ach — in einem gewissen Sinne kommt es eben daher, dass Unglaube, Angst, Schwermut etc. gewöhnlich in der Prüfung unterliegen, weil sie sich im voraus ermüden, und als Strafe dafür, dass sie so schlecht von Gott denken, während der Glaube gewöhnlich siegt... Aber es ist eine strenge Erziehung, die von angeborener Angst bis zum Glauben. Angst ist die furchtbarste Form der Anfechtung, und ehe dann die Stufe erreicht ist, wo derselbe Mensch im Glauben eingeübt ist, darin eingeübt, alles umgekehrt zu betrachten, sodass er mutig und vertrauensvoll wird, wenn das geschieht, was ihn früher fast dazu brachte, in Ohnmacht und Angst den Atem aufzugeben, — bis er gelernt hat, sich vertrauensvoll in das hineinzuwagen, wogegen er früher nur ein Rettungsmittel wusste: die Flucht... !

Der Mensch, in dessen Seele eine angeborene Angst ist, kann deshalb sehr wohl eine phantastische Vorstellung von der Liebe Gottes haben. Aber sein Gottesverhältnis kann sich nicht konkret gestalten, es gelingt ihm nicht. Hat diese Vorstellung von der Liebe Gottes einen tieferen Grund in ihm und ist er fromm darum besorgt, diese Vorstellung vor allem aufrecht zu erhalten, so kann sein Leben in mancherlei Weise und sehr lange Zeit unter diesem qualvollen Leiden dahingehen, wo er in concreto nicht den Eindruck hat, dass Gott Liebe ist (denn die Angst ist ihm immer zu übermächtig und verhindert ihn daran, die Prüfung, die Versuchung von der rechten Seite zu betrachten: dass sie geschieht, damit er darin bestehen soll), während er doch umso fester nach dem Gedanken greift und ihn festhält: Aber Gott ist trotzdem und dennoch Liebe.

Dies zeugt davon, dass er zum Glauben erzogen wird. Den Gedanken: Gott ist dennoch Liebe, in dieser Weise festzuhalten, ist die abstrakte Form des Glaubens und ist der Glaube in abstracto. So wird das Konkretwerden des Gottesverhältnisses ihm wohl auch gelingen."

Hier gibt Kierkegaard „direkte Mitteilung" über sich selbst: Vor uns aber, die wir dieses lesen und etwas davon verstanden haben, wie unendlich grosse Mühe es diesen redlichen Menschen kostete, Gottes Liebe als etwas Konkretes, Reelles zu erleben, —

und die wir vielleicht dieselbe Schwierigkeit ein wenig aus dem eigenen Leben kennen — vor uns erhebt sich jetzt, da wir den Ausgang von Kierkegaards Leben kennen, mit ungeheurer Wucht die Frage: Warum musste es so gehen? Warum musste er unter der Ausführung seiner von Gott gestellten Aufgabe so unsäglich viel in Anfechtung, Angst und Seelennot leiden, um endlich mit einer scheinbaren Niederlage aus diesem Leben zu scheiden? Hätte es nicht anders gehen können? Hat Gott sich wirklich in diesem Menschenleben als Liebe gezeigt? Oder war Kierkegaard tatsächlich von Gott verlassen, als er im „Augenblick" von Gott als dem Todfeind des Menschen schrieb? Ist dieser Notschrei nicht einem anderen Notschrei sehr ähnlich: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

II.

Als Kierkegaard starb, waren seine Kräfte wahrscheinlich völlig erschöpft. Er hatte seine besondere Berufung gehabt: er sollte das Christentum des Neuen Testamentes wieder entdecken und seine Zeitgenossen darauf aufmerksam machen, dass das, was sie Christentum nannten, nicht Christentum war. Er hatte sein eigenes Leben so verstanden, dass er leiden musste, um diese Aufgabe erfüllen zu können, und er hatte das Leiden geduldig auf sich genommen und sich damit getröstet, dass das Leiden, wenn es auch siebzig Jahre dauern sollte, doch kurz und vorübergehend sei im Vergleich mit der Seligkeit, die hinter dem Tode seiner wartete. Kierkegaards Hoffnung war ganz und gar jenseitig. Von einer diesseitigen Erlösung wagte man zu seiner Zeit in Dänemark nicht einmal zu träumen. Und sein Leben wurde ja ganz besonders kurz, weil so schwere Bürden auf seinen Schultern lagen — er lebte nicht viel mehr als die Hälfte der siebzig Jahre — starb 42 Jahre alt — und in der Ewigkeit sollte er dann alle Leiden vergessen und die Seligkeit erleben, dass Gott doch Liebe ist, trotz allen Hindernissen, die hier auf Erden einem armen Menschen den Glauben daran fast unmöglich machen können. Die immer wiederholten Lobpreisungen der Liebe Gottes in den Tagebüchern aus den späteren Jahren und in den „Erbaulichen Reden" zeugen, wie das eben gebrachte Zitat, davon, wie schwer es ihm fiel, diesen Gedanken festzuhalten, wie auch seine schwungvollen Lobpreisungen der Unbekümmertheit der Lilien auf dem Felde und der Vögel unter dem Himmel als Trostversuche seines gequälten Gemütes in den letzten Jahren aufzufassen sind, wo die ihm bisher unbekannten ökonomischen Sorgen ihn fast zu Boden drückten.

Kierkegaard hatte, als er starb, die grobe Arbeit getan, die getan werden musste, wenn dem wirklichen Christentum wieder ein Weg in die Christenheit gebahnt werden sollte. Er hatte die Stirn gegen die Mauer der Vorurteile seiner Zeit und seiner Kirche ge-

rannt, hatte Steine von dem Feld getragen, den Boden tief gegraben und für die Saat bereitet, und das alles hatte er mit wesentlich menschlichen Kräften ausgeführt, nicht ohne Trost und Ermutigung von oben, nicht ohne Hilfe von Gott, aber doch ohne die ausserordentliche göttliche Kraft, welche die Apostel und mit ihnen die erste Generation der Christen besassen, die ihnen das Unmögliche ermöglichte und es ihnen leicht machte, alle Schwierigkeiten zu überwinden und in dem Kampf bis zum Aeussersten, ja bis in den Tod hinein auszuhalten, die Kraft, vermittelst welcher ein Paulus sagen konnte: „Ich vermag alles in Christus, der mich stark macht!" und die auch hinter den uns so unverständlichen Worten des Johannes liegt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" — die Kraft des Heiligen Geistes, die im letzten Jahrhundert wohl auch die beiden Blumhardt erlebt haben. Und weil Kierkegaard diese übermenschliche Kraft nicht besass, und nicht einmal wusste, dass man sie besitzen konnte, deshalb musste er sich selbst aufreiben, wollte er trotzdem seine Aufgabe erfüllen; denn sie war zu gross, um mit menschlichen Kräften gelöst werden zu können. Und als die grobe Arbeit getan war und der Augenblick gekommen, wo der Weizen des wiederentdeckten Evangeliums in den bereiteten Boden gesäet werden sollte, da hatte er den Weizen nicht; da stand er mit leeren Händen da und mit dem verzweifelten Ausruf: „Das Christentum des Neuen Testaments existiert gar nicht! Das Christentum ist gar nicht in die Welt hineingekommen — es blieb bei dem Vorbild und einigen wenigen Jüngern!" S o ruft nur ein verzweifelter Mensch!

So misslang Kierkegaard, was seinem Zeitgenossen in Deutschland, dem älteren Blumhardt, so wundervoll gelang: das Christentum des ersten Jahrhunderts wieder existentiell zu entdecken und aufleben zu lassen, dadurch, dass es sozusagen wieder Fleisch und Blut bekam, und durch ein Menschenleben auch anderen, die selbst nicht so viel erlebt hatten, sichtbar wurde.

Was war denn mit Kierkegaard geschehen? War er, der doch so grosse Uebung im Leiden besass und auch so viel Leiden freiwillig auf sich genommen hatte, plötzlich des Leidens überdrüssig geworden und hatte er sich in Trotz oder Verzweiflung gegen Gott aufgelehnt? Gewiss nicht! Gott gegenüber hatte Kierkegaard immer unrecht, und dies war ihm das Erfreuliche. Aber es war etwas Neues dazu gekommen: die Anfechtung. Bisher hatte es sich nur um Schwermut und Quälereien von seiten der Menschen gehandelt, und wenn er dieses auch schwer trug, so trug er es doch, ohne deshalb an Gott irre zu werden. Dazu kamen in den Jahren um 1848 die Geldsorgen. Aber d i e A n f e c h t u n g hatte sich ihm in diesen Jahren noch nicht genähert; er vermochte noch immer den Glauben, dass Gott „dennoch" Liebe ist, festzuhalten;

er ruhte noch immer in Gott. In den letzten Jahren seines Lebens war es anders: die furchtbarste Qual, die ein Mensch erleben kann, das Aergernis an Gott, klopfte an, immer aufdringlicher, immer schwieriger zu überwinden. Der Mann, der den „Augenblick“ schrieb, war gewiss kein „giftiger Ueberpietist“ — so urteilt nur der, der nie selbst diese Qual erlebt hat — er war ein Mensch in der höchsten seelischen Not. Und in dieser Not antwortete Gott, als sein Diener die ihm auferlegte Aufgabe erfüllt hatte — oder jedenfalls den Teil der Aufgabe, der mit menschlichen Kräften erfüllbar war: er zeigte seine Barmherzigkeit darin, dass er ihn von dem letzten Stück des Weges, von dem Leiden und dem Leben, befreite und ihn zu sich rief.

III.

Kierkegaards Tod ein Zeichen von Gottes Barmherzigkeit! Vielen wird dieser Gedanke fremd und überraschend vorkommen. Aber die Erzählungen von seinem Krankenlager und Sterbebett zeigen, dass es sich so verhält. Und dass er auch selbst seinen Tod so auffasste, kam in den Gesprächen mit seinem Jugendfreund, dem Pfarrer Boesen, der ihn im Krankenhaus besuchte, zum Ausdruck. Merkwürdig ist es, zu sehen, wie nun jeder Kampf, jede Anfechtung wie mit einem Schlag verschwunden ist. Kierkegaard war von dem Momente an, wo die Feder aus seiner Hand fiel und die Krankheit ihr wahres Gesicht zeigte, wie verwandelt. Er, der durch und durch Polemische, der furchtlose Kämpfer, der es ganz allein mit seiner ganzen Zeit aufgenommen hatte, er war von dem Momente an, wo er wusste, dass es dem Sterben entgegenging, ein Kind, das sich danach sehnte, nach Hause, zu seinem Vater zu kommen. Ruhig und milde wartete er den Tod ab. Diejenigen, welche ihn im Krankenhaus besuchten, empfingen den Eindruck von etwas schon halb Verklärtem. Bekanntlich fiel er eines Tages während des heftigsten Kampfes mit den Vertretern der Kirche und des Gewöhnlichen auf der Strasse um. Er wurde in ein Krankenhaus gebracht, und als man ihn dort empfing, sagte er nur: „Ich bin hierher gekommen, um zu sterben.“ Der Tod liess jedoch mehr als einen Monat auf sich warten, und er wurde zuletzt völlig gelähmt. Die Krankheit war eine (vielleicht tuberkulose) Rückenmarksentzündung, die sich wahrscheinlich auf traumatischer Basis entwickelt hatte, und vielleicht einem Fall von einem Baume in seinem sechszehnten Lebensjahre entstammte. Erkannt wurde die schleichend verlaufende Krankheit erst bei der Untersuchung im Krankenhaus, aber Kierkegaard hatte schon jahrelang beträchtlich darunter gelitten.

Seine Nichte erzählt von ihrem ersten Besuch in seinem Krankenzimmer: „Dass in den Schmerz und die Wehmut auch ein siegesfreudiges Gefühl gemischt war, davon bekam ich einen Eindruck, als ich in das kleine Zimmer trat und von dem Lichtschimmer emp-

fangen wurde, der von seinem Antlitz ausstrahlte. Nie habe ich in solcher Weise den Geist seine irdische Hülle durchbrechen und ihr einen Glanz mitteilen sehen, als sei sie der wirkliche Leib selbst im Morgenrot der Auferstehung. Diesen Besuch und sein liebevolles „Lebewohl“ vergesse ich nicht.“

Und der Historiker Troels-Lund, sein Neffe, schreibt von seinem Abschied mit Kierkegaard kurz vor dessen Tod: „Er schaute mich an mit einem Blick, desgleichen ich nie später gesehen habe. Es strahlte darin ein erhabener, seliger Glanz, der, so kam es mir vor, das ganze Zimmer erhellte. Alles war in der Lichtquelle dieser Augen gesammelt: innige Liebe, selige, überwundene Wehmut, durchschauende Klarheit und ein scherzendes Lächeln. Mir war es eine himmlische Offenbarung, eine Ausstrahlung von Seele zu Seele, ein Segen, der mich neu mit Mut, Kraft und Verantwortungsgefühl erfüllte.“

So stirbt gewiss kein „giftiger Ueberpietist!“

Am wenigsten wird vielleicht die Grösse dieses Sterbebettes von dem Jugendfreund Boesen (der seine Gespräche mit Kierkegaard aufgezeichnet hat) erkannt. Er ist zu sehr Pfarrer, um begreifen zu können, dass Kierkegaard, den Tod vor Augen, nicht tief beklagt und bereut, dass er die Kirche angegriffen hat. Er macht ihm deshalb Vorstellungen, aber Kierkegaard lehnt sie ruhig ab. Zuletzt versucht er Seelsorger zu sein: „Aber du vertraust doch im Tode allein dem Verdienste Jesu?“ Und Kierkegaards Antwort entwaffnet ihn: „Selbstverständlich! Wem sollte ich doch sonst vertrauen?“

IV.

Aber, selbst wenn wir Kierkegaards Tod als Zeichen von Gottes Barmherzigkeit betrachten können, so befriedigt uns diese Erklärung doch nicht ganz, und vollends nicht, wenn wir verstanden haben, dass das Christentum, als es in die Welt hineinkam, nicht Ohnmacht und Niederlage war — wie unser „Christentum“ es ist — sondern Sieg und Erlösung. Und wieder taucht die Frage auf: Hätte es nicht anders gehen können? Wenn wir versuchen, Kierkegaards Leben in Uebereinstimmung mit den Worten und Verheissungen Jesu an seine Jünger, namentlich wie sie uns von Johannes überliefert sind (Joh. 14—17) zu bringen, dann wird das uns vielleicht als eine sehr schwierige Aufgabe vorkommen. Denn hier ist, so weit wir urteilen können, ein Mensch, der sein ganzes Leben lang Gott und seiner Sache gedient hat, der seine ganze Existenz, sein ganzes Leben in dieser Welt als Einsatz gegeben hat, um Christus nachzufolgen, und dem es, weil er es getan hat, auch geschenkt worden ist, das Christentum neu zu entdecken und so darzustellen, dass auch Menschen, die es sich nie haben träumen lassen, etwas Aehnliches zu versuchen, doch dadurch einen Eindruck von der ur-

sprünglichen Grösse und Gewalt des Christentums bekommen haben — hier ist ein Mensch, der mit einem Ernst, einer Unbestechlichkeit, einer Energie und rücksichtslosen Hingabe des Eigenen gelebt hat, die wohl jenen Eigenschaften der ersten Christen sehr nahe kommen. Und doch ist dies Leben ein unglückliches Leben — doch lebt dieser Mensch in Seelenkrankheit und unnennbaren Leiden, und wird nur dadurch, dass er rechtzeitig stirbt, von der grossen Anfechtung bewahrt, in welcher er vielleicht zugrunde gegangen wäre, die „ewige Seligkeit“ verloren hätte, welche Gegenstand seiner einzigen Hoffnung war, nachdem er schon alle menschlichen Hoffnungen hatte hergeben müssen.

Merkwürdig, dass nicht längst dieses Problem den Wenigen, die wirklich Kierkegaard lesen, brennend geworden ist! Unbegreiflich, dass keiner von den Gelehrten, die Bücher über ihn schreiben, dieser Schwierigkeit gegenüber still gestanden ist! Oder sind sie vielleicht still gestanden? Ist dies die Ursache, weshalb sie sich so sehr in die Begebenheiten seines Jugendlebens vertiefen, über welches wir doch gar nichts Positives wissen — was ja übrigens noch nie einem Gelehrten, auch nicht einem Theologen, die Waffen aus den Händen geschlagen hat — während sie mit einem Hasenfuss an den so bedeutungsvollen Jahren 1850—55 vorübereilen und den „Augenblick“ kurz damit abfertigen, dass diese Schrift die „gedankenärmste“ unter Kierkegaards Schriften sei.

Die Frage stellt sich doch mit einer zwingenden Notwendigkeit ein: Wie ist ein solches Leben und ein solcher Ausgang des Lebens nur möglich? Wie kann es in Uebereinstimmung mit der Verheissung Jesu, dass seine Jünger, wenn sie ihm treu bleiben, die vollkommene Freude erleben werden, gebracht werden? Wie ist es überhaupt möglich, dass ein aufrichtiger Jünger Jesu sein ganzes Leben im Schatten der Schwermut und des Seelenleids verbringen muss? Liegt doch in dieser Möglichkeit der furchtbarste Widerspruch!

Ein Weg aus diesem Labyrinth lässt sich nur finden, wenn es einem klar wird, dass die Anfechtung nicht von Gott kommt und nicht eine Auszeichnung ist, deren man sich rühmen kann. In unserer religiös und christlich so grenzenlos flachen Zeit ist die Anfechtung allerdings so selten geworden, dass es beinahe als Zeugnis einer besonders tiefen Seele aufgefasst wird, wenn ein Mensch daran leidet.[1]) Es ist in dieser Auffassung die Wahrheit, dass die Anfechtung nicht den ganz flachen Seelen nahe tritt — sie verfallen dem „Gemütlichkeitschristentum“ — und auch nicht denen, die nie einen ernstlichen Versuch gemacht haben, Christus nachzufolgen. Insofern ist die Anfechtung wirklich — christlich gespro-

[1]) Dies gilt jedenfalls Kierkegaards Vaterland, auch nach dem Kriege — in den kriegsgeschädigten Ländern wird es gewiss anders sein.

chen — ein Ehrenzeichen: sie zeigt, dass Ernst in dem Menschen ist. Nur muss festgehalten werden, dass die Anfechtung nie und nimmer von Gott kommt, sondern immer von seinem Gegner. Christlich verstanden ist sie deshalb etwas, das überwunden werden soll, und zwar durch die Kraft Gottes.

Anfechtung ist, um es geradeaus zu sagen, die Reaktion Satans auf den ehrlichen Entschluss eines Menschen, Christus nachzufolgen! Aber eben deshalb, weil sie nicht von Gott, sondern von seinem Gegner kommt, ist sie etwas Vorübergehendes und darf nicht ein permanenter, lebenslanger Zustand werden. Es ist möglich, dass sich die Anfechtung mehrmals in einem Menschenleben wiederholen kann, und dies wird wohl gar das Gewöhnliche sein bei den Menschen, die überhaupt die Anfechtung erleben, aber ein dauernder Zustand darf und kann sie nicht werden, wenn das Verhältnis zu Gott in Ordnung ist. Denn es ist wider Gottes Liebe und Treue, einen Menschen, der sich ihn als Herrn erwählt hat, in die Hand Satans zu geben. Auch Hiobs Leiden hatten ein Ende. In den Fällen, wo die Anfechtung länger dauert und permanent zu werden droht (und das bedeutet, dass sie sich in die besondere Gemütskrankheit, die wir Melancholie nennen, verwandelt — womit freilich nicht gesagt werden soll, dass alle Melancholie diesen Ursprung hat) wird deshalb immer eine Schuld vorhanden sein. Diese Schuld zu entdecken und sich durch die Vergebung Gottes davon zu befreien, wird deshalb die Aufgabe des Angefochtenen sein. Und nur damit die Schuld entfernt werde, wird die Anfechtung überhaupt von Gott erlaubt. Die Anfechtung ist dem Menschen, der sich in Gottes Hand gegeben hat, ein reinigendes Feuer. (Sirach Kap. 2.) Aber sie ist nicht ein Feuer, das ewig dauern soll. Sie soll nur gerade so lange dauern, als die Reinigung es notwendig macht, und während der Anfechtung darf der Gläubige immer mit der Hilfe rechnen, von der Lukas 22, 31 spricht: „Der Herr aber sprach: Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre." Und nach der Anfechtung soll auch der durch diese stärker Gewordene „seine Brüder stärken".

Zieht sich aber doch die Anfechtung in die Länge, trotzdem der Angefochtene sich keiner besonderen unverziehenen Sünde bewusst ist, und ist es ihm, als ginge es über seine Kraft, als müsse er unter der Prüfung zugrunde gehen, dann ist es möglich, dass es sich um eine unbewusste Sünde handelt, um etwas, das sich in seinem unterbewussten Seelenleben verbirgt. Es kann in einem solchen Falle eine gar nicht als Sünde erkannte Schuld sein, vielleicht etwas, das man für seine beste und edelste Tat, für einen rechten Gottesdienst

hält und die doch nicht aus ganz lauteren Motiven hervorgegangen ist, in dem doch das Ich, wenn auch ganz unbewusst, eine Rolle gespielt hat, eben während man glaubte, Gott ganz zu dienen. Die Aufgabe des Angefochtenen — wenn also die Anfechtung in ganz unerklärlicher Weise doch fortdauert, trotz aller Selbstprüfung — wird dann sein, sich nicht der Verzweiflung hinzugeben, die ihn immer überwältigen will, sondern den Geist Gottes zu bitten, ihm auch das Unbewusste seiner Seele zu erleuchten. Dies ist möglich, weil Jesus uns versprochen hat, dass der Geist uns in alle Wahrheit leiten soll. Wie die Strahlen eines Scheinwerfers dringt dann nach einer solchen Bitte das Licht des Geistes in die verborgensten Seelentiefen hinein. Und so wirksam ist das Heilmittel gegen alle seelische Krankheit, welches hier dem Gläubigen in die Hand gegeben ist, dass die Psychiatrie, die qua Wissenschaft nichts von diesen Dingen wissen kann (obgleich es vorkommt, dass sie etwas von ihren Wirkungen sieht) sich eine Nachahmung dieser seelischen Therapie, die nur der Heilige Geist ausüben kann, geschaffen hat in — ihrer Psychanalyse!

Auch die Privatbeichte einem anderen Menschen gegenüber kann dem Angefochtenen eine grosse Hilfe sein, weil ein anderer Mensch oft Dinge entdecken kann, die dem Kämpfenden selbst verborgen sind. Leider ist diese Hilfe in unseren Tagen und unter protestantischen Verhältnissen fast nie zu glauben, weil wenige, sehr wenige Christen die Liebe und den Takt haben, welche allein die Möglichkeit einer solchen Beichte bedingen. Dasselbe gilt von den Pfarrern, und übrigens haben diese „keine Zeit"! Geredet, gepredigt muss werden! Das ist nach der Auffassung der meisten Pfarrer das „Eine, das not tut".

Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, eine dritte Ursache der Anfechtung: Ein Mensch kann unter der Sünde Anderer leiden. Es ist möglich, dass es sich nicht nur um eine Sünde bei dem einzelnen angefochtenen Menschen handelt, sondern um die Schuld der ganzen Generation oder vorhergegangener Generationen. Also nicht nur um eine individuelle Schuld, sondern um eine angeerbte Schuld der Vorfahren oder um die Gesamtschuld der Zeitgenossen. Sünde in einer Generation wirkt unvermeidlich Leiden in der nächsten. Es ist möglich, dass eine wichtige christliche Wahrheit, ein wichtiger Bestandteil des Evangeliums vergessen oder entstellt worden ist, und dass dieser Mangel die Anfechtung bei dem Einzelnen verursacht, der eben in dieser vergessenen oder entstellten Wahrheit das Heilmittel gegen seine Seelenkrankheit hätte finden sollen. Auch seelisch und geistig wird der Mensch krank, wenn in seiner Nahrung die Vitamine fehlen, obschon Kalorien genug da sind.

Und hier stehen wir bei dem entscheidenden Punkt, wenn wir

die seelischen Leiden, die wir Schwermut und Anfechtung nennen und die uns in Kierkegaards Person anschaulich vor Augen getreten sind, verstehen wollen. Kierkegaards Seelenkrankheit war eben solch ein komplizierter Fall. Eine Schuld war bei ihm selbst vorhanden. Sie hatte aber ihre Wurzel teils in der ererbten Schwermut — die Sünde des Vaters, die an dem Kinde „heimgesucht" wurde — teils und besonders in der geistigen Armut seiner Zeit, in der Armut, der Sünde der ganzen protestantischen Kirche und ihrer Theologie, ja der ganzen „Christenheit". Und Kierkegaards Anteil an dieser dreifachen Ursache seines Leidens wurde ihm nie ganz als Schuld bewusst und war wohl auch gering im Vergleich mit der Schuld der Väter und der Zeitgenossen, die er mittragen musste, obgleich er daran persönlich unschuldig war. In seinen Wirkungen zeigt es sich doch als Schuld, wenn auch grösstenteils als Krankheit. Wir nennen sie nach den Worten Jesu „Mangel an Glauben". Denn ein gewöhnlicher Christ darf Kierkegaard gegenüber nicht von fehlendem Glauben reden — dann schlägt er sich selbst ins Gesicht.

V.

Kierkegaard war durch die Orthodoxie seiner Zeit gebunden, und er trug als Erbschaft vom Vater her die dunkle Last der Schwermut, die es ihm fast unmöglich machte, die Freiheit, die Erlösung zu ergreifen, die Christus gebracht hat. Viel näher lag es ihm, sich unter dieses Leid zu beugen und es geduldig und demütig zu tragen. Denn so lehrt das Luthertum, dass man sich zum Leiden (d. h. den W i r k u n g e n d e r S ü n d e) einstellen soll. Er war begrenzt und gebunden durch die lutherische Lehre von der Vergebung der Sünde und der Versöhnung. Denn, trotzdem er in seinen späteren Jahren mit vielen falschen Auffassungen brach, die er pietätsvoll von dem Vater und Bischof Münster übernommen und jahrelang in Ehren gehalten hatte, bis die innere Ueberzeugung ihm zu mächtig wurde — auf einem Punkte, dem wichtigsten von allen, verblieb er bis zu seinem Tode lutherisch orthodox.

Im Jahre 1848 schrieb er in seinem Tagebuche: „Der Lehre von der Vergebung der Sünden muss ich doch immer näher kommen." Und gewiss bedeuteten ihm Worte wie Gnade und Sündenvergebung in den letzten Jahren seines Lebens unendlich viel mehr als in den jüngeren Jahren, aber seine Auffassung war und blieb doch die scholastisch-lutherische, dass Christus Gott versöhnt habe, dass er sich zwischen Gott und uns gestellt habe, weshalb Gott, wenn er uns ansehe, nicht uns und unsere Sünde sehe, sondern Christus, der die Sünde verberge. Er kam über die Auffassung von der Vergebung der Sünden nicht hinweg, dass die „Gerechtigkeit Christi" ein Mantel ist, der die Sünde d e c k t. Er vermochte nicht zu sehen, dass Christus nicht nur der Versöhner, sondern auch der E r l ö s e r

ist, der nicht die Sünde deckt oder verbirgt, sondern die Sünde tilgt, sodass sie gar nicht mehr da ist, dass er von Gott die Vollmacht bekommen hat, die Sünde zu töten, weil sein Tod am Kreuze nicht ein Schauspiel war, das aufgeführt wurde, um einen zornigen Gott umzustimmen und zu versöhnen, sondern weil er ein Kampf mit dem Fürsten der Finsternis war, ein Kampf, dessen Einsatz das Schicksal der Menschen für die Zeit und für die Ewigkeit, und dessen Siegespreis die Befreiung der Menschheit von aller Gewalt des Argen, auch von der Gewalt und der Knechtschaft der Sünde war.

Die lutherische Versöhnungslehre und die davon abhängige Lehre von der Vergebung der Sünden weiss nichts von einem Sieg über die Sünde. Der Mensch kann nach Luther nur bis zu der „getrosten Verzweiflung" gelangen, die allerdings als Theorie genügt, in der Praxis dagegen sich immer als Verzweiflung allein zeigt, die dann wieder eine sehr starke Neigung hat, in ihren Gegensatz, das Gemütlichkeitschristentum oder einen gewissen christlichen Epikuräismus umzuschlagen. Die Sünde ist allerdings nach Luther durch die Gerechtigkeit Christi gedeckt, aber sie bleibt, wie der Schmutz des Körpers trotz der Reinheit der Kleidung bleiben kann. Der alte Adam muss trotz der Vergebung der Sünden in der Taufe oder in der „Bekehrung" durch Reue und Busse ersäuft werden, und „wir sündigen täglich viel". Gewöhnlich verbleibt denn auch die Sünde im Leben der Christen ganz ungestört durch die postulierte Sündenvergebung. Davon redet ja auch unser soziales Elend eine sehr deutliche Sprache, um von einem so grandiosen Ausschlag der verborgenen Krankheit, wie der grosse Krieg, ganz zu schweigen. Und es ist nicht ohne Humor, wenn jetzt der letzte grosse Prophet des Luthertums in seinem Bestreben, neuen Wein in die alten Schläuche zu giessen, doziert, dass alles ethische Tun dem echten „Pauliner" nur eine Demonstration zur Ehre Gottes sein könne. In ihm hat das Luthertum seine höchste Spitze und zugleich seine Ueberbietung erreicht. Und die Axt, die schon lange an den Wurzeln des Baumes des Luthertums liegt, wird wohl nicht lange dort liegen bleiben.

Die Botschaft der Apostel von der Bedeutung des Todes Christi war eine ganz andere. Sie wussten, dass Christus gekommen war, um die Werke des Teufels zu zerstören, nicht um sie zu verbergen und zuzudecken. Ihnen war die Vergebung der Sünden etwas Reelles, etwas, das den Menschen verwandelte und einen ganz neuen Menschen schuf, weshalb es auch damals einen guten Sinn hatte, von einer „Wiedergeburt" zu reden; es war damals eben nicht ein leeres Wort, sondern der einzige wirklich adäquate Ausdruck für die eingetretene Veränderung. Die Sünde, die einmal vergeben war, sie war tot und sollte nicht wieder aufleben. Etwas ganz anderes

war es freilich, dass auch der Mensch, der die Gabe der Sündenvergebung empfangen hatte, „von einer Sünde übereilt" werden könnte, weshalb auch Jesus seine Jünger zum Wachen und Beten aufforderte. Die Vergebung der Sünden war aber durch die Taufe besiegelt und war die Bedingung der Gabe des Heiligen Geistes, und wo der Heilige Geist war, konnte die Sünde nicht sein. Weil dieses etwas unfassbar Grosses ist, kann der Verfasser des Hebräerbriefes die uns schwer verständlichen Worte aussprechen: „Denn es ist unmöglich, dass die, so einmal Erleuchtete sind, und geschmeckt haben die himmlische Gabe, und teilhaftig worden sind des Heiligen Geistes, und geschmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen, wiederum zu erneuern zu Busse, als die ihnen selbst den Sohn Gottes wiederum kreuzigen und für Spott halten."[1]) Denn der Umfang des Verbrechens, dessen sie sich schuldig gemacht haben, wird durch die Grösse der Gabe bedingt, die sie verschmäht haben. Und derselbe Gedankengang tritt uns entgegen in den Worten des Johannes: „Wir wissen, dass wer aus Gott geboren ist, der sündiget nicht, sondern wer aus Gott geboren ist, der bewahret sich, und der Arge wird ihn nicht antasten."[2]) — Worte, die der grossen „Christenheit" und auch dem grössten Teil der Gläubigen unverständlich geworden sind.

Und weil Kierkegaard diese grösste aller Wahrheiten des Christentums nicht kannte und nichts davon wusste, dass „die Sünde s t i r b t an der Vergebung", dass sie dadurch vernichtet wird, aufgelöst wie das Metall durch die Säure, d e s h a l b vermochte er sich nicht von der Bürde der angeerbten Schwermut zu befreien, sondern musste darunter, menschlich gesprochen, zugrunde gehen. Denn die Schwermut war die Folge der Sünde des Vaters,[3]) die am Kind „heimgesucht" wurde, und Kierkegaard sah sich, so lange er lebte, als einen „Pönitierenden"[4]) an, nicht nur wegen seiner eigenen Sünde, sondern auch wegen der des Vaters. Und hätte er verstanden, dass diese Sünde durch die Vergebung getilgt war, tot und ohnmächtig war, so hätte er dadurch Kraft bekommen, sich von der Folge dieser Sünde, der Schwermut, zu befreien.

Die Schwermut war aber die Quelle seiner Anfechtung. Und diese, die an sich ein so schweres Leiden ist, wird vielfach verdoppelt, wenn sie einen Menschen trifft, der schwermütig ist. Es entsteht in dieser Weise ein circulus vitiosus, der fast nicht zu durchbrechen ist. Auch die Schwermut ist ein Rätsel, das uns gewiss die

---

[1]) Hebr. 6, 4—6.

[2]) 1. Joh. 5, 18.

[3]) Der Gotteslästerung, der er sich als halbwüchsiges Kind schuldig gemacht hatte und die er selbst für die „unverzeihliche Sünde" hielt.

[4]) Büssenden.

Psychiater nicht lösen können. Nur wer sie erfahren hat, weiss etwas davon. Und sehr viele Menschen haben in diesen apokalyptischen Zeiten etwas davon erfahren. Es genügt aber, auf e i n e Tatsache aufmerksam zu machen: Die psychisch-somatische Grundlage der Schwermut ist eine unnatürlich gesteigerte Sensibilität der Nerven und der Seele, eine ungeheure Empfindlichkeit allen Eindrücken und ganz besonders solchen gegenüber, die schmerzlicher Art sind. Der Schwermütige bekommt immer Stösse und Schläge — und seine Haut ist so dünn! Dinge, die bei normalen Menschen überhaupt keine Reaktion hervorrufen, lösen bei dem Schwermütigen Schwingungen aus, die noch vibrieren, wenn die Ursache, die sie ausgelöst hat, längst nicht mehr direkt wirkt. Ist also ein solcher schwermütiger Mensch gezwungen, in einer Welt zu leben, die nur mittelst einer phantastischen Uebertreibung g u t genannt werden kann — kann er sich nicht in einem Kloster oder einer Einsiedelei verbergen, sondern muss an dem Kampf ums Dasein, vielleicht gar am öffentlichen Leben, teilnehmen, dann wird das blosse Dasein ihm durch die Einwirkung der Mitmenschen, denen es ja nicht im Traume einfällt, einen solchen überempfindlichen Menschen zu schonen, ein einziges Leiden, eine fortgesetzte Qual.

Man hat sich darüber aufgehalten, dass Kierkegaard so sehr unter dem Lächerlichgemachtwerden durch den „Corsaren“ gelitten hat. Man hat gemeint, er hätte diese Sache mehr überlegen nehmen sollen. Die, welche so urteilen, beweisen dadurch nur, dass sie das dicke Fell haben, das eben Kierkegaard fehlte, und — das er sich so sehr wünschte. Wie seine Seele beschaffen war, konnte er einfach nicht anders reagieren. Die seelische Ueberempfindlichkeit machte ihn einerseits zum Dichter — zum willigen Werkzeug der Inspiration, anderseits aber zu einem unglücklichen Menschen — zur wehrlosen Beute der Anfechtung.

Denn, wenn ein Mensch trotz seines ehrlichen Willens zur Nachfolge Christi von dem Leben misshandelt wird, wenn er die Bewahrung Gottes, den Frieden, die Freiheit und Freude, die den Jüngern versprochen sind, gar nicht in seinem Leben spürt, sondern sich als eine wehrlose Beute der Roheit der Menschen fühlt, dann wird diese Misshandlung, die bei dem schwermütigen, überempfindlichen Menschen vervielfacht wird, eben weil die Seele ein so fein empfindendes Instrument ist, unvermeidlich in die Anfechtung hineinführen. „Wenn Gott Liebe ist, warum lässt er mich dann so leiden? Wenn Christus die Wahrheit ist, warum erfahre ich dann die Erfüllung seiner Verheissungen nicht?“ Solche Gedanken werden sich immer wieder in die Seele hineindrängen und sind nicht wieder zu vertreiben. Der grösste Teil des „Augenblicks“ ist direkt aus dieser Verzweiflung geschrieben, zum Beispiel das Stück von Gott als dem Todfeind des Menschen. Alles musste aufgeboten

werden, um den Gedanken, dass Gott d e n n o c h Liebe ist, festzuhalten.

Einige Jahre kann es ein Mensch wohl in dieser Qual aushalten, solange er noch die Hoffnung bewahren kann, dass es doch besser werden wird. Aber immer in der Qual bleiben, das ist unmöglich. Die Widerstandskraft der Seele wird zuletzt gebrochen werden, und die Seelenkrankheit wird chronisch, wird eine Krankheit zum Tode. Und das bedeutet entweder Geisteskrankheit oder Selbstmord. Kann es aber mit einem Christen so weit kommen? Besteht überhaupt eine solche Möglichkeit? Die Tatsachen des Lebens scheinen Ja zu sagen — das Evangelium sagt aber ein entschiedenes Nein. Wie löst sich dieser Widerspruch?

Liegt die Lösung vielleicht darin, dass das, was w i r Christentum nennen, etwas anderes ist als das, wovon das Evangelium redet? Und besteht deshalb eine so furchtbare Möglichkeit, weil wir zwar die Worte des Evangeliums haben, aber nicht seine Kraft? Dann lieferte ja eben Kierkegaards Leben und seine Niederlage den empirischen Beweis für die Wahrheit seiner einzigen Thesis: „Das Christentum des Neuen Testaments existiert gar nicht!“ Wenn auch Gott in seiner Barmherzigkeit ihn durch seinen frühen Tod von der letzten furchtbaren Alternative befreit hat.

Können wir uns aber damit zufrieden geben? Erhebt sich nicht hier die Frage: Muss es denn immer so gehen? Gibt es denn für den schwermütigen Christen keine Möglichkeit der Befreiung von der Finsternis der Anfechtung? Hat Gott kein anderes Mittel gegen dieses Elend als den Tod? Dann würden doch die Lebensbedingungen des Christen viel härter, viel schwerer zu ertragen sein als die des Nicht-Christen, der doch wenigstens die Not der Anfechtung nicht kennt, und oft auch mitten in seinem Elend vermag — um mit Hiob zu reden — „wie ein Tagelöhner sich seines Tags zu freuen.“

E s g i b t eine solche Möglichkeit der Befreiung und Erlösung! Es m u s s eine solche geben, denn sonst hätte Christus nicht die Wahrheit gesprochen und wäre also auch nicht die Wahrheit. Wir rechnen nur mit dieser Möglichkeit nicht, weil wir so entsetzlich wenig von dem Evangelium erlebt und verstanden haben...

VI.

Betrachten wir das Leben der ersten Christen, wie das Neue Testament (mit dem spät entstandenen Hebräerbrief als einziger Ausnahme) es uns vor Augen malt, dann sehen wir, dass die Anfechtung gar keinen Platz in ihrem Leben hatte. Aeussere Trübsal, Verfolgung und Leiden gab es genug, das führte sie aber nicht in die Anfechtung hinein; denn Jesus hatte sie darauf vorbereitet, dass es so gehen würde, und Trübsal und Leiden vermochten sie freudig

und lächelnd zu tragen, weil sie neben der „lebendigen Hoffnung“ auf die Wiederkunft Christi auch das besassen, was die Christenheit seit vielen Jahrhunderten nicht mehr besitzt, ja in dem Grade nicht mehr besitzt, dass ihr nicht einmal in den Sinn kommt, dass sie es eigentlich nach dem „Wort Gottes“ besitzen sollte: den Heiligen Geist, die übernatürlichen Gotteskräfte, die „Kraft aus der Höhe“. Es fiel doch dem Heiland nicht ein, seine zwölf Jünger in die Welt hinauszusenden, damit sie ihm diese erobern sollten mit ihren armen menschlichen Kräften. Wusste doch niemand besser als er, der mit dem Fürsten dieser Welt in der Wüste, auf dem Oelberg und an dem Kreuze gerungen hatte, wie unmöglich eine solche Aufgabe gewesen wäre. Nein, er stattete sie aus mit der Kraft aus der Höhe, mit der Vollmacht vom Vater, die Sünden zu vergeben und auch ihre Folgen aus Leib und Seele zu entfernen. Er gab ihnen Macht, die Dämonen auszutreiben — auch die Dämonen der Schwermut — und alle Krankheit zu heilen. Und angetan mit dieser Kraft zogen sie aus und eroberten ihm die Welt. Ihnen war die Anfechtung etwas Unmögliches — konnten sie wohl an ihm zweifeln, an seiner Wirklichkeit oder an seiner Macht oder an seiner Liebe, an ihm, der in ihnen lebte und durch sie wirkte? Oder konnten sie den Argen oder seine Macht fürchten, wenn sie sahen, dass ein Wort, eine Berührung, ein Nennen des Namens des Auferstandenen genügte, um das Böse zu vertreiben und den Fürsten der Finsternis zu entwaffnen?

Der ersten Generation der Christen war die Anfechtung eine Unmöglichkeit. Denn sie lebten in der Erlösung, die Christus ihr gebracht hatte. Sie hatten keine Lehre von einer Versöhnung und Sündenvergebung, sondern sie hatten das Erlebnis der Erlösung und der tatsächlichen Freiheit von der Sünde und der Macht des Bösen. Und diese Botschaft von der Erlösung war das Evangelium, die frohe Botschaft, die sie in die Welt hineintrugen.

Uns, die wir in der Christenheit des 20. Jahrhunderts leben, ist die Erlösung nur ein Begriff, ein Dogma. Wer aber eine Ahnung haben will von der Fülle der Freude, die aus der Erfahrung der Freiheit, der Erlösung, bei den ersten Christen wie eine Quelle hervorsprudelte, der lese vor allem den ersten Johannesbrief. Oder auch ein Zeugnis aus der ersten Zeit, welches vor etwa einem Dezenium eine Auferstehung erlebte nach dem Vergessensein vieler Jahrhunderte, die sogenannten „Oden Salomos“. Wer diese Psalmen zu lesen vermag, wer ein Ohr für solche Töne hat, wird unwiderstehlich hingerissen werden von der jubelnden Freude, dem überwältigenden Gefühl der Freiheit, der Erlöstheit und überströmenden Dankbarkeit gegen Gott, das sich in diesen Oden einen so volltönenden Ausdruck gibt. Dieser Lobgesang ist ein in Wahrheit inspirierter. Die Gelehrten haben allerdings versucht, die Oden

wieder totzuschlagen durch ihre Kommentare — ja Harnack hat sie nicht einmal „christlich“ nennen wollen, weil das „spezifisch christliche“: der Gegensatz Sünde-Gnade darin fehlte. Wahrlich — er fehlt! Denn der Sänger kennt diesen Gegensatz nicht mehr — er kennt nur die Gnade. Die Sünde ist verschlungen in dem bodenlosen Abgrund der Gnade.

Die ersten Christen kannten die Anfechtung nicht und konnten sie nicht kennen. Als aber die erste Liebe der Gemeinde kalt wurde und die Wirkungen des Heiligen Geistes dementsprechend seltener, da hielt auch die Anfechtung ihren Einzug in die Kirche. Denn nun war eine Kirche da, und nicht nur eine Gemeinde. Und sie ist seitdem da geblieben. Denn die Anfechtung entspringt der Ohnmacht und entsteht durch die Spannung zwischen den starken Worten des Evangeliums von den grossen Dingen, die dem Gläubigen möglich sein sollten und in der ersten Zeit auch möglich waren, und der unwidersprechlichen Rede der Tatsachen von der Armut und Kraftlosigkeit, ja Unerlöstheit der Christenheit. Dass die meisten heutigen Christen trotzdem der Anfechtung entschlüpfen (denn eigentlich sollten alle daran leiden) gelingt nur dadurch, dass man das Neue Testament gedankenlos liest oder seine eigenen traditionellen Auffassungen, sein Luthertum, seinen Calvinismus hineinliest, statt das Christentum herauszulesen. Und das heisst wieder, dass man das „Wort Gottes“ liest ohne den Geist, der sich einst in eben diesen Worten Ausdruck gab.

Wer anders liest, wer den Geist des Neuen Testaments auf sich wirken lässt, der läuft mit Kierkegaard die Gefahr, den Widerspruch zwischen dem Reichtum der ersten Zeit und der Armut und Ohnmacht seiner eigenen Zeit zu entdecken. Und er wird in dieselbe Lage wie Kierkegaard kommen, der aus dieser Spannung und diesem Widerspruch heraus sein verzweifeltes: „Das Christentum des Neuen Testaments existiert gar nicht“ rief.

VII.

Es geht aus vielen Aeusserungen des Tagebuches Kierkegaards hervor, dass die Möglichkeit ihm vorgeschwebt hat, dass Gott doch durch ein direktes Eingreifen, ein Wunder, ihm die Bürde der Schwermut wegnehmen könne. Ganz besonders aus der Aufzeichnung vom 11. Mai 1848, worin es heisst: „Alles ist Gott möglich. Dieser Gedanke ist jetzt im tiefsten Sinn meine Losung geworden und hat eine Bedeutung für mich genommen, die ich mir nicht möglich gedacht hätte. Möchte ich mich doch nie vermessen, zu sagen, dass es für Gott keinen Ausweg gibt, weil ich keinen sehen kann. Denn das ist die Verzweiflung und das Vermessene: sein bischen Phantasie und Derartiges mit den Möglichkeiten zu verwechseln, über welche Gott verfügt.“

Dass diese Möglichkeit nur eine Möglichkeit blieb und sich nicht in Wirklichkeit verwandelte, das lag wohl vor allem darin, dass Kierkegaard das Leiden, die Schwermut sowohl als die Verfolgung, *freiwillig* auf sich nahm, weil er darin das Kreuz Christi sah. Auf die Anfechtung dagegen war er nicht vorbereitet, und erst diese brach tatsächlich seine Widerstandskraft. Der Weg der Anfechtung wurde aber durch sein freiwilliges Sich-Beugen unter das Leid gebahnt. Er vermochte sich eben nicht von der Theorie von dem „gottgewollten Leiden" freizumachen. Er verstand nicht, wie sein Zeitgenosse, der ältere Blumhardt, es verstand, dass Gottes Liebe sich in Heilung, Befreiung, Erlösung im vollsten Sinn des Wortes offenbaren will. Und dass deshalb ein Mensch im höchsten und eigentlichen Sinn Gott nicht dient dadurch, dass er sich dem Leiden hingibt, es geduldig auf sich nimmt, sein Leben im Leiden Gott als Opfer darbringt, sondern *dadurch*, dass er im Vertrauen auf Gott durch das Leiden hindurch zu dem Sieg der vollen Erlösung, dem Erfülltwerden mit dem Heiligen Geist vordringt. Dass er sich erst von Gott dienen lassen muss (und nicht nur durch die Vergebung der Sünden), um ihm dann als Erlöster und Befreiter selbst dienen zu können.

Kierkegaard sah selbst jedenfalls bisweilen sein Leiden als eine Folge davon an, dass er nicht vermochte, zu dem Glauben durchzudringen, der es Gott möglich macht, Wunder zu tun. Schon früh, nach dem Bruch mit seiner Braut, hatte er diesen Mangel eingesehen und zugegeben: „Hätte ich Glauben gehabt, dann wäre ich bei Regine geblieben." Und doch hatte er weit mehr Glauben als alle seine Zeitgenossen. Aber sein Glaube war nicht von der neutestamentlichen Art. Ein Glaube wie Kierkegaards befähigt einen Menschen zum Leiden, zum Tragen der Bürden weit über die Grenze hinaus, wo andere Menschen längst die Sache aufgegeben haben. Mit dem Glauben aber, der Berge versetzt und das Reich des Argen zerstört und dadurch die Welt überwindet, dem siegreichen Glauben, der in der Apostelgeschichte und in den Briefen zum Ausdruck kommt, hatte sein Glaube keine Aehnlichkeit. Und wie hätte er auch diesen Glauben bekommen sollen? Es gab vielleicht in der ganzen Christenheit zu seiner Zeit nur *einen* Menschen, der diesen Glauben hatte: Blumhardt in Möttlingen.

Und der Weg Kierkegaards zu diesem Glauben war ja auch sonst in ganz besonderem Mass mit Hindernissen versperrt. Er stand unter seinen Zeitgenossen ganz allein mit der Auffassung, dass Gott alle Dinge, auch das, menschlich gesprochen, Unmögliche möglich sei, und weil er allein war, vermochte er diese seine Auffassung nicht festzuhalten, als die Wogen der Leiden über seinem Kopf zusammenschlugen, sondern beugte sich unter das Leid und nahm es „aus Gottes Hand" als Ausdruck seines verborgenen

Willens, seines unerforschlichen Ratschlusses, als Strafe der Sünde, sowohl der eigenen als auch der des Vaters. Denn er kannte die Vergebung ja nur als etwas, das die Sünde deckt, nicht als etwas, das von der Sünde befreit. Und nur der Gedanke, dass Christus als der Erlöser die Sünde wegnimmt, macht einem Menschen das Wagnis des Glaubens möglich, gibt ihm Mut zu bitten, dass Gott die Schwermut wegnehme und zu erwarten, dass dies geschehen werde.

Der Hauptgrund aber, warum es ihm nicht gelang, war die Tatsache, die Wirklichkeit, die hinter seinem verzweifelten Ausbruch: „Das Christentum des Neuen Testaments existiert gar nicht", lag. Ueberall in der Christenheit sah er nur Ohnmacht und Zufriedenheit mit dieser Ohnmacht. Nur er sah, dass diese Ohnmacht die Wirkung eines Abfalls von Ihm war, der versprochen hatte, mit seinen Jüngern alle Tage zu sein. Und eine sichtbare Gemeinde, eine Bruderschaft in Christus, an die er sich hätte halten können, gab es überhaupt nicht. Deshalb vermochte auch er, allein wie er war, nicht die furchtbaren Wirkungen dieses Abfalls zu überwinden, sondern musste selbst an diesem Kampfe zugrunde gehen. Er vermochte nicht durch die dicke Finsternis sich einen Weg zu ihm zu bahnen, der allein Licht in die Finsternis geben könnte, weil er der Gott des Wunders ist und das Reich der Finsternis gerichtet hat.

Kein Mensch vermag mit voller Kraft auf zwei Fronten zu kämpfen. Weil Kierkegaards Zeitgenossen sich wie eine Mauer wider das stellten, das er ihnen bringen sollte, absorbierten sie alle seine Kräfte; er hatte nicht Kraft genug, um auch den Feind zu bekämpfen, der seinem eigenen Leben drohte. Und der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes sah dann für diesen gequälten Menschen nur den einen Ausweg: ihn von dem letzten Stück des Weges zu befreien und ihn sterben zu lassen, damit er doch endlich die Freiheit und den Frieden erreichen könne, nach denen er sich gesehnt hatte sein ganzes Leben lang. Es gibt aber einen andern Weg. Julia Inger Hansen.

Aussprache

1. Katholizismus und Fortschritt.
(Von einem katholischen Arbeiter.)

Wir stehen unzweifelhaft an der Schwelle umwälzender wirtschaftlich-politischer Ereignisse. Die alte Welt kracht in allen Fugen, ein Neues muss werden. Nun wird häufig behauptet, dass allem Neuen von katholischer Seite die grössten Widerstände entgegengesetzt werden. In der Tat sehen wir in unserem Lande fast bei jedem Abstimmungskampf die sogenannte katholische Volks-

partei Arm in Arm mit dem Freisinn. Es ist dies nun nicht, wie es oft dargestellt wird, die Schuld der Kirche, wohl aber diejenige einflussreicher, wohlhabender Führer, deren Katholizismus sie nicht hindert, mit der Partei gemeinsame Sache zu machen, welche die Freiheit der Klöster und die Freiheit religiöser Orden antastete. Das Zusammengehen von Freisinn und Katholizismus fordert zum schärfsten Protest heraus. Manche Vorkommnisse der letzten Zeit treiben aber selbst gut kirchlichen katholischen Arbeitern die Schamröte ins Gesicht. (Vide die letzten eidgenössischen Abstimmungen und die Parteistellungnahme dazu.)

Die katholische Kirche, als der ältesten Internationale, kann sich nicht national abschliessen; somit ist ein Krompromiss derselben mit den nationalen Parteien ein Unding. Sie ist geradezu angewiesen auf Frieden zwischen den Völkern, hat somit alles Interesse, den Militarismus zu bekämpfen. Gegen den Kapitalismus sind schon viele prominente Katholiken, selbst Priester, aufgetreten. Sie erkannten das Widergöttliche einer Wirtschaftsweise, wo der Profit die Triebfeder alles Handelns, der Mammon das Wichtigste im Leben ist.

Was kann vom katholischen Standpunkt aus wider den Genossenschaftsgedanken, wider die Idee der Demokratisierung der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise eingewendet werden? Absolut nichts! Das aber ist Sozialismus, nicht das Zerrbild, welches interessierte Kreise aus ihm machen. Leider kommen in der Presse die katholischen Verfechter des sozialen Gedankens kaum zum Wort. Man muss oft glauben, dass System in der Sache steckt. Man will die Katholiken fortschrittsfeindlich haben. Auch in dieser Sache soll einmal mit allem Nachdruck protestiert werden.

Es stimmt, dass manche Sozialdemokraten von vielen bürgerlichen und religiösen Institutionen, von Ehe, Familie usw., etwas merkwürdige Auffassungen haben, die mit dem Sozialismus nichts zu tun haben. Aber viele Katholiken haben auch ihre Passionen. Dürfen wir eine Organisation nach den Aeusserungen Einzelner oder nach Fehltritten Einzelner beurteilen? Da müsste man ja jede menschliche Gemeinschaft ablehnen.

Einige wirkliche Gegensätze werden zwischen Katholizismus und Sozialismus freilich bestehen; denn die katholische Kirche ist eine geistige Organisation, während der Sozialismus die diesseitigen Verhältnisse, in seiner heutigen Form unter Ausserachtlassung seelischer Bedürfnisse, ordnet. Aber viel grösser und viel ausgeprägter sind die Gegensätze zwischen einem aufrichtigen Katholizismus und dem Liberalismus. Es muss nicht weit her sein mit der welterneuernden religiösen Kraft der christlichen Parteien, die der bürgerlichen Krücken nicht entraten können.

Nicht durch zersetzende Spaltungen, wohl aber durch Reform von innen heraus sollten die christlichen Parteien einmal zu einer besseren Stellungnahme zu den Tagesfragen, die sich heute darstellen als Geltungskampf zwischen Kapital und Arbeit, kommen. Andernfalls machen sie dem Christentum dicke Schande. Mögen alle, die es angeht, diese Worte beherzigen und in sich gehen und kein christlicher Arbeiter mehr Verräterdienste leisten wider seine Arbeitskollegen, die einen gerechten Kampf führen gegen den Götzen Mammonismus, und der gerecht bleiben wird, so lang es mit legalen Mitteln zugeht.

Aber auch der Sozialdemokratie würde eine Revision ihres Gepäcks nicht schaden. Vor allem dürfte der Unfehlbarkeitsstandpunkt, den sich manch kleiner oder grosser Führer manchmal insgeheim anmaßt, verschwinden. Stellt sie auch ihre stellenweise tatsächlich unverständliche Kirchenfeindlichkeit ein, werden ihr von katholischer Seite noch grosse Hilfskräfte zuteil werden. Und die bürgerliche „Ordnung“ wird zerfallen.

Mehr gegenseitiges Verständnis herrsche zwischen allen Organisationen. Unvollkommen sind sie alle, kein Mensch wird über alle Kritik erhaben sein.

Wie für alle freie Entfaltung der Persönlichkeit gefordert werden muss, so auch das freie Wort. Wir müssen erkennen, dass überall in menschlichen Dingen Licht und Schatten herrscht, weshalb wir einander gar nicht verstehen und oft aneinander vorbeireden. Kommen wird und muss die grosse Völkergenossenschaft, und auf dem Boden des Sozialismus werden sich auch die Konfessionen wieder einigen. Dann wird Schrotts Gedicht wahr:

Die Welt durchfuhr ein schöpferisches „Werde!"
Die Menschen kannten endlich sich als Brüder;
Es war ein Haupt, dem folgten sie als Glieder;
Es war ein Hirt und auch nur eine Herde.
Die Zwietracht war verschwunden unter ihnen
Und ausser Gott ihr einziges Verlangen:
„Einander lieben und einander dienen!"

In diesem Sinn sind wir katholisch und sozialistisch!

Ein katholischer Arbeiter.

2. Zur Frage der Presse.

Dr. Erich Schairer, der tapfere und geistreiche Redaktor der in Stuttgart erscheinenden „Sonntagszeitung", dessen Aeusserung über Zeitung und Inserat im letzten Hefte stand, hat über dieses Thema auch eine kleine Schrift veröffentlicht (bei Eugen Diederichs in Jena), die den Titel trägt: „Sozialisierung der Presse", und sich mit den Vorschlägen von Bietenholz berührt. Wir empfehlen sie denen, welchen dieses grundwichtige Problem anliegt und erlauben uns, einen Abschnitt daraus abzudrucken.

„Es ist wahr, in den modernen Zeitungen ist der Textteil, namentlich auch der Nachrichtenteil, ganz anders ausgebaut als in denen unserer Väter und Grossväter. Aber seien wir ehrlich: ist seine Qualität besser geworden? Nein, gewiss nicht. Denn der Verleger hat sich nicht etwa gefragt: wie erziehe, wie bilde, wie veredle ich meine Leser?, sondern: wie verdiene ich Geld? Die Antwort lautete: durch eine möglichst hohe Auflage, die die Inserenten anzieht. Deshalb hat der Verleger bei der Ausgestaltung der Zeitung in erster Linie auf wenig schätzbare und gefährliche Instinkte der Leserschaft Rücksicht genommen. Dem Sensationsbedürfnis ist er entgegengekommen, jawohl. Es ist ein Wettrennen unter den Zeitungen, welche zuerst das Neueste mitzuteilen weiss, welche den spannendsten Roman, die prickelndsten Gerichtsreferate liefert. Ob die neueste Nachricht wahr, der Roman gut, der Skandalbericht schön und nützlich zu lesen ist, spielt keine Rolle. Was die meisten Leser am meisten reizt, das kommt in die Zeitung; nicht, was wahr, gut oder schön ist.

Also: unsere heutigen Zeitungen sind zwar umfangreicher, berichten rascher, erscheinen häufiger als ihre Vorgängerinnen vor fünfzig oder hundert Jahren; aber besser sind sie nicht geworden, sondern viel schlechter. Und zwar sind es gerade grössere und weit verbreitete Blätter, die dem unerzogensten und oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfnis, der übelsten Sensationshascherei und noch schlimmeren Instinkten oft die grössten Konzessionen machen. Gestehen wir es offen: das durchschnittliche kulturelle Niveau unserer Presse ist schlechthin beschämend. Und ihre Verbreitung, die Folge ihrer Billigkeit, ist deshalb kein Glück. Unser Volk ist um kein Haar verständiger, klüger, besser geworden, seit auf jeden dritten Kopf eine Zeitung entfällt. Wohl aber ist es oberflächlicher, gottloser, leichtfertiger geworden. Gibt es irgendwo einen Menschen, der ernsthaft von sich sagen könnte, er verdanke der Zeitung eine Förderung seiner sittlichen Persönlichkeit, seines sozialen Verständnisses, seiner geschmacklichen Erziehung, seiner Bildung, seiner Kenntnisse? Wird man nicht im Gegenteil feststellen müssen, dass die Zeitungen an der unglaublichen Kulturlosigkeit unserer Durchschnittsbevöl-

kerung, an der Halbbildung so vieler „Gebildeter", an der Verarmung der Gemüter, an der Leere der Köpfe und Herzen schuldig oder zum mindesten mitschuldig sind? So sehen in Wahrheit die Verdienste der „aufklärenden" Tätigkeit der Presse im letzten Menschenalter aus; das sind die Früchte der Ausgestaltung ihres redaktionellen Teils, den die steigenden Inseratenerträgnisse ermöglicht haben. Wenn man also die Wahrheit sagen will: die Presse hat schwer gesündigt am Volke. Sie hat keinen Schimmer von Verantwortung empfunden für dessen Erziehung und Heraufbildung. Wie konnte sie auch, da sie nichts weiter ist als ein geschäftliches Unternehmen mit dem einzigen Zweck, den Verleger verdienen zu lassen; nicht anders als die ganze Wirtschaft, der sie ihren Inseratenteil als Markt zur Verfügung stellte?

Aber gehen wir einen Schritt weiter. Auch wenn wir von dem Einfluss des Inseratenteils auf den übrigen Inhalt der Zeitung absehen und annehmen wollten, dass ein solcher unmittelbar oder sogar mittelbar nicht bestehe: schon durch das Inseratenwesen selber ist dem allgemeinen Wohl schlecht gedient, ja viel geschadet worden. Es ist ein schwerer Fehler des „liberal" gewordenen Staates gewesen, als er das Marktregal fallen liess und das konsumierende Volk dem Ansturm der Produzenten und Händler schutzlos preisgab. Die Klagen, die der Jurist Schmölder über die Herrschaft des Schundes und Schwindels auf dem „freien" Markt der Inseratenspalten ausgestossen hat, können heute wiederholt und vermehrt werden. „Jeglicher unmoralische Eigennutz, alle Unredlichkeiten, welche der Staat, solange er noch ausschliesslicher Verwalter des Marktregals war, vermittelst seiner Marktordnungen und Marktmeister vom Marktverkehr fernzuhalten wusste, sind unter der Verwaltung der Zeitungsverleger wie aus der geöffneten Pandorabüchse emporgeschnellt." So schrieb Schmölder vor vierzig Jahren. Seither hat die Schwindel- und Schmutzanzeige üppig weiter gewuchert und sich auch in dem Sinne als „schlüpfrig" erwiesen, dass man sie weder strafgesetzlich noch moralisch hat packen und aus der Welt schaffen können. Selbst „anständige" Blätter bringen es nicht über sich, ihr die Spalten zu verschliessen. Man nehme eine beliebige Zeitung, eine illustrierte Zeitschrift oder gar einen sogenannten „Volkskalender" in die Hand und man wird Dutzende, Hunderte von Inseraten finden, die handgreiflich darauf ausgehen, das Publikum zugunsten irgendeines gemeineren oder nobleren Schwindels zu betrügen. Was dadurch bei der ungeheuren Verbreitung des bedruckten Papieres unserem Volk für Schaden zugefügt worden ist, lässt sich schwer ermessen.

Es ist unbegreiflich, wie eine „liberale" Epoche die Gefahr leicht nehmen konnte, die in der mangelnden Kontrolle des Marktverkehrs liegen musste, in der Fessellosigkeit, mit der man den Geschäftsmann sich auf die Allgemeinheit stürzen liess, um Bedürfnisse zu wecken, die nicht bestanden, vorhandene Bedürfnisse unnatürlich zu steigern oder mit schlechter Ware zu betrügen. Die ungezügelte Reklame hat lediglich privatwirtschaftlichen Interessen gedient, dem allgemeinen aber geschadet. Sie hat die Bedürfnisse und Begriffe verwirrt und den Markt in ein Chaos verwandelt, dessen adäquater Ausdruck der Inseratenteil einer heutigen Zeitung mit seinem vollständig verworrenen, regellosen Inhalt ist. Der Konsument, der ein Bedürfnis hat und befriedigen möchte, sieht sich darin hilflos dem Zufall überliefert. Vielleicht findet er das, was er braucht und sucht; vielleicht aber auch nicht, und wenn er gleich ein halbes Dutzend Zeitungen studiert; oder noch wahrscheinlicher wird er durch das Reklamegebrüll der Inserenten abgelenkt und verführt, sein Bedürfnis suggestiv verfälscht und falsch befriedigt. Denn auf dem Markte herrscht auch in der Zeitung der Produzent oder Händler, der Verkäufer, dessen Zweck nicht ist, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern seine Ware loszuwerden. Wer am lautesten schreit, nicht wer die beste Ware hat, wird reüssieren!"

Katholizismus und Sozialismus.

II.

Vorbemerkung.[1])

Ich bringe nun, wie ich in Aussicht gestellt, zu den Ausführungen des ersten Teils meines Aufsatzes über Katholizismus und Sozialismus eine Reihe von Dokumenten, d. h. Aeusserungen von Katholiken, und zwar ausschliesslich von kirchentreuen und meistens von solchen, deren Zeugnis etwas bedeutet, über das ganze Problem. Und zwar sind diese Aeusserungen so ausgewählt, dass darin das Verständnis für das Problem, die Kritik an den vorhandenen Zuständen und der Wille zu neuen Wegen zum Ausdruck kommt. Denn dass es innerhalb des Katholizismus (gemeint ist immer der römische) eine dem Sozialismus, wie dem ganzen sozialen Problem gegenüber völlig verständnislose und rein ablehnende Haltung gibt, ist zu bekannt, als dass es noch bewiesen werden müsste; gezeigt werden muss vielmehr, dass es auch eine andere katholische Haltung gibt und das sollen diese Stimmen leisten.

Ich habe die Auswahl so sorgfältig getroffen, als mir möglich war. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass sie vollkommen sei. Abgesehen davon, dass ich — mit Ausnahme der Enzyklika Leo XIII. — nur das Gebiet der deutschen Sprache berücksichtigt habe, sind mir vielleicht auch in diesem Rahmen wertvolle und charakteristische Aeusserungen nicht bekannt geworden. Aber ich werde in den „Neuen Wegen“ diese so wichtige Sache weiterhin im Auge behalten und so wird immer Gelegenheit sein, Uebersehenes nachzuholen und neu Auftauchendes zu berücksichtigen.

Es schien mir angezeigt, diese Dokumente auf eine Anzahl Rubriken zu verteilen, um ihnen mehr Uebersichtlichkeit zu verleihen. Dass diese Einordnung nicht immer genau stimmen kann, ist selbstverständlich, hat aber wenig zu bedeuten. L. R.

1. Die Bedeutung der sozialen Frage.

Wenn ich nun als katholischer Bischof es unternehme, unter allen diesen Stimmen und Vorschlägen auch meine Ansicht über den

[1]) Es sei hier berichtigt, dass die „Tribüne“, von der im ersten Teil des Aufsatzes die Rede war, nicht von der katholischen „Kölnischen Volkszeitung“, sondern von der sozialdemokratischen „Rheinischen Zeitung“ herausgegeben wurde.

vorliegenden Gegenstand auszusprechen, wenn ich auch für mich den Titel „Arbeiterfreund" in Anspruch nehme, wenn ich alle christlichen Männer, denen das Wohl des Arbeiterstandes am Herzen liegt, bitte, auch meine Worte über dieses Anliegen anzuhören und zu erwägen, so ist es wohl angemessen, dass ich über die Berechtigung zu dieser Meinungsäusserung, wie über den Zweck derselben einige Worte vorausschicke. Viele glauben vielleicht, ich hätte als Bischof keine Berechtigung oder jedenfalls keine hinreichende Veranlassung, mich in derartige Dinge einzumischen; andere werden meinen, ich dürfe als katholischer Bischof mich höchstens an die Katholiken wenden. Ich bin anderer Ansicht.

Ich glaube schon insoweit ein Recht zu haben, über die Arbeiterfrage öffentlich mein Urteil abzugeben, als dieselbe sich mit den materiellen Bedürfnissen des christlichen Volkes beschäftigt. In dieser Hinsicht ist sie auch eine Frage der christlichen Liebe. Unser göttlicher Heiland hat die christliche Religion mit allem für immer und unauflöslich verbunden, was sich auf die Milderung des geistlichen und leiblichen Elendes der Menschen bezieht. Nach dieser Weisung hat die Kirche überall und zu allen Zeiten gehandelt. Die Uebung der christlichen Liebe in den Werken der christlichen Barmherzigkeit ist stets ein hervorragender Teil des Lebens der christlichen Kirche gewesen. Aus ihr ist die grossartige Fürsorge für alle Not der Menschen hervorgegangen. Jede Frage, die sich mit Abhilfe des Notstandes beschäftigt, ist daher wesentlich eine christliche, eine religiöse, an der die Kirche und alle ihre lebendigen Glieder sich auf das Innigste beteiligen sollen.

Ich bin ferner berechtigt, über diese Angelegenheit ein Urteil abzugeben, um zu erörtern, welche Stellung das Christentum mit seinen Lehren und seinen eigentümlichen Mitteln zu dieser wichtigen Frage einnimmt. Jeder Christ, der nicht gedankenlos unter den wichtigsten Zeitereignissen dahinleben will, muss ja hierüber mit sich im Reinen sein. Man will den „sittlichen und wirtschaftlichen Zustand der arbeitenden Klasse" heben, und macht für diesen Zweck bestimmte Vorschläge. Was kann wichtiger sein, als zu wissen, wie diese Vorschläge sich zum Christentum verhalten, ob wir ihnen beistimmen, sie unterstützen dürfen oder nicht, welche besonderen Mittel das Christentum besitzt für die sittliche und wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes? Das sind aber lauter Fragen, die innig mit der christlichen Religion zusammenhängen, und die ich als Christ und als Bischof gleichmässig zu beurteilen berufen bin.

Meine Ueberzeugung geht aber noch weiter. Ich glaube nicht nur, dass die Angelegenheiten des Arbeiterstandes eine tief innerliche Beziehung zu dem Christentum haben, ich glaube sogar, dass alle Vorschläge, die bisher, grossenteils ohne irgend eine Rücksicht

auf das Christentum zu nehmen, ja vielfach in einer gewissen Misskennung und Geringschätzung desselben, gemacht worden sind, nur dann und nur insofern dem Arbeiterstande Hilfe bringen werden, als sie sich innig an das Christentum anschliessen. Christus ist nicht nur dadurch der Heiland der Welt, dass er unsere Seelen erlöst hat, er hat auch das Heil für alle anderen Verhältnisse der Menschen, bürgerliche, politische und soziale, gebracht. Er ist insbesondere auch der Erlöser des Arbeiterstandes. Heil und Verderben des Arbeiterstandes hängt von Christus ab. Er hat den Arbeiterstand aus dem Zustand der Sklaverei auf seine jetzige Höhe erhoben; *ohne ihn vermögen alle Humanitätsbestrebungen seiner sogenannten Freunde nicht zu verhüten, dass dieser Stand wieder in die Verhältnisse des alten Heidentums zurücksinke.* In dem, was das Christentum für den Arbeiterstand getan hat, zeigt sich ganz vorzüglich seine göttliche Kraft und sein göttlicher Ursprung. Wenn wir einen Blick werfen auf den Arbeiterstand im Heidentum und auf den Arbeiterstand im Christentum, dann müssen wir dankbar bekennen, dass der Arbeiterstand Christus alles verdankt. Wie daher der Baumeister mitreden darf, wenn es sich um den Dom handelt, den er gebaut hat, so darf das Christentum ein Wort mitreden, wenn es sich um die Anliegen des Arbeiterstandes handelt, und ebenso darf gewiss auch ein Diener der Kirche seine Meinung hierüber abgeben.

Ich habe aber nicht nur ein Recht, ich habe auch eine Pflicht, diese Angelegenheiten des Arbeiterstandes mit lebhafter Teilnahme zu verfolgen, mir eine Ansicht darüber zu bilden und sie nach Umständen öffentlich auszusprechen. Mein bischöfliches Amt schliesst mich davon nicht aus, sondern ist vielmehr eine besondere Verpflichtung zu dieser Tätigkeit. Als ich zum Bischofe geweiht wurde, hat mir die Kirche, ehe sie mir die bischöfliche Weihe und Vollmacht erteilte, unter andern die Frage vorgelegt: „Willst du den Armen und den Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig sein?“ — Und ich habe geantwortet: „Ich will.“ Nach den Worten des göttlichen Heilandes: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch,“ ist der Bischof ein Stellvertreter Christi, und die Kirche fragt deshalb, bevor sie diese Stellvertretung einem Priester überträgt, ob er auch den Willen habe, als Christi Stellvertreter die Liebe Christi gegen alle hilfsbedürftigen Klassen der Menschen nachzuahmen. Wie könnte ich daher, nach diesem feierlichen Versprechen, bei einer Frage teilnahmslos sein, die mit den wesentlichsten Bedürfnissen einer so zahlreichen Klasse der Menschen sich beschäftigt? Die Arbeiterfrage geht mich als Bischof so nahe an als das Wohl aller meiner geliebten Diözesanen, die zum Arbeiterstande gehören, und, weit

über diese enge Grenze hinaus, als das Wohl aller Arbeiter, mit denen ich durch Christus in Liebe verbunden bin.

Bischof W. E. von Ketteler: Die Arbeiterfrage und das Christentum.

Die Arbeiterfrage hat daher eine ganz andere Bedeutung, als alle sogenannten politischen Fragen. Wer die Kammerverhandlungen und die Tagespresse hört, sollte glauben, dass die politischen Fragen das Allerwichtigste seien, was die Menschen angeht; dass sie die wichtigsten und wesentlichen Anliegen der Menschheit betreffen. Das ist aber eine grosse Täuschung. Die eigentlichen politischen Fragen haben vielfach nur für einen kleinen Teil des Volkes ihre wahre Bedeutung, nämlich für den Arbeiterstand der Feder, für den Teil, der am meisten redet und schreibt und deshalb auch die Rednerbühne und die Presse beherrscht, und darunter ist es auch wieder nur eine gewisse Partei, die diese Frage zu einem ausschliesslichen Parteiinteresse und zu ihrem persönlichen Nutzen auszubeuten strebt. Diese Partei beherrscht beide Gebiete und macht sich auf beiden in der gleichen Weise und mit denselben Gedanken so geltend, als ob nichts mehr in der Welt zu leben verdiente und ehrenwert sei, als ihr Denken und ihr Tun für das Heil der Menschen. Sie redet daher auch durch beide Organe immer dasselbe. Unsere Zeitungen sind geschriebene Kammerverhandlungen, und unsere Kammerverhandlungen sind rezitierte Zeitungsartikel. Alles aber, was in diesen Kammerverhandlungen und Zeitungsberichten mit endloser Weitläufigkeit verhandelt wird, berührt kaum das Leben des eigentlichen Arbeiterstandes, der da im Schweisse seines Angesichtes sein Brot verdienen muss. Das, was diese Massen des Volkes, was diese Arbeiter und Arbeiterfamilien vom Morgen bis zum Abend denken, sagen und empfinden, was sie und ihr Leben wahrhaft angeht, was ihre Lage und ihre wesentlichen Lebensbedürfnisse verbessert oder verschlechtert, wird in Wahrheit in allen politischen Tagesfragen kaum berührt.

Ganz anders verhält es sich mit der Arbeiterfrage. Sie ist wahrhaft und ohne Schein von der höchsten und weitgreifendsten Bedeutung. Sie beschäftigt sich mit den wichtigsten Anliegen des Volkes, mit Gegenständen, die auch den Arbeiter täglich beschäftigen und fast alle seine Sorgen in Anspruch nehmen. Seine und seiner Familie Ernährung, d. i. Beschaffung der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung für sich, für Weib und Kinder, das sind die Dinge, an die der Arbeiter notwendig vor allem denkt, auf die seine Gedanken sich heften von Morgen bis Abend, die den Grund seiner Freuden und Leiden ausmachen. Die Arbeiterfrage ist, wir wiederholen es, Arbeiterernährungsfrage, sie ist die Ernährungsfrage für den weitaus grössten Teil aller Menschen. Wer zu ihrer Lösung einen guten Rat geben kann, den wollen wir von ganzem Herzen als einen Wohltäter des Arbeiterstandes anerkennen.

Ketteler: A. a. O.

Es ist keine Täuschung darüber mehr möglich, dass die ganze materielle Existenz fast des ganzen Arbeiterstandes, also des weitaus grössten Teiles der Menschen in den modernen Staaten, die Existenz ihrer Familien, die tägliche Sorge um das notwendige Brot für Mann, Frau und Kinder, allen Schwankungen des Marktes und des Warenpreises ausgesetzt ist. Ich kenne nichts Beklagenswerteres als diese Tatsache. Welche Empfindungen muss das in diesen armen Menschen hervorrufen, die mit allem, was sie nötig haben und was sie lieben, täglich an die Zufälligkeiten des Marktpreises angewiesen sind! Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europas, zugeschnitten nach dem Muster unseres humanen, aufgeklärten, antichristlichen Liberalismus und Freimaurertums.

Ketteler: A a. O.

Der ungläubige Liberalismus kann *es bei seinen Lehren* nicht verhindern, dass der Arbeiterstand seine Lage im Vergleich zu den Klassen, denen alle Genüsse des Lebens zu Gebote stehen, für eine Naturwidrigkeit ansieht und sich der Meinung hingibt, diese Unordnung müsse durchaus ihren Grund in den mangelhaften politischen und sozialen Einrichtungen, also in der Bosheit anderer Menschen, von denen diese herstammen, haben; es müsse daher einen Fortschritt geben, wo die Triebe aller Menschenherzen, die Befriedigung fordern, mit irdischen Genüssen ausgefüllt werden könnten, es müsse Volksfreunde geben, die durch politische und soziale Einrichtungen diesen Zustand allgemeiner irdischer Sättigung hervorzuzaubern imstande wären. Das ist ja schon jetzt die unbewusste Grundstimmung so vieler Menschen, und die Ursache ihres blinden Glaubens an jeden Betrüger. Bei den Voraussetzungen des Unglaubens ist und bleibt der Arbeiterstand ein unseliger, unglücklicher Stand, der von fast *allen* Genüssen ausgeschlossen ist, die ihm für die einzig wahren angepriesen werden, während er seine grossen Freunde aus der liberalen Partei täglich in diesen Genüssen schwelgen sieht. Man muss übermässig verblendet sein, um die notwendigen Konsequenzen dieser ganzen Anschauung nicht vorherzusehen. Im Heidentum bestand sie darin, dass entweder die Sklaven ihre Herren mordeten, oder dass die Herren ihre Sklaven mit Peitschen zu Paaren trieben. Das ist das praktische Resultat und die letzte notwendige Konsequenz aller Bemühungen für den Arbeiterstand, die sich lediglich auf dem Boden des Materialismus bewegen, auf dem ja die grosse liberale Partei gänzlich ihren Standpunkt gewählt hat.

Ketteler: A. a. O.

Wahr ist, dass die Verbindung mehrerer Menschen zu einem Ziele ihre individuelle Kraft erhöht und ergänzt; unbestreitbar wahr

ist, dass das auch bezüglich des Arbeiterstandes Anwendung findet, und dass deshalb Vereinigung, Assoziation und Genossenschaft eines der kräftigsten Mittel ist, um der Not des Arbeiterstandes einen Damm entgegenzusetzen und seine materielle Not zu lindern.

Ketteler: A. a. O.

Das ist ja so überaus betrübend und empörend bei dieser neuen Sklaverei unserer Tage. Wie manche reiche Fabrikherren benutzen den ganzen Einfluss, den sie dadurch haben, dass diese armen Leute ihnen dienen müssen, um ihnen ihren Christenglauben aus der Seele zu reissen. Ich sage, dadurch, dass sie ihnen dienen müssen, denn wenn man mir antwortet, dass der Fabrikarbeiter freiwillig arbeite, so antworte ich, dass diese Freiwilligkeit eine Täuschung ist. Hier verhält es sich wieder wie mit der Konkurrenz und wie mit diesem ganzen liberalen volkswirtschaftlichen System: es ist voll Schein und Widerspruch mit der Wirklichkeit. Der arme Arbeiter lebt da in seiner Heimat, in der Nähe des Geschäftes. Man sagt ihm, es besteht Freizügigkeit, du kannst dir wo anders dein Brot suchen. Wie kann aber dieser Mann mit Frau und Familie auf Reisen gehen, um diesen Versuch zu machen! Er kann nicht einen Tag den Tagelohn entbehren, ohne zu hungern; wie kann er auf den Zufall hin, ob er Arbeit findet, Wochen lang auf Reisen gehen und nicht nur den Lohn entbehren, sondern auch die Reisekosten bestreiten! Er würde dem offenbaren Bettel und Hungertode entgegengehen; für ihn besteht keine Freizügigkeit, denn er kann keinen Gebrauch davon machen; er ist durch Naturgesetze an den Platz seiner Heimat gebunden.

Die unbedingte Freiheit auf allen Gebieten der Volkswirtschaft — das kann niemand leugnen, selbst der nicht, welcher sie für notwendig hält und die Ueberzeugung hegt, dass sie in ihrem letzten Erfolge heilsam ist — diese unbedingte Freiheit hat zunächst den Arbeiterstand in eine ganz verzweiflungsvolle Lage gebracht. Durch Auflösung aller alten Verbindungen wurde der Arbeiter gänzlich isoliert und lediglich auf sich angewiesen. Jeder Arbeiter stand mit seiner Arbeitskraft, die sein ganzes Vermögen ausmacht, allein da. Ihm gegenüber aber stand die Geldmacht, welche in demselben Masse dem Arbeiter gefährlich wird, wie ihr Inhaber ohne Gewissen, ohne Religion ist und sie daher zur Befriedigung seines Egoismus benutzt. Die Grundsätze der modernen Volkswirtschaft hatten die entgegengesetzte Wirkung bezüglich der Menschenkraft in dem Arbeiter und der Geldmacht in der Hand des Kapitalisten. Der Arbeiter mit seiner Kraft wurde, wie ich vorher sagte, isoliert, die Geldmacht dagegen wurde zentralisiert. Der Arbeiterstand wurde in lauter vereinzelte Arbeiter aufgelöst, wo jeder gänzlich ohnmächtig war. Die Geldmacht verteilte sich aber nicht in mässige

Kapitalanteile, sondern im Gegenteil sammelte sich zu immer grösseren und übermässigen Massen. Ein Rotschild, der seinen Kindern 1700 Millionen Franken hinterlässt, ist so recht ein Produkt dieser volkswirtschaftlichen Richtung. Der Menschenverband wurde zerstört und an dessen Stelle trat der Geldverband in furchtbarer Ausdehnung. Daraus entstanden nun überall, wo sich diese Verhältnisse schrankenlos entwickeln konnten, für den Arbeiterstand die fürchterlichsten Zustände. Vor etwa vierzig Jahren war dadurch ein grosser Teil des Arbeiterstandes in England in den tiefsten Sumpf des sittlichen und physischen Elendes geraten. Ketteler: A. a. O.

Die in diesen Kapiteln niedergelegten Gedanken, die den idealen Staatsbürger in seinem Tun und Lassen bestimmen sollen, werden auch, so hoffe ich, unsere gesamte, überaus traurige weltpolitische Lage von heute genügend kennzeichnen und werden erkennen lassen, dass der Riss, der durch unsere Volkswirtschaft und durch unsere Politik hindurchgeht, nicht nach Konfessionen und nicht nach parteipolitischen Programmen die Gesellschaft scheidet. Der Riss geht vielmehr hindurch durch sämtliche Konfessionen und selbst durch die politischen Parteien, durch alle Berufe und Stände und wird immer noch deutlicher und schärfer hervortreten. Unsere heute geltende, nach Konfessionen und parteipolitischen Programmen abgegrenzte Politik ist keine natürliche, sondern ist eine künstliche, höchst unfruchtbare Politik — das muss einmal mit aller Schärfe gesagt werden, damit es den massgebenden Faktoren hüben und drüben, oben und unten, Priestern und Laien, endlich zum Bewusstsein komme. Die immer weitere Kreise ergreifende, unaufhaltsam voranschreitende Proletarisierung aller Stände und Schichten müsste doch zu bedenken geben. Der Schrei nach Gerechtigkeit, das Ringen nach menschenwürdiger Existenz, die für immer mehr Menschen unmöglich wird, muss endlich einmal die Einsicht erstehen lassen, dass die parteipolitischen Rezepte völlig versagen. Die politischen Parteien müssten endlich doch samt und sonders sehen, dass die Zahl der aus ihren Reihen sich rekrutierenden, unzufriedenen und revolutionären Elemente bedrohlich wächst, dass sie schon Legion geworden ist. Immer ungestümer ertönt der Ruf nach sozialem Ausgleich. Eine richtige Politik wird sich demnach unbedingt auf die Seite der Entrechteten und Ausgebeuteten, der sogenannten Proletarier, stellen müssen, um diesen im Kampfe um ein menschenwürdiges Dasein zu ihrem Recht zu verhelfen. Das wird der Kurs der Politik in

der Zukunft sein. Wohl also denen, die diesen Kurs früh genug erkennen und dieser Erkenntnis gemäss bereit sind, ihn auch zu verwirklichen!

Joh. Uhde: Der ideale Staatsbürger und seine Wirtschaftsethik.

Aber der katholische Film ist nicht nur der religiöse Film. Haben wir Katholiken nur über das Thema Religion etwas zu sagen? Und sonst nichts? Sehen wir die sozialen Fragen nicht? Gehen wir nicht mit wissenden, brennenden Augen durch die Strassen der Grosstadt? Durch die Proletarierbezirke, durch die Dirnenviertel, an Bars und Tanzdielen vorüber? Sehen wir nicht die verhärmte Mutter mit dem Bettelkind an der Strassenecke stehen? Sehen wir nicht die Kinder in Hinterhöfen spielen, in die kein Strahl der Sonne fällt? Sehen wir nicht die Menschen in der Strassenbahn müde und ausgepumpt von der Arbeit heimfahren? Spüren wir nicht den heissen Atem der Maschine überall, immer das nervenzerreibende Tempo der Grosstadt? Bei der Arbeit wie beim Vergnügen? Brüllt uns aus der Jazzband nicht die Maschine entgegen? Sind Revuegirls nicht zu Maschinen geworden? Haben wir zu all dem nichts zu sagen? Brennt uns das nicht auf der Seele? Wird nur eine Grete Machan vom Leben getötet? Zerbrechen in dieser Hölle nicht täglich hundert und hundert?

Und hat da der katholische Film nichts zu zeigen? Not und Elend und Genussucht und wüsten Taumel — und das bittere Nachher, das der Film sonst immer verschweigt. Wo ist der katholische Film, der uns die Grosstadt zeigt, wie sie ist? Der nichts verschweigt. Der die Näherin zeigt, die Modistin, die Putzmacherin, mit 20 Schilling Wochenlohn, die davon sich erhalten, kleiden, nähren soll, die sich erholen will, vergnügen will, doppelt und dreifach, nur um den grauen Alltag für Stunden zu vergessen. Wenn sie der Prostitution anheimfällt, wer wundert sich? Wer wirft den ersten Stein? Wo ist der katholische Film, der uns dies zeigt, der uns auf die Polizei, in die Spitäler führt, nach Klosterneuburg, der die Caritas socialis zeigt, wieviel sie tut — und wie wenig es ist bei der Unsumme von Not! Wo ist der Film, der das alles zeigt, und immer wieder dazwischen ruft: Du, der du im Kino sitzest, hilf! Du, der es besser hat als diese, hilf! Du, der du leichte Worte der Verdammung findest, denk nach: muss das so sein?! —

Wo ist der Film, der uns durch die Wohnungen der Stadt führt? Durch das „traute Heim“, wie es für Tausende aussieht? Durch die Parks und Gärten, vom Kursalon im Stadtpark bis zum „Beserlpark“ der Vorstadt, durch die Restaurants, vom Sacher bis zur Vorstadtkneipe, durch die Vergnügungsstätten, von der Tanzbar bis zur Praterspelunke? Wo ist der katholische Film über Dämon

Alkohol? Wo ist der katholische Film über die Grosstadt? Der Film, der nicht predigt, sondern die Tatsachen zeigt, wie sie sind und wie sie von gläubigen Menschen gesehen werden. Der Film, der nicht hetzt, aber aufrüttelt, der unruhig macht, der Film, den man nicht wieder vergisst, der Film, dessen Bilder einen verfolgen der aus satter Ruhe aufschreckt, der Film, der immer wieder mahnt: Und du . . . ?

Liegen hier nicht Aufgaben? Liegt hier nicht Brachland, das nur der Saat harrt, um reiche Ernte zu bringen? Wo sind die Menschen, die Hand anlegen? „Neuland", 7. Aug. 1927.

2. Gegen den Kapitalismus.

In der Umwälzung des vorigen Jahrhunderts wurden die alten Genossenschaften der arbeitenden Klassen zerstört, keine neuen Einrichtungen traten zum Ersatz ein, das Staatswesen entkleidete sich zudem mehr und mehr der christlichen Sitte und Anschauung, und so geschah es, dass Handwerk und Arbeit allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Konkurrenz isoliert und schutzlos überantwortet wurden.

Aus der Enzyklika Rerum Novarum von Leo XIII.

Es ist eine Folge der Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse, dass die Bevölkerung der Städte sich in zwei Klassen geschieden sieht, die eine ungeheure Kluft voneinander trennt. Auf der einen Seite die Uebermacht des Kapitals, welches Industrie und Markt völlig beherrscht, und weil es Träger aller Unternehmungen, Nerv aller öffentlichen Tätigkeit ist, nicht bloss seinen Besitzer pekuniär immer mehr bereichert, sondern auch denselben in staatlichen Dingen zu einer einflussreichen Beteiligung beruft. Auf der anderen Seite jene Menge, die der Güter dieses Lebens entbehren muss und die mit Erbitterung erfüllt und zu Unruhe geneigt ist.

Ketteler: A. a. O.

Die Gottlosigkeit des Kapitals, das den Arbeiter als Arbeitskraft und Maschine bis zur Zerstörung ausnützt, muss gebrochen werden. Sie ist ein Verbrechen am Arbeiterstande und eine Entwürdigung desselben. Ketteler: A. a. O.

Auf der Seite Christi sind die Weltanschauung des Kapitalismus und seine Folgen unmöglich, und wenn sie doch auftreten, so bedeutet das schon einen Abfall von Christus.

Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach.

Wir sehen den Menschen verflochten mit der Ware, ihn ihr ausgeliefert, eingeflochten in den Produktionsprozess . . . So werden die Menschen zu Materialien, der Besitz überhaupt als unantastbar erklärt, während doch dem christlichen Besitzgedanken als Wesenskern der Verwaltungsgedanke, der Gedanke der Rechenschaftspflicht innewohnt.

Die Wirtschaft von heute kennt nicht diese Würde des Arbeiters. Ihre Häresie zerstörte sie. Darum fühlt sich die Arbeiterseele versklavt, würdelos, berufslos. Beruf ist Verbindung mit dem Werk, Verbindung mit etwas Grösserem. Dieser Verbindung ermangeln die Arbeiter durch die Schuld des Nurkapitalismus, und siebzig Millionen Deutsche sind den Klauen der Wirtschaftshäresie verfallen. Erst in dem Moment, da sich die Wirtschaftsgesinnung ändert, da sie den Schöpfergeist Gottes in der Ware sieht, in dem Arbeiter den Mitvollstrecker eines ewigen Gottesplanes erkennt, wird die Menschheit erlöst von dieser Sklaverei, wird auch der Arbeiter nicht mehr isoliert sein, sondern verbunden mit seinem Werk und der Menschheit.

Friedrich Dessauer.

(Fortsetzung und Schluss folgen.)



Rundschau

Monatsschau.

1. Weltpolitisches.

Neue Ereignisse von grösserer Bedeutung sind seit der Abfassung der letzten Monatsschau nicht auf den Plan getreten. Die damals im Vordergrund stehenden haben diese Stellung behauptet, vor allem die römischen Vorgänge. An dem Urteil, das ich über deren Bedeutung vor einem Monat gefällt, weiss ich nichts zu ändern: die Haltung des Papsttums, die sich bei diesem Anlass kund getan hat, bleibt für mein Empfinden ein welthistorischer Fehltritt schlimmster Art. Das gilt vor allem von dem Bündnis mit dem Faschismus. Dass es sich um ein solches handelt, ist, seit ich die letzte Monatsschau schrieb, vollends klar geworden. Denn das Papsttum hat sich als Entschädigung für das, was es verloren geben musste (und mit Freuden und unter grossem Gewinn hätte verloren geben sollen) ein sogenanntes Konkordat mit Italien gesichert, das nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als eine völlige Klerikalisierung Italiens, soweit eine solche durch äussere Massregeln bewirkt werden kann. Wenn man nun schon Ursache hat, einen solchen rein machtpolitischen und kirchendiplomatischen Erfolg sehr gering einzuschätzen, ihn im Grunde als schwere Niederlage zu betrachten, so kommt noch dazu, dass das Papsttum damit für die nächste Geschichtsperiode sein Schicksal mit dem des Faschismus verbunden hat. Was das bedeutet, habe ich das letzte Mal besonders durch die Tatsache beleuchtet, dass der Faschismus ein Regime des politischen Meuchelmordes sei. Es geschah dies in der Erinnerung an einige dunkelste Blätter der Geschichte des Papsttums. Nun ist aber noch das mehr Grundsätzliche hinzuzufügen, dass der Faschismus eine Denkweise verkörpert, die gerade das genaue Gegenteil dessen ist, was je und je das grosse geschichtliche Recht des Katholizismus bildete. Der Faschismus ist eine Vergötzung des Staates, wie die Welt sie seit den Tagen des antiken Zäsarenwahnsinnes nie mehr gesehen hatte.[1]) Im Kampf dagegen bis aufs Messer hätte

[1]) Dass der Faschismus seiner Idee nach den Staat im modernen und antiken Sinn eigentlich aufhebt, widerspricht diesem Vorwurf der Staatsvergötzung nur scheinbar. Denn zum mindesten im italienischen Faschismus kommt dessen Idee sehr wenig rein zum Vorschein und spielen Macchiavelli und der (freilich karikierte) Geist des Imperium Romanum stark mit.

die Kirche Treue gegen ihr Bestes bewiesen und sich in den Augen aller Freiheitsmenschen einen neuen Glanz bereitet, der sehr viel mehr bedeutet hätte, als das Linsengericht der Città del Vaticano und des italienischen Konkordates. Wenn sie statt dessen gerade mit dieser Macht, die das ihr todfeindliche Prinzip verkörpert — jedenfalls das Christus todfeindliche — sich verbündet, dann bedeutet das für sie schlimmen Abfall von sich selbst, ja sogar schweren Verrat an sich selbst. Zur Vergötzung des Staates gesellt sich im Faschismus aber noch die der Nation und selbstverständlich ein blutrünstiger Militarismus, der dadurch nicht besser wird, dass er sich vorläufig in Worten erschöpft, wie sie freilich so wild und gottlos meines Wissens — abgesehen von den „christlichen" Kriegspfaffen — auch nie gehört worden sind. Es hat, wenn ich nicht irre, ausgerechnet ein Papst — ich glaube, es war der Vorgänger des jetzigen — den modernen Nationalismus als eine schlimme Häresie (Ketzerei) bezeichnet und das Beste, was die Päpste in diesen letzten Zeiten geleistet haben, was ihnen auch neues Ansehen verschafft hat, war ihr Auftreten gegen den Krieg. Nun verknüpft sich das Papsttum ausgerechnet mit dieser Häresie des modernen Nationalismus und stellt sich Seite an Seite mit der gottlosesten Verherrlichung der Gewalt, die die Welt gesehen. Kann es eine schlimmere moralische Kapitulation geben?

Aber es gesellt sich dazu eine noch weitergreifende Betrachtung. Die Zukunft der römischen Kirche hing davon ab (man muss jetzt wohl in Form der Vergangenheit reden), wie sie sich zu den grossen Bewegungen der heutigen Welt stellte, die sich an das gesellschaftliche Problem anschliessen: zu Demokratie, Sozialismus, Pazifismus, zur ganzen Freiheitsbewegung der jetzigen und der kommenden Welt. Hätte sie sich dazu bejahend verhalten, so wäre das unter Umständen ein ungeheurer geistiger Machtzuwachs für sie geworden. Es tauchte da freilich die Gestalt des Grossinquisitors bei Dostojewski auf; aber möglich wäre auch gewesen, dass mit einer solchen Entwicklung eine geistige Erneuerung des Katholizismus Hand in Hand gegangen wäre. Die Kirche konnte aber auch den entgegengesetzten Weg wählen: sie konnte mit einer Entschlossenheit, der man Charakter nicht hätte absprechen dürfen, sich mit allen Mächten der Reaktion verbünden und mit deren Hilfe ihr autoritäres System zu seiner alten Macht und Herrlichkeit aufzurichten suchen. Sie konnte endlich — und es schien mir wahrscheinlich, dass sie dies tue — einen Mittelweg einschlagen: die reaktionäre Konjunktur machtpolitisch ausnutzen und doch sich für die neuen Bewegungen der Geschichte auf alle Fälle hin offen halten. Zu beobachten, welchen Weg sie wohl endgültig einschlagen werde, war eine der interessantesten Aufgaben unserer Zeit. Nun hat sie gewählt: sie will entschlossen mit der Reaktion gehen. Es ist das eine Ueberraschung; eine solche Kurzsichtigkeit hätten wir Rom nicht zugetraut. Aber es ist offenbar die Kurzsichtigkeit des Machtwillens und Machtdenkens, die auch das geistliche Rom wie eine selbstverständliche Atmosphäre umgibt. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass nun, mögen auch noch eine zeitlang ähnliche „Erfolge" kommen, ein Niedergang der römischen Kirche beginnt, der unter Umständen zur Katastrophe werden könnte. So bin ich denn auch sicher, weiss es auch zum Teil schon, dass ihre besten Söhne ob dieser Wendung in tiefer Trauer sind.

Gegenüber diesem weittragenden Ereignis ist sogar die Reparationskonferenz in Paris von untergeordneter Bedeutung. An sich ist diese Bedeutung freilich gross. Ich habe das letzte Mal mehr den Zug an ihr hervorgehoben, der unsympathisch, ja furchtbar ist: die offenkundige Herrschaft des schweren Geldsackes und seiner Eigner über die Welt. Diese Sache hat freilich, wie ich schon manchmal hervorgehoben, auch eine andere, erfreulichere Seite: sie zeigt der Welt sehr handgreiflich ihre Solidarität — noch ganz abgesehen davon, dass die Notwendigkeit einer „Reparation" des Krieges

etwas Neues unter der Sonne und ein Friedensfaktor ersten Ranges ist. Nur darf es selbstverständlich so wenig bei dieser Banquier- und Shyloklösung der Reparationsfrage bleiben, als es beim Dawesplan bleiben durfte. Ganz neue Wendungen der Geschichte müssen und werden uns auch von dieser Herrschaft des Dollars über die Welt befreien, die in den ersten Aeusserungen des neuen Präsidenten Hoover ihre ganze Kälte und Härte zu zeigen scheint.[1]) Was im übrigen in Paris vorgeht, wissen Wenige genau. Es ist selbstverständlich, dass noch allerlei weltpolitische Spekulationen damit verbunden werden. So meint man, die Schwere der deutschen Reparationslast werde davon abhängig gemacht werden, ob Deutschland sich entscheide, der „westlichen“ Partei zuzufallen, deren Front gegen Russland gerichtet sei oder ob es das nicht tue. Es mag wohl sein, dass dergleichen in Paris auch eine Rolle spielt, nur glaube ich, dieser Gegensatz Ost-West oder Russland-England spiele bei weitem nicht mehr die Rolle, die viele, besonders in Deutschland, ihr zuschreiben. Da hat sich wohl manches geändert. Ein Wettbewerb um die industrielle Ausbeutung Russlands scheint mir beinahe wahrscheinlicher als ein Krieg gegen es.

Dies umsomehr, als die russische Krisis sehr rasch fortzuschreiten scheint. Besonders in ihrer wirtschaftlichen, und hier wieder ihrer agrarischen Form muss sie nach dem Urteil von Kennern noch schwerer sein, als man im allgemeinen weiss. Aber auch in der politischen Form scheint sie sich zuzuspitzen, um von der mehr geistigen Form, die sich erst leise ankündigt, zu schweigen. Trotzkys Schicksal und Tun ist wohl eines jener symbolischen Zeichen der Lage, wie sie in solchen Fällen gern auftreten. Dass der besondere Kelloggpakt Russlands mit Polen, Rumänien, Estland und Lettland zustande gekommen ist, und Russland ihn so sehr begehrt hat, ist ein neues Zeichen dafür, wie wenig Russland jetzt und in absehbarer Zeit Krieg will. Es ist aber wohl auch nicht zu fürchten, dass die Westmächte mit ihren östlichen Verbündeten zusammen diese offenkundige Schwäche Russlands zu einem vernichtenden Schlag benützen werden. Dafür gibt es sehr viele starke Hemmungen.

Ein wenig erfreuliches Licht auf die Lage hat dagegen die Dokumentenfälschung geworfen, mit denen ein deutschfreundliches holländisches Blatt für einige Wochen die Welt vergaste. Man konnte da plötzlich mitten in die grosse Lügenküche hineinsehen, in der allüberall Krieg gebraut wird. Ganz besonders peinlich war es, zu beobachten, wie sofort, ohne dass man auch nur einen Augenblick abgewartet hätte, ob diese „Dokumente“ echt seien oder nicht, in den „kriegführenden“ und „neutralen“ Ländern ein wildes Lärmen einsetzte, das sogar — so willkommen war der Anlass — nicht einmal verstummte, als die Fälschung offenkundig war. Eines konnte man bei diesem Anlass wieder besonders deutlich sehen: dass wir die Atmosphäre des Friedens nicht bekommen können, solange wir die heutige Presse und die Generalstäbe und Militärs haben. Denn belgische Militärs waren zwar nicht an jener vorgegebenen Beratung, aber seltsamerweise an der Fälschung beteiligt — natürlich nicht im Interesse des Friedens.

In der letzten Sitzung des Völkerbundsrates kam die Frage der Minderheiten zur Verhandlung. Es zeigte sich, dass für ihre Bedeutung in diesem Kreise nur sehr wenig Verständnis vorhanden ist. Hier wünscht man im Grund einfach die „Assimilation“ der Minderheiten an ihre jeweiligen Mehrheiten, etwas, was nicht geschehen wird. Es ist immerhin gut, dass die Frage doch in diesem Gremium verhandelt werden musste. Und in der „Ver-

---

[1]) Auch in Hoovers Aufsatz: „Der amerikanische Individualismus“, den die „United Press“ verbreitet, tritt ein Geist harter und hochmütiger Selbstgerechtigkeit hervor, ob dem einem völlig das Herz gefriert.

sammlung“ wird die Stimmung doch von vornherein anders sein. Die Minderheiten müssen im Interesse ihrer Sache bloss aufpassen, dass sie nicht in das Kielwasser irgend eines Nationalismus geraten, dem diese Sache bloss als Mittel für seine Zwecke dient.

Es scheint nun doch Aussicht zu sein, dass die Vereinigten Staaten dem internationalen Gerichtshof des Völkerbundes beitreten. Das wäre ein Ereignis von sehr grosser Tragweite. Es käme fast dem Eintritt in den Völkerbund gleich. Gerade darum müssen die Amerikaner gegen diesen so spröde tun, als ob er mit Pestbeulen behaftet wäre. Aber sie haben ihre früheren vielen und hochmütigen Bedingungen, die mit Recht zurückgewiesen wurden, auf eine einzige reduziert. Es scheint, dass man diese schlucken will und man wird gut daran tun. Denn man muss in solchen Fällen goldene Brücken bauen.

Noch etwas Gutes kommt aus Amerika: ein Streit, der seit langer Zeit Chile und Peru trennte, der um die an Bodenschätzen reichen Länder Tacna und Arica, ist nun friedlich beigelegt durch Zuteilung der zwei Länder an je einen der genannten Staaten. Ein erfreuliches Zeichen ist das doch. Leider wird es durch den neu ausgebrochenen Bürgerkrieg in Mexiko in seinem Wert etwas vermindert. Auch in China bricht diese Flamme wieder hervor. Aber man darf hoffen, dass sie in beiden Fällen nicht einen neuen grossen Brand, sondern bloss das Nachzucken des alten bedeute.

2. Die Friedensbewegung

im engern weist diesmal auch nicht sehr viel Bemerkenswertes auf. Einiges ist auch unerfreulich. So eine gewisse Spaltung der deutschen Friedensbewegung, deren „linker Flügel“, vertreten besonders durch die Zeitschrift: „Das andere Deutschland“, nun die Führung übernommen hat. Unerfreulich ist daran, dass es überhaupt zu solchen Spaltungen kommt. Im übrigen kann man sich ja nur darüber freuen, dass ein Mann wie General von Schöneich (den alle Militaristen nach Möglichkeit verdächtigen und anschwärzen — ohne Erfolg, seine Lauterkeit ist unantastbar) an der Spitze der grössten deutschen Friedensorganisation steht. Noch bedauerlicher — im angedeuteten Sinn — ist der Konflikt, infolge dessen Förster mit der „Menschheit“ gebrochen hat. Es wird der „Menschheit“ schwer fallen, diesen Schlag zu überstehen. Alle diese Streitigkeiten innerhalb der Friedensbewegung — es gibt deren noch viel mehr, sie fehlen fast nirgends — zeigen, wie der Geist, aus dem Völkerkrieg entsteht, auch in den Reihen der ihn bekämpfenden Menschen und Organisationen lebt. Es wäre ganz verkehrt, daraus den Schluss zu ziehen, als sei gegen den Krieg nichts zu machen, wohl aber muss man den daraus ziehen, dass die ganze Friedensarbeit und Friedensbewegung noch gar sehr der Läuterung und Vertiefung bedarf.[1])

In der Schweiz geht der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus mit ungebrochener Heftigkeit weiter. Als im Grossen Rat des Aargaus bei der Beratung eines neuen Unterrichtsgesetzes das Obligatorium des militärischen Vorunterrichtes der Jugend höherer Schulen wieder beschlossen

[1]) Da Försters Bruch mit der „Menschheit“ an einem in der „Menschheit“ ohne sein Wissen veröffentlichten, gegen die katholische Zentrumspartei gerichteten, antiklerikalen Artikel (von sicher verkehrter Art) anknüpfte, der in der katholischen Presse grossen Zorn erregte, so konnte der Eindruck entstehen, dass Förster für römisch-katholische Ungnade in einem Masse empfindlich sei, das Protestanten und andere mit seiner Berufung nicht verträglich fänden, so möchte ich auf Grund genauerer Kenntnis der Vorgänge mitteilen, dass dieser Eindruck falsch wäre, dass der Konflikt zwischen Förster und Röttcher andere Ursachen hatte und jener Anlass wirklich nur Anlass war.

werden sollte, verliess die gesamte sozialdemokratische Fraktion den Saal, den Rat damit beschlussunfähig und das neue Unterrichtsgesetz unmöglich machend. Bravo! Versammlungen in Schaffhausen und im Kanton Zürich (in Pfäffikon), wie früher in Chur über das Militärproblem bewiesen, wie sehr dieses das Volk erregt! Vielleicht ein andermal mehr davon.[1])

Ein wenig ein Erfolg des antimilitaristischen Kampfes ist wohl auch, dass der Nationalrat die Wiedereinführung der sogenannten pädagogischen Rekrutenprüfungen abgelehnt hat. Diese wurden einst eingeführt, um die Volksbildung zu heben, weil man erwartete, dass die Kantone sich Mühe geben würden, gute Ergebnisse dieser Prüfungen aufzuweisen. Sie erstreckten sich auf die meisten Fächer, die die Volksschule lehrt, besonders Rechnen, Schreiben, Geographie und Geschichte und erwiesen sich als eine äusserst oberflächliche und pädagogisch minderwertige Einrichtung. Wenn sie nun wieder eingeführt werden sollten, so wollte man damit ohne Zweifel die Wiedererstarkung unseres Militarismus markieren. Da ist es nun wirklich eine Ueberraschung, dass der Nationalrat mit rund hundert gegen rund vierzig Stimmen diese „Neuerung" abgelehnt und damit einmal dem Bundesrat ein kräftiges Nein entgegengesetzt hat. Wenn auch rein föderalistische Erwägungen dabei mitgespielt haben mögen, so ist es doch ein kleines Zeichen der veränderten Lage.

Die Dienstverweigerung geht weiter. Am 27. Februar 1929 standen vor dem Divisionsgericht 2a in Freiburg: Willy Otter, Schiffsmann in Marin (Neuenburg), der zum vierten Mal den Wiederholungskurs verweigert hat. Er wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt und für fünf Jahre in den Bürgerrechten eingestellt. Otter hat schon für die drei frühern Weigerungen 135 Tage im Gefängnis verbracht. Auch diesmal ist er nicht aus der Armee ausgestossen worden — und

Jean Beguin, Uhrmacher in St. Imier; er wird zum ersten Mal verurteilt wegen Nichteinrückens in die Rekrutenschule. Urteil: zwei Monate Gefängnis und zwei Jahre Ehrverlust.

Bernhard Peier, Kaufmann in Bern, wurde am 31. Oktober 1928 vom Divisionsgericht V in Zürich verurteilt. Er weigerte sich das zweite Mal, die Rekrutenschule zu absolvieren und wurde dafür mit zwei Monaten Gefängnis und Einstellung im Aktivbürgerrecht für zwei Jahre bestraft. Die sanitarische Untersuchungskommission erklärte ihn zudem als „dienstuntauglich". Infolge dieser Dienstverweigerung hat Peier seine Arbeitsstelle verloren. Wer weiss eine neue für ihn?

Hans Anderfuhren wurde am 14. März 1929 vor das zürcherische Obergericht zitiert. Letztes Jahr war er vom Bezirksgericht Zürich wegen Nichtbezahlung der Militärsteuer zu drei Tagen Gefängnis verurteilt worden. Gegen dieses „zu milde" Urteil legte der Staatsanwalt Appelation ein. Das Obergericht bestätigte aber das erstinstanzliche Urteil. Die Verhandlungen wurden mit grossem Ernst geführt. Anderfuhren begründete seine Weigerung aus seiner sozialistischen Gesinnung heraus, als Konsequenz der Abrüstungsparole der Arbeiterinternationale.

[1]) Vorläufig nur dies: die Militaristen von der Pfäffikoner Versammlung, wo über „Christentum, Krieg und Abrüstung" verhandelt wurde, offenkundig sieglos, lassen hintenher, nach dem gewohnten Stil, ihre Wut darüber in den ihnen zur Verfügung stehenden Lokalblättchen aus. Sie tun es, wieder nach dem gewohnten Stil, in Ermangelung sachlicher Gründe, indem sie besonders mich, den Referenten jener Versammlung, mit gemeinster persönlicher Verleumdung überschütten. Eine offenbar geistliche oder doch geistlich inspirierte Feder tut sich darin besonders hervor. Begreiflich: zwei Pfarrer haben auch in dieser Versammlung die traurigste Rolle gespielt. Man erlebt das mit Regelmässigkeit.

Ueber den Fall Bietenholz soll besonders geredet werden.

Es sei hier auch berichtet, dass es neben den Nazarenern in Jugoslavien auch eine religiös begründete Dienstverweigerung grossen Stils in Polen gibt, und zwar seit Jahren. Hier geht sie aus von den besonders seit dem Kriege im russischen Polen wie im alten Russland mächtig emporgewachsenen urchristlich gearteten Gemeinden der „Evangeliumschristen". Auch gegenwärtig sind 80 von ihnen in polnischen Gefängnissen.

3. Schweizerisches.

Die Schweiz hat in diesen Wochen vor allem zwei Ereignisse gesehen, die eine grössere Bedeutung besitzen.

Da ist einmal die sehr starke Annahme der Getreide-Vorlage, die das vor einem Jahre verworfene Monopol ersetzen sollte, durch die Abstimmung vom 3. März. Sie bedeutet eine recht schwere Niederlage für den schweizerischen Sozialismus. Vor allem darum, weil es gelungen ist, das gelockerte Bündnis zwischen den Bauern und den bürgerlichen Parteien wieder zu festigen, sodann auch, weil die Abstimmung einen Sieg der Privatwirtschaft darstellt. Der Jubel im siegreichen Lager ist gross. Einer dieser Tintenzwerge phantasiert sogar von „einem Datum ersten Ranges in der Weltgeschichte", während andere sich damit begnügen, dem Schweizervolk ein Zeugnis demokratischer Reife auszustellen — wie mans immer macht, wenn dieses Volk getan hat, was man wünschte. In Wirklichkeit verdankt das Gesetz seine starke Annahme wohl einigen der schlimmen und wenig von „Reife" irgendwelcher Art zeugenden Eigenschaften unseres Volkes. Das Gesetz ist nach allen Regeln der Kunst des Kompromisses zusammengeflickt. Damit hatte es schon das Herz der vielen Schweizer gewonnen, die förmlich von einem Schwindel ergriffen werden, wenn in Menschen oder Sachen etwas wie Grundsätzlichkeit auftaucht. Dann spekulierte es in allerlei Formen auf den Erwerbsgeist, die Erwerbsgier und die Erwerbsangst des Schweizers, dazu an seinen „Individualismus" und an seine Gedankenlosigkeit — und so gings glänzend.

Der Führer dieses ganzen bürgerlichen Getreidefeldzuges, wie der letzten Wahlen zur Bundesversammlung, ist Bundesrat Musy. Freiburg regiert jetzt die Schweiz. (Leider nur da nicht, wo es recht hat, wie in der Spielbankensache!) Das ist das Unerfreulichste an der Sache. Und es muss schon sehr dunkel sein im Schweizerland, wenn der Stern Musy über ihm strahlt. Was aber die nun wieder stark gestörte Freundschaft zwischen Bauer und Arbeiter (es ist zwar ein zu schönes Wort für diese Anfänge eines bessern Verhältnisses), so gilt es, ganz ruhig auf jener Bahn weiterzugehen, die auch wir seit Jahrzehnten zu zeigen versucht haben. Der Erfolg Musys ist Konjunktur des Tages, das Zusammenkommen von Bauer und Arbeiter liegt auf der festen Linie notwendiger Entwicklungen, und das beste Mittel zu seiner rascheren Herbeiführung ist ein rechter Sozialismus.

Erfreulicher war das zweite Ereignis: die Verhandlung und Abstimmung im Nationalrat über die Abtreibung. Entgegen dem, was man erwarten durfte, bewegte sich die Diskussion auf einer ungewöhnlichen Höhe. Und sie zeitigte ein doch recht überraschendes Ergebnis: die einmütige Ablehnung der Abtreibung und ihrer Straflosigkeit durch die Sozialdemokraten so gut wie durch alle bürgerlichen Parteien. Dass die Katholiken dabei noch weiter gingen als die Protestanten, gereicht ihnen auf alle Fälle zur Ehre. In solchen Dingen hütet die katholische Kirche heilige Wahrheit. Freilich kann man nicht sagen, dass das Ergebnis: die Straflosigkeit der Abtreibung ausschliesslich für den Fall, dass ein doppeltes ärztliches Gutachten Lebensgefahr für die Mutter feststellt, etwas sei, woran christliches Empfinden Aergernis nehmen müsste. Sogar gegenüber dem sozialdemokratischen Antrag, diese Straflosigkeit auf Fälle von Geisteskrankheit und Notzucht auszudehnen, dürfte ein

Aergernis kaum berechtigt sein.[1]) Was uns in all den Jahren zu schwerem Aegernis gereichte, war etwas, was man geradezu als Verherrlichung der Abtreibung empfinden musste, ausgehend von dem sozialistischen Libertinismus männlicher und weiblicher Schmutzfinken, denen der Sozialismus vor allem als Erlaubnis für Zügellosigkeit (und daneben für Karrieremachen) recht ist und der unserer Sache ganz unvergleichlich mehr geschadet hat und schadet als alle Musy und Laur zusammen und noch viel stärkere Mächte als sie. Dieser Geist wurde bezeichnenderweise in den gleichen Kreisen und Organen vertreten, die daneben in Freigeisterei machen. Es ist hocherfreulich und ein gutes Zeichen, dass man davon in den Reden der sozialdemokratischen Nationalräte nichts spürte. In der Tat: Abtreibung ist eine Sünde vor allem gegen die Grundlage des Sozialismus, die auch in der Heiligkeit des Menschenlebens besteht. Wenn der Sozialismus sie propagiert, so zerstört er sich selbst in seinen Wurzeln. Die Nöte, aus denen sie hin und wieder — keineswegs in der Mehrzahl der Fälle — entspringt, müssen mit andern Mitteln bekämpft werden. Und es hat auch wenig Sinn, sich dagegen aufzuregen, dass die Strafen die Proletarierinnen so viel schärfer treffen als die bürgerlichen Frauen; denn wenn die Abtreibung ein schweres Uebel ist, so ist Strafe doch eher eine Bewahrung davor, und also eine Bewahrung des Proletariates, ein Schutz seiner physischen und geistigen Lebenskraft, wobei für mich freilich selbstverständlich ist, dass diese Strafe Rücksicht auf die Lage des Fehlenden nehmen soll und ich mir das ganze Problem der Strafe und des Strafrechtes offen halte.

Erfreulich ist in der sonst so unerquicklichen Angelegenheit Salvemini die Haltung der Tessiner. Der tessinische Grosse Rat hat sowohl dem kantonalen Erziehungsdirektor als auch Francesco Chiesa entschieden und kräftig seine Missbilligung bezeugt und die Gesellschaft „Romeo Manzoni“ beschlossen, Salvemini um einen Vortrag im Tessin zu bitten. Wie wohltätig sticht diese Haltung ab gegen jenen feigen Servilismus der übrigen Schweiz und vor allem ihrer obersten Behörden, der sich vor jeder fremden Anmassung beugt und dann so hinten herum ein wenig mit dem Säbel hantiert und von einem militärischen Schutz unserer Unabhängigkeit spricht, die man auf jede andere Weise verrät. Der Tessin ist halt der Wiege seiner Freiheit noch näher als wir andern „Müdlinge“. — Inzwischen hat freilich die Angelegenheit des Kommunisten Hofmaier aus Basel, der in Italien eine allerdings recht fragwürdige konspiratorische Tätigkeit entfaltete und dafür zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde und dann das bundesrätliche Verbot einer ebenfalls fragwürdigen, aber im Rahmen einer wirklichen freien Demokratie gesetzlich unanfechtbaren kommunistischen Demonstration gegen den Faschismus in Basel (wie vorher im Tessin, wo dieses Vorgehen des Bundesrates aber begreiflicher war) der Geschichte des faschistischen Terrors und der schweizerischen Angstmeierei ein neues Blatt hinzugefügt.

Gerne teile ich mit, dass nach Erklärungen, die mir zugegangen sind, die Schweiz zwar ein Zentrum des internationalen Handels und Schmuggels mit Rauschgiften bleibt, dieses edle Geschäft aber vorwiegend nicht von Schweizern getrieben wird und die schweizerischen Behörden weniger nachsichtig sind, als wir anzunehmen alle Ursache hatten — man denke nur an die Geschichte der Opiumkonvention in der Schweiz. Ganz besonders ist es jedenfalls Professor Zangger in Zürich, der mit all seiner grossen Sachkenntnis, dazu seiner Energie und Humanität diese Dinge verfolgt und

---

[1]) Damit ist natürlich nicht gesagt, dass ich diesem Antrag zustimme. Das Problem ist sehr schwierig. Die Hauptfrage ist, ob und wie weit man eine Bresche in den Wall darf schlagen lassen, der die Grundlage aller menschlichen Kultur, die Heiligkeit des Menschenlebens, schützt.

zum Rechten sieht. Das wäre also der Mann, nach dem ich in dieser Sache wiederholt gerufen habe. Wobei ich allerdings nicht gerade an Zürich dachte. Möge ihm ein ganzer und dauernder Erfolg beschieden sein, zur Ehre der Schweiz und zum Segen für die Welt.

5. Soziales.

Der Angriff der konservativen englischen Regierung auf den Achtstundentag ist auf der letzten Arbeitskonferenz des Internationalen Arbeitsbureaus abgeschlagen worden. Das ist eine gute Sache; sie wird das Ansehen des Völkerbundes bei der Arbeiterschaft erhöhen.

Furchtbares wird uns fortwährend aus China gemeldet. Ich gebe eine Zusammenfassung aus einem in der „Christlichen Welt" (Nr. 5) erschienenen Bericht des bekannten Missionars Witte wieder:

Das Hungersterben in China. 12 bis 20 Millionen Menschen dem Tod verfallen? Schon seit alten Zeiten sind schwere Hungersnöte in China eine immer wieder neu auftretende Volksgeissel. Die letzte ganz grosse Not war im Jahre 1878. Damals starben, nach zuverlässigen Berichten, mehr als 8 Millionen Menschen den Hungertod. Jetzt, in diesem Winter 1928/29, herrscht in China eine solche Hungersnot, wie sie die Geschichte Chinas wohl noch kaum gesehen hat. In neun Provinzen sind im vorigen Sommer und Herbst die Ernten so gut wie ausgefallen. Der Boden war infolge langer Dürre so trocken, dass auch nicht daran gedacht werden konnte, im Herbst neue Saat auszusäen. Die am meisten betroffenen sind die Provinzen Schantung, Schansi, Schensi, Kansu, Kwangsi, Tschekiang, Honan, Hunan und Kiangsi. Die Zahl der Menschen, die wahrscheinlich dem Hungertod verfallen sind, ohne dass es gelingt, ihr Leben zu retten, wird von dem internationalen Hilfsausschuss zur Bekämpfung der Hungersnot auf 12 bis 20 Millionen geschätzt. Dieser Hilfsausschuss meldet unter anderem aus der Provinz Kwangsi:

„Ueberall sieht man die Hungernden. Neun von zehn Häusern sind verlassen. Viele leben von Baumrinde und Blättern. Die Säuglinge werden getötet und die Kinder verkauft."

Aus der Provinz Schansi sind vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1928 mindestens 17,000 verkaufte Frauen und Mädchen abtransportiert worden, deren ferneres Los vielleicht noch schlechter ist als das Verhungern.

Mitten im Hungerstandsgebiet der Provinz Schantung wirkt ein deutscher Missionsarzt, Dr. med. Haensel, im Dienst der Ostasien-Mission. Dr. Haensel schildert in erschütternden Berichten das namenlose Elend und fürchterliche Sterben der Massen in Schantung. Ueberall liegen die Leichen verhungerter Menschen und Kinder herum, an denen die Hunde nagen. So furchtbar sieht es aber nicht nur in der grossen Stadt Tsiningchow aus, in der Dr. Haensel arbeitet, sondern in der ganzen Provinz Schantung. Der Internationale Hilfsausschuss schreibt über die Zustände in Schantung: „Trotz allem, was zur Abhilfe geschieht, ist die Not furchtbar, nicht nur in Schantung, in Tchili, sondern auch in anderen Provinzen. Viele, viele Familien haben keine Winterkleidung und keine Betten, und verfallen den Krankheiten und dem Tode. In manchen Gegenden haben die Soldaten Typhus, Cholera und Rückfallfieber eingeschleppt. Bis zur Frühlings- und Sommerernte ist keine Aussicht auch nur auf Besserung."

In England und Amerika wird viel gegeben zur Linderung dieser entsetzlichen Hungersnot. Wäre es aber nicht dringende Aufgabe des Völkerbundes, sofort eine grosszügige, wirksame Hilfsaktion einzuleiten? Die 12 bis 20 Millionen Chinesen, die vom Hungertod bedroht sind, können gerettet werden!

Wer dabei mithelfen will der sende seinen Beitrag an die „Ostasien-Mission“ Berlin W 57, Pallasstrasse 8/9. (Postcheckkonto Berlin 6457.) Auch die Redaktion ist bereit, Beiträge zu vermitteln.

6. Kirchliches.

Die Kirchen scheinen sich in Mitteleuropa immer mehr reaktionär zu verhärten, um damit für das Gericht reif zu werden. Nach den Vorgängen in Neukölln, über die wir letzthin berichtet, kommen nun die in Gera in Thüringen. Gera ist eine Stadt mit 81,000 Einwohnern, die grösste Industriestadt Thüringens. Sie hat sieben politisch rechtsstehende Pfarrer, keinen einzigen von anderer Art. Nun wurden zwei Stellen frei. Statt diese nun zwei Vertrauensmännern der Arbeiterschaft einzuräumen, wurde eine dieser Stellen von vornherein durch die Kirchenbehörde mit einem weitern politisch rechts stehenden Pfarrer besetzt, weil man nämlich grad einen solchen versorgen musste! Die zweite gab man der Gemeinde frei, diese aber wählte, trotzdem sie in Pfarrer Kohlstock einen trefflichen, durchaus gemässigten Vertreter des „religiösen Sozialismus“ zur Verfügung gehabt hätte, einen „unpolitischen“, d. h. einen politisch rechtsstehenden. Dieser erklärte, er habe sich mit der sozialen Frage noch nicht befasst. Dabei sind in Gera 16 000 Austritte aus der Kirche geschehen, in der grossen Mehrheit von sozialistischer Seite. Wen Gott verderben will, den verblendet er.

7. Kulturelles.

Ueber die pädagogische Arbeit der zionistischen Siedelungen in Palästina und über diese Siedelungen überhaupt, die zum Bedeutsamsten gehören, was unsere Zeit aufweist, berichtet das neueste Heft der Zeitschrift: „Werdendes Zeitalter“. Besonders möchte ich auch auf einen Aufsatz von unserem Mitarbeiter Dr. Kohn über „Martin Buber und den Zionismus seit dem Weltkriege“ und einen Beitrag von Buber selbst: „Die Frage nach Jerusalem“, hinweisen.

Diese ausgezeichnete Zeitschrift, die auf eine edle, tiefe und umfassende Weise, wie man sie selten findet, eine neue Erziehung als Grundlage einer neuen Welt — der Welt, die auch wir ersehnen — vertritt, sei bei dieser Gelegenheit von Herzen empfohlen.[1])

Nun ist also die grosse Kälte vorbei. Wieder einmal wurde diese ihr entfremdete Welt vor die Macht der Natur gestellt, die auch noch etwas zu sagen hat. Es stimmt im Besonderen auch zum Nachdenken, wie durch die gemeinsame Not, die freilich für die wilden Tiere noch schlimmer war als für die Menschen, Mensch und Tier zusammengeführt wurden, insofern als eine umfassende Fürsorge für die wilden Tiere eintrat. Möchte das ein Zeichen für weitere Entwicklungen im Sinne einer Umkehr zur Natur sein.

13. März 1929. L. R.

Der Fall Bietenholz. Nun ist der Fall Bietenholz „erledigt“. Der Basler Regierungsrat hat den traurigen Mut gefunden, Bietenholz wegen seinem Nichterscheinen zur militärischen Inspektion (er war Sanitätssoldat) seines Amtes zu entsetzen. Alfred Bietenholz ist Amtsvormund für uneheliche Mütter und Kinder und verlassene Frauen und Kinder überhaupt. Er hat dieses Amtes in jeder Hinsicht vorbildlich gewaltet. Es wird ihm bezeugt, dass er der beste all dieser Fürsorge-Beamten sei. Nicht genug damit, hat er für solche Mütter und Kinder sein eigenes Haus geöffnet. Er ist mit seiner Familie von seinem schönen Heim auf dem Lande in eine städtische Wohnkolonie für kinderreiche Familien gezogen. Dort nimmt er mit seiner Frau Mütter und Kinder, die er in seiner Arbeit kennen gelernt, auf. Die Mütter können tags-

---

[1]) Man abonniere bei Frl. Dr. Elisabeth Rotten, Kohlgraben, Racha, Rhön.

über der Arbeit nachgehen, während für die Kinder daheim liebevoll gesorgt wird. Wer irgend welche Erfahrung in solchen Dingen hat, weiss, was das für eine Aufgabe ist, wie viel Selbstverleugnung, Glauben, Geduld und Liebe sie fordert. Und Bietenholz ist auch sonst rastlos für alles, was Gott und dem Menschen dient, tätig.

Einen solchen Mann setzt die Regierung ab, weil er das Menschentöten und alles, was damit zusammenhängt, für gottwidrig hält. Als ob seine ganze Arbeit nicht sinnlos würde, wenn er anders dächte! Und das, trotzdem die amtliche Disziplinarkommission sich einstimmig im gegenteiligen Sinne äusserte, trotzdem auch im Grossen Rate der Widerspruch sehr stark war. Es ist anzunehmen, dass Hintergrundsmächte der Regierungsmehrheit den Rücken gestärkt haben, sodass sie einen Mut fand, den wir in guten Dingen bei unsern Behörden selten genug finden. Das ist in dem Basel geschehen, über das vierundeinhalb Jahre lang der Kanonendonner des Weltkrieges hinging. Den haben diese Menschen offenbar nicht gehört; von einer Stimme Gottes darin hat das „fromme“ Basel, wohl gerade infolge seiner „Frömmigkeit“, offenbar nichts vernommen.

Und da gibt es noch Leute, die sich aufregen, wenn man von einem schweizerischen Militarismus redet. Was ist denn noch Militarismus, wenn es nicht das ist, dass man den militärischen Gesichtspunkt jedem andern überordnet? Und geschieht das in diesem Fall nicht auf die krasseste Weise? Wenn Bietenholz ein Trinker wäre, ja, wenn er selbst ein uneheliches Kind hätte, nun, dann würde man ja wohl ein Auge zudrücken, aber wenn er erklärt, er sei grundsätzlich gegen Krieg und Kriegsvorbereitung, dann wird erklärt, er sei nicht würdig, Angestellter des Staates zu sein und Fürsorger unehelicher und verwaister Mütter und Kinder. Das kann einer nur sein, wenn er grundsätzlich dafür ist, dass bei einem nächsten Weltkrieg zu den neun Millionen Kriegswaisen und fünf Millionen Kriegswitwen noch doppelt und dreifach so viel neue kommen. Noch einmal: da soll es in der Schweiz keinen Militarismus geben!

Irgend einen stichhaltigen Grund für diese Behandlung unseres Freundes gibt es nicht. Er hat die Strafe für seinen, übrigens so unbedeutenden, Verstoss gegen das Militärgesetz verbüsst. Dass diese Strafe entehrend sei, können nur solche glauben, für welche das Militär zur ganzen Religion und Sittlichkeit geworden ist. Das einstimmige Urteil der staatlichen Disziplinarkommission beweist, dass irgendwelche gesetzlichen Notwendigkeiten für den Schritt der Regierung nicht vorliegen. Nein, dieser entspringt einfach dem Dogma: die Würdigkeit eines Mannes, als Beamter seinem Volke zu dienen, beruht auf seiner Zustimmung zum Militär.

Dieses Vorgehen der Basler Regierung ist derart, dass einem das Blut in den Adern kochen muss, vorausgesetzt man habe noch solches. Wir werden uns das nicht gefallen lassen. Unsere Antwort auf diesen schnöden Gewaltakt der Militärklique wird nicht ausbleiben. Freund Bietenholz aber und die Seinigen werden freilich durch diesen Regierungsakt nicht geschädigt werden können. Es wird sich ein neues Arbeitsfeld für sie finden und der Segen dieser Tat und dieses Leidens wird gross sein.

Erklärung zum Fall Bietenholz. An der Jahresversammlung der „Freunde der Neuen Wege“, die am 17. März in Zürich stattfand, wurde einstimmig die folgende Resolution gefasst: „Die von hundert Personen besuchte Jahresversammlung der Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“ erhebt den schärfsten Protest gegen die Amtsentsetzung von Alfred Bietenholz durch die Regierung von Baselstadt. Sie empfindet es als unerhört, dass die Fähigkeit und Würdigkeit eines Mannes, der Volksgemeinschaft zu dienen, von seiner Stellung zur Militärfrage abhängig gemacht werden soll und fordert die öffentliche Meinung der Schweiz auf, sich gegen solche Militarisierung unseres ganzen Lebens zu erheben.“

Heimetli Ober-Sommeri (Thurgau).

Im Kinderheim Heimetli Ober-Sommeri (Thurgau) werden nach Ostern neue Schülerinnen aufgenommen. Die jungen Mädchen werden eingeführt in Säuglings- und Kinderpflege, Kindergarten, Haushaltung und Gartenbau. Der praktische Unterricht wird durch theoretische Stunden ergänzt.

Es liegt uns daran, den Schülerinnen nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sondern sie in ihrer innern Entwicklung zu fördern durch Besprechungen über Lebensführung und -Vertiefung, über soziale Fragen usw.

Wir freuen uns, auch jüngere Mädchen von 15 Jahren an aufnehmen zu können. In diesem Alter, da seelisch alles fliesst, ist eine Zeit der innern Abklärung und Fertigung besonders wertvoll. Oft findet das junge Mädchen dann gerade in der praktischen Arbeit den Weg zu einer bestimmten Lebensaufgabe. Das Zusammenleben mit den Kindern jeglicher Altersstufe führt ungezwungen zu Verantwortlichkeitsgefühl und Selbsterziehung. Prospekte und nähere Auskunft über die Kurse in Gartenbau, Kinderpflege und Haushalt durch die Leiterinnen: Anna Schmid und Isa Stähelin.

Personalia. Ein Schweizer von gutem und grossem Schlag ist dahingegangen: Jost Winteler, der einstige Lehrer an der Aarauer Kantonsschule, der Schöpfer der bedeutenden Dichtung „Tycho Pantander", der Mann, der noch in seinem hohen Greisenalter für eine wirklich unabhängige Schweiz glühte und sich über das Geschlecht empörte, das sie im Kerne an fremde Götzenbilder preisgibt und dazu aber von Unabhängigkeit flunkert, wenn es gilt, unsern, ebenfalls importierten, Militarismus zu verteidigen

---

Redaktionelle Bemerkungen.

Ich möchte auf den Aufsatz über „Schwermut – Anfechtung" mit ganz besonderem Nachdruck hinweisen. Er bedeutet dreierlei: Einmal bringt er uns einen der Männer nahe, die für die Sache, welcher die „Neuen Wege" dienen wollen, von Anfang an bestimmend waren. Nichts kann bedeutsamer sein, als die innere Verbindung, die zwischen Kierkegaard und Blumhardt besteht! Kierkegaards Erscheinung wird in diesem Aufsatz freilich nur von einem ganz bestimmten einzelnen Punkte aus beleuchtet, aber dieser Punkt ist, wie jeder weiss, der Ks. Leben kennt, wirklich dessen Zentrum. Aber nun besitzt die vorliegende Behandlung des Themas „Schwermut — Anfechtung" auch an sich ihren sehr grossen Wert. Diesen wird jeder Leser spüren, der in solchen Dingen Erfahrung hat. Ich habe den Beitrag auch nicht zufällig in diesem Hefte gebracht, das gleichsam ein Karfreitag- und Osterheft ist. Endlich aber — und das ist das Allerwichtigste, das ausserordentlich Wichtige an dieser Aeusserung — enthält der Aufsatz ein neues Verständnis der Botschaft des Neuen Testamentes, welches einen Durchbruch von gewaltigster Tragweite bedeutet. Damit führt er in das Zentrum aller tiefsten Fragen der Zeit.

Ich wünsche von ganzem Herzen, dass der so wichtige Beitrag in diesem Sinne von Vielen recht verstanden werde und bemerke nur noch, dass die Abhandlung von einer dänischen Frau geschrieben ist, die wie wenige berufen ist, über diesen dreifachen Gegenstand zu reden.

Die Dokumente zum Thema: „Katholizismus und Sozialismus" sind so zahlreich geworden, dass sie nicht in dieses Heft gehen. Da sie auch an sich wertvoll sind und ein Hauptthema der Arbeit der „Neuen Wege" beleuchten, so ist das kein Uebelstand. Wir verteilen auf diese Weise sozusagen ein Sonderheft auf mehrere andere.

Einige Berichte mussten auf das nächste Heft verschoben werden.

Ein herzliches: „Fröhliche Ostern!" allen Lesern.

Die grosse Speisung.[1])

Text: Johannes 6, 1—13.

Liebe Gemeinde! Wenn wir hier in der Kirche zum Gottesdienst zusammenkommen, bekennen wir damit demütig, dass wir mit dem Leben nicht allein fertig zu werden vermögen. Wir kommen zusammen als Arme und Suchende, als solche, die einen Mangel empfinden, den sie nicht selber decken können, die eine Not verspüren, für welche sie keine Abhilfe wissen. Darum beten wir zu Anfang unserer Zusammenkunft zu Gott und strecken die Hand aus nach ihm, weil wir seiner bedürfen in den Freuden und Leiden, in den Sorgen und Zweifeln des Lebens, in den Wechselfällen unseres Geschickes. Wir spüren, dass wir irgendwie eingeschlossen sind, von dicken Mauern umgeben, in ein Gefängnis gesperrt und möchten nun herauskommen aus diesem Gefängnis, sprengen die Mauern, die uns einschliessen und von wahrem Leben und von wahrer Freude trennen, ein Ende machen der traurigen Gefangenschaft, zu der wir verurteilt sind. Wir spüren die Leere, in der wir stehen müssen, das Armselige, Unbefriedigende und Kärgliche unseres Lebens auch dort, wo es am schönsten und besten ist. Wenn wir in die Kirche kommen, bekennen wir diese Armut, stellen uns als solche hin, die gesegnet sein möchten und nun diesen Segen suchen, die von Gott wissen und ihn nun auch erfahren möchten als einen Befreier und Erlöser aus der Armut. Es ist etwas Ergreifendes, wenn man an all die Tausende und Hunderttausende denkt, die in allen Kirchen der Erde ihre Hand ausstrecken nach der grossen Gabe Gottes. Sie gleichen den Leuten im Evangelium, von denen es heisst: „Danach ging Jesus weg und es zog ihm viel Volks nach.“ Auch heute zieht viel Volks Jesus nach. Es ist ein unabsehbarer Zug von Männern, Frauen, Kindern, der Jesus nachfolgt und der von seinem Vater, von Gott und niemand anderem Befreiung aus seiner Not, das Ende seiner Gefangenschaft, Beseligung und Heil erwartet.

Denn freilich nicht nur unsere Not und unsere Armut bekennen wir, wenn wir hier in der Kirche sind, wir bekennen auch unseren Glauben und unsere feste Zuversicht, dass das nicht so bleiben müsse, sondern von ihm könne geändert und gewendet werden. Wir bekennen auch, dass wir in ihm den guten Hirten sehen, welcher sich der verirrten, zerstreuten und geängstigten Herde erbarmt, sie sammelt, leitet und versorgt. In der Kirche spüren wir nicht bloss den Mangel unseres Lebens, da werden wir auch des überschweng-

[1]) Predigt, am 3. März 1929, dem Tage der Abstimmung über die Getreidevorlage, in der Friedenskirche zu Bern gehalten.

lichen Reichtums bewusst, der ihm verliehen ist und lernen Gottes Güte sehen und anbeten. Hier wird es uns ein tiefes Bedürfnis, uns unter diese Güte zu stellen und sprechen wir aus tiefster und innerster Ueberzeugung aus: „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist und deine Wahrheit so weit die Wolken gehen. Herr, du hilfst Menschen und Vieh. Wie teuer ist deine Güte, dass Menschen unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben. Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses und du tränkest sie mit Wonne wie mit einem Strom, denn bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ In diesen Worten ist uns Gott, der Vater Jesu Christi, gegeben als unser Vater und Versorger und die Abhilfe des Mangels und die Wegschaffung der Not verheissen. Denn solche Worte sind ja nicht bloss Worte, sondern Kräfte der Zukunft und Worte des ewigen Lebens, die man eben nur bei Gott selbst findet. Solche Worte gestalten die Dinge neu und ändern die harten Verhältnisse, an denen gewöhnliche Menschenworte wirkungslos abprallen. In ihnen beginnt eine neue Welt aufzusteigen, die ihre Segnungen über die Menschenwelt ausgiesst. Da werden Worte zu einem Evangelium, das uns dessen gewiss macht, Gott sei wahrhaftig unser Gott und uns nahe, die Quelle unseres Lebens und könne Menschen und Tieren helfen, wenn er nur wolle.

Heute nun werden wir durch unseren Text vom Evangelium dazu ermutigt, auch in einer Sache von Gott und seinem Geist Hilfe zu erwarten, wo es am allerschwersten ist, nämlich bei der Versorgung unseres Leibes mit Nahrung, bei der Beschaffung des täglichen Brotes. Wir werden hier gelehrt, dass eine unserer Nöte, die wir in der Kirche fühlen und mit Gott in Zusammenhang bringen und ihm zur Lösung übergeben sollen, der Hunger unseres Leibes ist. Gott will, dass alle Menschen sich sollen sättigen und ihren Hunger stillen können und er entbindet die Kräfte, welche das Brot schaffen und der leiblichen Not in jeder Form steuern. Wie die jungen Vögel im Nest ihre Hälse strecken, ihre Schnäbel weit aufsperren, ungeduldig schreien und auf ihre Mutter warten und wie die Mutter pfeilschnell herbeifliegt und sie füttert, so sollen wir Menschen dessen versichert sein, dass uns Gott in unserer leiblichen Not nicht stecken lässt. Das wusste schon der Sänger des 145. Psalms, als er ausrief: „Aller Augen warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und sättigest alles, was da ist, mit Wohlgefallen.“

Und wohl gemerkt, wenn der Psalmsänger so redet und von der Speise spricht, die aus der Hand Gottes kommt und jedem zu seiner Zeit gegeben wird, so meint er damit nicht etwa bloss die Seelenspeise, das geistliche Brot, das Brot des Lebens, sondern er meint wirklich die Nahrung und Notdurft des Leibes, für dessen

Stillung er eine solch herrliche Verheissung gibt. Unser Text erzählt, dass Jesus auf einen Berg gestiegen sei und dann habe er die Augen aufgehoben und das viele Volk erblickt, das ihm gefolgt war und das Erste, was ihm in den Sinn kam, war der Gedanke: Wie sollen wir sie ernähren? Er fühlt, dass es seine Sache ist, sie mit Brot zu versorgen, er spürt die Verantwortung. Eine wunderbare fürsorgliche und väterliche Liebe legt er an den Tag, denn auch ein Hausvater zeigt sich den Seinigen als das, was er ist nicht allein dadurch, dass er sie geistig versorgt, indem er ihnen Ratschläge erteilt, Befehle gibt, Strafen und Lob austeilt, Mahnungen ausspricht und Trost spendet, sondern dadurch, dass er sie speist. Der Vater ist der Ernährer, er spendet das Brot, und so ist auch Gott darum unser Gott und müssen wir auch das in unsern Glauben einbeziehen, dass er uns unsere Speise gibt zu seiner Zeit. Komme man uns hier nicht mit dem Hinweis auf das Wort Jesu, das er dem Satan in der Wüste geantwortet hat, als dieser ihn veranlassen wollte, Steine in Brot zu verwandeln, mit dem vielgehörten Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht.“ Jesus hat dieses Wort gesprochen, als ihn selbst hungerte, als er vierzig Tage gefastet hatte. Als er dagegen a n d e r e hungern sah, hat er sich das tief zu Herzen gehen lassen und voll Besorgnis gefragt: „Wo sollen wir Brot für so viele Menschen kaufen?“ Gewiss, Brot ist nicht das Einzige, was wir brauchen, Brot ist vielleicht nicht einmal die Hauptsache, die wir nötig haben, und ohne Zweifel lebt der Mensch nicht vom Brot allein, aber dieses schöne und wahre Wort Jesu wird in unserem Mund zu einer empörenden Phrase, zu einer Beleidigung und zu grausamem Hohn, wenn wir es, wie es oft genug vorkommt, gegen andere brauchen, wenn wir es mit kauenden Muskeln und vollen Backen denen, die nichts haben, zur Belehrung vorhalten. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber er lebt auch vom Brot, und wenn uns Jesus im Unservater um das tägliche Brot bitten lehrt, so bringt er eben damit die Frage unserer Ernährung mit Gott und seiner Wahrheit in allernächsten Zusammenhang und zeigt, dass hinter der Frage nach dem Brot die Frage nach Gott auftaucht und wartet, ja, dass die Brotfrage eine Gottesfrage, eine Frage von religiöser Würde und Wichtigkeit ist. Wenn wir uns das recht vergegenwärtigen, verstehen wir vielleicht auch, warum in diesen Tagen, wo das Schweizervolk über seine Brotversorgung Entschlüsse fassen soll, die Geister so aufgeregt und die Leidenschaften so lebendig sind. Ein heisser politischer Kampf ist entbrannt, aber er spielt sich ab auf einem Hintergrund, von dem die Politiker nichts wissen. Wenn es so ungeheuer wichtig ist, wie die Brotversorgung unseres Landes gestaltet wird, so ist es nicht nur darum wichtig, weil das Brot ein so allgemeines Volksnahrungs-

mittel ist und im Haushalt eine umso grössere Rolle spielt, je kleiner das Einkommen und je grösser die Kinderzahl ist, sondern darum, weil wir die Verheissung haben, dass Gott seine Hand auftue und jedem seine Speise gebe zu seiner Zeit und weil uns das Evangelium um das Brot bitten heisst und uns so glauben lehrt, dass es eine Gottesgabe ist.

Dass Gott unser Gott ist und sich unser leibliches Wohl angelegen sein lässt, das zu glauben ist ganz besonders dort schwer, wo man um die Ernährung in beständiger Sorge sein muss, wo man wenig oder kein Brot hat. Es gibt keinen Mangel, der den Menschen seelisch so bedrückt wie der Mangel an Brot. Nichts kann den Menschen so entmutigen und kann so völlig allen frohen Glauben zerstören, wie wenn wir in Angst sein müssen um die ausreichende Ernährung unserer selbst und derer, die uns anvertraut sind. Wir haben das alle während des Krieges selber erlebt. Die Aelteren unter euch erinnern sich gewiss noch, was für bange Sorgen in den Jahren 17 und 18 in unseren Gemütern einzogen, wenn bekannt wurde, der von der eidgenössischen Getreideverwaltung eingeführte Vorrat an Brotgetreide reiche nur noch für vierzehn Tage, höchstens drei Wochen. Da konnten wir nicht viel anderes denken als an diese Gefahr, an diese entsetzliche Möglichkeit einer ausbrechenden Hungersnot. Wir sind damals sehr kleinmütig gewesen. Zu verwundern ist das übrigens nicht, sehen wir doch den gleichen Kleinmut auch bei den Jüngern Philippus und Andreas in unserer Erzählung des Evangeliums. Auch sie können in dem Augenblick, wo sie das viele Volk und die wenigen Brote und Fische sehen, nichts anderes denken als: es langt nicht. Auch sie, die Jünger des Herrn, werden durch die Gefahr eines zutagetretenden Nahrungsmangels gleichsam blind gemacht für die Hilfe, die es in diesem Mangel gibt und die ihnen so unendlich nahe war. Sie sehen nur die drohende Not und den Mangel, sie sehen nur die hungrigen Mäuler, mehr nicht. Sie glauben nicht, sie sind entmutigt und kleingläubig. Luther sagt hiezu: Wenn die Jünger geglaubt hätten, so hätten sie fröhlich gesprochen: „Wir haben zwar nur fünf Brote und zwei Fische, das ist nicht genug für fünftausend Menschen, aber gottlob dass wir dich bei uns haben, lieber Herr Jesu, denn durch deinen Segen und Hilfe, ob wir gleich keinen Heller haben und in der Einöde sind, wollen wir dennoch genug haben."

Wenn es schwer ist, den Glauben an Gott festzuhalten, wenn der Mangel einkehrt und der Hunger sein Haupt erhebt, um wie viel schwerer ist es für den, bei dem der Mangel da ist und der den Hunger nicht nur kommen sieht, sondern ihn leidet. Hunger leidet. Ich weiss nicht, ob jemand unter uns ist, der weiss, was es heisst, Hunger zu leiden, wahrscheinlich nicht. Wenn wir von Hunger reden, meinen wir ja gewöhnlich etwas ganz anderes, etwas viel

harmloseres, viel gemütlicheres. Es soll einmal ein Richter zu einem Angeklagten, der wegen Diebstahl vor ihm stand, gesagt haben: „Was, aus Hunger wollen Sie gestohlen haben und das soll eine Entschuldigung sein. Schämen Sie sich, ich habe alle Tage, wenns gegen den Mittag geht, einen wärschaften Hunger, aber deswegen stehle ich doch nicht.“ Dieser Richter wusste nicht was Hunger ist. Hunger ist eben etwas anderes als der gute Appetit, den wir vor dem Essen alle verspüren, wenn wir gesund sind. Wo Hunger ist, ist kein Glaube möglich, denn Hunger bedrückt und entmutigt nicht bloss, er treibt den, der ihn leidet, in die Verzweiflung. Hunger ist kein guter Nährboden für schöne Regungen der Seele, kein Acker, auf dem Tugenden wachsen. Wo Hunger ist, hört der ideale Sinn auf, der Hochflug der Gedanken ist vorbei, der Sinn klebt am Boden, die Gedanken werden niedrig und grob, es können die Fäuste sich ballen und auf die Lippen können Fluchworte steigen. Im Hunger tut der Mensch, was er sonst niemals tun würde, was er immer gescheut, ja gefürchtet hat, da lernt er lügen und stehlen, lernt die Gemeinheit. Hunger macht gottlose Menschen, er trennt den Menschen von Gott. Denn für ihn ist der Hunger etwas völlig anderes als für das Tier. Das Tier leidet auch, wenn es hungert, der Hunger presst ihm auch den Schrei des Schmerzes ab, er tut ihm auch weh und kann sich zur Unerträglichkeit steigern, der Hunger wird sich in Heisshunger wandeln und schliesslich zum Tode führen, aber es wird immer alles auf der gleichen Linie bleiben. Wenn der Mensch hungert, ist es etwas anderes. Dann hungert einer, dem die Verheissung gegeben worden ist, dass ihm Gott seine Speise geben werde zu seiner Zeit, einer, der um das tägliche Brot bitten kann. Ihm tut der Hunger nicht bloss weh, er beleidigt ihn und bedeutet für ihn Erniedrigung und Entwürdigung. Darum das Lästerwort auf den Lippen des Darbenden, darum die Abkehr von Gott, die wir bei denen beobachten, die Hunger leiden oder deren Leben doch nichts anderes ist als ein beständiger Kampf um das Allernötigste, ums Brot, das den Hunger stillt und das Hungergespenst verscheucht.

Nun kommen wir in unserem Text zu dem 10. und 11. Vers, wo es heisst: „Jesus aber sprach: Schaffet, dass sich das Volk lagere. Es war viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünftausend Mann. Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten, desgleichen auch die Fische, so viel sie wollten.“ In diesen Worten ist es deutlich ausgesprochen und dargestellt, wie Jesus die Brotfrage, die Frage nach der Nahrung, löst und dem Mangel abhilft. Mitten in ihrem armseligen Leben, wo die Einen im Ueberfluss sind und darum an Gott vorbeikommen und die andern darben und sich darum von ihm abkehren, dürfen die Menschen glauben an die Schöp-

ferkraft desjenigen Gottes, der im Anfang Himmel und Erde geschaffen hat und das, was aus ihm gekommen ist, auch am Leben erhalten will. Weil es sich beim Brot und seiner Beschaffung wirklich um Gott und sein ewiges Reich handelt und es sich am Brot entscheidet, ob dieses Reich besteht, darum wird er diese Frage auch lösen und das Brot, wo es nötig ist, geben. Nicht darauf kommt es an, ob es uns gelingen werde, unsern Bedarf zu decken, sondern ob es ihm gefällt, uns an seiner Fülle teilnehmen zu lassen und wenn sich die Menschen an Gott wenden und sehen, wo ihre eigentliche Not ist, da werden sie auch als Gäste an Gottes Tisch geladen und von ihm reichlich versorgt. Es wird ihnen zwar nicht die Arbeit und die Mühe, unter Umständen auch nicht der Kampf, aber die Sorge und der Kummer ums Brot abgenommen, und sie dürfen es herrlich erfahren, wie wahr es ist, wenn es im Psalm heisst: „Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen. Der Herr gibt es den Seinen im Schlafe.“ Das ist freilich nicht leicht festzuhalten und zu glauben, aber eben zu diesem Glauben sind wir berufen, wenn wir um das tägliche Brot bitten, zu dem Glauben, in welchem wir nicht bloss auf unsern Mangel, sondern mit Zuversicht und gewissem Sinn auf Gottes gebende Hand schauen. Es ist wunderbar, mit welcher Eindrücklichkeit uns das heutige Evangelium dies nahe bringt, wie Jesus hier den Menschen, die ihm in die Einöde gefolgt sind, den Tisch deckt. Er lässt sie sich lagern und teilt nun aus, nachdem er gedankt hat, und sein Segen kann bewirken, dass aus dem Wenigen viel wird. Unter seinen Händen ist das Brot gewachsen und gemehrt worden, sodass alle bekamen so viel sie wollten, eine seltsame, unerhörte Art der Brotversorgung. Man nennt es ein Wunder und doch ist, was hier geschieht, im Grunde nichts anderes als was wir alle Tage vor Augen haben, wenn Gott in der Natur aus Kleinem Grosses, aus Wenigem viel werden lässt. Erleben wir es nicht alle Jahre, dass Gott das Brot der Erde, ihren Ertrag an Nahrung mehrt, wenn er aus einem Korn hundert Körner, aus einem Apfelkern einen Baum und neue Aepfel und aus diesen wieder neue Bäume wachsen lässt und dadurch zeigt, dass sein Wille, zu geben und zu mehren, wenn wir ihn nur recht verstehen, schier ohne Grenzen ist? Gewaltig wird uns das gepredigt durch das Evangelium von der grossen Speisung. Und wenn nun auch wir unsere Not vor Gott bringen und die Last der Nahrungssorgen als von ihm uns aufgelegt annehmen, tragen und die Sorge zu wenden suchen, dann ist uns verheissen, dass er auch bei uns der Not steuern und die Last abnehmen werde, denn wenn er uns die Gnade gibt, dass wir den Hunger als einen Hinweis auf ihn empfinden und seine Barmherzigkeit unser Essbedürfnis benützt, um in uns die Bitte um seine Gabe zu erwecken, dann wird er diese Gabe auch nicht ver-

weigern, sondern wahr machen, was er in einem andern Psalm verheisst: „Reiche müssen darben und hungern, aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.“ (Psalm 34, 1.)

Und wie uns das Evangelium lehrt, die Güter des Lebens von Gott zu erhoffen und zeigt, wie sie wirklich von ihm kommen, so lehrt es uns auch, wenn sie da sind, sie recht brauchen und zu ihnen Sorge tragen. Wir werden angehalten, was wir nicht haben an solchen Gütern, von ihm mit Gewissheit des Herzens und froher Zuversicht zu erwarten und was wir haben, mit Weisheit und kluger Umsicht zu brauchen und damit an den Tag zu legen, dass wir es schätzen. Das lehrt uns unser Evangelium dort, wo es uns erzählt, dass Jesus Befehl gegeben habe, die übrig bleibenden Brocken in Körbe zu sammeln. Man hätte vielleicht denken können, wenn es ihm gegeben war, dass das Brot unter seinen Händen gewachsen war und sich gemehrt hatte, er hätte nun die Resten achtlos liegen lassen, denn was man im Ueberfluss haben kann, das schätzt man zuletzt nicht mehr. Das Volk, das vorher gedarbt hatte, bekam ja jeder so viel er wollte, es schwamm also förmlich in Brot und hatte Fülle und Ueberfülle, und nichts wäre natürlicher, als dass sich Jesus weiter um solche Sachen nun nicht mehr gekümmert, sondern die herumliegenden Reste achtlos liegen gelassen hätte. Aber das geschieht nicht. Er lässt die Reste sorgfältig zusammentragen, nichts darf liegen bleiben, nichts vergeudet werden. Dieser Teil unseres Evangeliums wird gewöhnlich übersehen, auch als ein übrigbleibender Brocken liegen gelassen. Wir aber wollen auf ihn achten und auch noch in unsere Körbe sammeln. Da fehlt es uns nämlich vielfach am rechten Sinn, nämlich so, dass wir Gottes Gaben, wenn sie uns gegeben sind und wir sie besitzen, nicht zu besitzen und zu nützen verstehen, sie statt zu brauchen missbrauchen und damit vergeuden. In meinem elterlichen Hause sind wir Kinder streng dazu erzogen worden, dass wir am Tisch auch nicht das kleinste Stückchen Brot durften liegen lassen, obschon meine Eltern immer genug Brot herbeizuschaffen vermochten, dass man nicht eigentlich das Brot hätte sparen müssen. Und wir hätten es auch niemals gewagt, ein Stück Brot auf die Strasse zu werfen, wir hätten das als ein grosses Unrecht empfunden, wir hätten das Brot damit geschändet. So ist es uns Kindern in Fleisch und Blut übergegangen, dass man das Brot nicht schänden darf. Aber gerade dieses Unrecht, freilich nicht mehr mit dem Stücklein Brot, sondern mit den Gütern des Lebens überhaupt, ist es, das wir immer wieder begehen. Wie oft geschieht es, dass die Menschen übermütig werden, wenn es ihnen wohlergeht. Es wird viel verdient, also wird viel ausgegeben, es ist Brot und alles Nötige in genügendem Masse vorhanden, also schätzt man es nicht mehr. Da verstossen wir gegen den klaren Willen Gottes, der uns lehrt, mit dem, was wir seinem Segen zu

verdanken haben, haushälterisch umzugehen und die guten Tage für die bösen vorsorgen zu lassen. Ich weiss nicht, ob wir das überhaupt tun würden, ob wir nicht alle Güter verschleudern, die Gaben Gottes rücksichtslos zertreten und verzetteln würden, wenn uns nicht schon unsere menschliche Vernunft das abraten würde, die uns vor Augen hält, dass nach Zeiten des Ueberflusses solche des Mangels kommen können und es schon darum ratsam ist, zu sparen.

Aber es gibt eine weit schlimmere Art, das Brot zu schänden, als wenn das Haushalten und Sparen vergessen wird. Es gibt Menschen, die die Güter der Erde auf eine solche Weise schänden, dass sie sie zwar nicht vergeuden und verzetteln, sondern treulich aufbewahren und dann benützen, um sich an ihnen zu mästen. Gerade mit dem Gut, von dem heute die Rede ist, mit dem Brot oder dem Brotgetreide, geschieht das oft genug und wir können nicht anders, als auch auf diese Sache das Licht des Evangeliums fallen lassen und sie liegt in diesem Lichte sehr einfach und klar, nämlich so: Es gibt Menschen, die das Brot und das Brotgetreide aufbewahren, aber nicht, um dem Befehl Gottes zu gehorchen und in den Tagen des Ueberflusses weise vorzusorgen für die Tage des Mangels, sondern um aus dem Segen der Erde, den Gott gibt, Nutzen zu ziehen und an ihm Profit zu machen. Sie sammeln das Brot, das nicht sofort gegessen werden kann, nicht nur in Körbe, sondern in grosse Scheunen und mächtige Lagerhäuser, halten es zurück, lassen es rar und teuer werden und wenn das erreicht, der Preis gestiegen ist, setzen sie es ab und drücken die Armen. Als Jesus die Brocken aufzuheben und sorgsam zu sammeln gebot, wollte er offenbar nicht, dass das Brot dazu diene, die Körbe der Getreidespekulanten zu füllen, die es dadurch schänden und Gott lästern, indem sie sich an dieser Gabe bereichern. Das Brot ist heilig, weil es Gott heiligt und allen Menschen in ausreichendem Masse geben will, aber dann müssen wir es auch geschehen lassen, dass Gott nicht nur einzelnen Menschen, wenigen Bevorzugten die Scheunen füllen will, damit sie die alten abbrechen und neue und grössere bauen und sprechen können: „Iss und trink und sei guten Mutes, du hast nun einen Vorrat auf viele Jahre“, und daran zu Narren werden, denen doch in der Nacht die Seele abgefordert wird, sondern dass er allem Volk den Tisch deckt. Nur wo die Last des Hungers gemeinsam getragen wird und kein Volksgenosse sich auf die Seite macht, um diese Last nicht zu tragen, wird Gott sie uns abnehmen und den Mangel in Fülle verwandeln.

Ernst Hubacher.

Zum Gedächtnis Gustav Landauers.

1. Erinnerung an einen Tod.

Als Gustav Landauer am 6. Februar 1919 in München Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg die Gedächtnisrede hielt, sprach er zunächst von der Sozialdemokratie. „Hat sie nicht einen Januskopf?" fragte er.[1]) „Ist es nicht so, dass jeder kühne Mann des Geistes zu ihr hingezogen wird, als der Vertreterin des Sozialismus, der Gerechtigkeit — von ihr abgestossen wird als einer Kirche der Unfreiheit, der Bureaukratie, des militärischen Geistes . . .?" Aber dieser Begriff des militärischen Geistes brachte ihn auf einen andern Gedankengang. „Oh," rief er, „es gibt einen kriegerischen Geist, der noch lebendig ist, der auch uns das Herz bewegen kann . . . Hören Sie!" Und er las ein Gedicht des ungarischen Lyrikers Petöfi (gefallen 31. Juli 1849) in der (zuerst 1899 veröffentlichten) Uebertragung von Hedwig Lachmann — Gustav Landauers Frau, die im Februar 1918 gestorben war. Es beginnt:

Mich quält ein leises Angstgefühl:
Ich möchte nicht sterben auf weichem Pfühl —
Will mich nicht qualvoll in Kissen wälzen,
Will nicht langsam verwelken, zerschmelzen,
Wie die Kerze, die man im Zimmer vergisst,
Wie die Blume, die ein Wurm zerfrisst.

Und dann heisst es darin:

Wenn einst ein freiheitstrunkener Geist
Die Sklavenvölker dem Schlummer entreisst,
Sie sich den Schlaf aus den Augen reiben
Und „Weltfreiheit!" auf die Fahne schreiben
Und auf gemeinsamem Kampfesplane
Mit flammendem Antlitz und blutroter Fahne
Dem Tyrannen entgegentreten
Und die schmetternden Kriegsdrommeten
Weithin erschallen —
Dann will ich fallen!

„Er starb," sprach Landauer weiter, „wie er sich's gewünscht hatte, er fiel in der Freiheitsschlacht — sein Leichnam ist nicht gefunden worden. So starb auch Rosa Luxemburg, so auch Liebknecht . . . Und doch — wie anders war diese Schlacht! Im Strassenkrieg der antirevolutionären Soldateska, geführt von Berufsunteroffizieren und Offizieren des Generalstabs, sind Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gefangen genommen, als Gefangene sind sie von

---

[1]) Ich zitiere nach Landauers handschriftlichen Notizen zu der Rede.

einer ehrlosen Kriegführung feig, von einer Ueberzahl — die Einzelnen, die Wehrlosen, ermordet worden."

Drei Monate später, am 2. Mai, ist Gustav Landauer von ebender „antirevolutionären Soldateska" ermordet worden.

* * *

Aber was ist das, Soldateska, und was ist das, Revolution? Eine Soldateska besteht aus Menschen, die man Soldaten nennt, und eine Revolution wird von Menschen gemacht, die sich Revolutionäre nennen. Das, wodurch diese wie jene verbunden werden, ist die aktuelle Situation.

Die aktuelle Situation des Soldaten ist, dass er das ihm als „feindlich" Bezeichnete — gleichviel ob der „Feind" ein „äusserer" oder ein „innerer" ist — zu „bekämpfen", also, wo das Menschenwesen sind, diese mit allen angeordneten Mitteln, von der Freiheitsberaubung bis zur Vernichtung, „kampfunfähig" zu machen hat, so gut er vermag und soweit es ihm jeweils befohlen wird. Dieser Situation kann eine Gesinnung entsprechen: der Glaube, dass das als feindlich Bezeichnete wirklich feindlich ist, nicht in dem Sinn bloss, dass es ihm selbst hier toddrohend gegenübersteht, sondern feindlich seinem Wesen, seinem Lebensgrund, seinem höchsten Wert, und dass, wenn es nicht vernichtet wird, es diesen höchsten Wert vernichten würde. An der Stelle einer solchen Gläubigkeit gibt es aber auch Zweifel, Unsicherheit, Bedenken, bis zur entgegengesetzten Ueberzeugung: dass das Gegenüberstehende gar nicht das Feindliche ist. Und diese Ueberzeugung kann auch, allmählich oder plötzlich, unter jener Gläubigkeit hervorbrechen. Als „Müssende" sind alle diese Soldaten immer noch verbunden, aber als „Wollende" nicht; freilich, die Situation selber, die wollen sie wohl alle nicht, aber ihre eigene Haltung in dieser Situation — wie sehr der Einzelne die eigene Haltung, die „gemusste", will oder nicht, darin liegt seine eigentliche Personhaftigkeit innerhalb der gemeinsamen Lage. Und gar erst, wenn die Frage wach wird, was das ist, „müssen"! Mitten durch die „Soldateska", mitten durch den Soldaten geht die wahre Front.

Die Situation des Revolutionärs gleicht der des Soldaten darin, dass es auch hier das Feindliche und die Bekämpfung gibt. Als den Unterschied möchte man zunächst dies ansprechen, dass der Revolutionär sich seinen Feind selbst wähle; aber wie wenige „erkennen" den wirklich, wie vielen ist er auch hier, wissentlich oder unwissentlich, von Rednern und Büchern, von Kindheits- und Jugenderlebnissen, von Entbehrungen und Enttäuschungen „bezeichnet" worden! Freilich gibt es hier jene Spannung zwischen Situation und Gesinnung, Müssen und Wollen nicht. Aber noch wichtiger ist, dass für den Revolutionär der Kampf nicht die Situation selber,

sondern nur ihr Begleitmotiv ist; um was es hier geht, ist nicht wie dort der Kampf, sondern das revolvere, der Umschwung, und der Kampf bedeutet nur die Beseitigung der Hindernisse: damit die gewünschten neuen oder veränderten Einrichtungen kommen können (welche doch auch die im Sinn haben, die nichts als die „fruchtbare Freiheit“ anstreben), müssen die Machthaber überwunden werden, die die alten Einrichtungen verteidigen. Das bedeutet, dass der Revolutionär situationsmässig in der Spannung zwischen Ziel und Weg und in ihrer Verantwortung steht, die der Soldat nicht kennt. Sein personhafter Spruch ist nicht: „Ich muss hier Gewalt üben, aber ich will das nicht,“ sondern: „Ich habe es auf mich genommen, hier so viel Gewalt zu üben als not tut, damit der Umschwung sich vollziehe; aber wehe mir und ihm, wenn mehr Gewalt geübt wird als not tut!“ Die personhafte Verantwortung des Soldaten ist eine prinzipielle; er kann den Widerspruch folgerichtig in seiner Seele austragen und etwa zur Entscheidung gelangen, sich lieber töten zu lassen als zu töten; auch wenn er diese praktische Folgerung nicht zieht, ist ihm die grundsätzliche Formulierung freigegeben. Aber die personhafte Verantwortung des Revolutionärs ist eine demarkationsmässige ihrem Wesen nach; die Parole seines Geistes ist „Bis hierher und nicht weiter“, und für das „Bis hierher“ gibt es keine feste Regel, der Augenblick zeigt es mit immer neuem Gesicht. Der menschliche Revolutionär lebt auf der Schneide des Messers. Und die Frage, die ihn bedrängt, ist ja nicht bloss die sittliche oder religiöse nach dem Tötendürfen; es ist nichts damit getan, dass er, wie mir zuweilen gesagt worden ist, „seine Seele dem Teufel verkauft,“ um der Revolution zum Sieg zu verhelfen. Vielmehr ist hier die situationsmässige Verstrickung eben von der Spannung zwischen Zweck und Mittel bestimmt. Ich kann mir nichts Reales darunter vorstellen, dass der Zweck das Mittel „heilige“, aber ich meine etwas äusserst Reales, wenn ich sage, dass das Mittel den Zweck — nämlich dessen Realisierung! — entheiligt, nein: entwest. Das Verwirklichte ist dem als Ziel Gesetzten umso unähnlicher, je ungemässer dem der Weg war, auf dem es verwirklicht worden ist. Es gibt eine „Sicherung“ der Revolution, die ihr das Herzblut entzieht. Die Verantwortung, die sich aus diesen Voraussetzungen ergibt, muss am tiefsten im Führer reichen, der die Parole des Geistes zur Parole des Geschehens zu machen berufen ist. Aber kein Geführter kann sie anders als durch Flucht vor der Selbstbesinnung, das heisst: durch Absterben des Geistes in ihm vernachlässigen. Die wahre Front geht auch hier mitten durch.

* * *

Die Erinnerung an den Tod Gustav Landauers bringt immer wieder zwei andere Erinnerungen in mir herauf.

Die eine stammt aus dem Herbst eben des Jahres 1919. Ich fuhr am frühen Morgen von München nach einer Stadt am untern Inn. Obwohl ich zeitig zum Bahnhof kam, waren alle Wagen so besetzt, dass es unmöglich schien, Platz zu bekommen. Ich versuchte es doch und kam noch in einem Wagen zu stehen; die Leute machten freundlich, soweit es ging, Platz. Es waren nur Männer und fast alle in feldgrauer Uniform, „Weissgardisten". Es wurde laut durcheinandergesprochen. Plötzlich vernahm ich deutlich den Namen Landauer, und überrascht suchte ich mit dem Blick den Sprecher. Ein Soldat, ein Mann mittleren Alters mit rötlichem Bart, sagte nun noch zu seinem Nachbarn: „Nein, so war das nicht mit dem Landauer. Der Landauer hat schon das Richtige gewollt, bloss einer von den Unsern hätt er sein müssen."

Die andere Erinnerung ist älter, aber aus demselben Jahr. Etwa zwei Wochen nach jener Gedächtnisrede Landauers auf Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war ich eines Abends mit ihm und mehreren andern revolutionären Führern in einem Saal des Landtaggebäudes beisammen. Den Gegenstand der Aussprache hatte Landauer vorgeschlagen, es war der Terror, aber er selbst beteiligte sich kaum, er sah schwermütig und nahezu erschöpft aus — ein Jahr vorher hatte seine Frau die tödliche Krankheit durchlitten, jene Tage wiederholten sich ihm nun im Herzen. Das Gespräch wurde im wesentlichen zwischen einem Spartakusführer — der später in der „zweiten", Landauer und seine Genossen ablösenden Räteregierung bekannt geworden ist — und mir geführt. Der Mann ging sporenklirrend durch den Raum; er war im Krieg deutscher Offizier gewesen. Ich lehnte es ab — was manche anscheinend von mir erwartet hatten —, hier von dem sittlichen Problem zu reden, und legte dar, wie ich über das Verhältnis von Zweck und Mittel denke; ich belegte meine Ansicht aus geschichtlicher und zeitgenössischer Erfahrung. Mein Partner ging darauf nicht ein. Aber auch er versuchte seine Apologie des Terrors mit Beispielen zu belegen. „Dscherschinski," sagte er, „der Vorsitzende der Tscheka, konnte hundert Todesurteile an einem Tag unterzeichnen, aber mit ganz reiner Seele." „Das ist ja das allerschlimmste," antwortete ich, „diese ‚reine' Seele, auf die man keinen Blutspritzer fallen lässt! Es kommt nicht auf ‚Seele' an, sondern auf Verantwortung." Mein Partner sah mich mit ahnungsloser Ueberlegenheit an. Landauer, der neben mir sass, legte seine Hand auf die meine. Sein ganzer Arm zitterte.

* * *

Die wahre Front geht durch die Soldateska, die wahre Front geht durch die Revolution, die wahre Front geht durch den Soldaten, die wahre Front geht durch den Revolutionär. Die wahre Front geht durch jede Partei und durch jeden Angehörigen einer Partei,

durch jede Schar und durch jedes Glied einer Schar. An der wahren Front kämpft einer gegen seine Genossen und gegen sich selber, und erst von den Entscheidungen dieser Kämpfe aus wird er zu andern ermächtigt. Das sind die Menschen, denen man nachsagt, sie hätten die Kampfkraft geschwächt; das sind die Menschen, die die Kampfwahrheit am Leben halten.

Landauer hat in der Revolution gegen die Revolution — um die Revolution gekämpft. Die Revolution wirds ihm nicht danken, aber danken werden es ihm die, die ebenso kämpfen, und vielleicht einst die, um derenwillen gekämpft wird. Martin Buber.

2. Der Lebensgang eines Revolutionärs.

Am 2. Mai jährt sich der zehnte Todestag Gustav Landauers. Einsam wie er gelebt hat, ist er gestorben. Er hat in wenigen Wochen den Beginn und das Ende der deutschen Revolution miterlebt, einer Revolution, auf die er stets gehofft hatte, deren Kommen er nicht so vorausgesehen hatte und deren Ende, sobald sie einmal da war, er in unsäglicher Bitterkeit vorausgesagt hat. Noch besitzen wir keine Biographie dieses nicht nur im Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts, sondern in Europa einzigartigen und exemplarischen Lebens. Schöner aber, als jede Biographie es vermöchte, führen uns die zwei Bände gesammelter Briefe in seinen Lebensgang ein, die Martin Buber unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer im Verlag Ruetten und Loening soeben herausgegeben hat.

Diese Briefsammlung umfasst zwei Jahrzehnte. Sie beginnt im Frühjahr 1899. Es ist die Zeit der Jahrhundertswende, die Zeit, da sich um die Brüder Hart und um Bruno Wille eine neue dichterische Generation bildet, da die neue Lyrik ihren Aufschwung nimmt, da das ganze Leben in einen Lyrismus von Entdecker-Freude, Menschheits-Beglückungswille und Naturbegeisterung eingehüllt erscheint. In jenen Jahren lernt Landauer seine zweite Frau Hedwig Lachmann kennen, verbüsst er für sein unerschrockenes Eintreten für einen nach seiner Ueberzeugung unschuldig verurteilten angeblichen Mörder eine längere Gefängnisstrafe, reift er in den Erkenntnissen philosophischer und menschlicher Besinnung zu jenem Landauer heran, der von nun an unermüdlich für den Bau einer neuen Lebensgemeinschaft der Menschen eingetreten ist.

Ihm bedeutet Sozialismus Aufbau einer neuen Lebensgemeinschaft — nicht etwas, worauf man wartet und das von aussen herankommen soll, sondern etwas, womit jeder Mensch überall und zu jeder Zeit beginnen kann. Sozialismus war ihm nicht eine Funktion des öffentlichen Lebens, politischer oder wirtschaftlicher Institutionen, er war ihm untrennbar verbunden mit allen Aeusserungen des

intimsten und privatesten Lebens. Das menschliche Dasein mit allen seinen Aeusserungen, in seiner ungetrennten Einheit, sollte die Stätte der Verwirklichung des Sozialismus sein.

Sozialismus und Revolution waren ihm, der sich vor allem Dichter wusste, und dessen schönste Selbstzeugnisse in seiner Deutung Shakespeares, Goethes, Hoelderlins uns überliefert sind, im Grunde religiöse Kategorien, Erschütterung und Umkehr des Menschen, Aufdeckung der verschütteten echten Lebens-Wirklichkeit und Güte in jeder Seele, Schaffung echter, personhafter Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Ding zu Ding. Er wehrt sich daher gegen all das Ueberwuchern der Betriebsamkeit, der Organisation, der entseelenden Mechanisierung, wie sie der moderne zentralistische Staat, die Grosstadt, der Kapitalismus mit sich bringen. Dabei wurde er nie ein Schwärmer oder Träumer; er blieb ein kühler, die Wirklichkeit sehender und durchschauender Kopf. Er täuschte sich nicht — auch nicht über sich selbst. Und er verstand vor allem die grösste und schwierigste Kunst — die eigentliche sittliche Bewährung des Menschen — seine allgemeinen sittlichen Forderungen auch auf sich anzuwenden, auch dann, wenn seine und seines Kreises Interessen zu verlangen schienen, sie zu verleugnen, wenn, wie es meist geschieht, man sich einredete, dass hier ein besonderer Fall vorliege, der die Anwendung sonst geltender sittlicher Forderungen ausschliesse. „Seine allgemeinen Erkenntnisse dann nicht anwenden, wenn man sie in eigenem Erleben zu bewähren hat, ist würdelos.“ Diese Würde hat Landauer besessen. Durch diese Würde ist er in unserer Zeit, in der Menschen nichts so sehr tun, als allgemeine Erkenntnisse in ihrem eigenen Leben nicht zu verwerten, zu einem Vorbild geworden.

So erwächst ihm auch der Sozialismus aus täglichem Leben. In seinem „Aufruf zum Sozialismus“ finden sich auch häufig heroische Töne, ein Anklang an den Schwung Fichtes und Nietzsches. Aber einem Freunde schreibt er: „Es ist ganz richtig: in dem Aufruf geht Heroisches neben Unheroischem her. Müsste ich aber wählen, was mir das Wichtigste wäre, so würde ich sagen: das Unheroische, das Stille, Schlichte, Geräuschlose, der Beginn der rechten Wirtschaft. Die heroische Lebensauffassung erwächst auf einer Lüge. Sie lässt das private Leben, das Wirtschaftsleben weiter wursteln und appelliert ans Ganze, an die Revolution. Die unheroische Auffassung sagt: Mit eurem Privatleben, mit eurer Wirtschaft werdet ihr die neue Gestalt, werdet ihr die Revolution machen. Wer warten will und sein Leben in Begeisterung und im grossen Aufruf verbringen will, der möge es tun. Wer aber auf die Massen nicht warten, sondern ihnen aufs beste helfen will, der helfe mit seinesgleichen, der eigenen inneren und Beziehungsnot, der helfe sich selbst. Er beginne mit seinesgleichen das rechte Leben.“ Und auf

dem Grabstein, der ihm gesetzt wurde, stehen die Worte aus seinem „Aufruf zum Sozialismus“: „Es gilt jetzt noch, Opfer anderer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille, unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben.“ Aber dieser Beginn, der im eigenen Leben gemacht wird, muss auf das Ganze gehen. „Wollen wir denn unser Leben für uns? Wollen wir nicht vielmehr um der Völker willen das Mögliche tun und das Unmögliche begehren?“ Der Sozialismus ist kein Verstandes-System, es handelt sich darum, aus dem ganzen erschütterten Leben der Menschen etwas Neues zu schaffen. Der Sozialismus ist für Landauer „ein Schöpfer des Lebens aus dem Quellpunkt des Herzens, aus der Liebe. Bei mir fliesst diese Quelle, und bei mir schwingt das Letzte und Umfassende, nennen Sie es meinetwegen das Absolute, bei mir lebt es, auch wenn ich an die Einzelheiten der Verwirklichung gehe.“ Er war in den Jahren vor dem Kriege, da in Deutschland die Sozialdemokraten den idealistischen Aufruf, den religiösen und kulturellen Appell des Sozialismus durch eine scheinbare Wissenschaftlichkeit, durch Soziologie und Intellektualismus völlig ersetzten, der grosse Rufer, der zur Selbstbesinnung, zur wahrhaften Freiheit aus dem tiefsten Menschengrunde heraus aufrief. Er wusste, wie Etienne de la Boetie, ein beinahe vergessener Denker der französischen Renaissance, den Landauer wieder entdeckte, dass die Macht des Tyrannen, des Staates, der Obrigkeit, des Kapitalismus über Untertanen und Lohnarbeiter nur auf der Freiwilligkeit menschlicher Knechtschaft beruhe. Staat und Kapital sind Verhältnisse zwischen den Menschen, historisch ererbtes Tun und Dulden. „Verhältnisse sind das Verhalten der Menschen. Und die Bedingung der Anarchie ist für mich die Ueberzeugung, dass jeder Mensch die Möglichkeit in sich trägt, sein Verhalten zu ändern, solange er lebt. Solange wir innerhalb des Druckes und der Unfreiheit, die von aussen auf uns lasten, die uns einengen, noch Spielraum haben, den wir nicht ausfüllen, in dem wir nicht alles zur Freiheit und Einung tun, woran gar niemand uns hindert als wir uns selbst, solange, so bin ich sicher, ist gar kein Gedanke daran, dass wir äussere Verhältnisse im wesentlichen umgestalten. Und wer will das leugnen: dass wir von dem Mass Freiheit, das wir haben und das uns gar niemand nehmen kann, noch gar keinen rechten Gebrauch gemacht haben?“ Es gilt für den Menschen, die Verantwortung zu fühlen, dass sein Leben an grosse Entscheidungen gebunden ist, dieser Entscheidung nicht auszuweichen und sich immer wieder und wieder darauf zu besinnen, dass es heisst, mit dem Wirklichen zu beginnen und es durchzusetzen. So war ihm auch der „S o z i a l i s t“, den er herausgegeben hat, kein politisches Blatt. „Müsste ich einen Namen für ihn wählen, so würde ich sagen, er sei ein philosophisches Organ, da auch Ethik ohne jede Frage zur Philosophie gehört.“

Sein Sozialismus, sein Anarchismus waren keine proletarische Bewegung, sie waren eine menschheitliche Bewegung. Er kannte keine Klasse, die der Träger des Sozialismus sei, nur Menschen, die bereit sind, ihn zu leben. Darum war ihm der Sozialismus auch kein Kind des kapitalistischen Zeitalters, kein „Kind des Dampfes“, wie er Marx’ Sozialismus nannte, sondern ging ihm weit in die Vergangenheit zurück, in die von ihm so verehrte gemeinschaftserfüllte Zeit des Mittelalters und weiter darüber hinaus in alle edle und wahre Tradition des Geistes. „Ich will neue Mitlebens-Formen schaffen, weil die wirklichen, die da sind, zu kümmerlich, zu eng sind. Es sind spärliche Reste aus grosser Zeit. Wahnsinn aber wäre es, die Formen des Bundes, die wenigen, die geblieben sind, auch noch „abzuschaffen“! Formen brauchen wir — nicht Formlosigkeit; Tradition brauchen wir — nicht Zuchtlosigkeit.“ Und an einer anderen Stelle heisst es, dass um des lebendigen Neuen willen, nichts lebendiges Altes „überwunden“ werden dürfe. „Vielmehr wird das Neue gar kein reines Leben führen, wenn es nicht in der heiligen Tradition steht.“ Von diesem Standpunkt aus und aus persönlichen Lebenserfahrungen ist Landauer wohl selten schärfer und bitterer geworden, als wenn junge Anarchisten oder Schwärmer die Form der Ehe und andere noch lebendig überkommene Formen zerbrechen wollten.

Und in der gleichen Weise hat er auch jenen in anarchistischen und sozialistischen Kreisen so häufig auftretenden A- und Internationalismus abgelehnt. Er wusste sich auch hier allem wahrhaft Geistigen verbunden, das an Erbgut in der Nation erhalten ist. Er wusste aber, dass diese geistige Nation zu trennen ist von der politischen Zwangsorganisation des Staates, von der äusseren Gier nach Herrschaft, nach Machterwerb, nach Geltung. „Was mich angeht, so glaube ich nicht, dass mich einer an Nation, ich sage ausdrücklich nicht an Nationalismus, übertreffen könnte. Nation ist ja eine solche Gleichheit in den Individuen, ein Gefühl und ein Bereitsein, die sich in freiem Geiste zur Einheit und zum Bunde bringen. Die Vorstellung „Nation“ und „Zwang“ sind vollständig unvereinbar. Nation ist das beste, weil das einzige im öffentlichen Leben wirkliche Beispiel für das, was ich Geist nenne. Aber ich trenne die Nation vom Staat, trenne sie sogar vom Boden und finde darin die einzige Rettung.“ Die Nationen sind Zeugnis einer Differenzierung des menschlichen Geistes. Sie sind aber nicht Gegenstand eines Gegensatzes.

Hatte bis zum Weltkrieg Landauer nur Gelegenheit, im privaten Leben seine Grundsätze zu bewähren, so wirkte diese Bewährung jetzt in das öffentliche hinaus. Landauer war einer der wenigen Menschen, die den Krieg nicht willkommen geheissen hatten und sich im Kriege treu blieben. Es gibt zwei Möglichkeiten in einem

Kriege Partei zu nehmen: für die eigene Gruppe oder für diejenigen, bei denen etwas mehr Freiheit und etwas weniger Verschulden zu liegen scheint. Landauer geht keinen dieser Wege. Er bleibt objektiv, unbeirrt und gerecht — auch während des Krieges. Er weiss, dass es keinen Sinn hat, sich gegen Begleiterscheinungen des Krieges zu wenden, die es geben wird, solange es Kriege gibt, statt gegen den Krieg selbst — und er weiss, dass es gerade im Krieg Pflicht eines jeden gerechten Menschen ist, vor allem gegen die streng zu sein, denen er sich verbunden fühlt und mit denen er versucht hat, neuen Welten entgegenzustreben. Statt andere Regierungen und andere Völker zu richten, gilt es vor allem, sich und die eigenen zu prüfen. „Dass ich, was die Nationen angeht, nicht die leiseste Ungerechtigkeit in mir spüre, dass ich in Trauer weiss, wie dieser Wahnsinn entstanden ist, dass ich mich ganz Deutscher weiss, und doch nicht die Spur eines Mitgehens mit der Politik und Aktion des deutschen Reiches in mir finde, dass ich die innige und erhabene Begleitmusik, die die echten Völker allesamt zum Tanz der Staaten machen, bei den fremden so gut mitempfinde wie bei den deutschen, dass ich das Menschengeschlecht in mir lebendig weiss und nichts aufzugeben brauchte — das lässt mich wünschen, weiter zu leben.“

Landauer sieht sehr wohl, dass die kriegführenden Staaten verschiedene Entwicklungs-Stadien repräsentierten, die nach ihrer Verschiedenheit zu würdigen sind. Aber um dieser kleinen Ungleichheiten willen darf die Gleichheit des völlig falschen Weges, die Gleichheit der Urschuld, der gegenüber die Unterschiede nur geringfügig sind, nicht übersehen werden. Die neue Menschheit, die zu bereiten ist, ist durch keine der kriegführenden Parteien vertreten. Es gilt, den ganz anderen Weg zu gehen, die völlig verschiedene Weise, die der Geist den Völkern vorzuschlagen hat.

Wer dieses lehrte, musste einsam sein. Landauer hatte vor dem Kriege sein Leben in grosser Einsamkeit verbracht, und erschütternd sind die Briefe, in denen er von der Qual dieser Einsamkeit spricht, von dem Bewusstsein, den Menschen etwas zu sagen zu haben, das nicht gehört wird, von der ungeheuren Vereinzelnung, die ihm auch in der anarchistischen Bewegung zufiel. Seine Schriften blieben unbeachtet, seine Worte ungehört — und dazu noch ohne auch nur einen Lichtblick. Jahre äusserster Armut, ohne jede finanzielle Sicherheit, ohne die Möglichkeit irgend einer Musse. Wahrhaft erschütternd ist der Brief, den er an Fritz Mauthner richtet und in dem er um die Sicherung eines monatlichen Einkommens von 150 bis 200 Mark bittet, um sich der Arbeit hinzugeben, die ihm auf der Seele brennt. Gross ist es, wie er Mühsam gegenüber in einem Briefe die Unabhängigkeit und den wahren Beruf des geistigen Menschen darstellt. Wenige Monate vor der Revolution schreibt er:

„Ach, wie man mich braucht, und wie ich keine Lust mehr habe zu raten, was nicht befolgt wird, und zu kritisieren, was nicht getan ist."

Die Revolution kam, der Landauer so viel an Nachdenken und Forschung gewidmet hatte. Vom ersten Augenblick an ist er sich dessen klar, dass diese Revolution keine Revolution ist. „So stehen wir vor der grössten Wandlung, ohne dass die meisten innerlich bereits gewandelt sind. Einen Moment lang selig sein und jubeln. Aber nun weiter . . ." Und dieser Brief an seine Tochter schliesst: „Uebe nur immer fleissig. Jetzt braucht die Welt Musik." Von Anfang an sieht er den falschen Weg, den die Revolution einschlagen wird. Er kämpft an der Seite Kurt Eisners, des einzigen, in dem er den wahren Geist der Revolution verkörpert sieht, gegen die Einberufung der Nationalversammlung, gegen die Durchführung von Wahlen, gegen die Pressefreiheit, gegen die Zulassung des alten Partei- und Zeitungswesens. Vom ersten Augenblick an sieht er, dass die alten Kräfte mächtiger sein werden, als das Neue, das sich wehrt, da die Sozialdemokratie, die er sein Leben lang bekämpft hat, auch hier die Revolution ausgeliefert hat. Ueberall sieht er nur Rücksichtnahme auf die „besondere Lage", auf den äusseren Feind.

Landauer sieht dies alles in voller Klarheit. Er weiss, dass die Einberufung des Parlamentes das Ende der Revolution bedeutet. „Es kommt jetzt die Schicksalsstunde der Revolution unter ungünstigen Umständen. Es wäre besser gewesen, wenn man zur rechten Zeit auf mich gehört hätte. Auch hier steht es schlimm: Eisner ist von der Situation und von seiner komplizierten Politik dahin gedrängt worden, die Unpolitischen und die Narren unter seinen Freunden, d. h. fast seine einzigen Freunde, zu Feinden zu machen. Was wird daraus werden? Langes, Schweres, verworren Wildes. Ich glaube, ich bin der einzige Mensch, der dabei ruhig und freudig bleibt. Mitten drin, wie von einem anderen Stern zuzusehen, ist nur einem gegeben, der das alles schon im voraus längst erlebt und unter sich getreten hat." Und er fühlt sich wieder so einsam wie in seinem ganzen Leben. „Sollen wir nun schon wieder in der Zeit sein, wo der Einsame recht behält und einsam bleibt? Schon bin ich wieder fast so einsam wie vor der Revolution. Am Werk sehe ich nur hilflose Verkehrtheit und Gemeinheit." Aus all dieser Bitterkeit zog er aber nur die eine Konsequenz: noch besser als bisher seine Schuldigkeit zu tun. Er tat sie ohne Hoffnung. Die bürgerliche und sozialistische Presse jener Monate griff Landauer in einer bald lästerlichen, bald lächerlichen Weise an. Er war einigen Wenigen eine grosse Hoffnung und ein grosses Versprechen. Aber die Welt war so taub gegenüber seinen hilfebringenden Worten, dass ihm der Wunsch kam, zu verstummen. So kam er in allen Jahrzehnten seines Lebens nicht zu seinem Werke. Er blieb in der Vor-

bereitung. Sein Sozialismus war ein Werk der Kultur und der Wiedergeburt, der Wärme und des Aufschwungs. Landauer hat das nicht geben können, was er so gern gegeben hätte: die Leitung des Aufbaus der neuen Gemeinschaft. Aber was er gegeben hat, war viel: eine grosse Menschlichkeit, Lauterkeit und Gerechtigkeit, die sich in Briefen an den Kreis seiner Nächsten ebenso spiegelten wie in seinem öffentlichen Leben.

Dem Herausgeber, Landauers treuestem Freund und Lebensgefährten, gebührt besonderer Dank dafür, dass er es verstanden hat, in der Anordnung der Briefe mehr zu geben, als eine Briefsammlung, dass wir vielmehr eine Biographie vor uns sehen, aus der die Entwicklung der Persönlichkeit ebenso abzulesen ist, wie die Entwicklung ihrer Idee, und in der sich zugleich alle kulturellen und politischen Ereignisse Mittel-Europas in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts spiegeln. Hans Kohn.

3. Begegnung mit Landauer.

Da nun dieses Heft, das zugleich ein wenig auf den ersten Mai ausschaut, durch etwas wie einen „glücklichen Zufall“ dem Gedächtnis Gustav Landauers gewidmet wird,[1]) so sei es mir erlaubt, dem von zwei Andern, von denen Einer sein bester Freund war, über ihn Gesagten noch ein Wort hinzuzufügen, zu dem mich ein inneres Gebot treibt. Es hat zunächst den Charakter persönlicher Erinnerungen, diese sind aber wohl geeignet, auf die grosse Gestalt ein bezeichnendes Licht zu werfen.

Für beides, mein persönliches Erleben mit Landauer, wie für dessen allgemeine Geschichte, drängt sich mir das Wort „Begegnung“ auf.

Ich habe Landauer, wie viele Andere mit mir, zunächst durch das Buch kennen gelernt, das ihm selbst lange als sein Hauptwerk galt, seinen „Aufruf zum Sozialismus“. Es ist ein Buch, das in unsern Kreisen eine grosse Rolle spielte und auch jetzt noch lebendig wirkt. Auf mich selbst hat es damals nicht einen so starken Eindruck gemacht, wie das eigentlich hätte sein sollen und wie das heute der Fall ist, wenn ich es wieder zur Hand nehme. Vielleicht war ich, obschon bereits in lebhafter Opposition zum Marxismus stehend, und dies besonders infolge der Erfahrungen, die man mit der auf ihn gegründeten Bewegung beim Ausbruch der Krieges und nachher gemacht, doch noch mehr als ich wusste, unter dem Einfluss marxistischer Denkweise. Und ganz gleich wie mit dem Aufruf ist es mir mit der von Landauer herausgegebenen Zeitung (oder Zeitschrift) „Der Sozialist“ gegangen. Gerade diese Erfah-

[1]) Landauers Tod fällt auf den 2. Mai 1919.

rung zeigt mir, dass Landauers Sozialismus überhaupt erst dann recht verstanden werden kann, wenn der sozialistische Horizont ungleich weiter geworden ist als heute, so wie es das Wort Landauers andeutet: „Niemand kann den Sozialismus verstehen . . ., wenn er nicht aus den Jahrhunderten und den Jahrtausenden herkommt. Wer den Sozialismus nicht als einen Weitergang langer und schwerer Geschichte erfasst, weiss nichts von ihm."

Persönlich bin ich dann mit Landauer zunächst durch einige kurze Briefe und Postkarten zusammengetroffen, die wir während des Krieges wechselten. Es war ja überhaupt die Opposition gegen den Krieg und alles, was mit ihm zu schaffen hat, was uns zusammenführte, wobei ich aber noch weit davon entfernt war, die ganze Bedeutung des Mannes zu erkennen. Jedenfalls war er für mich zunächst nur Sozialist — wenn ich so sagen darf — nichts anderes, ich meine: nur der Vertreter einer bestimmten Art von Sozialismus, nicht der umfassende, grosse Mensch und Pionier des Geistes, der er war und ist.

Dann kam er, noch am Anfang des Krieges, von Berlin, wo er damals und überhaupt die längste Zeit lebte, nach Zürich. Ich begegnete ihm zuerst auf eine sehr erhebende Weise. Damals war der Sozialismus in Zürich infolge der Erlebnisse des Krieges voll Gärung. Vom Anarchisten bis zum Grütlianer ging die Erkenntnis, dass es gelte, den Sozialismus neu zu verstehen, neu zu begründen und neu zu verwirklichen. Die Lage war also sehr, sehr anders als heute! Der völligen inneren und bald auch äusseren Auflösung der Parteiorganisation entsprach eine Tendenz zu einer neuen Sammlung auf einem allgemeineren Boden und in grösserer Höhe und Freiheit. So wurde denn auch der Plan erwogen, zum Zwecke freier Aussprache auf solcher Grundlage eine „Sozialistische Gesellschaft" zu gründen. Dieser Plan geriet in die Hände eines Mannes, der heute nicht mehr der Sozialdemokratie und dem Sozialismus angehört, und durch Umstände, die mir nie ganz deutlich geworden sind, kam die Sache so heraus, dass in dieser „Sozialistischen Gesellschaft" zu ungefähr gleichen Teilen „Religiös-Soziale" und „Anarchisten" sassen, letztere vorwiegend vom Typus Brupbachers und unter seinem Einfluss stehend. Ich traf damals zum ersten Male mit Brupbacher zusammen. Es ging nicht lange, bis der Gegensatz zwischen den beiden Gruppen zum Bruch führte. Die Gründung eines unabhängigen sozialistischen Blattes geriet in die Hände Brupbachers. Der „Revoluzzer" entsprach weder nach seinem Titel, noch nach seinem Inhalt unserer Absicht und Gesinnung, die vielmehr erst im „Aufbau" einigermassen verwirklicht wurde. Wir machten aber noch eine Weile mit. Doch waren es wohl nicht mehr als drei bis fünf Zusammenkünfte, die diese sozialistische Gesellschaft zustande brachte. In zweien von ihnen — es waren wohl

die letzten — wurde über die philosophischen Grundlagen des Sozialismus verhandelt. Man muss nun wissen, was Brupbacher als Philosoph bedeutet. So gescheit und begabt er in mancher Beziehung ist, so ist er doch als Philosoph ein Kindskopf. In einer jener Versammlungen nun trug eine Jüngerin Brupbachers eine schauderhafte naturalistische Psychologie vor, die sie für die Grundlage des Sozialismus hielt. Dieser sollte nach Brupbacher etwa fünfundvierzig Triebe der Menschennatur befriedigen und darin sein Recht haben. Als diesem Unsinn gegenüber ein philosophisch gründlich gebildeter „Religiös-Sozialer" und ich selbst unsere Einwände geltend machten, in dem Sinne, dass mit einem solchen Haufen von Trieben nichts anzufangen sei, dass es gelte, zu wählen und zu werten, dass es neben und über dem Sein ein Sollen gebe und so fort — da erschienen wir mit Gedanken, die schon damals fast selbstverständlich waren, diesen Brupbacherjüngern als Vertreter des „finstersten Mittelalters", als viri obscuri seltsamster Art. Entsetzt gingen wir auseinander, um dann noch einmal eine Aussprache zu versuchen. Als wir „Religiös-Soziale" uns umsonst bemüht hatten, uns wenigstens verständlich zu machen, da erhob sich Landauer, der ohne unser Wissen anwesend war und nahm auf eine Weise für uns Partei, die mir den stärksten Eindruck machte. Mit einer Sieghaftigkeit der Ueberzeugung und Kraft des Ausdruckes, die uns bei weitem überbot, vertrat er die These, dass der Sozialismus durchaus auf das Fundament des Absoluten, des Reiches ewiger und im tiefsten Sinn geistiger Wahrheit gegründet sein müsse und ohne dies sinnlos werde. Vor der Autorität Landauers — der übrigens nicht nur philosophisch aufs Höchste gebildet, sondern auch ein selbständiger Philosoph von bedeutendem Range war — und vor der Wucht seines ganzen Wesens verstummte die Brupbacherschar mit samt ihrem Häuptling. Freilich wars dann mit der „Gesellschaft" zu Ende.

Dieses Erlebnis enthüllt ein wichtiges Stück von Landauers Wesen und Schicksal. Sein Sozialismus stammte aus den letzten Tiefen des Geistes, er war, wenn man diese Wörter im besten Sinne nimmt, idealistischer, ja religiöser Art. Er war „Anarchist", das heisst: er vertrat einen Sozialismus, dessen Gemeinschaft aus ganz andern Wurzeln wächst, als das, was unter uns „Staat" bedeutet, er war also Anarchist in dem Sinn, wie es jeder sein muss, der mit oder ohne Credo etwas von einem lebendigen Gotte und seinem Reich weiss; aber er passte gerade als „Anarchist" in keinen „Ismus" hinein und stand unter den Anarchisten in einsamer Grösse fast — oder ganz? — allein. Gerade das ist für das, was in ihm als Sozialismus erscheint, bezeichnend: Sozialismus ist ihm eine Erfüllung des Menschentums, die auf ihren Höhen notwendig in die Einsamkeiten des Glaubens und Leidens führen muss.

Die zweite Begegnung fand in meiner Wohnung statt. Sie war formell von entgegengesetzter Art. Ich kann jetzt nicht ohne ein Lächeln daran denken. Denn ich vertrat, obgleich ich weder damals noch früher ein Marxist war, doch Landauer gegenüber Einiges am Marxismus, was ich für, wenn auch durch Irrtum verhüllte Wahrheit halte, vor allem das, was ich seinen Messianismus nenne. Da brach nun aus Landauer ein rechter Löwenzorn über mich herein, gegen den ich auf keine Weise aufkommen konnte und den ich nie vergessen werde. Ich denke in diesem Punkte zwar auch heute noch so wie damals, aber ich hatte damals mit dem Marxismus doch noch nicht meine schlimmsten Erfahrungen gemacht und mich nicht so allseitig und gründlich mit ihm auseinandergesetzt, während Landauer sozusagen im Kampf gegen ihn gross geworden war. Sollte die Sache vielleicht auch so liegen, dass Landauer als einem Sohn Israel der Messianismus viel zu nahe lag, als dass er ihn in der marxistischen Form anzuerkennen vermocht hätte? Ich weiss es nicht. Jedenfalls habe ich seither viel an die Stunde gedacht, wo der Sturm dieses Landauerzornes über mich als Verteidiger des Marxismus erging! Vielleicht verstehe ich erst jetzt nach und nach, woraus sich in der Seele dieses Mannes ein solcher Grimm über diesen angesammelt haben mag und ich denke: auch das ist wohl eine Weissagung des Weges, den die Entwicklung des Sozialismus nehmen wird.

Rätselhafter noch war mir damals die dritte Begegnung. Es lag Landauer sehr viel daran, in Zürich einen Vortrag über S p i t t e l e r zu halten. Wir setzten es bei dem damaligen Polizei-Angst- und Willkürregiment mit Mühe durch, dass ihm der Schwurgerichtssaal freigegeben wurde, allerdings nur unter der Bedingung, dass der Vortrag nicht politisch sei. Mir war nicht ganz begreiflich, warum Landauer so viel Gewicht darauf legte, gerade diesen Vortrag zu halten. Auch mag sein, dass ich damals Spitteler in bezug auf den menschlichen Wert seiner Dichtung (deren ästhetische Grösse ich immer erkannte) noch eher ablehnte. So hat denn auch der Vortrag selbst mir nicht einen sehr starken Eindruck gemacht. Jetzt verstehe ich alles. Ich weiss aus dem Briefwechsel, wie sehr ihn die Behandlung empörte, die Spitteler wegen seines bekannten Vortrages über die richtige schweizerische Stellung zum Kriege in Deutschland sogar aus dem Kreise von Landauers Freunden erfuhr. Es ist für mich ein ergreifendes Zeugnis von geistigem Verantwortungsgefühl, wie dieser Mann alles daran setzte, ein solches Unrecht wenigstens durch sein persönliches Zeugnis gut zu machen. Dazu verstehe ich jetzt auch aus der durch den Briefwechsel gewonnenen Kenntnis seines eigenen heroischen Weges, seiner eigenen trotzigen und schweren Einsamkeit, warum gerade ihn das gleiche Element in Spittelers Leben und Dichtung, besonders in seinem „Olympischen

Frühling“ so mächtig anziehen musste.[1]) Und endlich wird mir an diesem Erlebnis nachträglich ein Hauptzug dieser Gestalt klar: dass sein Sozialismus nicht eine isolierte Erscheinung, nicht eine Spezialität, sondern die Auswirkung einer ganzen Welt des Geistes war, der er noch auf ganz andern Wegen als den wirtschaftlich-politischen diente.

An dieses Letzte will ich eine weitere Bemerkung anknüpfen, zunächst etwas überspringend, das chronologisch nun an der Reihe wäre. Ich habe — und das ist eine neue Begegnung mit ihm gewesen — erst viel später, wohl ein Jahrzehnt später, nach und nach Landauers sonstiges Denken und Schaffen kennen gelernt, sein sozialistisches, künstlerisches, philosophisches, und man darf ja wohl so sagen, religiöses Denken und Schaffen. Dieses tritt uns vor allem auch aus den Werken entgegen, die sein letzter und grösster Freund, Martin Buber, aus dem Nachlass herausgegeben hat.[2]) Wir stossen schon hier auf einen Reichtum und eine Weite des Geisteslebens, die den Rahmen, in den man sonst gern ein sozialistisches Leben und Streben stellt, völlig sprengen, und stehen vor einer wirklichen Führergestalt, die gerade, weil sie eine solche in ganz ausserordentlichem Masse ist, aus der Zeit hoch in die Ewigkeit aufragend, in der Chronik-Zeit nicht zur Geltung kommen konnte. Landauers Bild hat sich dadurch für mich verändert, es ist viel reicher und auch viel grösser geworden. Nicht vergessen darf ich unter meinen Begegnungen mit Landauer die Trauerfeier, die Frau Margreth Hardegger nicht lange nach seinem Tode im Zürcher Volkshaus für ihren grossen Freund und Führer abhielt, in dessen Wegen sie zwar nicht immer ging, den sie aber genial verstand. Sie leistete diesen Dienst der Freundschaft auf eine Art, die geeignet war, die Grösse des Geschiedenen deutlich zu machen. Wenn es ein so kleines Grüpplein war, das an jenem Sonntagnachmittag sich zum Gedächtnis eines der grössten Sozialisten aller Zeiten in einem Arbeiter-Quartier zusammenfand, so gehörte das wohl auch zum Gesamtbild dieses Mannes und seines Loses, wie der damaligen (leider auch der jetzigen!) Lage des Sozialismus.

Aber ich wusste trotzdem das Grösste auch nicht. Ich erinnere mich immer wieder eines Vorfrühlingstages des Jahres 1919, wo ich mit einem Freunde, der auch Landauer nahe stand, von Zürich

---

[1]) Spitteler hat gar nichts mit Aesthetentum zu tun; er ist eine Persönlichkeit, ein Mensch und ein Mann, eine durchaus heroische Erscheinung.

[2]) Es sind bisher folgende: „Beginnen“, „Der neue Mensch“ und das Shakespearebuch. Ich nenne dazu die von Landauer selbst herausgegebenen: „Rechenschaft“, „Revolution“ und die „Briefe aus der französischen Revolution“. Da ich sehr weit abseits von meinen Büchern schreibe und mein Gedächtnis für Worte und Titel schwächer geworden ist, so bitte ich um Entschuldigung, wenn diese Angaben mangelhaft sein sollten; ich werde sie dann berichtigen und ergänzen.

nach Herrliberg ging, um dort eine jener Siedelungen zu besuchen, die ja Landauer auch besonders am Herzen lagen. Wir sprachen von ihm. Es war die Zeit der zweiten bayrischen Räterepublik. Ich begriff nicht recht, warum er nach München gegangen sei, um an Bestrebungen von mehr politischer Art teilzunehmen, die doch seinem Sozialismus entgegenstünden. Der Freund verteidigte ihn und wie ich jetzt, besser unterrichtet, einsehe, mit Recht. Und dann kam im Mai die Kunde von seinem schauderhaften Ende. Damals, in der Betäubung, worin man durch das allzuviele Erleben jener Jahre versetzt war, hat dieses Ereignis mich zwar tief bewegt, aber wieder nicht so tief, als es hätte geschehen müssen. Später aber, als die Betäubung gewichen war, die Ereignisse ihre richtigen Proportionen bekamen und Landauers Gestalt für mich in die Höhe gewachsen, auch mein eigener Kampf noch intensiver geworden war, zog es immer mehr meine Gedanken auf sich. Namentlich machte mir die Frage zu schaffen, warum denn ein solches Martyrium nicht stärker wirke? Martyrium, Märtyrerblut gibt doch sonst einer Existenz Sieg und Lebendigkeit wie nichts sonst; Landauers Märtyrerende aber schien ganz zugedeckt und vergessen zu sein. Sollte es möglich sein, sollte hier eine unverständliche Ausnahme von einer Grundordnung der Welt vorliegen?

Diese Frage ist mir wunderbar beantwortet worden durch die Briefe Landauers, die Buber nun herausgegeben hat. Ich betrachte ihr Erscheinen als ein Ereignis ersten Ranges, das freilich nur nach und nach seine ganze Tragweite offenbaren wird. Für mich jedenfalls sind diese Briefe ein solches Ereignis. Es hat mich gewaltig erschüttert und bewegt mich fortwährend aufs tiefste. Hier enthüllt sich nun der ganze Landauer. Wir blicken in sein individuelles Dasein hinein, aus dem seine Bedeutung für das Ganze erwächst und das zu ihr gehört. Hier erfahren wir, wie er aus der Enge in die Weite, aus allerlei Jugendgärung und Trübe zu seiner Höhe mit ihrer Reinheit und Kraft, aus allerlei Tasten in Vorläufigem zu seinem Wesen heranreift, hier überschauen wir seinen ganzen Reichtum und sehen, soweit dies überhaupt möglich ist, in seine letzten Tiefen; hier erhebt sich seine Gestalt zu ihrer letzten Grösse; hier wird ein Zeugnis abgelegt, das durch die Zeiten gehen wird, das die Welt herausfordert, das aber auch das Wort Carlyles bestätigt, dass das Leben jedes grossen Menschen ein Evangelium der Freiheit sei.

Es ist mir so wenig möglich, von der Fülle und Bedeutung dieser Briefe richtig oder gar „erschöpfend" zu reden, als wenn ich dies von dem Hochgebirge tun wollte, in dessen Angesicht ich schreibe. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher kaum sichtbaren und gerade darum grossen Kunst die Hand des Freundes aus diesen Briefen das Heiligtum gebaut hat, das nun des Freundes schönstes

Denkmal ist. Bewunderungswürdig ist, dass er den Mut gehabt hat, auch Partieen in diesen Bau einzufügen, die zunächst seinem Stil widerstreben, weil sie von allerlei Schwäche und Verirrung zeugen, die aber im Ganzen wirkend doch seinen Wert nur vermehren, weil sie Landauers sittliches Wachstum und den Ernst seines sittlichen Ringens zeigen —, wie auch diejenigen lebenden Menschen bewunderungswürdig sind, die Briefe hergegeben haben, durch die sie, menschlich und konventionell gesprochen, stark kompromittiert werden. Das ist eine Grösse der Wahrhaftigkeit und Freiheit, wie sie gerade zum Bilde Landauers gehören.

Wenn ich nun Einiges hervorheben will, was an dem Leben, das sich so vor uns entfaltet und aus gewöhnlichem, menschlich-irrigem Wesen und gärender Leidenschaft gewaltig in die Weite und Höhe, damit auch in die Klarheit und Ewigkeit hinein wächst, so kann es also nur solches sein, das mich ganz besonders bewegt hat.

Da ist einmal Landauers Stellung zum Kriege. Nicht umsonst rede ich davon zuerst, wie es auch sicher nicht Zufall ist, dass der erste Band der Briefe mit dem Ausbruch des Krieges abschliesst. Denn im Kriege wächst Landauer sofort zu seiner ganzen Vollgestalt empor. Der Krieg wird sein Schicksal. Auf ihn spitzt sich sozusagen sein Leben zu. In ihm vollendet sich seine Einsamkeit, aber durch ihn tritt er auch zuletzt in seiner ganzen Grösse und Bedeutung hervor. Im Gegensatz zu fast allen scheinbaren Trägern des Geistes und des Sozialismus[1]) ist Landauer von Anfang gegen den Krieg und weiss er von Anfang an, wie es mit dessen Ursachen steht. Das ist schlechterdings grossartig; aber es entzweit ihn mit den meisten seiner Freunde. Ergreifend ist, wie er, der „Nicht-Christ“, während des ganzen Krieges mit der Familie das Weihnachtsfest nicht feiert, das wir „Christen“ wohl alle, wenn auch schweren Herzens, gefeiert haben;[2]) ergreifend, wie er sich vornimmt, in äusserster Schärfe, wenn auch ohne Pharisäismus, die Grenzen gegen alle diejenigen zu ziehen, die während des Krieges versagt

[1]) Er empfindet „die Schmach der Benommenheit, Benebelung und Besoffenheit fast aller unserer Geistigen (= Intellektuellen, d. Red.) als das Schlimmste“. „Alle Achtung vor den Epigonen von Clausewitz; „bin ich auch .... durchaus nicht deiner Meinung über die Bedeutung des Wortes „Helden“, so ist doch meine Achtung vor den europäischen Soldaten und ihren militärischen Führern gross. Aber keine Achtung vor den Epigonen Spinozas und Goethes und Fichtes; nichts ..... hat in diesem Kriege so kläglich versagt wie der deutsche Geist.“

[2]) „In meinem Hause ist Weihnachten 1915 gerade so verpönt wie Weihnachten 1914. Verpönt als etwas, was die Familie in Beziehung setzt zur mitleidenden Menschheit; diese Beziehung soll zerrissen, soll in ihrem Nichtvorhandensein demonstriert werden. Aber jetzt, in nächtlicher Stunde allein, darf ich wohl über die folgende Aeusserung das Datum der heiligen Nacht setzen (1915).“

haben.[1]) Ach, dass er das nicht mehr gekonnt hat! Wie nötig wäre es gewesen!

Der zweite Zug, nicht minder grossartig, ja noch grossartiger, ist die Unbedingtheit, die im Leben dieses Mannes hervortritt. Von ihr wird heute viel geredet, aber es wird wenig davon verwirklicht; Landauer redet auch von ihr, aber er handelt mit Selbstverständlichkeit aus ihr. In diesem Leben gibt es nun wirklich keinen Kompromiss in irgend etwas Wesentlichem. Dieser Mann wagt es, alle reichen Möglichkeiten, durch Anpassung an die Welt, die er verurteilt, durch- und vorwärtszukommen, abweisend, mit seiner geliebten Frau und seinen Kindern eher dem Hunger und Hungertod (das Wort ist nicht übertrieben!) ins Gesicht zu schauen, als ein Jota von seiner „Seele" (im Sinne Spittelers, aber nicht nur Spittelers!) preiszugeben. Er zieht das Grauen der Einsamkeit dem Weg eines Erfolges vor, der durch das kleinste Opfer der Wahrheit erkauft würde. Man wird dadurch an Spinoza erinnert, den er ja auch besonders hoch einschätzt, ihn freilich anders verstehend, als man gewöhnlich tut. Und was vielleicht noch schwerer ist: Er wagt es, jederzeit dem liebsten Freund die verletzendste, aber notwendige Wahrheit zu sagen. Da wird nie etwas verschwiegen, das doch gesagt werden muss, nie ein Kompliment gemacht, wo eigentlich ein Tadel am Platze wäre. Da ist alles echt und stark, sehr oft auch schroff wie Granit. Aber was für ein Mut, was für ein Opfer bedeutet das für einen Menschen, der doch im Grund so zart, so warm, so leidenschaftlich, so gemeinschaftshungrig ist, dass der Tod der Gattin ihn seelisch tötet, und was für eine Erquickung ist das im Wüstensand unserer Tage!

Wieder muss ich als grossartig bewundern, wie er die Sache des Sozialismus von allem Falschen unerbittlich rein hält und wie er damit das trifft, was heute immer mehr als wahr und notwendig hervortritt. Schroff weist er jenen Libertinismus zurück, der sich oft gerade in anarchistischen Kreisen damit verbindet; Sozialismus ist nicht Zügellosigkeit, sondern neue Bindung und grössere Treue. Ebenso schroff lehnt er alles ab, was nach Mache, nach raschem Erfolg aussieht, was irgendwie unsolid ist. Mit einer Handbewegung vollends schiebt er all den Plunder beiseite, der in Sachen der Wissenschaft, Kunst und Bildung unser Vulgärmarxismus auch heute noch als sozialistische, wenn nicht gar proletarische

---

[1]) „Die Geistigen (= Intellektuellen, d. Red.) werden einen Terrorismus des Geistes aufrichten. Dummheit, Gewalttätigkeit und Phrase, besonders derer, die im Kriege Renegaten des Geistes geworden sind, werden verfehmt werden." „Für die Reinigung, die von nun an unsere Aufgabe ist, fordere ich, soll mans fanatisch oder terroristisch nennen, ohne Schonung, die ich fürder nicht mehr kennen will, einen Glauben, einen einzigen, den nämlich, den wir haben, wir alle, obwohl ihn die allermeisten in sich verschütten oder verleugnen oder verfälschen."

Kultur ausgibt und kultiviert, während er doch nur Ueberrest einer abgelaufenen Epoche, dürftiger Abfall vom Tische der Aufklärung und des Liberalismus ist. Gerade auch in diesen Dingen tritt das Prophetische an ihm hervor; auch hier macht die Härte der Unbedingtheit sich geltend. Und wie er in bezug auf den Sozialismus der hellsehende Hüter der Wahrheit ist, so auf dem ganzen Gebiet des Geistes und der Kultur. Es ist erstaunlich, wie er, die *eine* Linie festhaltend, mit unbeirrbar richtigem Urteil so vieles ablehnt, was damals noch gross und glänzend schien und vieles erhebt, was klein und verkannt war.

Ganz besonders gross aber erscheint diese überlegene Beherrschung der Zeit in den Tagen der *Revolution*. Und dieser Teil seiner Briefe, wie seines Lebens, bezeichnet seinen tief tragischen und doch zugleich versöhnenden Höhepunkt. Nun scheint alles sich zu erfüllen, was er in Einsamkeit so lange erhofft. Nun lebt er, der durch den plötzlichen Tod der Gefährtin im rein Menschlichen und Natürlichen zutode Getroffene, auf, in Kraft des Geistes verjüngt „wie Adler". Wer jene Zeiten durchgelebt hat wie der Schreibende, kann nur mit tiefster Erschütterung ihr Bild aus diesen Briefen erstehen sehen. Alle Leidenschaft jener Tage ergreift und schüttelt ihn wieder. Und doch, es ist nicht mehr trübe und wilde Leidenschaft, man wird emporgehoben in eine klare Höhe, man schaut sub specie aeterni. Denn es ist ein „Abgestorbener", der mit solcher Lebensgewalt in die Zeit eingreift. Grossartig ist, wie er nun seine Auffassung des Sozialismus im entscheidenden Augenblick vertritt. Da ist vor allem kein Doktrinismus. Landauer ist nicht Gefangener eines eigenen Systems. Auch sein Anarchismus ist keine Doktrin, geschweige denn ein Dogma, sondern eine Methode, die er in Freiheit und Ueberlegenheit handhabt, ein Gesichtspunkt, von dem aus er schaut und wirkt, immer in Freiheit er selbst bleibend und nicht Knecht seiner Methode werdend. Er hält ihn nicht davon ab, in die Arbeit an politischer Gestaltung einzutreten, nur dass er dabei eben anders arbeitet, anders gestaltet, als die vom Staatsbegriff Beherrschten. Es ist ergreifend, wie unbefangen er, der Anarchist und Antimilitarist, einen Wilson versteht und schätzt und den Völkerbund als etwas Grosses begrüsst. Wie sehr unterscheidet er sich auch darin von jenen Doktrinären und Dogmatikern, die meinen, ihrem System zulieb dafür nur Hass und Verachtung bezeugen zu dürfen und solche, die anders dazu stehen, als Abgefallene betrachten. Grossartig ist überhaupt die *Weite* dieses Sozialismus. Er ist nicht die Anwendung fertiger Formeln auf das schaffend aus der Tiefe drängende Leben, sondern ist dieses Leben selbst, ist unmittelbar, ist reich und frei wie der Frühling, ist vor allem — ein bei Landauer sehr wichtiger und für ihn sehr bezeichnender Zug — etwas, was nicht erst in einem

„Zukunftsstaat“ möglich ist, sondern schon jetzt verwirklicht werden kann und soll; er ist eine Gesinnung, eine Lebenshaltung; er ist weniger ein neues Material als eine neue Form des Tuns oder vielleicht noch besser: weniger eine neue Form, als ein neuer S i n n. Er ist der neue Mensch und die neue menschliche Gemeinschaft — Gemeinschaft, nicht Staatlichkeit!

Ebenso bewundernswert aber ist d i e R i c h t i g k e i t d e s U r t e i l s ü b e r d i e B e w e g u n g d e r Z e i t, dann aber auch die Richtigkeit der G e d a n k e n, mit denen er diese Bewegung deutet, mit denen er sie, so viel an ihm liegt, gestalten will. Was wir heute, nachdem die Nebel sich etwas verzogen haben, allmählig erkennen, lag in völliger Klarheit vor den Augen dieses einsamen Zeitgenossen. Nicht nur den Bolschewismus sieht er sofort, wie er ist, und nicht nur erkennt er das Ungenügende an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburgs Wollen, er beurteilt auch die Möglichkeiten einer deutschen Revolution mit einer staunenswerten Klarheit und Nüchternheit. Aber ebenso gross wie in der Negation, ja noch grösser, ist er in der Position. Wenn wir heute lesen, wie dieser Mann sich die Neugestaltung Europas und besonders Deutschlands dachte, so vermischt sich mit der Bewunderung für den Menschen, der das alles zur rechten Zeit erkannte, der tiefe Schmerz darüber, dass damals so wenige es gesehen haben, dass damals in jener fruchtbaren und entscheidenden Periode des status nascendi so wenig von diesen grossen Möglichkeiten verwirklicht wurde.

Man mag gegen diese Gedanken Landauers den Vorwurf erheben, sie seien utopisch, „seien ein paar Jahrhunderte zu früh gekommen.“ Aber abgesehen von der Banalität eines solchen Vorwurfs im allgemeinen, ist dagegen im besonderen vieles und Entscheidendes zu sagen. Einmal: Es sind doch gerade diese Gedanken, die jetzt wieder auftauchen und den einzigen Weg in die Zukunft weisen, den Lebendige heute gehen können. Ich denke besonders an seinen Föderalismus und seine Forderung einer dem Mittelalter ähnlichen, wenn auch aus neuem Stoff geformten Einheit des Lebens und Lebensstils. Ich frage sodann: Wer kann ermessen, was damals möglich war und was nicht? Es scheint mir eine deutliche Tatsache, dass solche grosse Wendungen der Geschichte immer viel mehr „schöpferische Möglichkeiten“ enthalten, als dann die kleinen Menschen verwirklichen, wie auch das wohl eine deutliche Tatsache ist, dass an solchen Wendepunkten neben den Führern des Vordergrundes, die das vertreten, was dann durchdringt, immer auch solche des Hintergrundes erscheinen, die das verkündigen, was darüber hinausgeht und das Eigentliche ist, während jene im Grunde mehr etwas Vorläufiges vollbringen. Zu diesen bescheideneren aber im Grunde grösseren Gestalten gehört Landauer. Gewiss war 1919

„möglich", was er schaute und wollte, aber da es nun nicht wirklich wurde, so ist der desto mehr der Prophet der Zukunft.

Und vor allem noch eines, das uns nun in die letzte Höhe und Tiefe dieser Erscheinung weist: Es ist wieder ganz wunderbar, wie Landauer selbst mitten in der Glut seiner Hoffnung und der Leidenschaft seines Kampfes sich über den Erfolg gar keinen Illusionen hingibt. Mit dieser Antinomie stossen wir vollends auf das in seinem Wesen, was wir vorläufig dessen Mystik nennen dürfen. Es ist kein Zufall, dass er über die Mystik seine erste Schrift geschrieben und eine Ausgabe von Eckeharts Schriften veranstaltet hat. Andere Menschen sind entweder energisch dem Handeln zugewendet und bedürfen dann der Zuversicht, dass ihr Tun Sieg und Erfolg haben werde, oder sie verzichten darauf, aber damit auch auf ein kraftvolles Eingreifen in die Welt. Landauer verbindet beides: die Glut der in der Welt schaffenden und kämpfenden Tatkraft und die tiefe, selige Ruhe des der Welt Abgestorbenen. Wir stossen hier auf ein Rätsel, aber gerade dieses Rätsel weist uns zu jener letzten Höhe und Tiefe dieses Mannes. Wer mit Gott, und in diesem Sinne in Gott ist, der steht über Erfolg und Misserfolg, oder wohl besser: wer in Gott ist, der ist des Erfolges ewig gewiss, er hat ihn schon in Gott!

Wir können diese Art auch als das Religiöse in dieser Erscheinung bezeichnen, das Wort von der „Religion" (wie das von der „Mystik") in dem besten Sinne nehmend, den es haben kann. In der Tat ist das vielleicht das Erhabenste an dieser Gestalt, das, was auch in jener Zürcher Zusammenkunft zum Ausdruck kam. Und es ist vielleicht gerade darum erhaben, weil es nicht in religiöser Form zum Ausdruck kommt. Landauer vermeidet jedes direkte religiöse Credo. Das was wir mit dem ungenügenden Wort Religion andeuten, ist mehr die Unendlichkeitsperspektive seines Hintergrundes, ein gewisses Leuchten in diesem Hintergrunde. Vielleicht dass, wenn er länger gelebt hätte, dieses Etwas noch in bestimmterer Form herausgetreten wäre; damals war dafür vielleicht noch nicht die Zeit. Nur gelegentlich tritt es hervor und dann besonders im Zusammenhang mit Christus. Wir haben von der Art geredet, wie er Weihnachten heilig hielt. Gelegentlich finden wir Worte über den Jesus-Zorn, dem der seinige sich verwandt fühlt. Ich wage es zu sagen: es ist ein Christuszug an diesem Manne, an diesem Leben, wie er auch an seinem Gesicht besonders zuletzt auffallend hervortritt. Vielleicht ist er auch darin eine Weissagung, ein Hinweis.

Dieses Haupt ist von einem entmenschten Unteroffizier, den ein höherer Offizier, Abkömmling eines bekannten Adelsgeschlechtes, das einst bessere Vertreter gesehen, dazu angereizt, zertreten worden — ein Ende, furchtbar wie wenige. „Dass ihr Menschen seid!"

war sein letztes Wort. Landauer starb unschuldig. Er war nach München gekommen, um Eisner, dem ihm, wenn auch nicht von gleicher Statur, doch ähnlichen Mann, in seinem Werke beizustehen. Er hat an der zweiten, verfehlten Räterepublik nicht teilgenommen, hat stets von Gewalttat und anderer Verunreinigung der Sache abgemahnt, ist als „Idealist" auf die Seite geschoben worden. Mit welchem Recht erklärt er Freunden, einen Ausdruck prägend, der verdient, in den allgemeinen Gebrauch zu kommen, der wirkliche Landauer sei ganz anders als der „Zeitungs-Landauer", ohne natürlich verhindern zu können, dass zunächst der „Zeitungs-Landauer" sich durchsetzte. So ist er als ein Märtyrer des Sozialismus und auch dessen, was mehr ist als Sozialismus, gestorben. Er war erst 49 Jahre alt. Wir hätten ihn in diesen furchtbaren Zeiten so sehr nötig gehabt. In seinem Haupte ruhten noch Werke, die nach seinem Urteil noch mehr gewesen wären, als die bisherigen. Ein Shakespearebuch, das ihm unendlich am Herzen lag, ist unvollendet geblieben — unvollendet das ganze Leben. Und doch vollendet — vollendet durch das Grösste, was es gibt, das Märtyrertum, den Tod im höchsten Sinn. Gerade das Unvollendete weist ja auf die Unendlichkeit hin. Die ganze Erscheinung Landauers vollendet sich in einem solchen Hinweis. Dieses Haupt ist vom eisenbeschlagenen Schuh eines Unteroffiziers zerstampft worden, aber: „Es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, bringt es viele Frucht."

Es kann namentlich Keiner die Briefe Landauers leben und dieses Leben kennen lernen, der dadurch nicht grösser und freier, tapferer im Kampf, völliger in der Hingabe, getroster im Erdulden, Gott und Menschen — auch sich selbst — näher gebracht wird.

L. Ragaz.

Berichte

Jahresversammlung der Vereinigung „Freunde der Neuen Wege".

Am 17. März fand im Heim an der Gartenhofstrasse in Zürich die Jahresversammlung unserer Vereinigung statt, zu der sich ein recht zahlreicher Kreis von Freunden einfand. Wie letztes Jahr wurden die geschäftlichen Verhandlungen auf den Vormittag verlegt, um den Nachmittag ganz der Behandlung des vorgesehenen Themas widmen zu können. Zwischenhinein bot das gemeinsame Mittagessen Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme der Mitglieder, von denen wiederum eine grössere Anzahl von auswärts gekommen war.

In der Vormittagssitzung orientierte der Präsident die Mitglieder über die finanzielle Lage der Vereinigung und ihres wichtigsten Unternehmens, der „Neuen Wege". Trotzdem sich die Abonnentenzahl der Zeitschrift nur unwesentlich erhöht hatte, schloss die Betriebsrechnung etwas günstiger ab, sodass nun wohl definitiv von der früher erwogenen Erhöhung des Abonnementspreises abgesehen werden kann. Da indessen — hauptsächlich des seiner-

zeit erhöhten Umfanges wegen — dem Vermögen der Vereinigung aus dem Betriebe der Zeitschrift nur eine verhältnismässig kleine Summe zugeführt werden konnte, ergab sich trotz vermehrter Mitgliederzahl in der Rechnung der Vereinigung auch dieses Jahr ein Rückschlag, der aber wie letztes Jahr in sehr verdankenswerter Weise von befreundeter Seite durch eine Zuwendung ausgeglichen wurde. Der relativ hohe Ausgabeposten für Petit-Satz liess die Frage auftauchen, ob eventuell die „Berichte" aus unserer Bewegung und unserer Arbeit etwas einzuschränken wären, die zahlreichen Aeusserungen in der Diskussion zeigten aber deutlich, welch grosses Interesse diesen Berichten entgegengebracht wird, sodass auch hier nicht Einsparungen erzielt werden sollen auf Kosten der Reichhaltigkeit der Zeitschrift. — Die Jahresrechnung wurde auf Antrag der beiden Revisoren unter bester Verdankung an unsere bewährte Quästorin von der Versammlung genehmigt.

In seinem Rückblick auf das vergangene Jahr hob der Präsident verschiedene bedeutsame Aufsätze in den „Neuen Wegen" hervor, die zugleich auch die gegenwärtige Situation unserer Bewegung und die uns damit gestellten Aufgaben beleuchten können. Er erinnerte insbesondere auch an das Sonderheft zum 60. Geburtstag unseres Führers und benützte die Gelegenheit, nochmals jenen Gefühlen grosser Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die uns bei jenem Anlass bewegten. Jeder Rückblick auf einen Jahrgang „Neue Wege" endet ja unwillkürlich mit einem Dank für das, was uns durch die grosse, überaus wertvolle Arbeit des Redaktors immer wieder gegeben wird, und diesen Dank konnte der Präsident nicht nur im Namen der Vereinigung, die die Zeitschrift herausgibt, aussprechen, sondern sicher auch im Namen jenes weiteren Leserkreises, der sich im Geiste mit uns verbunden weiss.

Ins Tätigkeitsgebiet der Vereinigung gehört auch die Konferenz, die unsere Basler Freunde im letzten Herbst veranstalteten, und es konnte bereits bekannt gegeben werden, dass im laufenden Jahre für die Zeit vom 6. bis 12. Oktober ein Ferienkurs in Casoja auf der Lenzerheide vorgesehen ist, der vor allem der inneren Klärung und Vertiefung dienen und dem religiösen Problem gewidmet werden soll.

In der Aussprache über die „Neuen Wege" gab vor allem Herr Ragaz in längeren Ausführungen ein Bild vom Stand unserer Bewegung und ihrer nächsten Aufgaben. Er erwähnte dabei insbesondere die sozialistische Strömung innerhalb des Katholizismus, über die ja auch ein Aufsatz zur Weltlage orientierte, und berichtete über die Bewegung in Deutschland, wo kürzlich auch eine Zeitschrift für Religion und Sozialismus gegründet wurde. Wenn auch dieses Unternehmen vielleicht nachteilig auf unsere Abonnentenzahl in Deutschland einwirken kann, so freut es uns doch herzlich als ein Zeichen inneren und äusseren Wachstums der Bewegung, und die Gemeinschaft mit der deutschen religiös-sozialistischen Bewegung kommt auch in der Mitarbeit von Herrn Ragaz an der neuen Zeitschrift zum Ausdruck.

Mit Entrüstung nahm die Versammlung Kenntnis von der Amtsentsetzung unseres Freundes Bietenholz durch die Basler Regierung und gab ihren Empfindungen über diese neue traurige Aeusserung des schweizerischen Militarismus in einer Resolution Ausdruck. (Diese Resolution konnte den Lesern noch im Märzheft bekannt gegeben werden.)

Am Schluss der Vormittagssitzung wurden noch die erforderlichen Wahlen vorgenommen im Sinne der Bestätigung des zwölfgliederigen Vorstandes und des Präsidenten; für einen zurückgetretenen Rechnungsrevisor wurde eine Ersatzwahl getroffen. Da sich der seinerzeit gewählte besondere Ausschuss zur Erledigung geschäftlicher Fragen als überflüssig erwies, wurde auf dessen Erneuerung verzichtet.

Die Nachmittagsversammlung vermittelte der Versammlung die persönliche Bekanntschaft mit unserem Freund und Mitarbeiter Dr. Oskar Ewald aus Wien, der uns ein vortreffliches Referat über unsere Stellung zum Frei-

denkertum innerhalb des Sozialismus hielt. Wie wichtig die Auseinandersetzung mit dem Freidenkertum aufs neue geworden ist, hat schon ein Aufsatz von Ragaz in den „Neuen Wegen" gezeigt, der bezeichnenderweise im hiesigen sozialdemokratischen Organ etwelche Aufregung verursacht hat, und auch die Aussprache an der Jahresversammlung hat auf die Dringlichkeit dieser Auseinandersetzung hingewiesen. Unser österreichischer Freund war besonders berufen, diese Frage zu beleuchten, da er ja seinerzeit auch in den „Neuen Wegen" eine grössere Arbeit über das Freidenkertum veröffentlicht hat, die inzwischen in erweiterter Form auch als Buch vorliegt.[1]) Gerade im Hinblick auf dieses Buch, das wir unseren Lesern sehr empfehlen möchten, können wir von einer Skizzierung des Referates absehen. Wie sehr uns das neue Auftreten des Freidenkertums, an dessen Erledigung man eigentlich bereits glauben konnte, an unsere eigene Aufgabe mahnt, ist wohl jedem Teilnehmer der Versammlung deutlich geworden; denn nur ein lebendiger und kraftvoller religiöser Sozialismus, der gerade das wahrhaft vertritt, was so viele von der offiziellen Religion enttäuschte Sozialisten nun im Freidenkertum zu finden wähnen, wird imstande sein, das Freidenkertum innerhalb des Sozialismus zu überwinden und dem Sozialismus die wahre geistige Grundlage zu geben.

So durften auch die Verhandlungen des Nachmittags dazu beitragen, uns den tiefsten Sinn unserer Bewegung zu zeigen und uns in die grossen Aufgaben derselben hineinzustellen. Wir dürfen drum hoffen, dass an dieser Jahresversammlung nicht lediglich die üblichen Jahresgeschäfte erledigt wurden, sondern dass dieselbe uns innerlich bereichert und gestärkt wiederum an die Arbeit gehen liess. Robert Lejeune.

Mütter-Ferienwoche in St. Niklausen.

Im März des vergangenen Jahres hatte die Gruppe Knonaueramt der S. F. F. F.[2]) einen jungen Zivildienstler eingeladen, der vom Zivildienst im allgemeinen und von seinen persönlichen Erfahrungen erzählte. Etwas von seiner jugendlichen Begeisterung ist auf uns Zuhörerinnen übergegangen und hat das Bedürfnis zur Tat ausgelöst. Der Wille zum Helfen und Dienen wird mächtig in uns, und wir beraten sofort, was wir von unserer Gruppe aus tun könnten. Die Mütterwoche, die alljährlich im Bendeli (Toggenburg) stattfindet, kommt mir in den Sinn, und ich erzähle den Frauen in aller Kürze davon. Ja, etwas Aehnliches wird wohl auch bei uns durchführbar sein.

Der Bezirk Affoltern besitzt ein eigenes Ferienheim in St. Niklausen (Obwalden). Die Ferienkoloniekommission sowie die Gemeinnützige Gesellschaft des Bezirks sympathisieren mit unsern Plänen. Das Heim samt Ausstattung wird uns kostenlos zur Verfügung gestellt, nur für die Reinigung haben wir aufzukommen.

Aber jetzt sehen wir uns vor die schwierige Aufgabe gestellt, Mütter, die jahraus, jahrein ans Haus gebunden sind, frei zu bekommen. Da braucht es ein gutes Stück Arbeit, wir müssen den Leuten persönlich nachgehen, zureden und raten. Meistens nehmen sich Verwandte oder Nachbarn der zurückbleibenden Familienmitglieder an, oder dann beherbergen Ligafrauen die „Waislein" in ihrem Heim für diese Zeit. Immerhin, leicht ist es nicht, ein solches geplagtes Hausmütterchen fortzubekommen und in den letzten Tagen gibt es noch verschiedene Absagen. Doch wir geben uns alle Mühe, die Lücken wieder auszufüllen, und so sind wir denn auf den 27. September bereit. Drei unserer „Ligafrauen" sind schon am Tage vorher hinaufgereist, vielmehr hinauf befördert worden, zusammen mit einem Berg von Obst, Gemüse und andern Esswaren,

[1]) Oskar Ewald, Freidenkertum und Religion. Rotapfelverlag.

[2]) Schweiz. Frauenliga für Frieden und Freiheit. D. Red.

die uns von allen Seiten gespendet wurden. Sie richten das Heim ein und werden dabei unterstützt vom Präsidenten der Ferienkoloniekommission.

Mir selber ist es beschieden, unsere Gäste hinauf zu begleiten. Die müden Frauen sind mir fremd, und fast ist mir bange, ob es mir auch gelingen wird, ihnen das zu bieten, was mir so wichtig ist: ich möchte sie fühlen lassen, dass wir alle zusammengehören und dass ein solches gemeinschaftliches Zusammensein einem neuen Lebensmut, neues Vertrauen in die Menschen zu geben vermag.

Unsere lieben Hausgeister, eben die drei „Ligafrauen", haben alles so wohnlich eingerichtet, dass wir uns alsbald heimisch fühlen. Wir sind im ganzen unser dreizehn. Jeden Tag und bei jedem Mahl ist es geradezu rührend zu sehen, wie unsere Gäste sich freuen können, weil sie jetzt einmal umsorgt werden.

Den ganzen Sommer über hatte ich mir Mühe gegeben, eine Referentin zu gewinnen; denn unsere Frauen sollten nicht nur körperliche, sondern auch geistige Erholung haben. Aber gerade für jenen Zeitpunkt konnten sich die Betreffenden nicht frei machen, und ich musste versuchen, die Sache mit eigenen Mitteln zustande zu bringen. An den ersten beiden Vormittagen machte ich die Frauen bekannt mit Entstehung und Zielen der Liga, damit sie auch wussten, bei wem sie zu Gaste waren. Wir kamen dabei in ungezwungener Weise auch auf so manche andere Frage zu reden, und es war mir eine grosse Freude, so viel Anteilnahme zu finden. Auf einen Abend hatten wir meine Cousine bestellt, sie sollte uns von ihren Erfahrungen im Volkshochschulheim Casoja erzählen. Wie staunten da unsere Frauen, dass es so etwas gebe und dass jedes Mädchen, gleichviel aus welchem „Stand", dort willkommen sei. Am folgenden Morgen war „Sprechstunde", ärztliche Konsultation. Mein Vater, der mit meiner Cousine heraufgekommen war, half auf diese Weise am Gedeihen unseres Unternehmens. Sehr willkommen waren auch seine Ausführungen über Wohnungshygiene.

Die Nachmittage wurden immer zu Spaziergängen, sogar kleinen Touren, benutzt

Unvergesslich bleiben uns auch diese Erinnerungen. St. Niklausen gewährt einen freien Ausblick gegen den Brünig, den Sarnersee, den Pilatus, das Stanserhorn und liegt zugleich am Eingang zum Melchtal. Wie freuten wir uns über die frisch verschneiten Gipfel, als wir nach Melchtal wanderten, und wie ging das Wandern von Tag zu Tag leichter! Unvergesslich vor allem sind uns die Plätzchen im Ranft und Flüeli. Herr R. Ganz, alt-Lehrer, hatte uns an einem Abend durch einen Vortrag mit dieser ganzen Gegend vertraut gemacht; vom Römerturm des St. Niklauser Kirchleins, von der Kaplanei und besonders vom Volksheiligen Niklaus von der Flüe hatte er uns erzählt. Was wir da in Worten gehört, sahen wir im Ranft und Flüeli im Bild.

Unten im Ranft, am Abhang gegen die sprudelnde Melchaa, steht die Zelle des Chlaus. Fast unmöglich scheint es uns heutigen Menschen, dass ein geistig so hochstehender Mensch in dieser Dürftigkeit zu leben vermochte. Das habliche Geburtshaus im Flüeli mit seinen Zeugen aus alter Zeit interessierte uns besonders. Das alles hat dieser heilige Mann verlassen, um in die Einsamkeit zu ziehen. Dann das eindrucksvolle Bild von der Tagsatzung zu Stans. Wie diese Herren der Regierung sich beugten vor dem Einsiedler in der armseligen Hütte! Sie horchten auf den Geist, der aus ihm sprach.

An den zwei noch bleibenden Vormittagen griff ich zu Albert Schweitzers Buch „Zwischen Wasser und Urwald". Ein wenig wollte ich damit zeigen, dass es heute doch auch noch Menschen gibt, die in die „Einsamkeit" ziehen, nur dass heute andere Probleme zu lösen sind.

War das alles nicht zu viel für eine Woche? Ausruhen, wandern, Vorträge, all die vielen Eindrücke? Ja, da hätte man unsere Frauen sehen sollen,

wie sie in den Zwischenzeiten ihre Notizheftchen hervorzogen, um das und jenes aufzuschreiben. Und wenn auch nicht alles haften geblieben ist, sicher hat Jedes Gedanken, Eindrücke mit nach Hause genommen, die auch das Jahr hindurch wirken werden.

Wenn ich an das letzte Mittagsmahl denke und wie da und dort eine Träne tropfte, dann fühl ichs, dass ein Band der Freundschaft und Gemeinschaftlichkeit uns immer verbinden wird. Hedwig Walter.

Zur Branntwein-Initiative.

Es gibt in der Gegenwart grössere und wichtigere Dinge als diese Initiative, die am 12. Mai nächsthin, nach einer siebenjährigen, verfassungswidrigen Verspätung endlich vors Volk kommen soll. Anderseits aber gibt es auch kaum ein bezeichnenderes Beispiel für die ganze Dekadenz unserer schweizerischen Gegenwartspolitik als die Geschichte dieser Initiative. Diese Vorlage erstrebt ja nur eine kleine, vorsichtige Erweiterung unserer Volksrechte, sonst nichts! In Sachen Schnapskonsum marschieren wir Schweizer mit unsern 7,58 Liter pro Jahr und pro Kopf der Bevölkerung bekanntlich an der Spitze der Nationen. Nun handelt es sich darum, dass unser Volk zu Stadt und Land eine gesetzliche Handhabe für den Kampf gegen diesen Schnapsunfug erhalte. — Warum macht man auch ein solches Wesen aus dieser kleinen Sache? So etwas ist doch ganz selbstverständlich, — in der ältesten Demokratie der Welt. Weit gefehlt! Massgebende Politiker aus dem Bundesrat und der Bundesversammlung mobilisieren ihren ganzen Scharfsinn, um unser Volk dahin zu beschwatzen, es solle gegen dieses neue Volksrecht stimmen. Das selbe Schweizervolk, das vor den Wahlen jeweils so umworben wird, soll die Erlaubnis zu einem selbständigen Kampf gegen die verderbenbringende Schnapsflasche nicht erhalten! Denn diesen Kampf besorgt in Zukunft der Bund mit seiner neuen Revisionsvorlage von oben herab weit besser, — so lautet jetzt die Parole.

In Wahrheit würden sich die beiden Vorlagen trefflich ergänzen. Das Gemeindebestimmungsrecht bildete eine sehr wünschenswerte Korrektur zu einer bedenklich schwachen Seite der Revisionsvorlage. Aber dies wollen die Herren der hohen Politik einfach nicht verstehen. Vielmehr soll am 12. Mai das Volk gegen sich selbst ein Misstrauensvotum abgeben. Auch ein Bestechungsversuch von seiten der Likör- und Spirituosenhändler fehlt nicht und passt ins Gesamtbild. Wenn aber das Schweizervolk trotzdem „Ja" stimmt, dann wird der 12. Mai zu einem Tag der Ehrenrettung für die schweizerische Demokratie. Johannes Tscharner.

Zur Petition um das Frauenstimmrecht.

Ich habe es für unnötig gehalten, zu der Petition um das Frauenstimmrecht viel zu sagen, weil ich meinte, das hiesse offene Türen aufstossen, weil ja die übergrosse Mehrzahl unserer Leser ohnehin für die Frauenrechte sei. Nun möchte ich aber doch noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen, und zwar im Sinne einer warmen Empfehlung. Ausführlich von der Sache reden wollen wir ein andermal. Für diesmal möchte ich nur sagen: Es liegt uns ferne, zu meinen, das Frauenstimmrecht sei ein Panazee gegen alle heutigen Uebel, seis der Frauenwelt, seis der Welt überhaupt. Gewiss haben wir alle und haben auch die Frauen Wichtigeres nötig. Dass uns das heutige Stimmen und Wählen etwas recht Problematisches ist, haben wir oft genug bezeugt. Und dass eine blosse Hineinziehung der Frauen in das heutige politische Unwesen nur eine Vermehrung des Uebels wäre, ist uns auch sehr klar. Ich darf wohl auf das hinweisen, was ich in der „Neuen Schweiz" (im Abschnitt: „Die neue Demokratie") und in der Broschüre: „Was will und soll die Frauenbewegung?" (von der freilich die „Saffa" wie von andern meiner Schriften nichts zu wissen schien) über das ganze Problem ausgeführt habe, dazu auf den betreffenden Abschnitt in unserm Buch: „Ein sozialistisches Programm". Aber es handelt sich heute, besonders bei der jetzigen Bewegung in der Schweiz, nicht darum, wie man über diese Punkte denkt, sondern um die Wahrung und Mehrung von Recht und Würde der Frau in der Volksgemeinschaft. Davon soll vor allem das Frauenstimmrecht ein Ausdruck sein. Darum sind alle Frauenverächter dagegen. Wie wir im übrigen unser politisches Leben künftig gestalten und umgestalten, ist eine Sache für sich. Ich denke mir, dass gerade dabei Mann und Frau zusammenarbeiten müssen.

In diesem Sinne bitte ich unsere Freunde, dass sie sich mit Wucht und Eifer für die Sache einsetzen und dafür sorgen, dass die kurze noch übrige Frist bis zur Ablieferung der Unterschriften gut ausgenützt werde. Denn die Petition sollte, um Eindruck zu machen, viele hunderttausende von männlichen und weiblichen Unterschriften tragen.

L. Ragaz.

Zur Weltlage

Katholizismus und Sozialismus.

III.

Die liberale Auffassung der Wirtschaft ist eine wahre Pulverisierung des Menschengeschlechtes. Es liegt ihr eine ganz mechanisch

rationalistische Auffassung, wie sie dieser ganzen Partei eigen ist, zugrunde. Sie ist eine genaue Anwendung der Lehren des Materialismus auf das arme Menschengeschlecht. Wie nach dieser Lehre angeblich sich alles Sein in Stoffatome als Grund von allem auflöst und wieder zusammenfügt, so soll es mit dem Arbeiterstande gemacht werden. Das ist das tiefste, alles erklärende Prinzip der modernen Volkswirtschaft. Ketteler: A. a. O.

Diese falsche Lehre sieht kein Unrecht darin, das zur Befriedigung der ungemessensten Habsucht, der ausschweifendsten Sinnenlust zu verwenden, was Gott zur Nahrung und Bekleidung aller Menschen bestimmt hat, indem sie die edelsten Gefühle in der Menschenbrust unterdrückt und eine Härte, eine Gefühllosigkeit gegen das Elend der Menschen erzeugt, wie sie kaum unter den Tieren sich vorfindet, indem sie einen fortgesetzten Diebstahl für Recht erklärt. Ketteler: A. a. O.

Das Wesen des modernen Kapitalismus duldet weder eine Herrschaft des Geistes, noch sonst irgend eine Macht über sich; es besteht in der Akkumulation, dem Trieb nach Selbstvermehrung, nach bedingungsloser Ausbeutung, nach Allmacht. Nicht mehr dem Bedürfnis dient das Kapital, die Produktion, die Technik; das menschliche Bedürfnis dient umgekehrt dem Kapital. Der Zweck: Kapital und Produktionserweiterung, Erlangung von Gewinnraten, von Dividenden, und der Zweck der Dividenden, da sie doch unmöglich von der zahlenmässig kleinen Schicht von Produktionsmittelbesitzern aufgezehrt werden können, weitere Akkumulation, neue Produktionsmittelvermehrung, ein sinnloser, grauenhafter Kreislauf; eine Spirale ohne Ende (wirklich ohne Ende?); eine menschliche Selbstschändung, die — im christlichen Abendland begangen — nach geistiger Wertung jedes Ausmass übersteigt. Die Welt des Kapitalismus ist die Welt der Zahlen, der Buchführung, der Rechenmaschine.

Wie wäre Religion bei einem System der Profitanbetung möglich? Kapitalist sein, heisst: nicht Gottes-, sondern Marktanbeter sein. Der materialistische Glaube an die Notwendigkeit unbeschränkter Produktion als das einzige und tiefste Ziel unseres Lebens, verträgt sich nicht mit dem religiösen Glauben.

E. M. Cogan, in „Hochland".

Christus und mit ihm seine Kirche, die katholische Kirche, steht mit ihrer Lehre voll und ganz auf Seite der Arbeit und brandmarkt jeden, der mehr einnimmt, als er geleistet, als W u c h e r e r, als D i e b. Da nun die k a p i t a l i s t i s c h e W i r t s c h a f t G e w i n n w i r t s c h a f t o h n e e n t s p r e c h e n d e A r b e i t s l e i s t u n g i s t, da die kapitalistische Wirtschaft auf a r b e i t s-

l o s e n M e h r g e w i n n, das ist auf Beschlagnahme des von den Lohnarbeitern geschaffenen M e h r w e r t e s, eingestellt ist, so muss Christus und mit ihm das Christentum die „kapitalistische Wirtschaft" als Wucher verurteilen. Der Besitz an Produktionsmitteln als solcher schafft keinen Mehrwert, sondern nur die Arbeit mit und an diesen Mitteln. Was der einzelne nun erarbeitet, das gehört ihm, ist sein E i g e n t u m, P r i v a t e i g e n t u m. Und darum ist es selbstverständlich, dass Christus sein Gebot verkündet: „D u s o l l s t n i c h t s t e h l e n!" Aber aus der Missachtung dieser Grundsätze, durch die Christus die Arbeit im Interesse der menschlichen Gesellschaft ordnet, kommen alle jene furchtbaren sozialen Zustände der Verelendung, die wir im sogenannten Proletariat vor uns sehen. Denn die kapitalistische Wirtschaft sieht im Menschen nur die Arbeitsmaschine, betrachtet seine Arbeitskraft als blosse Ware, eignet sich in skrupelloser Weise die Früchte seiner Arbeit an und erzielt auf diese Weise riesige arbeitslose Gewinne, die wieder als Mittel zur weiteren Versklavung ausgenützt werden. Es ist das um jeden Preis nur Gewinnen- und Verdienenwollen auf Kosten der Arbeit anderer, ohne dafür selbst einen Gegenwert zu leisten.

Die kapitalistische Wirtschaftsordnung war es vor allem, die mit der Maschine die Produktion und die Arbeitsteilung geradezu ins Ungemessene treibend, soziale Uebelstände ganz besonderer Art geschaffen hat — d a s P r o l e t a r i a t m i t d e m u n g e h e u r e n B e r g v o n E l e n d a l l e r A r t, das Proletariat, das sich zwar aufbäumt, aber vom kapitalistischen Moloch unbarmherzig gefressen wird. Es sei nur erinnert an die ungesunden Verhältnisse, unter denen die vielfach in Fabriken und Schächten zusammengeballten Menschen zu arbeiten gezwungen sind, an die öde Einseitigkeit der Arbeit, an die aufreibenden Nachtschichten, an das Herausreissen der Mutter aus der natürlichen Arbeitsgemeinschaft der Familie, an die düsteren Mietskasernen, an die finsteren Kellerlöcher und muffigen Hinterhauswohnungen, an die nicht seltenen Massenkündigungen von Arbeitern mit all den Flüchen und Verzweiflungsschreien, die sie begleiten, an alle die Tausende und Abertausende, denen Erholung und kulturelle Bildungsmöglichkeiten so gut wie gänzlich fehlen, an das grosse Heer jener, die in der Sozialdemokratie einen Verzweiflungskampf um ein menschenwürdiges Dasein führen und denen dann zumeist ein freudloses Alter voll Not und Entbehrung winkt, wenn sie nicht schon vor der Zeit körperlich und seelisch zermürbt ins Grab sinken. Dass das ideale, natürliche, also von Gott gewollte Zustände seien, die das Christentum billigen kann, wird niemand zu behaupten wagen. Wenn das aber unerträgliche, unmoralische Zustände sind, wenn das Christentum also auf Seite dieser Ausgebeuteten und Entrechteten und Enterbten steht,

seiner Lehre nach stehen muss, so muss es naturgemäss sich gegen jenes Wirtschaftssystem wenden, das zwangsgängig solche Verhältnisse geschaffen hat und immer wieder schaffen wird, nämlich gegen das *kapitalistische Wirtschaftssystem*.

Der *Kapitalismus ist ein rein materialistisches Wirtschaftssystem, das auf der Lehre vom absoluten, pflicht- und schrankenlosen Eigentum aufgebaut ist.* Das, was wir als Kapitalismus bezeichnen, ist jenes System, das die Wirtschaft um seiner selbst willen betreibt und den Gewinn, die *Rentabilität um jeden Preis als oberstes Ziel des Wirtschaftens aufstellt.* Die *historische Voraussetzung des Kapitalismus,* ohne die es einen Kapitalismus nicht gäbe, ist die *Zweiteilung der Gesellschaft* in Besitzer der Produktionsmittel (Geld, Rohstoffe, Boden, Maschinen u. s. w.) und freie Arbeiter, die nichts haben als ihre Arbeitskraft, die sie an den Produktionsmittelbesitzer zu vermieten gezwungen sind, um leben zu können. Der Kapitalismus nützt nun seinen Besitz, sein Geld, seine Sachwerte skrupellos aus. Er frägt nicht darnach, ob das, was er herstellt, sozial gut ist oder nicht. *Er behandelt die Menschenarbeit als käufliche Ware,* mit der er Geschäfte macht. Er beutet die Notlage der nach Arbeit fragenden Menschen aus. Unbarmherzig macht er den Menschen zu seinem Sklaven. Es kümmert ihn gar nicht, ob andere dabei zu kurz kommen. Um die Wahl der Mittel ist er nicht verlegen. Dass auch der Arbeiter ein Recht auf ein menschenwürdiges Dasein hat, dieser Gedanke kommt dem Kapitalisten nicht. Die Wirtschaft, d. i. das Gewinnen um jeden Preis, ist dem kapitalistisch eingestellten Menschen alles, die Moral hat in der kapitalistischen Wirtschaft nichts zu sagen. Gerade der Kapitalismus hat es verstanden, die *Erfindungen der Technik* sich dienstbar zu machen und jene *Grossindustrie* zu schaffen, die vielfach dem kapitalistischen System die besten Vorspanndienste leistet. Der Kapitalismus erntet dort, wo er nicht sät. Er heimst die Früchte der Arbeit von Tausenden und Abertausenden und Hunderttausenden, die Früchte, die diesen gehören, ein, lebt also von der Arbeit anderer. Der Kapitalismus ist höchst unsozial, er ist heidnisch. Einen christlichen Kapitalismus kann es also nicht geben, weil er ein in sich selbst schlechtes, unmoralisches System ist, in dem Gerechtigkeit und Nächstenliebe unbekannt sind und Menschen wie Maschinen gewertet werden. Der Kapitalismus bezieht *arbeitsloses Einkommen aus blossem Besitz, und viele Arbeit, die er leisten lässt, ist unsoziale, verderbliche Arbeit, da er vielfach auf die Genussucht der Massen spekuliert.* Der Kapitalist lässt andere für sich arbeiten; er zahlt wohl

dem Arbeiter den Lohn, aber zumeist einen Hungerlohn, steckt jedoch einen Teil des Arbeitsertrages seiner Arbeiter, den Mehrwert, als „Gewinn“ ein. — — — — —

Es ist wohl klar, dass ein System, das die Rentabilität und das Erstreben der Erdengüter um ihrer selbst willen, zur Befriedigung des Genusses, zum Ziele hat, niemals sozial richtig wirken kann, sondern die natürliche Rechtsordnung, wie wir sie in den vorausgehenden Kapiteln gekennzeichnet haben, zwangsgängig zerstören muss. Das unsoziale, von aller Moral losgelöste Ziel des Wirtschaftens, die Gesinnung, mit der der Gebrauch der Erdengüter ihrer selbst willen erstrebt wird, das verantwortungslose, willkürliche und rücksichtslose Wirtschaften mit den Erdengütern unter Missachtung der Rechte anderer, vor allem aber die Trennung der Produktionsmittel von der Arbeitskraft als geschichtliche Voraussetzung, machen also ein Wirtschaftssystem zu einem kapitalistischen. Im kapitalistischen Wirtschaftssystem gibt der Privatbesitz der Produktionsmittel dem Kapitalisten die Möglichkeit, den Arbeiter auszubeuten und zu übervorteilen. Wer nichts hat als seine Arbeitskraft, ist dem Kapitalisten erbarmungslos ausgeliefert. Die Anhäufung arbeitslosen Einkommens aus dem Titel des blossen Besitzes, die Aneignung des durch fremde Arbeit geschaffenen Mehrwertes, nicht aber die Rücksicht auf die Allgemeinheit, bestimmen das Vorgehen des Kapitalisten. Ja, wenn auch der einzelne kapitalistische Unternehmer den Arbeitern gegenüber Gerechtigkeit und Nächstenliebe walten lassen und deren hartes Los bessern wollte, so wird sein gewiss edles Streben dennoch umso weniger Erfolg haben, je radikaler in einer kapitalistischen Wirtschaft die Trennung zwischen Produktionsmitteln und Arbeitskraft durchgeführt ist. Er muss die Praktiken des Profitjagens in der Form der Einheimsung des Mehrwertes eben mitmachen, er muss also seine Arbeiter schädigen, da er sonst selbst als Unternehmer zugrunde ginge.

Kapitalismus ist also die Ausnützung des Besitzes an Sach- und Geldwerten als solchen zu arbeitslosem Gewinn aus reinem Erwerbsinteresse, unbekümmert darum, dass dieser Erwerb stets auf Kosten der Arbeit anderer geht. Kapitalismus ist jenes Wirtschaftssystem, das von dem materialistischen Grundsatz ausgeht: Jeder kann mit seinem Vermögen machen, was er will.

Was dem Kapitalisten ohne Arbeit als Mehrwert aus dem blossen Titel seines Besitzes zufliesst, geht naturgemäss einem anderen, der ihn geschaffen hat, ab, ist diesem genommen, ist also

Wucher, ist gewissermassen Diebstahl an der Allgemeinheit. So wird das gezüchtet, was wir als proletarisches Elend bezeichnen. Das Proletariat, die vom Kapitalismus ausgebeuteten und betrogenen Menschen, sind demnach eine notwendige Begleiterscheinung, eine Folge der kapitalistischen Wirtschaft. Es ist die Masse aller derer, denen der Kapitalismus praktisch das Recht auf den vollen Ertrag ihrer Arbeit abspricht. Zu diesen Proletariern, also zu denen, die weniger einnehmen, als sie arbeiten, gehören aber nicht bloss die Fabriksarbeiter, es gehören dazu heute so ziemlich alle ehrlich schaffenden Stände, alle, denen es heute trotz ehrlicher Arbeit und ehrlichstem Arbeitswillen nicht möglich ist, sich ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Das Proletariat rekrutiert sich aus allen Ständen. Denn unter dem kapitalistischen System seufzt auch der Bauer — man denke an die hypothekarische Verschuldung unseres Bauernstandes — der Handels- und Gewerbetreibende, der Beamte, die ehrlich schaffende Industrie, die Angehörigen der freien Berufe. Das Volksvermögen, die Real- und Sachwerte sammeln sich und ballen sich zusammen in den Händen einiger weniger und machen die zu Arbeitsmaschinen verurteilten Menschen zu reinen Sklaven. — — — — —

Unsere kurze Ausführung zeigt ohne weiteres, dass Christus, dass das Christentum, dass die katholische Kirche als die Kirche Christi einzig und allein nur auf Seite des Proletariates gegen den Kapitalismus stehen kann. Es gilt ja, die einfachsten Menschenrechte, das Recht auf den vollen Ertrag der Arbeit, das Recht auf menschenwürdiges Leben, das Hunderttausenden durch das kapitalistische Wirtschaftssystem in skrupellosester Weise geraubt wird, gegen jeden Kapitalisten zu verteidigen. Aber es gilt auch, den kapitalistischen Geist, der unser ganzes Wirtschaftsleben oben und unten bewusst und unbewusst verseucht, aus den Köpfen und Herzen auszutreiben, auch aus den Gehirnen der Proletarier. Denn alles spricht nur von Wirtschaft, von Produktion, von Konsum und Organisierung der Arbeit, von Gewinn aus Besitz, aber niemand spricht von Moral, von den Forderungen des Christentums, von Religion. Denn ihn, der allein Rettung bringen kann, Christus, lassen sie alle abseits stehen.

Die Vertreter des Christentums, die Kirche als solche, hat daher, das ist meine tiefste Ueberzeugung, in der Gegenwart keine wichtigere und dringendere Aufgabe, als sich mit dem Proletariat gegen den übermächtigen Feind, gegen den Kapitalismus, zu verbinden. Es gibt für die Seelsorge von heute aber

auch keine dankbarere Aufgabe, als die breiten Massen der Sozialdemokratie wieder für das Christentum zu gewinnen. Wir müssen daher zunächst jene materiellen Unterlagen schaffen helfen, durch die den einzelnen Menschen und den Familien die praktische Befolgung der Zehn Gebote leichter möglich gemacht wird. Also rücksichtslose Kampfansage gegen den Kapitalismus, nicht zaghaft, sondern mit der ganzen Inbrunst der Ueberzeugung, denn auch die Proletarierseele ist kostbar, ist unsterblich, auch der Proletarier ist Mensch, ist Gotteskind, hat ein Recht auf menschenwürdiges Dasein, wie der Kapitalist. Da gibt es kein Ueberlegen. Nur die Tat, das Christentum der Tat, kann uns helfen. Der Proletarier will Gerechtigkeit, er will Schutz für seine Arbeit und Zuerkennung des Rechtes auf Arbeit in dem Sinne, wie wir in den vorausgehenden Erörterungen schon des öfteren näher umschrieben haben, und das will auch das Christentum. In diesen Forderungen begegnen sich beide. Wenn aber die Kirche, d. h. die Vertreter der Kirche, für das Proletariat ehrlich und rückhaltlos eintritt, dann wird der Proletarier an die welterlösende Macht der Kirche Christi glauben. Er wird aus einem grollenden Feind der Kirche bald ein überaus wertvolles Glied derselben werden, wird deren bester Apostel sein. So, und nur so, überwindet man Sozialdemokratie, Bolschewismus, Kommunismus und Anarchismus — durch die christliche Tat, durch die Sorge für die entrechteten Menschen ohne Unterschied. Das ist die katholische Aktion, die wir brauchen: die Befreiung des Proletariates aus den Klauen des unersättlichen, unbarmherzigen kapitalistischen Molochs und die Zurückführung auch des Proletariates zu der rückhaltlosen, richtigen Einstellung auf die Forderungen des wahren ökonomischen Problems im Sinne der Lehre Christi. Damit fordern wir aber nichts anderes, als was schon im Auftrag seines Meisters Christus der Apostel Jakobus in seinem Brief, 2. Kapitel, fordert.[1]) — —

Für das System der kapitalistischen Wirtschaft gilt das Wort Christi: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“, sowie die Bitte des Vaterunsers „Unser tägliches Brot gib uns heute“ nicht, sondern es hat sich zum absoluten, unumschränkten Herrn der Güter des Diesseits aufgeworfen. Der Kapitalismus ist der Egoismus in Reinkultur. Joh. Uhde: A. a. O.

Nicht ungestraft tritt der Mensch Gesetze mit Füssen, die der Allmächtige gegeben hat. Denn sie bleiben doch in Geltung und Kraft, müssen bleiben — nur kann sie die Torheit der Menschen ver-

[1]) Vgl. Jakobus 2, 1—13. D. Red.

kehren aus wohltätig ordnender Fürsorge des Allwissenden und Allgütigen in furchtbare Geisseln des göttlichen Zornes. „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ — haben die Menchen es zustande gebracht, Brot ohne Arbeit herzustellen? Sie haben es versucht: durch den Zins. Da es aber nun einmal ein Naturgesetz ist, dass Brot nur von Arbeit kommt, so mussten sie es der Arbeit nehmen, um es dem Wucher geben zu können. Nur so war es möglich, das Gesetz zu umgehen, dass man der Arbeit das Brot nahm, das sie in ihrem Schweisse geschaffen hatte. „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Da man der Arbeit das Brot nahm, das ihr gebührte, um es dem Kapital zu geben, das es nicht hervorgebracht hatte, musste die Arbeit hungern. Und so kam der Riss in die menschliche Gesellschaft, der grosse Riss, der sie scheidet in eine kleine Klasse von faulen Essern und in eine grosse Klasse von hungernden Zinsknechten. Und mit diesem Riss ist der Friede von den Menschen gewichen, und er wird nicht wiederkehren, ehe der Riss nicht verschwunden und das göttliche Gesetz nicht wiederhergestellt ist. „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Weil die Menschen das von Gott dem Herrn gegebene Fundamentalgesetz der Volkswirtschaft für alte Mode hielten, die man ganz rückwärts in den Kasten hängt, müssen die einen im Ueberfluss ersticken, während die, die ihnen den Ueberfluss schaffen, in Not verdorren. Muss das so sein? Müssen die einen den anderen das Notwendige nehmen, um es nutzlos zu vergeuden oder, was noch schlimmer ist, um es zu neuen tributheischenden Kapitalien anzuhäufen? Nein, es muss nicht sein! Wir müssen nur das grosse Fundamentalgesetz wieder zum geltenden Recht erheben, und die grosse Krankheit der Gesellschaft, der Kapitalismus, ist überwunden ....

Anton Orel: Kapitalismus, Bodenreform und christlicher Sozialismus.

3. Stellung zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie.

Die sozialistischen Begriffe und ihr Programm sind für uns zum Vorhang geworden, hinter dem sich der vierte Stand verbirgt. Wir müssen hinter den Vorhang sehen, um den Stand der Arbeit wirklich zu erkennen.

Die Programme des Sozialismus sind nicht seine eigenste Sprache. Er hat sie von denen sich angeeignet, die sich um ihn bekümmerten. Das brauchte nicht zu sein. Es hätten andere Kräfte damals, als es darum ging, den neuen Stand der Fabriken in das Volk zu ordnen, sich seiner annehmen müssen und haben es nicht getan. Sie waren damals bei den Kronen und Fürsten und dem Kapital der Bürger zu finden; sie fühlten sich als Schutzwehr von Thronen und Privateigentum und überliessen es anderen, dem neuen Stand die verderbliche Waffe des sozialistischen Programms zu geben. Sie

waren mit dabei, als man die Sozialisten verfolgte und in ihnen die Revolution grosszog. Und heute rufen sie auf die verlassenen und verstossenen Massen den Fluch und den Bann herab und sagen: Hütet euch vor den gottlosen Sozialisten.

Das Bürgertum hat ohne Bedenken seine Macht gebraucht, um den Arbeitsmann klein zu halten, es hat ihn den Sozialisten zugetrieben, denn die nahmen sich seiner an. Er hat sie geächtet und verachtet, und die Macht insgesamt darangesetzt, die Arbeiter draussen zu lassen. Auch die Kirchen haben mitgetan im Kesseltreiben. Wenn sie auch für Almosen eintreten, die dem Arbeiter durch die Fenster hinausgereicht werden sollten, seinen Kampf und seine Not sehen sie meistens nicht. Sie sehen nicht, wie ein neuer Stand mit eigenem Format, eine neue Seele um den Platz im Vaterhause rang; auf den Ruf nach Gerechtigkeit antworteten sie mit Almosen und wunderten sich noch, dass die Beschenkten nicht winselnd vor Freude ihnen zu Füssen krochen.

Sie nahmen sich auch schon der Arbeiter an, aber um welchen Preis! Sie mussten die Reihen der Kollegen und Genossen verlassen und durften die Brosamen des Bürgertums als lächerliche Gestalten der Kleinbürger aufpicken. Sie setzten eine Prämie auf den Feigling und Verräter an der Sache der Arbeiter.

Das haben sie getan, weil sie bürgerlich waren und nicht anders konnten, als bürgerlich denken. So haben sie auch gepredigt, und die Arbeiter haben es nicht geglaubt, was sie sagten. Sie merkten, dass ein Bürger nicht anders kann als bürgerlich sein, was er auch immer tut. Auch in der Religion. Darum bedankten sich die Arbeiter vor dem irgend bürgerlich missbrauchten Wort Gottes.

Und nun das Seltsame. Die bürgerliche Welt, die sich christlich nennt, bot den Arbeitern ein bürgerliches Evangelium an (Dogma vom Privateigentum, von den römischen Rechten, Dogma von der Sklaverei unter dem Staat, bezogen aus der Zeit der absoluten Fürsten, Dogma vom Menschen als dem braven Arbeitstier, bezogen von den herrschenden Bürokraten in Staat und Kirche, Dogma von dem Ruhehalten und dem Geschäft, bezogen von den Liberalen, die aus allem ein Geschäft machen, auch aus dem Glauben), bot dieses Gemisch im Namen Christi dem arbeitenden Volke an. Und als das Volk nicht anbiss und seinen elementaren Drang nach Leben und Menschenwürde hinausschrie, da sagte man: Ihr seid Ungläubige und Gottesleugner.

An der Not des armen Sohnes sind wir, unsere Väter, vorbeigelaufen; wir haben sie nicht als Leute aufgenommen, weil wir nicht mit ihnen teilen wollen und weil wir uns der Arbeitsleute schämten. Und dabei haben wir gesagt: der Vater wollte sie nicht. Wir konnten ihnen nicht brüderlich sein, weil wir selber den Vater nicht

näher kannten und seinen Namen missbrauchten, um die armen Leute im Elend zu lassen.

Haben wir ein Recht, die ungläubig zu nennen, die die Frohbotschaft nicht vernommen haben? Wer hat sie ihnen denn verkündigt? Das Wort Gottes läuft über die Welt und zündet, wenn es verkündet wird. Es läuft nicht, wenn es missbraucht wird.

Da, wo die Frohbotschaft noch nicht hingekommen ist, da kann kein Glaube sein. Jedes Volk und jeder Stand ist von Gott und jedes hat ein ewiges Recht, die Botschaft in seiner Sprache zu hören und voll und ernst genommen zu werden.

Darum sagen wir: der vierte Stand ist nicht ungläubig. Er steht noch vor dem Glauben. Er hat aber die natürliche Vorbedingung für den Glauben. Wieso das? Er hat das bürgerliche Christentum abgelehnt; das kann nur einer tun, der unterscheiden kann zwischen echt und unecht. Wer das Unechte ablehnt, das Christentum derselben rechnenden Menschen, der offenbart den Hunger nach dem Glauben. Selig die Hungrigen. Der vierte Stand ist in der Hungerseligkeit auf dem Wege zum Glauben. Er hat selber geglaubt an ein neues Reich der Gerechtigkeit, und den Glauben durch Elend und Verfolgung und Bedrückung gewahrt. Wer glaubensselig ist, der kann einmal glauben, wenn ihm verkündigt wird. Darum sagen wir: Es ist Unrecht und Heuchelei, dem vierten Stand Unglauben vorzuwerfen. Die haben am allerletzten ein Recht dazu, die ihre Sache nicht getan haben.

Die wagen es zu sagen: der vierte Stand ist ungläubig, die ihn fortgestossen haben in das Elend und ihn den Denkern und Schwätzern ausgeliefert haben?

Ja, es ist Tatsache, dass der vierte Stand unter die Räuber gefallen ist, weil der Priester und Levit vorübergingen.

Josef Emonds (In „Ruf zur Wende“, 1926).

(Fortsetzung folgt.)



Rundschau

Monatsschau.

1. Weltpolitik.

Die Weltpolitik hat in diesem Ostermonat nichts Hervorstechendes gezeitigt — um von Oesterlichem zu schweigen. Vorwärts gehen die Verhandlungen über die Reparationen. Darüber erfahren wir andern Sterblichen wenig Zuverlässiges. Das ist bezeichnend für den Charakter dieser Zeit: Dinge, die das soziale Leben der Völker für viele Jahrzehnte entscheidend bestimmen werden und von denen auch die weitere Gestaltung der Weltpolitik und der Kultur überhaupt in hohem Masse abhängt, werden von ein paar wenigen Finanzmatadoren und ihren diplomatischen Schildknappen über die Köpfe der Völker hinweg geregelt. Die Masse wird bezahlen müssen, zu

sagen hat sie weiter nichts. Die neuen „Herren der Erde“ (Nietzsche) verfügen über sie. Das ist die Demokratie unter dem Zeichen der Weltherrschaft des Mammons. Dass solche Dinge nicht endgültig sein können und zu dem gehören, was zur Revolution drängt (komme sie so oder so), liegt, scheint mir, auf der Hand. Die erwachenden Völker werden auch das Recht haben, sich um das, was auch ohne sie ausgemacht worden ist, nicht allzuviel zu bekümmern.

Es bedeutet keinen Widerspruch damit, wenn ich zur Erläuterung dieser Reparationsfrage auf ein paar Zahlen hinweise. Vom deutschen Volke wird verlangt, dass es jährlich 2,5 Milliarden Goldmark für die Reparation zahle. Diese Summe findet man in Deutschland „untragbar“ und ich will auch von ferne nicht etwa behaupten, dass sie „tragbar“, gerecht oder sonst richtig sei. Aber nun bedenke man: Das deutsche Volk gibt jährlich aus 4,7 Milliarden Goldmark für Alkohol; 2,7 Milliarden Goldmark für Tabak; 2,9 Milliarden Goldmark für Theater (meistens geringerer Art!), Kinos, Varietes und so fort; 12 Milliarden Goldmark für Wirtschaftsleben noch abgesehen vom Alkoholgenuss aus. Dazu kommen noch die Pensionen für Beamte und Militär (für diese allein 1,6 Milliarden), die den Fürsten gemachten Geschenke (in Jahreszinsen berechnet), auch die Riesenausgaben für den Wehretat und Aehnliches. Das trifft auf den Kopf der Bevölkerung etwa 580 Mark für eine Menge von unnötigen oder schädlichen Dingen und 40 Mark für die Reparation.

Diese Zahlen mögen im einzelnen nur annähernd richtig sein, aber das ganze Bild, das sie ergeben, wird schon stimmen.

Was aber wird damit gesagt? Etwa, dass die von Deutschland geforderte Reparationssumme nicht zu hoch sei? Diese Schlussfolgerung wäre schon darum sinnlos, weil ja ganz sicher analoge Zahlen auch für die Länder der „Allierten“ anzuführen wären (wie selbstverständlich auch für die neutralen), nur dass mir diese Zahlen nicht zur Verfügung stehen. Man könnte also ebensogut schliessen, dass die Völker der „Allierten“ lieber an diesen Dingen sparen, als möglichst viele Milliarden aus den Deutschen herauspressen sollten.

Doch wäre auch das nicht der Sinn der Sache, den ich jetzt im Auge habe. Vielmehr wird durch diese Zahlen gesagt, dass sowohl die Völker der Allierten und die neutralen, wie die Deutschen noch ganz andere Tribute als die deutschen Reparationen an die Allierten und die Schuldabzahlungen der Allierten an Amerika sind, an andere Mächte leisten, und zwar nicht zur „Reparation“, sondern zur „Destruktion“, nicht zur Wiedergutmachung, sondern zum Verderben, nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung. Diese Tribute wären abzuschütteln ohne Diplomatie, Heer und Rachekrieg; diese Befreiung hinge bloss von uns ab. Vielleicht werfen diese Zahlen, wenn man sie recht bedenkt, doch ein lehrreiches Licht auf das ganze Reparationsproblem.

Inzwischen hat Mussolini sein Plebiszit durchgeführt. Das ist ein neues sehr deutliches Charakteristikum für das Wesen dieses Mannes. Er ist Theaterheld und arbeitet für den Schein. Aber man muss sich darüber klar sein, dass alle Diktatoren dieser Art (die ich von einem Cromwell oder Calvin scharf unterscheide) mit solchen Mitteln arbeiten, Cäsar nicht weniger als Napoleon (der Grosse und der Kleine), Lenin nicht weniger als Mussolini. An die napoleonischen Plebiszite und Aehnliches erinnert ja das Mussolinische am meisten. Diese Analogie zeigt auch was davon zu halten ist. Wobei man ruhig zugeben kann, dass auch ein Diktator zeitweilig eine gewisse Beliebtheit geniessen kann. Nur dass diese aura popularis wechseln kann wie das Aprilwetter.

Viel interessanter ist das Los des Regimes Seipel und seines Trägers in Oesterreich. Dieses Regime mit seiner Mittelpunktgestalt ist überhaupt eines der seltsamsten Probleme der politischen und religiösen Psychologie der Zeit und dieser in der katholischen Moraltheologie wurzelnde, wie ein Asket

lebende, den Rest des einstigen Habsburgerreiches regierende Prälat, der auf Grund jener Moraltheologie eigentlich den Kapitalismus verurteilen muss, und doch der Führer der kapitalistischen Bourgeoisie seines Landes und Erzfeind der Sozialdemokratie wird, der das internationale Manifest gegen die Wehrpflicht unterschreibt und doch als Patron der Heimwehren kriegerische Töne anschlägt, auf alle Fälle eine des Nachdenkens würdige Erscheinung. Es wäre sehr lehrreich, wenn man die wahren Motive seines Tuns (die er vielleicht selbst nicht ganz kennt!) darlegen, die Struktur einer solchen Seele mit ihren starken Nomien und Antinomien aufdecken könnte. Eine Vergleichung mit einem so ganz anders gearteten Mann wie Masaryk oder sogar mit Wilson wäre vielsagend.

Aber auch abgesehen von diesem Rätsel, das Seipel zu sein scheint, sind die österreichischen Entwicklungen, in denen er eine so grosse Rolle spielt, bedeutsam. Diese Auseinandersetzung zwischen Marxismus und Jesuitismus (um es etwas zugespitzt auszudrücken), die sich um ihn herum vollzieht, ist von brennendem Interesse. Damit verbindet sich das Problem der Gewalt, insofern als die österreichische Sozialdemokratie in diesem Ringen ganz deutlich von einer etwas zu selbstgewissen Betonung „proletarischer Wehrhaftigkeit“ und marxistischen „Klassenkampfes“ durch bittere und überraschende Erfahrungen zu andern Methoden gedrängt wird. Der vorläufige Sturz Seipels eröffnet vielleicht die Bahn zu sehr wichtigen neuen Versuchen einer Zusammenarbeit gegnerischer Mächte. Nimmt man noch die verschiedenen Formen eines katholischen Sozialismus im weiteren und engeren Sinne dazu, die gerade auf diesem aufgewühlten Boden Oesterreichs sich zeigen, so wird einem von neuem klar, welch ein Schaden es wäre, wenn dieses ganze eigenartige Leben durch den Anschluss an das deutsche Reich in einem ihm so fremden Wesen auf- und unterginge — niemandem zum Gewinn!

Es wäre vielleicht nicht unangebracht, in diesem Zusammenhang eines andern vorläufig seiner bisherigen Rolle beraubten Akteurs auf dem Theater der Zeitgeschichte zu gedenken. Was Leo Trotzki, der gestürzte Diktator, sich wohl selbst für Gedanken macht? Ob er sich vielleicht auch etwa einmal zweier langer „Sendschreiben“ (die ganze „Memoriale“ waren) erinnert, die ihm in den ersten Jahren seiner Macht ein Mann zugestellt, mit dem er in seiner vorbolschewisischen Zeit, in den Herbstmonaten des Jahres 1914 öfters verkehrte und der ihn vor dem Weg, den er dann (zum Teil, wie sich später zeigte, wider seine bessere Einsicht) doch gegangen ist, dringend und mit ausführlicher Begründung warnte? Vielleicht findet sich später einmal Gelegenheit, vor dem Bilde dieses Diktators ein wenig stillzuhalten.[1])

Der Bürgerkrieg in Mexiko und China erfordert keine weitern Bemerkungen, es sei denn, dass noch auf die Mischung von rein politischen, wenn nicht gar persönlichen, und wirtshaftlich-sozialen Motiven hingewiesen wird, die für diese Vorgänge charakteristisch ist. In Mexiko kämpft die Partei der nationalen und sozialen Erneuerung gegen das mehr oder weniger ausgesprochene Bündnis von Militär und Klerus; in China ringt der Kapitalismus der übrigen Mächte mit Russlands Einfluss und die „nationalistische“ Regierung steht mitten inne, bald mehr dahin, bald mehr dorhin neigend — wozu dann noch sekundäre Einflüsse kommen. Die Weltpolitik wird immer weniger rein politisch geführt werden können und sich immer mehr mit dem sozialen Konflikt verbinden. Das ist auch in Indien deutlich. Das neueste Attentat scheint sozialen Motiven entsprungen zu sein. Der Konflikt zwischen Hindus und Mohammedanern verbindet sich damit. Was Gandhi zu alledem

---

[1]) Dass man dem nun gestürzten, schwer kranken Mann die Tore auch der Länder verschliesst, wo man ihm noch vor kurzem als Machtfaktor huldigte, ist eine „alte Geschichte“, die aber dadurch nicht schöner wird.

sagen mag?[1]) Und wie dieses kritische Jahr 1929 ablaufen wird? Die allfällig kommende englische Arbeiterregierung wird mit diesem indischen Problem sofort auf eine gewaltige Probe gestellt werden.

2. Soziales.

Im sozialen, besonders im wirtschaftlichen Leben gehen nicht minder wichtige Dinge vor sich als in der Weltpolitik, auch wenn sie nicht immer so deutlich hervortreten, dass eine „Chronik" sie richtig erfassen könnte. Da sind einmal die grossen Konzentrationen der kapitalistischen Wirtschaftsgebilde. So haben sich jüngst die drei gewaltigsten Petroltruste der Welt, die den ganzen Petrolhandel monopolistisch beherrschen und denen wir alle Tribut zahlen, die Standard oil-, die Shell- und die Anglo-Persian-Gesellschaft, zu gemeinsamer Ausbeutung der russischen Petrolvorräte und damit wohl überhaupt verbunden. Es sind oft Riesenkämpfe, die hinter solchen Ereignissen stehen. Da ist sodann die wirtschaftliche Eroberung Europas durch Amerika. Sie hat neuerdings durch den Uebergang der —in hochgradigem deutschen Patriotismus machenden — grössten deutschen Automobilfabrik, Opel in Rüsselsheim, an die grösste amerikanische, die General Motors, einen weithin sichtbaren Ausdruck gefunden. Wieder ist damit verwandt der Siegeszug der Rationalisierung. Diese ist doch wohl auch eine Hauptursache der deutschen Arbeitslosigkeit, der nun über drei Millionen Proletarier mit ihren Familien, also etwa 15 Millionen Menschen verfallen sind.[2])

Innerhalb der sozialistischen Bewegung spielt der Bruderzwist immer eine grosse Rolle. Die Zersetzung der kommunistischen Partei geht besonders in Deutschland vor sich und ist dort (wie übrigens auch anderswo, z. B. in der Tschechoslovakei) auch eine deutliche Folge der russischen Entwicklungen. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Hauptrichtungen des heutigen Sozialismus ist jedenfalls eine der Linien, die in die Zukunft des Sozialismus weisen. Davon einmal ausführlicher. Grosse Erfolge der Sozialdemokratie haben die dänischen Gemeindewahlen gezeitigt. Ein Hauptereignis aber werden die nahen, im Mai stattfindenden englischen Wahlen sein. Eine englische Arbeiterregierung bedeutete, bei allen Abzügen, die man von möglichen Erwartungen machen muss, doch ein Stückchen Weltwende.

3. Schweizerisches.

Da wir gerade beim sozialistischen Bruderkrieg sind, mag auch das einzige einigermassen belangreiche schweizerische Ereignis dran kommen, das in diesen Ueberschau-Monat fällt: das für Basel geplante „rote Treffen" und seine gewaltsame Verhinderung durch den Bundesrat.

Man mag je nach Stimmung und Temperament dieses Ereignis verschieden beurteilen. Ein Teil der Sozialdemokraten scheint es nicht wichtig zu nehmen, wohl einfach, weil es diesmal gegen die Kommunisten ging. Aber das ist ein zu beschränkter Gesichtspunkt. Für mich bedeutet dieser Palmsonntag einen dies ater, einen der traurigsten Tage unserer Geschichte. Denn er enthüllt die ganze Elendigkeit unserer Zustände. Von den Kommunisten wollen wir nicht reden. Jeder schweizerische Politiker, der noch einen Rest von Verstand bewahrt hat, weiss, was er von ihrer Bedeutung halten muss.[3]) So

---

[1]) Er scheint nach neuesten Berichten eine ausserordentliche Verschärfung des Konfliktes vorauszusagen.

[2]) Der Frühling scheint inzwischen eine (wohl nur zeitweilige) Besserung gebracht zu haben.

[3]) Dieser Rest von politischem Verstand scheint Zeitungen wie der „Gazette de Lausanne" und ihren Gesinnungsgenossen ob ihrer Bolschewistenangst allerdings verloren gegangen zu sein.

wohl auch unsere Bundesräte. Ich halte sie zwar für kleine, sehr kleine Menschen und für kleine, sehr kleine Politiker (das Wort „Staatsmann" zu brauchen wäre Ironie!) und betrachte es als ein Elend, dass die Schweiz in Zeiten von solcher Bedeutung von einem Kollegium von gerissenen Advokaten und engstirnigen Parteimenschen „regiert" wird, aber für Dummköpfe möchte ich sie doch nicht gerade halten. Namentlich haben solche Menschen bei aller Unempfindlichkeit für g e i s t i g e Kräfte und für Fragen der W a h r h e i t doch einen gewissen Instinkt für die Beurteilung von M a c h t v e r h ä l t n i s s e n. Sie wissen darum ohne Zweifel sehr gut, wie wenig die Kommunisten und ihr Tun bei uns bedeuten. Aber sie b r a u c h e n gerade die Kommunisten. Diese sind ihnen sehr viel lieber, als ernsthaftere Sozialisten. Vom Bolschewistenschreck lebt ja zum guten Teil, seit einem Dutzend von Jahren, die bürgerliche Politik. Und die Gelegenheit schien günstig. Man konnte dem Schweizervolk wieder einmal die ganze Grösse der Umsturzgefahr und die ganze Notwendigkeit der Armee zeigen und damit Kapital für Wahlen und Abstimmungen sammeln. Und man konnte zeigen, dass man die Macht habe. Deshalb das Aufgebot eines ganzen kompakten Regimentes mit allem, was dazu gehört und ferner noch einer Menge von anderem Militär nebst aller verfügbaren Polizei. Wieder einmal hat man der Arbeiterschaft — nicht bloss der kommunistischen — gezeigt, wozu vor allem man bei uns in der Schweiz die Kanonen, Maschinengewehre und gepanzerten Auto brauche! Meint man wohl, dass die Arbeiterschaft das so schnell vergesse? S o p f l a n z t u n s e r B u n d e s r a t B ü r g e r k r i e g. Nach meinem Urteil gehörte er dafür vor einen Staatsgerichtshof, unter der Anklage der schwersten Gefährdung der Schweiz. Und was dann noch dazu kam: die Beschlagnahme des „Vorwärts" (der wahrhaftig nicht mein Freund ist und ich nicht der seine!) und die Zerstörung seines Satzes, die Untersuchung der in den Zügen Fahrenden auf ihre politische Stellung hin und anderes dieser Art. Alles bloss wegen dem Häuflein kommunistischer Spektakelmacher. Das ist sinnlose und lächerliche Gewalt-Diktatur schlimmster Art und es beleuchtet die ganze Verkommenheit unserer politischen Zustände, dass so etwas ohne nennenswerten Protest von den gleichen Schweizern hingenommen wird, die sonst in Ekstase geraten, wenn sie auch nur das Wort „Ordnung" hören. Der Bundesrat arbeitet so an der Auflösung von Recht und Verfassung, an der Zerstörung der Grundlagen unserer demokratischen Ordnung. Und indem er so das innen-politische Leben unseres Volkes vergiftet und verwüstet, vernichtet er das Ansehen und damit das Lebensrecht der Schweiz nach aussen dadurch, dass er sich zum gehorsamen Diener eines Regimes macht, das allem, was die Schweiz trägt und erhält, totfeindlich ist. Aber was macht das — wir haben ja die Armee! Wieder zeigt sich, dass unser Militarismus dem heutigen regierenden System einfach ein Ersatz für das in Wirklichkeit verratene und verlorene Schweizertum ist. Wir können gerade diese Tatsache nicht genug bedenken.

4. Die Friedensbewegung.

Am meisten Beachtenswertes hat wohl die Friedensbewegung in diesem Monat gebracht.

Ich möchte in diesem Zusammenhang zuerst den T o d d e s M a r s c h a l l s F o c h mit den daran geknüpften Ehrungen anführen, und zwar in dem Sinne, dass ein solches Ereignis wohl der Sache des Friedens sehr schädlich ist. Zwar darf man auch einem grossen Militär gegenüber nicht ungerecht sein. Man darf nicht einen Mann einen „grossen Menschenschlächter" nennen, der sich doch widersetzt hat, als ein Teil seiner Mitgeneräle trotz dem deutschen Kapitulationsangebot heftig darauf bestand, den Krieg fortzusetzen und nach Berlin zu marschieren, was weitere zehntausende von Leben — und wie viel anderes dazu! — gekostet hätte. Dieser grosse Militär scheint überhaupt kein Verteidiger des Krieges und auch kein Militarist ge-

wesen zu sein, insofern als es ihm nicht einfiel, nach der Art unserer meisten Säbelträger das Militär als den Hauptzweck eines Volkes zu betrachten. Auch ist es nicht ganz unbegreiflich, wenn ein Volk, das jahrelang — und was für Jahre waren das! — wirklich in der Gefahr der Vernichtung schwebte, seinem militärischen Retter dankbar ist. Aber darin zeigt sich eben der Fluch des Krieges, dass er den Sieger mit Glorienschein umgibt, dass er von neuem militärische Heldenverehrung schafft. Und schon ganz bedenklich ist es vollends, wenn dann ein Poincaré an der Trauerfeier Sätze spricht wie den: „Verneigen wir uns vor den heiligen Ueberresten desjenigen, der mit der Errettung Frankreichs zugleich die Menschheit errettete und der im Gedächtnis der Welt auf ewig fortleben wird." Doch darf man ja in bezug auf Leichenreden nicht allzu kritisch sein! Selbstverständlich stellte die Kirche auch ihren ganzen Apparat zur Verfügung. Sie ist halt an diese Welt gebunden und wird auch mit ihr vergehen.

Wenn also diese Apotheose des „Siegers im Weltkrieg" eher ein Passivum der Friedensbewegung für diesen Monat ist, so fehlt es daneben nicht an Aktiven. Als solche betrachte ich vor allem den Aufruf der zweiten Internationale zur diesjährigen Maifeier. Er legt darin das Hauptgewicht auf die Abrüstungsbewegung. Nachdem er all die verschiedenen Ansätze zu einer wirklichen Abrüstung, die seit dem Ende des Krieges immer wieder gemacht wurden, aufgezählt, schliesst er mit folgenden Worten: „Eine neue Generation tritt in die Reihen des internationalen Proletariates, welche die Schrecken des Krieges nicht selber gesehen hat. Sie muss mit einem tiefen und starken Schauder vor allem Blutvergiessen erfüllt werden, sie muss eingereiht werden in den Krieg gegen Krieg und Kriegsrüstung. Darum muss das gesamte Proletariat am ersten Mai die Forderung erheben: Nieder mit den Rüstungen! Nieder mit Imperialismus und Militarismus! Ausführung der Abrüstungsversprechen! Aufstellung eines wirksamen Entwaffnungsvertrages." Zur Zweiten Internationale gesellt sich die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale mit folgender Eingabe an den Völkerbundsrat:

„Auf Grund eines am 21. März 1929 in Amsterdam gefassten Beschlusses bittet Sie der Vorstand des I. G. B., dem Vorsitzenden und den Delegierten der Vorbereitenden Abrüstungskommission nachstehende Resolution mitzuteilen: „Der I. G. B. erwartet im Namen seiner 14 Millionen Mitglieder von der Vorbereitenden Abrüstungskommission, dass sie ihre Arbeit energisch fortsetzt, damit in kürzester Zeit — d. h. einem Beschluss der letzten Völkerbundsversammlung zufolge im Laufe des Jahres 1929 — die Internationale Abrüstungskonferenz einberufen werden kann.

Der I. G. B. erklärt, dass, wenn die feierlich übernommenen Verpflichtungen nicht verkannt werden sollen, das Werk der Abrüstung, das vom Friedensvertrag und vom Völkerbundspakt als unbedingte Voraussetzung eines sicheren und dauerhaften Friedens bezeichnet wird, nicht mehr weiter hinausgeschoben werden kann.

Die vorbereitenden Arbeiten der Kommission haben die Lösung der technischen Probleme der Abrüstung ermöglicht, ferner haben die Pakte von Locarno und Paris weitere Voraussetzungen der Sicherheit gebracht, die es gestatten, die „Rüstungen in den verschiedenen Ländern auf das mit der Sicherheit des Landes verträgliche Minimum" herabzusetzen.

Der I. G. B. verlangt, dass den Friedenswünschen der Arbeiter der ganzen Welt Gehör geschenkt wird und der Friede, dessen Sicherung die wichtigste Aufgabe des Völkerbundes ist, endlich durch Abrüstung und Schiedsgericht organisiert wird."

Auch das Internationale Friedensbureau hat sich, jeden-

falls auf die Initiative seines antimilitaristischen Präsidenten, des Belgiers Lafontaine, mit einem energischen Appell an den Völkerbund gewendet.

Im Aufruf der Zweiten Internationale werden die Arbeiter aufgefordert, auf die am 15. April zusammentretende vorbereitende Abrüstungskonferenz hin mit einem Petitionssturm an den Völkerbundsrat zu gelangen. Darauf hin seien etwa 7500 solche Petitionen beim Sekretariat eingelangt. Dieses aber habe erklärt, da sie nicht von Regierungen kämen, könnten sie bloss als „wertvolles Material“ (zu deutsch: als Makulatur) in das Archiv gelegt werden. Nichts kann für den Byzantinismus und Gouvernementalismus dieser Völkerbundsbureaukratie bezeichnender sein, als diese Antwort auf eine internationale Volksbewegung. Der Schreibende wäre in der Lage, davon noch andere Müsterchen mitzuteilen. Es soll übrigens eine Abordnung der Internationale mit De Brouckère an der Spitze in Genf erscheinen und den Präsidenten der Konferenz, den Holländer Loudon, ersuchen, der Konferenz von diesem „wertvollen Material“ wenigstens auszugsweise Kenntnis zu geben. Nun, da kann auch einmal De Brouckère Nutzen stiften! Die Art, wie die Konferenz sich zu diesem Andrang der Arbeiterschaft stellt, wird für die Zukunft des Völkerbundes von grosser symptomatischer Bedeutung sein.

Ein weiteres Aktivum der Friedensbewegung ist die Ablehnung der zweiten Rate des berühmten Panzerkreuzers durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit einer Mehrheit von 93 gegen 29 Stimmen. Mag auch der Umstand, dass die andern Parteien sie wohl annehmen werden und das wohl schon von vornherein abgemacht ist, die Tragweite dieses Beschlusses stark abschwächen, so ist er doch wichtig als Zeichen der in der Arbeiterschaft vorhandenen Stimmung, auf die man Rücksicht nehmen muss.

Auf die Entwicklung der Arbeiterbewegung zu einem entschiedenen und entschlossenen Antimilitarismus kommt, soweit soziologische Mächte in Betracht fallen, für den Kampf gegen den Krieg sozusagen alles an. Das muss immer wieder bedacht werden. Auch für die Arbeiterbewegung selbst kommt alles darauf an, wie rasch und energisch diese Entwicklung eintritt.

So ermunternd diese Zeichen sind, werden sie doch weit durch ein anderes überboten, das nun wirklich ein Ereignis ist: Das ist das Buch „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Der Verfasser (der wohl pseudonym auftritt?) hat den Krieg mitgemacht, und zwar im Schützengraben. Sein Buch ist eine an „Le feu“ von Barbusse erinnernde realistische Darstellung des Krieges, die eingestandenermassen den Hauptzweck hat, zu zeigen, wie eine ganze Generation am Kriege, seis physisch, seis seelisch, seis auf beide Arten, zugrunde gegangen ist, wobei auf das seelische Zugrundegehen der Nachdruck gelegt wird. Dieses Schicksal wird an einer Gymnasiastenklasse gezeigt, die hauptsächlich ihr Geschichtsprofessor durch seine patriotischen Reden dazu treibt, sich freiwillig zu melden und so zugrunde richtet. Die Absicht des Buches ist in einem Masse verwirklicht worden, dass man sagen darf: Wer dieses Buch gelesen hat, der ist mit dem Krieg fertig. Man kann sich namentlich für alle Kriegstheologie und Kriegsromantik kein wirksameres Gegengift denken. All die Reden vom „Gotterleben“ in den Schützengräben, die einer dem andern nachsprach, lösen sich vor dieser grauenvollen Wirklichkeit des Krieges in Nichts, nein, in Lästerung auf.

Das Buch sei in diesen zwei Monaten nach seinem Erscheinen das am meisten gekaufte in Deutschland gewesen. Dieser Erfolg mag auch ein wenig mit dem zusammenhängen, was daran krass ist und von dem man sich etwa fragt, ob es nicht hätte wegbleiben dürfen. Aber damit wäre der Erfolg doch nicht ganz erklärt. Es ist zu bedenken, dass neben ihm gleichzeitig noch zwei andere „Kriegsbücher“ erschienen sind, die ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so grosses Aufsehen erregen: Ernst Gläser: Jahrgang 1902 und

Ludwig Renn: Krieg. Nun weiss man, dass lange Zeit „Kriegsbücher" gerade von der Leserschaft der kriegführenden Völker abgelehnt wurden. Man hatte vom Krieg genug, man wollte vergessen. Da bestand denn die ungeheure Gefahr, dass das ganze Erlebnis des Krieges für die Menschheit verloren gehe. Nun scheint es, als ob diese Gefahr nicht bestehe. Es scheint, als ob die Völker bisher jenem Furchtbaren nur nicht mehr ins Gesicht zu schauen gewagt hätten, jetzt aber anfingen, diese Betäubung abzuschütteln und das Auge für die Wahrheit des Krieges zu öffnen. Wenn sich das so verhielte, dann wäre damit Gewaltiges gewonnen; es wäre der stärkste Gegner des Krieges auf den Plan getreten: der Krieg selbst in seiner wirklichen Gestalt. So könnte besonders das Buch von Remarque zu den Zeichen gehören, die eine Wende der Zeiten markieren. Es ist das Gegenbild zu der Trauerfeier für Marschall Foch.

5. Religion und Sozialismus.

Das Verhältnis von Religion und Sozialismus wird immer stärker wieder zum Zentrum der religiösen, wie auch der sozialen Bewegung. Seiner Bearbeitung und Klärung dient auch die Zeitschrift: „Religion und Sozialismus", die, einem Beschluss der Mannheimer Konferenz vom letzten Sommer entsprechend, nun vom „Bund der religiösen Sozialisten" Deutschlands herausgegeben wird. Es sind bisher zwei Hefte erschienen. Die Redaktion liegt in der Hand von Professor Wünsch an der Universität Marburg. Die Zeitschrift will das durch ihren Titel ausgedrückte Problem auf gründlichere Weise behandeln, als ein populäres Blatt es kann und doch auch geistig bewegten Arbeitern verständlich sein. Auch möchte sie nach Möglichkeit einen internationalen Charakter bekommen. Das erste Heft enthält in der Hauptsache programmatische Aufsätze, das zweite ist dem Militärproblem gewidmet. Es zeigt sich schon in diesen Heften, dass der religiöse Sozialismus in allerlei Gedankenformen auftritt. Wir Schweizer „Religiös-Soziale" werden z. B. einen Aufsatz wie den von Prof. Wünsch: „Religiös-sozialistische Grundgedanken zur Gewaltfrage" sehr entschieden ablehnen, wie ich anderseits annehme, dass meine zwei eigenen Beiträge zu den ersten Heften einer ganzen Gruppe von Mitgliedern des „Bundes" keineswegs nach dem Sinne sind. Die Zukunft der Zeitschrift, wie die des „Bundes" wird davon abhängen, ob sie das freie und brüderliche Ringen um die Wahrheit der von allen vertretenen Sache vertragen oder nicht und dies wieder wird von der Höhe und Tiefe abhangen, welche die Bewegung erreicht.

Von dem „religiös-sozialistischen" Organ deutscher Katholiken, das wir schon früher erwähnt haben: „Das rote Blatt der katholischen Sozialisten" sind inzwischen vier Nummern erschienen. Diese sind ausserordentlich interessant und gediegen. Die Zustimmungszeugnisse „grosser Tiere" der Sozialdemokratie freilich hätte ich gerne vermisst, im übrigen aber steht dieses katholisch-sozialistische Organ bis jetzt auf einem hohen Niveau. Besonders bedeutsam und ergreifend sind darin die Stimmen von Priestern und Mönchen. Wenn das Blatt, trotz jener Zeugnisse und ein wenig im Widerspruch dazu, aus seiner Opposition gegen den Parteisozialismus kein Hehl macht, so wird dies seinen quantitativen Erfolg freilich vermindern, dafür aber den qualitativen vermehren, ebenso, wenn es, wie bisher, alles Gewicht darauf legt, nicht die religiöse Wahrheit mehr oder weniger an einen bloss politisch-wirtschaftlichen und agitatorischen Sozialismus preiszugeben. Ein „religiöser Sozialismus", der sich in die Abhängigkeit von sozialistischen Parteien begibt, ist von vornherein verloren und nützt dazu jenen Parteien nichts, leistet ihnen jedenfalls gerade den Dienst nicht, den er ihnen leisten könnte und sollte.[1])

[1]) Das „Rote Blatt" wird von Heinrich Mertens redigiert und erscheint in der Mittelrheinischen Druckerei und Verlagsanstalt Köln; Ursulaplatz 16.

Der in Wien erscheinende „Menschheitskämpfer“[1]), der auch wesentlich den katholischen Sozialismus vertritt, hat sich vergrössert und gewinnt auch ständig an Wert.

Diese Ausbreitung eines eigenartig orientierten „katholischen Sozialismus“ mag eine Organisierung der ganzen Bewegung erschweren, aber das kann ja auch gut sein und hat jedenfalls gegenüber der gewaltigen Tragweite der Erscheinung wenig zu bedeuten.

Eine gewisse Unruhe treibt auch protestantisch-kirchliche Kreise, dies und jenes zu probieren, um dem sozialen Problem seine Schärfe zu nehmen. So wird berichtet:

„Kürzlich hat im deutschen Kohlenrevier von Gelsenkirchen am Niederrhein unter Führung von Theologen eine grosse, aus dem ganzen Reich besuchte Akademikertagung zur Besprechung wichtiger Fragen der Industriepädagogik stattgefunden. Man versenkte sich möglichst vorurteilslos in die Lage des Proletariers, der die Massenquartiere der Grosstädte bevölkert und dort in so und so vielen Fällen Kommunist wird. Dann suchte man Wege zur Befreiung dieser Schichten aus äusserer und innerer geistig-seelischer Not. Mittel zur Hilfe schienen unter anderm zu sein: 1. Eine gründlichere Industriepädagogik angesichts der fortschreitenden Mechanisierung des Arbeitsprozesses, der Entwurzelung des Proletariers, seines Verlustes von Heimat, dörflicher Lebensgemeinschaft und Tradition, der Auswüchse in der Arbeiterbewegung und anderer Not. 2. Eine neue Verwurzelungspädagogik namentlich für die Anleitung zu besserer Verwendung der Freizeit. 3. Dies führt zu neuer Solidaritätspädagogik im Ausbau eines Vereins-Verbands- und Gemeindelebens, das nicht vom Klassenegoismus beherrscht wird, sondern von der Idee der Kirche Christi, deren Glieder wir alle sein sollen. Dazu tritt endlich auf sozialhygienischem Gebiet eine regenerative Pädagogik.“

Dazu ist zu bemerken: Was soll eine „Industriepädagogik“, wenn man den Kapitalismus bestehen lässt? Sollte es sich etwa um einen Versuch im Sinne der „Dinta“, also um eine feinere Versklavung des Arbeiters an seine Arbeit und seine Lage handeln?

Sehr bedenklich sind auch die Bestrebungen des auf die Stockholmer Konferenz zurückgehenden Internationalen Institutes, die sogenannte christliche Arbeiterschaft zu sammeln und mit seinen Zwecken zu verbinden. Die freie sozialistische Arbeiterbewegung wird ein solches Unternehmen als einen Versuch betrachten, die Arbeiter vom Sozialismus abzulenken und für die Kirche einzufangen. Es wird schwer sein, dieses Misstrauen zu besiegen. Man kann einem solchen Versuch auch nur ein sehr bescheidenes Gelingen voraussagen. Er scheint mir gerade auch von den Stockholmer Gesichtspunkten aus nicht zu rechtfertigen. Es handelt sich nicht darum, ein paar Splitter der Arbeiterbewegung für die Kirche zu retten, sondern die ganze Arbeiterbewegung von der Wahrheit des Reiches Gottes aus zu verstehen und von Gott aus das Vertrauen zu hegen, dass sie eines Tages den Weg zu ihrer letzten Wahrheit und Bürgschaft finde. Dieses Vertrauen ist durchaus nicht utopisch.

6. Religion und Kirchen.

Die Annahme der Artikel über die Kongregationen in der französischen Kammer bedeutet, trotzdem sie hauptsächlich aus nationalen Gründen erfolgte, doch einen neuen Sieg der römischen Kirche.

Deren Vorgehen gegen die Anhänger der Action française ist von einer Schärfe, die Draussenstehende nur schwer fassen können: es wird ihnen kirchliche Trauung, kirchliche Beerdigung, jegliche Tröstung der Religion versagt. Was wird das Ergebnis sein?

---

[1]) Redigiert und herausgegeben von Otto Bauer, Wien XIII., Zennerstrasse 22.

Ende Juni und Anfangs Juli soll in Kopenhagen sich ein Weltkongress des Luthertums, der zweite, versammeln. Ob das nicht schon ein Abfall vom Luthertum ist? Interessant ist, dass auch auf dem kirchlichen Gebiet diese polare Entwicklung vor sich geht, dass der Tendenz zu Zusammenschluss und Vereinigung eine zur Abgrenzung und Besonderung parallel läuft.

In Basel soll diesen Sommer ein Kongress der christlichen Presse stattfinden.

In der Türkei ist der Koranunterricht, der früher die Schule beherrschte, auf eine Stunde in der Woche beschränkt, in den Mittelschulen unterdrückt worden. Diese werden ganz auf Mathematik und Naturwissenschaft eingestellt. (Aus der Christlichen Welt.)

7. Kulturelles.

Die Leser erinnern sich wohl noch genügend an den Giftmordprozess Riedel-Guala, der in Burgdorf zur Erledigung kam. Es bestanden starke Zweifel, ob das vom Schwurgericht gefällte strenge Urteil (ich glaube, zwanzig Jahre Zuchthaus — weit von meinem Studierzimmer entfernt, kann ich die Zahl nicht genau angeben) nicht ein Fehlurteil sei. Nun gibt der Verteidiger, Fürsprech Roth von Bern, ein ganzes Buch heraus, um die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen. Ein Laie kann nach der Lektüre des Buches schon den Eindruck haben, dass es gut wäre, wenn eine so wichtige Frage durch eine nochmalige Verhandlung völlig abgeklärt würde, damit das Volksgewissen nicht durch eine Unsicherheit über die Schuld der Verurteilten beunruhigt bleiben müsste. Nicht glücklich scheint mir der Versuch, durch Zuziehung eines Mediums auf „kriminal-telepathischem" Wege mehr Licht in dieses Dunkel zu bringen. Das könnte leicht den Ernst des Bemühens der Verteidigung in Frage stellen. Diese okkulten Dinge sind zu umstritten, als dass man in solchen Dingen mit ihnen auch nur versuchsweise operieren dürfte. Im übrigen ist diese ganze Angelegenheit besonders auch deshalb wichtig, weil sie einen Blick in die grauenhafte Verderbnis dieser Zeit tun lässt.

Der Alkohol spielt in dieser Affäre neben der sexuellen Gier und Leidenschaft auch eine grosse Rolle. Darum über den Alkoholismus der Schweiz noch eine Notiz, die wir der „Jungen Schweiz" entnehmen:

„Aus 35,000 Brennereien ergiesst sich die Schnapsflut in unser Volk, Krankheit und Verderben bringend. Und noch hat die einzelne Gemeinde nicht das Recht, sich dagegen zu wehren.

25 000 Wirtschaften schenken Tag für Tag in unserem kleinen Lande Schnaps aus. Und immer noch hat das Volk bei der Erteilung neuer Wirtschaftspatente nicht mitzureden. In vielen Staaten des Auslandes ist es Sache der Gemeindebevölkerung, zu beschliessen, ob sie den Schnapsausschank einschränken will. In unserer Demokratie fehlt dieses Recht.

In 24 Irrenanstalten und 16 Trinkerheilstätten, in 29 Strafanstalten und 85 Zwangserziehungsanstalten behüten wir Opfer des Alkoholismus. Wollen wir immer und ewig nur die Folgen der Trunksucht lindern und nie daran gehen, die Ursachen zu beseitigen?"

Die Versenkung des kanadischen Dampfers I am alone (Ich bin allein). weil er im Verdacht des Alkoholschmuggels stand, ist ein Zeichen der Verschärfung, den nun, unter Hoover, der Kampf für die Durchführung der Prohibition angenommen hat.

Der Alkohol spielt auch eine grosse Rolle bei den Unfällen und Untaten des Auto. Natürlich: alle Betäubungen hangen zusammen. Doch ist das Auto auch sonst ein grosser Mörder. Im Kanton Zürich sind nur 1928 63 Personen durch das Auto getötet und 1027 verletzt worden und zwar gewiss schwer, denn die ganz leichten Fälle werden schwerlich angezeigt. In Frank-

reich hat es nur über Ostern 44 getötet und 51 verletzt (welch letztere Zahl doch sicher zu klein ist), in England 32 getötet und 100 schwer verletzt und so fort. Auch eine Art von moderner Osterfeier![1])

Die preussische Aerztekammer weist darauf hin, dass die Beschlüsse des Leipziger Aerztetages zur Schwangerschaftsunterbrechung (zu deutsch: Abtreibung!) nach wie vor Geltung haben, nur nach den Regeln ärztlicher Wissenschaft und Kunst, im Vollbewusstsein der Verantwortlichkeit und nur in den Fällen, wo es sich um die Beseitigung bestehender oder drohender Gefahren für das Leben der Schwangeren handelt; keine eugenische und soziale Indikation! Ehre den preussischen Aerzten! Möge es dabei bleiben.

In Berlin hat die Rundfunkgesellschaft dem Boxer Schmeling 1000 Mark angeboten, wenn er am Mikrophon ein paar Worte sage. 1000 Mark — wenn ein Schriftsteller heute für ein Werk, an dem er Jahre lang gearbeitet und worin er sein Bestes gelegt, so viel bekommt, dann kann er von Glück reden. Aber der Boxer Schmeling war damit nicht zufrieden: er verlangte 2000 Mark und bekam sie!

11. April 1929. L. R.

Oskar Ewald in der Schweiz. Unser Freund und Mitarbeiter Oskar Ewald hatte es übernommen, an der Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege“ über das Thema zu sprechen: „Wie stellen wir uns zum sozialistischen Freidenkertum?“ Wir baten ihn, bei diesem Anlass über dieses Thema oder verwandte auch bei den Gruppen der Freunde in der übrigen Schweiz Vorträge zu halten. So kam es, dass er ausser in Zürich noch in St. Gallen, Romanshorn, Arbon, Luzern, Basel und Bern redete, bald in Volksversammlungen, bald in kleinerem Kreise. Meistens war es jenes Thema, in Basel mit dem Obertitel: „Jesus oder Marx?“. Nur in Luzern sprach er über „Staat, Gesellschaft, Gemeinschaft“. Auch hielt er in Zürich für „Arbeit und Bildung“ einen Kurs von drei Abenden über „Autorität und Freiheit“. Ueberall erregte das Gebotene grosse Freude und öfters kam es darüber zu lebhaften Aussprachen. Es ist sehr gut, dass gerade durch jenes Hauptthema unsere Kreise wieder auf unsere wichtigste Aufgabe gelenkt wurden. Am meisten Freude aber erregte unser Freund durch seine Person mit ihrer Güte, ihrem Adel, ihrer schlichten Ursprünglichkeit. Oskar Ewald ist durch diesen Besuch recht einer der Unsrigen geworden. Wir sind dafür von Herzen dankbar.

---

[1]) In Basel stand letzthin ein soldatischer Automobilist vor dem Militärgericht. Er hatte, an einer gefährlichen und verkehrsreichen Stelle mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern (!) fahrend und keine Zeichen gebend (was am falschen Orte sonst diese Rohlinge hundertmal mehr als nötig tun), eine ältere Dame getötet. Dafür bekam er zwei Monate Gefängnis. Ob, wie der Verteidiger beantragte, nur bedingt, lässt der Bericht nicht sicher entscheiden. Man wird ohnehin nächstens dazu übergehen, den Automördern für jeden von ihnen Getöteten oder Verstümmelten eine Prämie zu zahlen. Wenige Dinge sind so bezeichnend für die Versklavung und Vergötzung der heutigen Menschen, als dass die Massen sich dieses Treiben einer übermütigen und ruchlosen kleinen Minderheit der Bevölkerung stumpfsinnig gefallen lassen, während sie sich gegen eine sogenannte Antastung ihrer Freiheit in Form etwa einer Beschränkung des Alkoholgewerbes wütend zur Wehr setzen.

Zu beachten ist auch das Verhältnis eines solchen Urteils zu denen über die Dienstverweigerer. Man bekommt für einen Mord (denn darum handelt es sich doch in solchen Falle) nicht mehr Strafe, als der Dienstverweigerer für seine Ablehnung, sich auf das Morden vorzubereiten. Jenem Autofahrer werden die bürgerlichen Ehren nicht abgesprochen, wohl aber dem Dienstverweigerer — natürlich: nicht töten wollen ist entehrend, töten aber muss zwar gestraft werden, jedoch so gelinde als möglich. So weit sind wir also gekommen.

Verdankung.

Für die Hungernden in China sind bei der Redaktion eingegangen von: J. R. Sch.-F. in Z. Fr. 50.—; H. H.-M. in V. Fr. 20.—; E. F. in T. Fr. 10.—; E. T. in Genf Fr. 10.—. Herzlichen Dank! Die Redaktion.

Aus der Arbeit

Verehrte Freunde! Wir möchten Sie schon heute darauf aufmerksam machen, dass, veranstaltet durch die „Freunde der Neuen Wege" und die Vereinigung „Arbeit und Bildung", vom 6. bis 12. Oktober 1929 im Volkshochschulheim Casoja, Valbella ob Chur, ein Ferienkurs stattfinden soll, dessen Thema „Die neuen Fragen und Aufgaben der religiös-sozialen Bewegung" sein wird. Besonders soll dabei das religiöse Problem im Mittelpunkt stehen. Die Referenten und das nähere Programm werden später bekannt gegeben. Die Vormittage werden den Besprechungen gewidmet sein, die Nachmittage stehen zur freien Verfügung der Kursteilnehmer. Auf Wunsch können Kursteilnehmer noch eine Woche länger in Casoja ihre Ferien verbringen.

Es liegt uns daran, Ihnen das Datum heute schon bekannt zu geben, damit Sie sich allenfalls diese Woche freihalten können. Das Kostgeld beträgt Fr. 5.— bis Fr. 7.— pro Tag. Es wird kein Kursgeld erhoben, hingegen sind freiwillige Beiträge für die allgemeinen Ausgaben (Reisekosten der Referenten etc.) willkommen (X 1594 Verein Casoja). Anmeldungen sind bis spätestens 25. September zu richten an G. Rüegg, Casoja, Valbella ob Chur.

Für die „Freunde der Neuen Wege" und für „Arbeit und Bildung"
R. Lejeune. **L. Ragaz.**

Redaktionelle Bemerkungen.

Die „Personalia" sind durch ein Versehen weggelassen worden, sollen aber das nächste Mal nachgeholt werden.

Berichtigung. Die zürcherische Fürsorgestelle für Alkoholkranke zählte, wie uns mitgeteilt wird, im Jahre 1928 nicht 244, sondern 278 neue Fürsorgefälle. In Gera sind nicht, wie die Blätter meldeten, 16,000, sondern 6000 Menschen aus der evangelischen Kirche ausgetreten.

Arbeit und Bildung.

Sommerprogramm.

I. **Iphigenie von Goethe.** Samstag, abends 8 Uhr. Beginn 11. Mai. Leiter: L. Ragaz.

Dieses edelste Werk Goethes soll wie früher der „Faust" und die „Göttliche Komödie" vor allem als Anknüpfungspunkt für die Besprechung wichtigster und aktuellster Lebens- und Zeitprobleme dienen. Dieser Kurs tritt vorübergehend an die Stelle der biblischen Besprechungen.

II. **Die geistige Lage der Gegenwart und die neuen Aufgaben des Sozialismus.** Kurs in vier bis fünf Abenden. Unterthemen: 1. Die neuen Probleme des Sozialismus und ihr Zusammenhang mit der Weltanschauung. Referent: Max Gerber. 2. Der Umschwung in Wissenschaft und Weltanschauung und die neue Gestaltung des Sozialismus. Referent: Hend-

rik de Man. 3. Die neue religiöse Lage und der Sozialismus. Referent: L. Ragaz. Mittwoch, abends 8 Uhr. Beginn 15. Mai.

Dieser Kurs bildet die Fortsetzung des im Winter abgehaltenen über die „Neue wirtschaftliche und politische Lage und die Aufgaben des Sozialismus". Er soll das Problem nunmehr auf dem Boden der neuen Lage in Wissenschaft, Philosophie, Weltanschauung und Religion verfolgen und zeigen, wie auch die Lösung der wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die heute dem Sozialismus gestellt sind (Krieg, Gewalt, Diktatur, neue Demokratie, Sozialisierung u. s. f.) aufs engste mit der Weltanschauung und überhaupt den Ueberzeugungen in bezug auf die letzten Lebensfragen zusammenhängt. Die drei Grundthemen können nach Wunsch und Bedürfnis erweitert und die Besprechungen auf mehrere Abende ausgedehnt werden. An das Eingangsreferat soll sich eine vielseitige Aussprache knüpfen.

III. **Zur Einführung in die bildende Kunst.** 1. Vom Wesen der bildenden Kunst. Referentin: Helene Roth. 2. Vinzenz van Gogh. Referent: Ernst Hubacher. 3. Rembrandt. Referent: Friedrich Wolthardt. 4. Hodler. Referent: Ernst Heller. 5. Daumier. Referent: Robert Lejeune. Freitag, abends 8 Uhr. Beginn: 27. Mai.

Dieser Kurs soll, vorwiegend an Hand von bedeutsamen Beispielen zu zeigen versuchen, was die bildende Kunst, im besondern die Malerei, ist und will, wie sie verstanden werden muss, was für eine Bedeutung sie auch für das religiöse und soziale Leben besitzt. Sachkundige Referenten, die zum Teil selbst schaffende Künstler sind, werden diese Aufgabe behandeln.

IV. **Frauenabende. Das Problem von Mutter und Tochter,** anhand von Julie Schlossers Buch „Aus dem Leben meiner Mutter", und anderer Lebensbilder. Leiterinnen: C. Ragaz und R. Tschulok. Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat. Beginn 7. Mai.

Die „Frauenabende" dienen dem Zwecke, Frauen aus allen Volkskreisen, die in sozialer Arbeit stehen und von deren Problemen, sowie besonders auch von den Aufgaben des Frauenlebens bewegt werden, zur Aussprache darüber zu sammeln, damit ihr Wesen und Wirken zu klären und zu vertiefen und für ihre Arbeit neue Kraft zu gewinnen.

V. **Musikabend.** Werke von J. S. Bach und Beethoven, aus ihrer letzten Schaffensperiode. Leiterin: Frl. Sophie Widmer. Donnerstag, abends 8 Uhr; alle vierzehn Tage. Beginn 16. Mai.

Die besonderen musikalischen Veranstaltungen werden später angezeigt.

Die Musikabende wollen, soweit dies im Rahmen von „Arbeit und Bildung" möglich ist, das Beste aus dem Reiche der Musik denen darbieten, die sonst dazu vielleicht keinen Zugang hätten, Ruhe und Erquickung des Gemütes den Kämpfenden und Mühseligen spenden.

VI. **Monatsabend.** Jeden Dienstag im Monat.

Der Monatsabend soll die Mitglieder von „Arbeit und Bildung", die Kursteilnehmer und Menschen aus andern Kreisen zur Verhandlung wichtiger Gegenwartsfragen aller Art zusammenbringen. Ihn zu besuchen sollte besonders den Mitgliedern Pflicht sein.

Die Anlässe finden alle im Heim Gartenhofstrasse 7, Zürich, statt. Für Kurs II und III wird ein Kursgeld von Fr. 3.— erhoben, die übrigen sind frei. Jedermann ist zu allen Anlässen herzlich eingeladen. **Das Komitee.**

Falsche Selbständigkeit.

Wer seine Seele sucht, der wird sie verlieren, wer sie aber verlieret um meinetwillen, der wird sie finden. Matth. 16, 25.

Ich bin immer ein leidenschaftlicher Freund von Freiheit und Selbständigkeit gewesen, für mich selbst, aber ebensosehr für die Andern. Freiheit ist mir immer, soweit menschliche Dinge in Betracht kommen, als das höchste der Worte erschienen, als Ausdruck der tiefsten Sehnsucht der Seele, als edler noch denn Wahrheit und Liebe, die ja ohne Freiheit nicht sein können, aber in der Freiheit vorausgesetzt sind. Gott selbst war — und ist — mir das letzte Wort der Freiheit. Ich durfte und darf mich dafür nicht nur auf die Reformation berufen, deren Hauptwort die libertas christiana, die „Freiheit eines Christenmenschen" ist, sondern mit ihr auch auf das Evangelium selbst, das uns Erlösung, also höchste und letzte Befreiung, verheisst, auf Paulus, nach welchem auch die ganze Schöpfung der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" entgegenharrt, auf Vinets Wort: „Le christianisme est dans le monde la semence immortelle de la liberté."[1]) So bin ich denn von Jugend auf am Werke gewesen, mehr Freiheit in der Welt schaffen zu helfen. Ich bin schon vor manchem Jahrzehnt gegen alle Unterdrückung der Jugend und Schülerschaft, der Frau, des Proletariates, der Völker, der Rassen eingetreten, habe gegen den Naturalismus für die Freiheit des Willens gekämpft, habe mich für die Erlösung der Arbeit, die freie Bewegung alles Glaubens, Denkens und Tuns, kurz, für die Autonomie, Freiheit, Selbständigkeit alles Seins, auf Grund seines göttlichen Ursprungs, göttlichen Rechts und göttlichen Ziels eingesetzt. Auch darum, wenn auch nicht bloss darum, bin ich Demokrat, Sozialist, Antimilitarist und was sonst noch zu meinem Bekenntnis und Werk gehört. Für das alles bin ich nicht nur gestanden, vor es Mode war, sondern stehe auch jetzt dafür, nachdem es nicht mehr Mode ist.

Aber gerade darum ist mir ein falsches Freiheits- und Selbständigkeitsstreben doppelt zuwider. Ein solches aber tritt uns in allerlei Formen entgegen. Zum Teil geschieht es in solchen, die durch die besondere geistige Gestalt der Zeit bedingt sind. Wir haben eine ganze Reihe von Bewegungen erlebt, die alle verbunden waren durch das Ziel einer grösseren Autonomie, einer stärkeren Selbstbehauptung gegenüber bisherigen Unterdrückungen: die Jugendbewegung, die Frauenbewegung, die proletarische Bewegung, die nationale Bewegung. Sie alle sind darauf aus, bestimmte Menschenkreise in trotzigem Bewusstsein ihres Eigenrechtes auf die eigenen Füsse zu stellen. Obschon hier inzwischen viel Wasser in den

1) Das Christentum ist in der Welt der unsterbliche Same der Freiheit.

Wein gegossen worden ist, so ist doch vielfach etwas wie eine Versteifung des Selbständigkeitsstrebens eingetreten. Man stösst in der Jugend und vielleicht noch mehr bei den einstigen Angehörigen der Jugendbewegung leicht auf ein tiefes Misstrauen gegen alle geltenden Ansichten und Sitten und besonders gegen die Vertreter einer älteren Generation, eine oft fast lächerliche Angst vor Beeinflussung durch Sachen oder Persönlichkeiten, die nicht aus ihrem Kreise stammen, eine Abschliessung der Jugend, die bloss aus dem Eigenen leben und sich nicht dreinreden lassen will und auch glaubt, vollkommen genug zu haben, um aus dem Eigenen zu leben. Wir Aelteren, die wir uns doch oft so viel jünger vorkommen als die Jungen, wissen uns dieser Art Jugend gegenüber beständig im Verdacht geistiger Arterienverkalkung. So kann auch die Frauenbewegung gelegentlich eine Stimmung erzeugen, die mit einer gewissen eifersüchtigen Empfindlichkeit gegen wirkliche oder vermeintliche Uebergriffe oder Vorteile des Mannes auf der Wacht steht. Der Befreiungstrotz des sozialistischen Arbeiters kann zu einem Misstrauen gegen jeden Angehörigen eines andern Lebenskreises führen, das sich unter Umständen gerade gegen solche wendet, welche die besten Freunde seiner Sache sind. Die nationale Selbstbestimmung ist nicht weniger imstande, zu einer solchen Versteifung auf sein Eigenrecht zu werden, die für allen Anspruch anderer Völker und Lebenskreise blind ist.

Was uns in dieser Form als zeitgeschichtlich bedingte Erscheinung entgegentritt, erwächst bei einzelnen Menschen oder Bewegungen immer wieder aus gewissen Grundtrieben des menschlichen Wesens. In einem äusserst verletzlichen Selbstgefühl stehen sie ewig Wache, dass ja niemand sie gering schätze, niemand ihnen dreinrede. Sie bewachen damit, ohne es zu wissen, irgend einen schwachen Punkt ihres Wesens und Seins; den decken sie durch ein überreiztes Selbstgefühl. Sie werfen völlig Wall und Graben um sich herum auf, dass niemand komme und sie dort störe, wo sie, die Starken — so schwach sind! Sie bauen sich ihr eigenes Reich. Sie verteidigen es gegen Freund und Feind mit Erbitterung.

Aber diese uralte menschliche Art bezieht doch auch wieder aus der Atmosphäre der Zeit besondere Nahrung. Zu dieser gehört vor allem *das Geltenwollen*. Wenn wir es noch allgemeiner und tiefer ausdrücken wollten, müssten wir sagen: was unsere Zeit am stärksten charakterisiert, ist *die Herrschaft des falschen Absoluten*. Dieses führt zu einem absoluten Geltenwollen des einzelnen Menschen und der einzelnen Lebenskreise. Daraus wird ein Element des Egoismus im heutigen Menschen, das etwas Tückisches hat, eine gewisse Treulosigkeit einschliesst und in leidenschaftlichen Seelen leicht zum Dämonischen ausartet. Dem eigenen Geltenwollen steht dann ein anderes im Wege. Es steht ihm aber auch im

Wege, was wirklich gross und bedeutend ist und gelten *sollte*. Daraus erklärt sich der ausgesprochene Zug am Bilde des heutigen Menschen, dass er so wenig echte Loyalität und tiefe Treue hat, dass ihm der Judas so nahe steht, dass er so wenig imstande ist, freudig und neidlos Gutes und Grosses gelten zu lassen und ihm zu dienen. Es gibt einen gewissen Demokratismus des Neides und der Auflehnung gegen alles wahrhaft Bedeutende, der namentlich in kleinen Völkern wie eine Krebskrankheit alle Kraft des Guten zerfrisst und manche Bewegung des Guten im Innersten lähmt.

So hoch ich nun *echte* Freiheit und Selbständigkeit schätze, so gering diese *falsche* Form. Gerade weil ich etwas von der wahren Gestalt der Freiheit geschaut zu haben glaube, kommt mir diese falsche so kleinlich, kindisch, armselig vor.

Einmal: Das ist ja gar keine Freiheit, sondern schlimme Knechtschaft. Wer immer sich selbst wahren muss, der ist der Knecht seines Selbst, und das ist ein schlimmer Herr; wer sein Verhalten stets auf das des Andern einstellt — als Abwehr und Behauptung gegen ihn — der ist dadurch gerade an ihn gebunden. Indirekte Abhängigkeit ist noch schlimmer als direkte. Wenn es *eine* wahre Definition der Freiheit gibt, so besteht diese gerade darin, dass man aus dem Eigenen lebt, nicht aus dem Fremden. Freiheit ist Selbstsein. Und so ist auch alle Angst vor Beeinflussung durch Andere das Gegenteil der Freiheit. Denn wahrhaftig: wenn es irgend etwas Knechtendes gibt, so ist es die Furcht. Sie ist jedenfalls die stärkste und übelste Beeinflussung. — Aber auf diesem Wege gelangt man noch weiter ins Falsche hinein: Gerade auf der Flucht vor der Abhängigkeit wird man abhängig und zwar nun auch direkt. Man entgeht einem Einfluss, der frei machte und verfällt einem, der knechtet; man ist misstrauisch, wo man allen Grund zum Vertrauen hätte und vertraut da, wo man misstrauen sollte; man weicht dem Helfer aus und folgt dem Charlatan; man verwirft den Führer und folgt den Demagogen. Die Jugend kommt bei etwas an, was das Gegenteil von echter Jugendlichkeit, das Weib bei etwas, was das Gegenteil von echter Weiblichkeit, das Proletariat bei etwas, was das Gegenteil von echter proletarischer Art, das Volk bei etwas, was das Gegenteil seiner echten Volksnatur ist und so fort. Was übrig bleibt, ist ein gereiztes und gespreiztes, launisches und unsicheres, innerlich hohles Wesen, das so ganz anders aussieht, als die wahre Gestalt der Freiheit.

Mit dem letzten Stichwort sind wir schon bei einer weiteren Folge dieser falschen Selbständigkeit angelangt: Sie führt zu schlimmer Verarmung des Lebens, ja recht eigentlich zum Bankrott. Eine Jugend, die sich im eigenen Zirkel einschliesst, wird leer und haltlos, allen eigenen Launen und allen Winden der Zeitmode ausgesetzt; ein Sozialismus, der sich auf sich selbst versteift, wird arm

und unfruchtbar; eine Frauensache, die nicht mit der Männersache tief verbunden ist, wird nicht weniger falsch als das Umgekehrte; ein Volkstum, das nicht aus der Menschheit lebt, verwelkt und entartet. All diese falsche Freiheit führt in Wahn, Wüste und Leere. Dann aber ergreift sie das Entsetzen über die Leere, den Wahn, die Wüste und sie flüchtet aus der falschen Freiheit zur Knechtschaft. Das ist ein Teil der Katastrophe, die wir jetzt erleben. In tausend Formen erfahren wir sie, in den grossen politischen, wirtschaftlichen, religiösen Bewegungen, wie in den Entwicklungen der Einzelnen. Man langt auf der Flucht vor der Götzen-Freiheit bei der Götzen-Autorität an; aus der Begeisterung für die Autonomie wird eine für die Diktatur. Der Demokratismus schlägt in Bolschewismus und Faschismus um — und dies nicht nur in politisch-sozialen Formen! Die Zeit des betonten Geltenwollens ist auch eine der Vergötzung von Tagesgrössen, wie man sie seit zweitausend Jahren nicht mehr so erlebt. Die gleichen Leute, die einen überragenden Menschen nicht ertragen können, vergehen in Schwärmerei für irgend einen der vielen Theater- und Schaufensterhelden unserer Zeit, in dessen Kultus sie ihren eigenen finden.

Aber in alledem ist lauter Fluch. Dieses erbitterte Geltenwollen führt zur Ungültigkeit. Am Ende steht ein Fiasko sowohl der ganzen Zeit, als der Bewegungen und der einzelnen Menschen, sofern sie diesen Weg gehen. Es ist ein Jammer, wenn man so oft ohnmächtig zusehen muss, wie Menschen und Bewegungen in sich selbst verkrampft zugrunde zu gehen drohen. Wenn man ihnen doch nur die Augen öffnen könnte; wenn man doch nur durch die fensterlosen Mauern der trotzigen Selbstbehauptung, die sie um sich herum errichtet, eine Oeffnung brechen könnte, dass das Licht der Wahrheit in sie dränge, dass an Stelle ihrer Selbstbehauptung die Selbstkritik und an Stelle des Fertigseins das demütige Lernen träte. Ach, wie haben wir Alle das L e r n e n so nötig, wenn wir nicht verstarren („verkalken“) wollen — und zwar schon in der Jugend! — wenn wir der Macht des Irrtums entrinnen, dem rettenden Licht der Wahrheit nachgehen wollen! Und wie vieles k a n n man lernen, wenn man nur recht w i l l ! Wie könnte von diesem Punkt aus eine Wendung geschehen, Erfolg, ja Segen, Freude, Gutwerdung alles Ueblen eintreten! Wo aber der Trotz der Selbstversteifung, der starre Egoismus des Geltenwollens siegt, da ist für Einzelne und für Bewegungen das Ende sicher, das aus dem Grundgesetz des Lebens folgt: „Wer seine Seele sucht, der wird sie verlieren.“

Darum rette dich von dem Weg der falschen auf den der wahren Freiheit. Ueber diesem leuchtet als oberste Wahrheit: „Wer seine Seele verlieret um meinetwillen, der wird sie finden.“ Das heisst zunächst einfach: „Es wird keiner selbständig, der nicht vorher abhängig war,“ ja, wir müssen wohl noch weiter gehen und sagen:

„der nicht immer zugleich auch abhängig b l e i b t.“ Alle wirkliche Lebenserfahrung zeigt, dass es keinen grösseren Irrtum gibt, als zu meinen, bloss aus dem Eigenen schöpfend komme man vorwärts. Schon die Natur zeigt einen andern Weg: wie lange muss das Kind aus dem Andern leben, bis auch nur der Anfang der Selbständigkeit da ist. Und nicht nur in der Natur, sondern noch mehr in der geistigen Welt ist es eine Grundordnung, dass man u n t e r g e h e n muss, um zu sich selbst zu kommen — untergehen in einem Grösseren, um selbst etwas zu werden, sie verlieren „um seinetwillen“, um seine Seele zu finden. Wir wissen von fast allen wirklich Grossen und Freien, dass das Grunderlebnis, aus dem ihre Eigenkraft erwuchs, ein solches Untergehen und Sichverlieren war. Die eigentliche Zeugungsstunde ihres besondersten Wesens war, dass sie auf eine Sache oder einen Menschen stiessen, in denen sie zunächst freudig aufgehen konnten. Die Sehnsucht nach dem M e i s t e r ist darum in jeder unverbildeten jungen Seele vorhanden und sie ist ihr Lebensdrang selbst; wenn sie sie unterbindet, so schneidet sie sich Leben und Wachstum ab. Wenn ich diese heutigen jungen Menschen sehe — ich meine die bestimmte Art, die ich gekennzeichnet habe — die eine solche Angst haben, sie könnten unter den starken Einfluss einer Sache oder Persönlichkeit geraten, so muss ich an die Generation denken, die mit mir jung war. Wir unserseits, die wir doch auch leidenschaftlich die Freiheit liebten und suchten, kannten keinen sehnlicheren Wunsch als den, auf eine solche Sache oder Persönlichkeit zu stossen, uns von ihr begeistern, beraten, führen zu lassen, und unser tiefstes Entbehren war, wenn es daran fehlte. Ich meine, dass wir darin gesunder empfanden, als diese heutigen jungen Menschen mit ihrer Angst vor dem Beeinflusstwerden. Die Angst ist auch nirgends ein guter Führer. Wer zu wirklicher Selbständigkeit berufen ist, der wird aus dem Untergehen in einen Meister, oder sogar mehr als einen, schon wieder auftauchen; wer aber nicht zu solcher Selbständigkeit bestimmt ist, dem kann nichts Besseres geschehen, als einem Meister Gefolgschaft zu leisten. Es ist auch nicht jeder zur Selbständigkeit in diesem bestimmten Sinne geboren, im Gegenteil: die Mehrheit der Menschen bedarf des Geführtwerdens. Wie mancher, der in einer mehr ausführenden Stellung ein trefflicher Mensch wäre und darin etwas Ganzes und schliesslich doch auch Freies würde, muss völlig versagen, wenn er Führer sein will. „Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen d u r f t e ? Es gibt Manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.“ Es gibt ja etwas, von dem man sagen könnte, es sei noch edler als selbst die Freiheit: das ist das D i e n e n. Aber wenn man vielmehr sagen muss, dass gerade im Dienen sich die Freiheit des Freien vollende, so kann man auch umgekehrt sagen, dass auf dem richtigen Dienen des Abhängigen der Abglanz der höchsten Frei-

heit ruhe, dass dies eine Freiheit ganz eigener, ganz herrlicher Art sei. Aber auch wer der Selbständigkeit fähig ist, wird immer wieder auf Menschen stossen, die mehr sind als er. Und da ist es nun gerade ein Zeichen seiner Freiheit, ein Zeichen, dass er keine niedrige Sklavenseele, sondern eine adelige Natur ist, wenn er diesem Ueberlegenen nicht ausweicht oder ihn mit kleinlichem Neid heruntersetzt, sondern ihn als überlegen anerkennt, sich in Freiheit von ihm lehren und führen lässt. Ehrfurcht — nicht bloss vor dem „Leben", wie man heute sagt, sondern namentlich vor dem, was grösser ist als wir, ist nach Carlyle das echteste Kennzeichen des Göttlichen im Menschen. Er wird darin recht behalten. Man könnte paradoxerweise sogar so weit gehen, zu sagen, dass der, welcher fähig sei, sich in Ehrfurcht vor einem Grösseren zu beugen, dadurch grösser werde als dieser selbst, während er klein, sehr klein wird, wenn er versucht, den Grösseren kleiner zu machen, damit er selber grösser werde. Aber auch das gehört zu dieser Wahrheit, dass, wer ganz hoch gestiegen ist, erst recht erkennt, was und wer über ihm ist, dass, wer viel gelernt hat, gerade wieder nach seinem Meister ausschaut, dass, wer am meisten das Eigenste gefunden hat, am meisten sich darnach sehnt, es zu verlieren „um seinetwillen".

Darum sagen wir: Freiheit bleibt die Losung. Nach wie vor streben wir jeder neuen und alten Freiheit nach. Nach wie vor stehen wir zu allen wesentlichen Forderungen der Jugendbewegung, der Frauenbewegung, der Arbeiterbewegung, der nationalen Bewegung. der Bewegung alles Lebens zu seinem gottgegebenen Eigenrecht hin. Aber eben, dies Eigenrecht darf nicht ein egoistisches, auf sich selbst eingeengtes, sich in sich selbst verkrampfendes sein, sondern muss auf dem grossen Rechte Gottes und des Menschen stehen, von dem es seinen Titel hat. Diesem dienend, kommt es zu sich selbst.

Und so gelangen wir dazu, dass wir erklären müssen: das Streben nach Selbständigkeit darf nicht das Erste sein und darf nie für sich allein, sozusagen bloss um seiner selbst willen, auftreten, sonst führt es in die Leere und in den Tod, verfällt dem Gesetz: „Wer seine Seele sucht, der wird sie verlieren." Ausgangspunkt muss der Dienst sein, der Dienst an einer Sache, an der Sache, nämlich an der Wahrheit. In diesem Dienst gewahren wir, dass wir selbständiger werden müssen. Darum erstreben wir dies, in der Sache und für die Sache, nicht an sich selbst. Das ist auch die Meinung Vinets, des grossen Apostels und Meisters der Freiheit: „Trennet den Gedanken der Freiheit von dem an ihr Ziel, das in unserer sittlichen Vervollkommnung, im Wohl der Gesellschaft und in der Ehre Gottes besteht, was bleibt euch von diesem Namen übrig? Nichts als ein wilder Instinkt." Nur in diesem Zusammenhang mit dem „Ziel" kann betonte Selbständigkeit gelegentlich nötig und wertvoll sein, als Grundhaltung aber führt sie zu gespreiztem

und hohlem Wesen. Wirkliche Freiheit vollendet sich in der Kindlichkeit. Wir stehen zuletzt vor der Paradoxie: Nur das Kind ist wahrhaft frei. Also, wenn du wirklich frei werden willst, dann wirf all dein gemachtes Selbständigkeitsstreben und Selbständigkeitsgetue ab und lerne — im höchsten Sinne, im Kindessinne — dienen. „Wer seine Seele verlieret um meinetwillen, der wird sie finden."

Wenn wir dafür die letzten Worte brauchen wollen, so müssen wir sagen: Der Ruf zur Freiheit in uns ist der Ruf G o t t e s. Er ist heilig. Wir gelangen aber zur Freiheit nur dadurch, dass wir Gott gehorchen. Hier stossen wir ja auch auf die letzte Wurzel des falschen Freiheitsstrebens. Denn woher stammt jenes Geltenwollen, das sich in seiner Selbständigkeit verkrampft? Wir haben erklärt: aus falschem Drang zur Absolutheit. Aber woher stammt dieser? Es ist ganz klar: er stammt aus der Entfernung von Gott, der das e c h t e Absolute ist. Wir machen, sobald dies geschieht, uns Götzen, machen besonders gern aus uns selbst einen solchen und geraten auf alle Fälle in die Knechtschaft des Endlichen. G o t t zu dienen aber ist Freiheit — das allein! L. R a g a z.

Zur sexuellen Frage.

1. Zum Problem der Familie.

In seiner „Jeremias Gotthelf"-Biographie weist Rudolf Hunziker darauf hin, wie Pestalozzi und Gotthelf sich in ihrer Wertschätzung der Familie treffen, wie der eine sagt: „Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern d a s H a u s ist es" — und der andere ihm beipflichtet, „dass v o m H a u s e a u s die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse".

Was sagen wir dazu in unserer Zeit, wo Begriffe wie Kameradschaftsehe und gewisse echte kommunistische Tendenzen vielleicht mehr an der Form als am Fundament der Ehe rütteln, zugleich aber eine Paarung von kultureller Verfeinerung und sittlicher Dekadenz — wovon die letztere sich hie und da in das Gewand eines falschen Kommunismus kleidet, — auch die Grundlagen der Familie unterhöhlt?

Was halten wir von der Familie, die wir zum guten Teil durch das „Vater- und Söhne"-Problem persönlich hindurchgehen mussten und noch müssen, Wunden schlagend und Wunden empfangend?

Was sagen wir als Sozialisten dazu, die wir in der Familie, im Familienegoismus und im Erbrecht eine der stärksten der Klammern erkennen, die den Kapitalismus zusammenhalten?

Was sagen wir dazu vom Standpunkt des Sozialpolitikers, der die unheilbar a-sozialen, insbesondere auch aus dem Erdreich ihrer Fa-

milie entwurzelten Elemente, die oft selbst Opfer äusserlich oder innerlich unguter Familienverhältnisse sind, nicht mehr oder nur noch mit schlechtem Gewissen in Zwangsanstalten, Gefängnissen, Irrenanstalten einzusperren sich getraut und doch nicht weiss, was sonst mit ihnen anfangen?

Und lebt in unserer Seele, wie in der der Menschen anderer Zeiten und Länder, neben der selbstverständlichen Bejahung unserer Zusammengehörigkeit, unserer äussern und innern Verbundenheit mit den andern Menschen, nicht doch auch noch wenigstens eine leise Spur des Widerspiels dagegen, der Abkehr vom „freien und sich freien lassen" und der Sehnsucht nach Gipfeleinsamkeit der Seele?

Wir wissen, dass Jesus mehr als einmal das Alleinsein suchte, und dass es einen Konflikt mit den Banden des Blutes gibt, der zum Befehl Gottes führen kann: „Gehe hinweg aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft", und zum Operationsmesserschnitt des oft allzu leicht gesungenen Reformationsliedes: „— — Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, lass fahren dahin—."

Mir scheint, dass Christi Stellung zur Familie d r e i Linien aufweist, die zu e i n e m Punkte hinführen, und dass aus diesem Punkt Antwort kommt auf unsere Fragen, Antwort allerdings nicht im Sinne eines Tischleins-deck-dich, das fix und fertige Lösungen vor uns hinstellt, mit denen wir uns ohne eigene Mühe nur zu bedienen brauchen.

Die erste, am meisten in die Augen fallende Linie in Jesu Verhalten zur Familie ist deutlich g e g e n sie gerichtet. Da ist schon sein Zurückbleiben im Tempel als Zwölfjähriger und seine Antwort an die ihn suchenden Eltern: „Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, das meines Vaters ist", dass ich mehr in den Tempel gehöre als in euer Haus?

Dann nach seiner Rückkehr aus der Wüste und beim Beginn seiner Predigttätigkeit die Berufung der Jünger. Er rief sie, und sie verliessen alles, Eltern, Geschwister, vielleicht sogar Weib und Kind; aus der Erwähnung der Schwiegermutter des Petrus geht hervor, dass er verheiratet war. Was würden w i r heute sagen, wenn irgend ein Prediger käme und z. B. aus einer Bauernfamilie gleich zwei erwachsene Söhne auf's mal „entführte", wohl die Stützen schon alternder Eltern, wie Jesus die Brüder Simon und Andreas, Jakobus und Johannes mitten aus der Arbeit, vom Fischfang und Netzflicken fortrief, um Menschenfischer aus ihnen zu machen? Würden wir dem nicht empört das 5. Gebot vorhalten?

Weiter ist da die bekannte Zurückweisung seiner Mutter und seiner Brüder, indem er fragt: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?" und selbst antwortet, nicht jene nach Fleisch und

Blut mit ihm verwandten Menschen seien es, sondern „wer den Willen meines Vaters im Himmel tut.“

Oder nennen wir das Familienpietät, wenn Jesus einem, der ihm folgen wollte, verbot, zuerst noch am Begräbnis seines Vaters teilzunehmen: „Lass die Toten ihre Toten begraben! — Du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes?“

Dazu vor allem dann noch Jesu eigener Verzicht auf Heim und Herd: die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege —.

Diese Stellen zeigen aber nicht nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die Familie, die davor warnt, in ihr etwas schlechthin Unantastbares, einen allerletzten und höchsten Wert zu sehen, sondern sie zeigen auch schon klar, um wessentwillen allein Jesus die Ansprüche der Familie zurückdrängt. „Er verkündigte das Evangelium von dem Reich (Gottes)“, heisst es (Matth. 4, 23) von seiner Tätigkeit gleich von Anfang an. Um dieses Reiches, um der Herrschaft Gottes willen, hält es ihn im Tempel, reisst er die Jünger aus ihren Familien heraus, weist er die Seinen von sich, lehnt er die einfachste Pietätspflicht ab. Der einzige Grund und die einzige Rechtfertigung dieser Rücksichtslosigkeit liegt darin, dass der Wille Gottes erkannt, dass Menschen gewonnen werden sollen, ihn zu tun, dass die Botschaft von seinem Reiche hinausgetragen werde.

So beweisen auch schon die Zurückstellungen der Familie dadurch, dass sie einzig und allein um des Allerhöchsten willen geschehen, wie viel die Familie gilt.

Die liebevolle Anerkennung der natürlichen Bedeutung der Familie, da, wo sie nicht mit dem Reich Gottes in Konkurrenz tritt, sondern im Gegenteil der irdische Nährboden der Liebe ist, die Gott will, ist dann die zweite Linie in Jesu Verhalten zur Familie. Er vermag die Liebe von Eltern und Kind, Mann und Frau, Bruder und Schwester mitzufühlen und wird durch Kindesunschuld beglückt.

Schon seine erste Tat, an der Hochzeit zu Kana, räumt einen Stein aus dem Weg einer eben werdenden Familie, beseitigt eine Schwierigkeit, aus der sonst vielleicht ein lang nachwirkender Gifttropfen in ihr Glück gefallen wäre.

Als liebreicher Schützer und Erhalter der Familie steht Jesus vor uns, wenn er dem schmerzzerrissenen Jairus sein Töchterchen wiederschenkt, wenn ihm angesichts des Leichenzugs am Stadttor zu Nain das Mitleid mit dieser armen Witwe überwältigt und er den Sohn seiner Mutter zurückgibt, wenn er ein von einem unreinen Geist besessenes Kind geheilt dem Vater und Lazarus aus dem Grabe seinen Schwestern wiedergibt.

Und wie er die Kinder liebte, wissen wir auch.

Endlich die dritte Linie.

Als Jesus am Kreuze hing, verband er seine Mutter, die den Sohn verlor, und Johannes, der den verlor, der ihn „lieb hatte", durch die Worte: „das ist dein Sohn", „das ist deine Mutter" so miteinander, dass „von der Stunde an der Jünger sie zu sich nahm", dass sie fortan Mutter und Sohn waren auch ohne leibliche Verwandtschaft.

Geht es zu weit, wenn man sagt, damit habe Jesus die Familie über die leibliche Verwandtschaft hinaus erweitert?

War sein Verhältnis zu seinen Jüngern, zu Maria, Martha und Lazarus nicht auch ein geschwisterliches, nicht durch das Blut, aber durch die Aufgabe der Erkenntnis und der Verkündigung der frohen Botschaft

Und dann hat Jesus diesen Gedanken der Bruder- und Schwesternschaft aller Menschen in der Verbundenheit durch den Dienst am Reich Gottes ja zum letzten Ende geführt, indem er Gott als den Vater aller Menschen aufgezeigt hat. Da ist er selbst der Erstling der grossen Familie der Kinder Gottes, und Brüder und Schwetern sind alle, die den Willen des Vaters im Himmel tun. Sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit ist das die grosse Gottesfamilie, der keiner fernbleibt, der alle angehören.

Dass dieser Gedanke in die Ewigkeit führt, dass die erste Christengemeinde zu früh die Hand nach der vollen Krone ausstreckte, ist kein Grund dagegen.

Freilich gilt es nun, sich nicht im Unendlichen zu verlieren, sondern vielmehr gerade an dieser Ewigkeitsrichtschnur den Weg durch das Gewirr der praktischen Gegenwartsfragen zu finden. Auch bei Jesus setzte sich ja das Gefühl der Bruderschaft zu den Menschen in praktisches Tun um, so wenn er den Einzelnen von Krankheit erlöste oder dafür sorgte, dass hungrige Scharen satt wurden.

Die sich aus allen drei Linien des Verhaltens Jesu zur Familie ergebende Richtschnur ist also: Gut, gross, heilig an der Familie ist, was sich nicht in Gegensatz zur Königsherrschaft Gottes stellt, nicht sich an deren Platz zu drängen sucht, sondern was im Gegenteil im Dienste des Reiches Gottes steht. Zu diesem Dienst ist die Familie als irdischer Wiederschein der Liebe Gottes in unvergleichbarer Weise berufen, soll und kann geradezu Keimzelle des Gottesreiches sein. Aber sie kann auch zum Götzen werden und sich anmassen, was Gottes ist.

Sie kann Baustein und Werkzeug für das Reich Gottes sein, aber sie kann ihm auch zum Schädling und Hemmnis werden.

So einfach diese Richtschnur ist, — wie alle göttliche Wahrheit, — so wenig leicht ist es doch, auch nur in der Theorie das Gewirr aller Fäden, die das Leben der Familie und ihre Probleme bil-

den, darnach zu ordnen, noch viel schwerer oft, im praktischen Einzelfall den richtigen Weg zu sehen und am allerschwersten, ihn zu gehen.

Jakob Weidemann weist in „Pestalozzis Soziale Botschaft" darauf hin, dass jener verlangt hat, man solle ledige Mütter auf Kosten des Staates bei tüchtigen, liebevollen Bauersleuten unterbringen und sie dort mit ihrem Kinde zusammen möglichst lange lassen.

Das wäre eine solche Erweiterung der Familie um Gottes willen über den Rahmen der Blutsverwandtschaft hinaus. Und sicherlich hat Pestalozzi da recht gesehen. Die Aufnahme in eine tüchtige, liebevolle Familie, auf Kosten der Allgemeinheit, die ja heute auch die Strafanstalten bezahlt, wäre sicherlich die beste Lösung nicht nur für manches Kind ohne Heim oder nur mit einem unguten Heim, sondern auch für zahlreiche schwache, kranke, einsame, bedürftige, fehlende Menschen, ja verfehlte Existenzen, die nichts nötiger hätten, denen vielleicht sonst nichts mehr helfen kann als ein Heim, Eltern, Geschwister, Kinder um sich herum zu haben. Anstalten, selbst wenn in ihnen nicht mehr als gut ist mit Geld gespart werden muss, und wenn in ihnen nicht mit Liebe geknausert wird, müssen doch nur Notersatz bleiben und sind für viele Fälle auch gar nicht vorhanden.

Die Familie hat da sicher eine gewaltige Aufgabe, sie wäre d i e Lösung, wenn —, ja wenn — — —.

Erweiterung der Familie ist leicht gesagt, aber schwer getan. Trotzdem aber hat im stillen schon manches Kind und mancher Mensch so eine Heimat gefunden und zwar wohl ebenso oft bei bescheiden, als bei wohl gestellten Leuten.

Die Schwierigkeiten kommen teils aus den äusseren Verhältnissen: Geldfrage, Platzmangel in unsern Wohnungen, Zeitmangel in unserer überhasteten Zeit, teils aus den Menschen, aus den Familien, die aufnehmen sollten, und aus den Menschen, die aufgenommen werden sollten.

Diese Schwierigkeiten, die äussern wie die innern, führen uns nun auf das eigentliche Problem der Familie selbst in seinem ganzen Umfang zurück.

Schon die äussern Schwierigkeiten weisen in die Tiefe, zum Gegensatz: Gott und Mammon.

Dass viele, die allermeisten Familien gar nicht die Möglichkeit haben, auch beim besten Willen nicht, die Fürsorge für ein fremdes kleines oder grosses Menschenkind zu übernehmen, dass andere, die materiell dazu imstande sind, nicht von ferne daran denken, ein solches Opfer zu bringen, das offenbart die ganze Enge und Gebundenheit unserer privatkapitalistischen Welt, den ganzen Druck und Zwang unserer Stadt- und Hetzkultur.

Und da sind nun gerade unsere Familien ein Hauptträger dieser

verkehrten Welt geworden. Bei den Besitzlosen muss die Gründung eines Hausstandes dazu helfen, zu zweit besser durchzukommen als allein; die Kinder sollen später mitverdienen und vielleicht zuletzt, im Alter, noch Stütze und Unterschlupf sein.

Zu den besser gestellten Kreisen konzentriert sich gerade auch bei tüchtigen, sorglichen Menschen die Kraft und das Streben auf den Erwerb eines sichern Vermögensstandes für sich und dereinst für die Kinder.

Das ist durchaus das Normale, — und doch steht da die Familie nicht im Dienste des Reiches Gottes, sondern im Dienste der Welt und trifft sie das Wort Jesu: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Mir scheint, dass Richter Lindsey diesen Fluch, der vom Geld aus, bei den Besitzenden wie bei den Besitzlosen, auf die Familie fällt, übersieht und dass von da aus ein Licht auch auf das Sexualproblem fällt, das er in seinem Buch: „Die Revolution der Jugend" als Wirklichkeit, die uns ängstigt und uns mit quälender Fremdheit anschaut, — um Worte von Paul Trautvetter zu brauchen, — aus dem Dunkel in die Helligkeit gerückt hat. Jener amerikanischen Jugend, mit der Lindsey es vorwiegend zu tun hat, ist das Auto ungefähr so selbstverständlich wie unserer Jugend das Fahrrad. Sie lebt auf einem Niveau, das ihr Eltern mit reichlichem Einkommen und eine rasch reichgewordene Nation bieten. Da entbrennt in ihr, — unter dem Einfluss unserer von allerhand Prüderien glücklich befreiten, dafür aber vom Kinogeist auch ausserhalb des Kinos unheilvoll beherrschten Zeit, — in halber Kindheit schon der Sexualtrieb in heller Flamme. Und bei aller wahrer Wohlmeinenheit weiss Lindsey im Grunde doch keinen andern Rat als: Brennen lassen und Folgen verhüten, Geburtenverhütung. Später einmal, wenn die Flamme ein wenig verlodert ist, wird schon noch ein rechtes Herdfeuer daraus werden.

Bei uns bestehen bei der Jugend der mittel- und gutsituierten Schicht in sexueller Hinsicht sicherlich nicht die gleichen Zustände, n o c h nicht jedenfalls.

Aber dafür bestehen sie unter unserer besitzlosen Jugend. Vielleicht sehe ich als Amtsvormund zu schwarz, aber ich glaube, dass mehr als die Hälfte unserer städtischen Proletarier-Jugend, Burschen wie Mädchen, bevor sie in die Ehe treten, schon sexuellen Verkehr gehabt hat, und oft mit mehreren, ja oft solchen Verkehr schon ganz gewohnt ist, auch sie unter dem missleitenden Einfluss an und für sich guten freiern Denkens und kinodramatischer Aufpeitschung.

Lindsey hat ganz recht, dass es keinen Zweck hat, diesem über die Ufer getretenen Strom des sexuellen Trieblebens gegenüber Moral, Bravheit, Selbstbeherrschung zu predigen, und noch mehr

recht hat er, dass es verrucht ist, nur die unerwünschten Folgen durch Abtreibung zu beseitigen. Aber ich sehe nicht, dass er selbst an die Wurzeln gelangt.

Nichts erlöst so sehr vom Drang der sinnlichen Triebe als das Erfüllt- und Ergriffensein von einer A u f g a b e und die Umsetzung aller Kraft in A r b e i t zu ihrer Lösung.

Darum hat und wird es je und je Menschen geben, die so ausschliesslich irgend einer Aufgabe gehören, dass das Zölibat, die Keuschheit für sie der naturgemässe Zustand sind. Darum auch ist Menschen, denen Ehe oder Elternschaft versagt ist, die Möglichkeit gegeben, in irgend einer kleinen oder grossen Aufgabe eine gesunde Lebenserfüllung zu finden, ohne dass jemand ein Recht hätte, über „verdrängte Triebe" zu lächeln, besonders auch noch vom Standpunkt eigener Teilnahmslosigkeit für alle höheren Aufgaben aus.

Ganz besonders ist es nun aber Sache der Jugend, gerade von der Zeit an, in der sie in die Geschlechtsreife tritt, sich den Aufgaben des Lebens zuzuwenden und sich dafür zu begeistern. Jetzt, vom 14. Jahre an etwa bis zum 20. oder auch noch ein paar Jahre darüber hinaus, bevor die nüchternen Anforderungen des Daseins allerhand Abstriche am Hoffen und Streben gemacht haben, kann und darf und soll die Jugend sich hineinstürzen in die Fülle der Aufgaben des Lebens, um sich je nach Temperament, Anlagen und Kräften rascher oder gemächlicher die eine oder andere zum Lebenszweck zu erwählen. Und sie soll hierfür schon redlich arbeiten, ihre frischen Kräfte tummeln und anstrengen.

Jene amerikanische Jugend hat diese Anstrengung nicht nötig. Der Wohlstand ihrer Klasse und ihres Landes sichert ihr ein komfortables Dasein. Vor ihr liegt eine ebene Autostrasse, auf der sie das Auto, das ihre Eltern bezahlen, mühelos überall hin bringt. Da schiesst die junge Kraft, die sich nicht in A r b e i t umsetzt, in ihr Triebleben hinein und jagt es als lodernden Brand in die Höhe.

Unserer Proletarierjugend aber fehlt nicht die Arbeit, wohl aber die A u f g a b e. Arbeiten muss sie, aber nur für den Broterwerb. Sie kommt zu kurz am innern Ergriffen- und Begeistertwerden für ein höheres Ziel, das man erstreben und erkämpfen möchte. Sie hat keine Gipfel, sondern auch nur eine ebene Landstrasse vor sich, auf der sie aber staubschluckend dahinwandern muss. So brauchen auch bei ihr ungenützte Kräfte einen Ausweg und finden ihn, wie bei ihren Brüdern und Schwestern in Amerika, wenn auch vielleicht nicht als lodernde Flamme, so doch als brodelnde, trübe Flut.

Sage mir keiner, dass die überschüssige Kraft, die da seitwärts ausbricht, nicht das Beste bei den einen versengt und bei den andern verschlammt! Gewiss ist es eine Revolution der Jugend, ein Protest ihrer jungen Kraft, aber sie verpuffen im Leeren.

Dass es so ist, daran ist schuld, zum sehr grossen Teil jedenfalls, dass uns das Geld und was mit ihm zusammenhängt regiert; es herrscht über unsere Körper so gut wie in unserm Geist, und raubt Gottes Herrschaft den Platz.

Steht es mit der Ehe nicht ähnlich? Ehe auf Probe, damit es nachher nicht soviel schlechte Ehen und Ehescheidungen gibt, das tönt ganz gut. Aber können wir den Kraftvorrat, der uns für das Leben mitgegeben ist, wieder auffüllen, wenn wir ihn zuerst einmal in einer leerlaufenden Maschinerie sich verpuffen liessen? Bleibt uns dann später in der richtigen Ehe, wenn die Pflichten und Aufgaben des Lebens an die Maschine angekoppelt sind, nicht nur ein ärmlicher Rest von Mut und Kraft, von Hoffnung und Glauben?

In der zweiten Hälfte des ersten Kapitels des Römerbriefes schildert der Apostel in überquellendem Eifer um Gottes Sache die Folgen davon, wenn die Menschen dem Geschöpfe mehr dienen als dem Schöpfer, Geld und Gut und sich selbst mehr als Gott. Seine leidenschaftlichen Vorwürfe sind auch heute noch nur zu wahr, ganz besonders auch für die Ehe.

Wirkliche Lösung kann nur so kommen, dass wir Gottes Ehre und Herrschaft wieder voran stellen, womit anzufangen keiner auf den andern zu warten braucht, wenn wir zur Vollendung auch alle einander nötig haben.

Die Jugend, die Gottes Sache ergreift, ob arm oder reich, befreit sich aus dem Fluch des Geldes und findet begeisternde Aufgaben in Fülle, um sich dafür einzusetzen, Arbeit genug, um ihre Kräfte darin zu üben und zu stählen; sie braucht sie nicht zu vergeuden.

Ehen, die geschlossen werden im Willen, ein Stücklein Gottesreich, wie winzig es auch sei, auf Erden vorzubauen, brauchen nicht auf Probe abgeschlossen zu werden, sie sind unverbrüchlich und wären es selbst, wenn es kein Zivilstandsregister gäbe.

Familien, die so gegründet sind, können auch gar nicht anders, als ein offenes Herz haben für alle Kinder Gottes, die aus Unglück oder aus fremder und eigner Schuld in Not sind.

Dann hält auch nicht ein Mensch den andern, und halten uns nicht alle miteinander die irdischen Begebenheiten davon zurück, in Stunden, in denen Gott uns auf eine Bergeshöhe ruft, hinaufzusteigen. Im Gegenteil, dann können wir mit dem oder jenem zusammen hinauf wandern.

Gewiss würde es auch dann noch Irrtümer und Fehler und Konflikte geben. Aber es wäre das Straucheln auf einem Wege aufwärts, nicht mehr, wie es jetzt so oft scheint, das Ausgleiten auf einer schiefen Bahn abwärts. Jeremias Gotthelf zeichnet öfters solche schwache, schwankende, stolpernde Menschen, die aber doch auf dem rechten Weg sind und darum das Ziel erreichen.

Auch dann noch mag es Konflikte zwischen alt und jung geben, denn das Stirb und Werde wird sein bis an das Ende der Zeit. Aber wie anders wird es da schon sein, wenn die Alten, gelöst aus dem Banne des Besitzes, nicht mehr fürchten müssen, dass die Jungen all' ihre wirtschaftliche Vorsorge zu nichte machen und die wirtschaftliche Welt, die sie erbaut und erhalten haben, über den Haufen werfen könnten.

Auch da mag es noch Ehen geben, in denen Mann und Frau sehen, dass sie sich in einander geirrt haben, oder in denen sie sich auseinander entwickeln, ja Ehen, die gelöst werden müssen, weil sie der Herrschaft Gottes im Wege stehen.

Aber welche Rolle spielt jetzt immer noch das Geld bei der Gründung und beim Verlauf der Ehen! Wieviel weniger unglückliche Ehen gäbe es ohne dies! Und wie schwer wiegt auch die Geldfrage bei der Lösung einer Ehe!

Vom Gelde aus, namentlich auch vom Erbrecht aus, ist etwas wie eine Zwangsjacke über das ganze Sein und Wesen der Familie gezogen, und es möchte sein, dass, wenn diese zerrissen wäre, auch die äussern gesetzlichen Formen der Ehe und das Erbrecht wie auch das Eltern- und Kindesrecht schlichter und freier werden könnten.

Aber hat es einen Sinn, an eine solche Zukunft zu denken? Weist nicht alle Erfahrung, die wir an uns und andern machen, vielmehr auf Ende und Untergang hin? Ist unsere Welt nicht hoffnungslos grau und trübe und darum „würdig des Todes“, wie Paulus an der erwähnten Stelle des Römerbriefes sagt?

Gewiss ist sehr viel Trübes da, Trübsal aber bringt, sagt der gleiche Paulus wenig später, Geduld, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt nicht Verbitterung und Resignation, wie es uns so leicht vorkommt, sondern Hoffnung, und Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden.

A. Bietenholz-Gerhard.

2. Momentbilder aus einer dermatologischen Poliklinik.

8 Uhr abends: Im Wartsaal zusammengedrängt warten zahlreiche Patienten, wohl 60 heute abend. Alle Berufe sind vertreten, Taglöhner, Fabrikarbeiter, Kaufleute, Handwerker. In kleinen Gruppen treten sie in den Behandlungsraum hinein. Die grosse Masse geht in den hinteren Saal, wo die Tripperkranken behandelt werden. Immer das gleiche Durchlaufen, die gleiche Kontrolle durch Urin- und Mikroskopuntersuchung. Hier ein Familienvater, 28 Jahre, Giesser, mit schwarzen Händen. Er hat sich durch ein Strassenmädchen verführen lassen. Das Uebel war von Anfang an schwer, hat Komplikationen erfahren, droht zur Sterilität zu führen. Er

wagt es nicht, seiner Frau die Wahrheit zu sagen, spricht von einem Hufschlag, einer Erkältung. Daneben ein junger Handwerker, 23-jährig, den wir wegen schweren Komplikationen haben operieren müssen, kommt mit einer neuen Infektion. Er tut uns leid: den hatten wir schon gewarnt, er solle enthaltsam leben, seine Aufmerksamkeit auf die Schwere seines Leidens hingezogen. Da ein junger Arbeiter, 20jährig, dessen Krankheit trotz aller Behandlung ewig dauert. Die Patienten stehen in jedem Alter: 17, 20, 25 bis 30 Jahre und mehr. Wenn wir sie fragen, wie sie angesteckt wurden, so antworten sie regelmässig: Ich habe getanzt, getrunken, ich habe es in der Verwirrtheit gemacht, das Mädchen sah doch so gesund aus. Name und Adresse der weiblichen Person, die sie infiziert hat, werden sofort aufgenommen, das Mädchen wird zur Untersuchung und ärztlichen Behandlung vorgeladen. Kommt sie dieser Mahnung nicht nach, so wird sie der Polizei angezeigt und zur Untersuchung gezwungen; wird ihre Krankheit als gefährlich für die allgemeine Gesundheit erkannt, so ist sie zu einer längeren Kur in einer dermatologischen Klinik verpflichtet.

Das Nacheinanderkommen geht weiter: Hier ein Kaufmann, 21-jährig. Die Krankheit hat sofort schwere Komplikationen erfahren. Der Junge wünscht ins Ausland zu ziehen, diese dumme Geschichte droht alles zu kompromittieren. Ein junger Handwerker, 27jährig, will auch ein Zeugnis. Er wird wegen Erforschung der Vaterschaft vor Gericht geladen. „Ich habe es in der Verwirrtheit gemacht. Sie entspricht doch nicht meinem Ideal. Ich kann sie nicht heiraten. Oder ich heirate sie und scheide nachher, die Schande wird für sie und das Kind weniger gross sein. Ich zahle schon den Unterhalt des Kindes.“ Ein junger Handwerker, 21jährig, hat ein Mädchen schwanger gemacht. Wie soll man die Lösung finden? Soll man das Kind auf die Welt kommen und von der Ehefrau adoptieren lassen, oder soll man die Schwangerschaft unterbrechen — gefährlicher und vor das Kriminalgericht führender Eingriff? Immer die gleichen Bangegefühle, die gleichen trüben und schwierigen Auswege, die gleichen egoistischen Ausreden des Mannes, der sich von dem verführten Mädchen und unschuldigen Kind befreien will.

Die Syphilitiker sind zum Glück weniger zahlreich. Sie stehen in jedem Alter: 18, 20, 25, 30 Jahre und mehr. Die Behandlung ist eine schwierige, dauert drei Monate und mehr, und schwächt den Organismus. Hier der junge T., 21jährig, bietet einen traurigen Anblick. Er ist von den Arseneinspritzungen schwer anemisch (blutarm. D. Red.), sein Gesicht ist blass. Beim jungen S., 20jähriger Arbeiter, hat die Krankheit schon von Anfang einen schweren Verlauf genommen; es musste mit starken Arsen- und Bismuth-Dosen eingegriffen werden. Die eingespritzten Metalle lassen am Zahnfleisch den gefürchteten Bleisaum zurück, der die Zähne lockert

und blosslegt. Daneben der junge Schlosser, 25jährig, der von einem Strassenmädchen verführt und infiziert wurde. Sein ganzes Leben wird davon verdorben. Schlecht daran ist auch der kleine Schneider M., 50jährig, der dazu noch Diabetes hat. Beide Krankheiten miteinander, das führt schnell zum Tode. Sollen wir die traurige Geschichte des Handwerkers M., 23jährig, erzählen, der bis dahin glücklicher Familienvater mit zwei Kindern war, in einem einzigen Abenteuer Syphilis und Tripper bekam, seine Frau infizierte und bald auch den beiden Kindern das traurige Geschenk machen wird? Die beiden Ehegatten kommen in unsere Behandlung. Was hat denn heute Abend Frau M.? Mit tiefer, von Schluchzen unterbrochener Stimme spricht sie mit der Aerztin. Was ist denn die Ursache dieses grossen Leides? Voll Verzweiflung über die Folgen seines Erlebnisses, und da die Krankheit nicht heilen will, hat der junge Handwerker sein Haus angezündet, um mit seinem Hab und Gut von der Grosstadt, der Ursache des Unglückes, wegzukommen. Die Polizei hat ihn verhaftet, ins Gefängnis geführt. Frau M. ist allein. Wohin soll sie gehen? Zu den Eltern fliehen mit der Schande an der Stirne? Mit tiefer, schluchzender Stimme jammert sie ihre Klage. Hier ein Handwerker, 32jährig. Er verdient 300 Fr. pro Monat, und kann nicht heiraten. Er hat bei einer Witwe die Liebe gesucht, er glaubte hier mehr Garantie zu finden als bei bei einem Strassenmädchen. Er hat als Geschenk eine Syphilis bekommen, die ihm mit einem grossen Geschwür die Oberlippe entstellt. Die Wunde wimmelt von Spirochaeten, den schrecklichen Erregern der Krankheit. Der Metzger vom Nachbarquartier hat sie auch bekommen; er kommt mit einem grossen Geschwür. Er ist doch verheiratet, Familienvater. Wir ermahnen ihn, er scheint sich der Schwere seines Uebels nicht bewusst zu sein. Vor kurzer Zeit kam ein junger Arbeiter, 23jährig, und zeigte ein zweifelhaftes Geschwür. „Aber Sie haben die Syphilis, junger Mann!“ sagt ihm der Professor. Er wollte sich gleich am Abend erschiessen. Die Geschichte: Seine Braut, ein hübsches Mädchen von 19 Jahren, hatte sich der Unzucht hingegeben, bevor sie seine Bekanntschaft gemacht hat, auf die Bitten ihres Bräutigams dieses Lasterleben verlassen, hat aber doch Zeit gehabt, eine Syphilis zu bekommen, und jetzt hat sie ihm dieses schöne Geschenk gemacht. Das Mädchen wollte auch gleich Selbstmord durch Vergiftung begehen. Anstatt gesunde und kräftige Kinder auf die Welt zu bringen, wird das Ehepaar Fehlgeburten, totgeborene Kinder haben. Die Ehe wird sich unter der Taufe der Arsen- und Bismutheinspritzungen vollziehen.

Am Nachmittag das gleiche tragische und traurige Nacheinander. Ein Mädchen, 17jährig, von blühender Gesundheit, wurde schon mit 16 Jahren verführt und seither von der männlichen Jugend immer mehr verdorben, bis eine venerische Krankheit sie zu uns

führt. Wir appellieren an ihr Ehrgefühl. Sie soll sich zusammennehmen, Disziplin halten, sie dürfe ihren Mutterschaftsreichtum nicht vergeuden, sie könne noch eine glückliche Ehefrau und Mutter werden. Da ein Mädchen, Fräulein, 21jährig, die von ihrem Verführer feig verlassen wurde, als sie ein Kind erwartete, das zum Glück tot auf die Welt kam. Weil unsere heutige Gesellschaft das als Schande betrachtet, haben die Eltern ihre Tochter aus dem Vaterhaus gejagt, und jetzt, weit vom Elternhaus, verfällt sie langsam der Prostitution; sie ist schon venerisch angesteckt. „Was wollen Sie? Ich bin doch nicht aus Holz, meine Natur verlangt das." Wir versuchen sie zu ermuntern: sie könne noch Mutter werden, sie glaubt aber nicht mehr an eine bessere Zukunft.

Der Trost der Medizin für die venerisch Kranken:

Den Tripperkranken eine gelbe Karte: „Der Tripper ist eine infektiöse Krankheit; Sie können ihren Lebensgefährten anstecken; Sie müssen sich ärztlich behandeln lassen, und dürfen nur mit Erlaubnis heiraten."

Den Syphilitikern eine rote Karte:

„Die Syphilis ist eine schwere und ansteckende Krankheit. Sie müssen mit Ihrer Umgebung vorsichtig sein, und dürfen erst nach 3 bis 4 Jahren Behandlung heiraten."

Schliessen wir ab. Viel verständiger wäre, anstatt unserer modernen Kanonen-, Kriegsschiff- und Wissenschaftskultur eine soziale und rationelle Arbeit, die unsern Jungen eine frühzeitige und gesunde Ehe erlauben würden, das einzige Vorbeugungsmittel gegen Jugendfehltritte und Geschlechtskrankheiten. Bunge sagt: Hunderttausende von Frauen leiden lebenslang an unheilbaren, quälenden Leiden, die ihre Ursache in einer Jugendsünde des Ehegatten haben. Sollen wir den Stein werfen? Der beste Charakter, der edelste und willenkräftigste Mensch kann eines Tages einen Fehltritt tun, der sein ganzes Leben ruinieren wird. Einige Tatsachen: Wir sehen in einer dermatologischen Poliklinik einer Grosstadt, für ein Arbeiterquartier, monatlich 50 neue venerische Patienten, darunter 4 bis 6 Syphilitiker.

In unseren Grosstädten verfallen jeden Tag Mädchen aus der Arbeiterklasse der Unzucht (brauchen wir das Wort Prostitution) aus rein materiellen Gründen. Hunderttausende von Jungen können in einem der physiologischen Reife des Organismus entsprechenden Alter nicht heiraten, aus rein wirtschaftlichen Momenten. Durch den verfluchten Krieg und den kolossalen Männerverlust sind hunderttausende von Frauen zu einem ihrer Natur widersprechenden Cölibat oder zu schandhafter Prostitution gezwungen. In der Schweiz haben wir keine offizielle Prostitution mehr, wohl aber eine offiziöse noch, die jährlich ihre weiblichen Opfer aus der Arbeiter-

klasse fordert. Die Syphilis droht eine nationale und internationale Volksgefahr zu werden.

Und wir sagen: Fluch dem Sanitätsoffizier, der seine Rekruten zur Unzucht aufforderte, Fluch dem Kompagniekommandanten, der als Arzt ganz geläufig Nachturlaube unterschrieb, in welchem bestimmte Motive angegeben waren. In einem einzigen solchen Erlebnis konnte der junge Soldat seine Gesundheit für das Leben verderben. Und wir sagen: Wehe den Reichen und Kapitalisten, die mit den Volksgütern wuchern und so indirekt die Unzucht fördern.

Als Livingstone, allein in der Wüste, sterbend auf seine alte Bibel kniete, schrieb er diese unsterblichen Worte: „Mein einziger Wunsch in der Einsamkeit ist dieser: Gott möge reichlich segnen alle diejenigen Araber, Engländer oder Amerikaner, die dazu beitragen werden, das grosse, scheussliche Geschwür Afrikas, die Sklaverei, zu heilen“. Und wir sagen, tief aus dem Herzen: Gott segne in Fülle alle diejenigen, mögen sie Pfarrer, Staatsmänner, Aerzte, Handwerker oder Arbeiter sein, die dazu beitragen werden, die grosse, schreckliche Wunde der Unsittlichkeit zu heilen.

Dr. René Guérin.

Zürich, im März 1929.

Du sollst nicht töten.[1])

Leo Tolstois Rede gegen den Krieg.

Geliebte Brüder!

Wir haben uns hier versammelt, um gegen den Krieg zu kämpfen. Gegen den Krieg, das will heissen, gegen das, wofür sämtliche Völker der Erde, Millionen und Millionen von Menschen, einigen Dutzenden, manchmal bloss einem einzigen Menschen nicht nur Milliarden von Rubeln, Talern, Franken, Jens, die einen grossen Teil ihrer Arbeit repräsentieren, sondern auch sich selbst, ihr Leben uneingeschränkt zur Verfügung stellen. Und nun wollen wir, ein Dutzend Privatmenschen, die aus verschiedenen Enden der Erde

---

[1]) Wir erlauben uns, hiemit die Rede abzudrucken, die Tolstoi auf dem Internationalen Friedenskongress zu Stockholm im Jahre 1909 gehalten — hätte, wenn nämlich dieser nicht, höchst wahrscheinlich aus Angst vor dieser Rede, im letzten Augenblick „abbestellt“ worden wäre! Landauer hat sie seinerzeit in seinem Blatte „Der Sozialist“ gebracht. Wir bringen sie nun ebenfalls, auch Landauer zu Ehren und daneben, weil ihre lapidare Wahrheit so sieghaft alle Sophistik der jetzt wieder ins Korn schiessenden christlich-theologischen Kriegstheologie niederschlägt.

Es sei darauf hingewiesen, dass diese Rede als Flugblatt vom Tolstoi-Bund in Wien (Latschkagasse 9), dessen Vorsitzender unser Mitarbeiter Dr. Friedmann ist, bezogen werden kann. Man kann sich nicht leicht eine wirksamere Waffe im Kampf gegen den Krieg denken. D. Red.

zusammengekommen sind, ohne alle besonderen Privilegien, vor allem ohne jede Macht über jemanden, kämpfen; und wenn wir kämpfen wollen, so hoffen wir auch zu siegen über diese ungeheure Macht nicht etwa nur einer, sondern aller Regierungen, die über Milliarden Geldes und über Armeen von Millionen Menschen verfügen und es nur zu gut wissen, dass die Ausnahmestellung, die sie, das heisst die Menschen, welche die Regierung bilden, einnehmen, einzig und allein auf dem Militär beruht —, auf dem Militär, welches nur dann Sinn und Bedeutung hat, wenn der Krieg besteht, derselbe Krieg, gegen den wir kämpfen wollen und den wir vernichten möchten.

Bei so ungleichen Kräften muss ein Kampf als Wahnsinn erscheinen. Macht man sich aber die Bedeutung der Kampfmittel, die sich in den Händen jener, die wir bekämpfen wollen, und die sich in unseren Händen befinden, klar, so werden wir nicht darüber staunen, dass wir uns zum Kampf entschliessen, sondern darüber, dass das, was wir bekämpfen wollen, überhaupt noch besteht. In ihren Händen befinden sich Milliarden von Geld, Millionen williger Soldaten, in unseren Händen befindet sich nur e i n Mittel, aber das allermächtigste der Welt — die Wahrheit.

Und deshalb mögen unsere Kräfte noch so gering erscheinen im Vergleich mit den Kräften unserer Gegner, unser Sieg ist ebenso gewiss, wie der Sieg des Lichtes der aufgehenden Sonne über die Finsternis der Nacht.

Unser Sieg ist gewiss, aber nur unter einer Bedingung — unter der Bedingung, dass wir die Wahrheit verkündigen und sie rückhaltlos, ohne alle Umschweife, ohne jede Konzession, ohne jede Milderung heraussagen. Diese Wahrheit aber ist so einfach, so klar, so einleuchtend, so verbindlich nicht bloss für den Christen, sondern für jeden vernünftigen Menschen, dass man sie nur in ihrer ganzen Bedeutung auszusprechen braucht, auf dass die Menschen ihr nicht mehr zuwider handeln können.

Diese Wahrheit ist in ihrer vollen Bedeutung in dem enthalten, was Jahrtausende vor uns in dem Gesetz, das wir das Gesetz Gottes nennen, gesagt ist:

D u s o l l s t n i c h t t ö t e n.

Diese Wahrheit besagt, dass der Mensch unter keinen Umständen und unter keinerlei Vorwand einen andern töten kann oder darf.

Diese Wahrheit ist so klar, so allgemein anerkannt, so verpflichtend, dass sie nur klar und bestimmt vor den Menschen aufgestellt zu werden braucht, damit das Uebel, das Krieg heisst, vollkommen unmöglich werde. Und deshalb glaube ich, dass wir, die hier zum Weltkongress versammelt sind, wenn wir diese Wahrheit nicht klar und bestimmt aussprechen, sondern uns an die Regierungen wenden und ihnen allerlei Massnahmen vorschlagen, um die Uebel des Krie-

ges zu verringern und die Kriege seltener zu machen, auf diese Weise jenen Menschen gleichen, die mit dem Torschlüssel in den Händen gegen die Mauern Sturm laufen, die, sie wissen es wohl, ihre Anstrengung nicht zu stürzen vermag. Wir wissen, dass alle diese Menschen gar kein Verlangen danach haben, ihresgleichen zu töten, zumeist sogar die Veranlassung nicht kennen, auf die hin man sie zur Ausführung dieser Tat zwingt, die ihnen widerlich ist; dass ihnen ihre Lage, in der sie Bedrückung und Zwang erleiden, zur Last fällt; wir wissen, dass die Mordtaten, die von Zeit zu Zeit von diesen Menschen verübt werden, auf Befehl der Regierung geschehen, wissen, dass das Bestehen der Regierung durch die Armeen bedingt wird. Und nun finden wir, die wir die Vernichtung des Krieges anstreben, nichts Zweckmässigeres zu seiner Aufhebung, als ihnen anzuraten, — ja, wem denn? den Regierungen, die bloss durch das Militär, also durch den Krieg bestehen, — solche Massregeln zu ergreifen, die den Krieg vernichten sollen, das heisst, wir raten den Regierungen, sich selbst zu vernichten.

Die Regierungen werden mit Befriedigung alle solchen Reden hören, denn sie wissen nicht nur, dass derlei Erörterungen den Krieg nicht vernichten und ihre Macht nicht untergraben, sondern auch, dass die eigentliche Ursache dadurch den Menschen noch besser verborgen wird, die Ursache, die sie vor ihnen verbergen müssen, damit Armeen und Kriege und auch sie selbst, die diese Armeen befehligen, fortbestehen können.

„Ja, aber das ist doch Anarchismus: niemals haben die Menschen ohne Regierung und Staat gelebt. Und darum sind Regierungen und Staaten und auch die Heeresmacht, die sie beschützt, unerlässliche Lebensbedingungen der Menschen“, wird man mir entgegnen.

Ganz abgesehen davon, ob ein Leben der christlichen Völker und überhaupt aller Völker ohne Militär und Krieg, von denen Regierungen und Staat beschützt werden, möglich ist oder nicht, zugegeben sogar, die Menschen müssten sich unbedingt zu ihrem Wohle den Institutionen, welche aus Menschen bestehen, die sie nicht kennen und die sie Regierungen heissen, knechtisch unterwerfen, zugegeben, sie müssten diesen Einrichtungen unweigerlich die Produkte ihrer Arbeit überliefern, sie müssten allen Forderungen dieser Einrichtungen unbedingt bis zum Mord an ihren Nächsten Folge leisten, — auch wenn wir das alles zugeben, selbst dann bleibt noch eine Schwierigkeit, die unsere Welt nicht lösen kann. Diese Schwierigkeit besteht in der Unmöglichkeit, den christlichen Glauben, zu dem sich alle Menschen, welche die Regierung repräsentieren, mit besonderem Nachdruck bekennen, mit ihren aus Christen bestehenden Armeen, die sie zum Morde abrichten, zu vereinbaren. Man mag die christliche Lehre noch so entstellen, mag nach

Belieben sich um ihre Hauptlehren schweigend herumdrücken, die Grundidee dieser Lehre besteht doch nur in der Liebe zu Gott und den Nächsten. Zu Gott, das heisst zur allerhöchsten Vollkommenheit der Tugend, und zum Nächsten, das heisst zu allen Menschen ohne Unterschied. Deshalb, sollte man glauben, muss man eines von beiden anerkennen: entweder das Christentum mit der Liebe zu Gott und den Nächsten oder den Staat mit Armeen und Krieg.

Es ist sehr wohl möglich, dass das Christentum seine Zeit überlebt hat und dass die modernen Menschen, wenn sie vor die Wahl gestellt werden, sich für das Christentum und die Liebe oder für den Staat und den Mord zu entscheiden, finden werden, das Bestehen des Staates sei dermassen wichtiger als das Christentum, dass man das Christentum vergessen und nur am Wichtigeren festhalten müsse: am Staat und am Mord.

Alles das mag schon sein, — wenigstens können die Menschen so denken und fühlen. Dann aber muss man es auch so sagen. Man muss sagen, die Menschen unserer Zeit müssten aufhören zu glauben, was die gemeinsame Weisheit der ganzen Menschheit sagt, was das Gesetz, zu dem sie sich bekennen, verkündigt, sie müssten aufhören zu glauben, was mit unvertilgbaren Zügen in das Herz eines jeden gegraben ist, und müssten statt dessen an das glauben, was ihnen— den Mord inbegriffen — die und jene Menschen befehlen, Kaiser und Könige, die durch Zufall oder Erblichkeit zu ihrer Stellung gekommen sind, oder Präsidenten, Reichstagsabgeordnete und Deputierte, die mit Hilfe von allerlei Schlichen gewählt worden sind. Das also muss man dann sagen.

Nun aber kann man das nicht sagen. Nicht bloss dies kann man nicht sagen, sondern weder das eine noch das andere kann man sagen. Sagt man, das Christentum verbietet den Mord, — so wird es kein Militär geben, es wird keinen Staat geben. Sagt man, wir, die Regierung, erkennen die Berechtigung des Mordes an und leugnen das Christentum, — so wird sich niemand einer Regierung unterwerfen wollen, die ihre Macht auf Mord aufbaut. Und noch eins: wenn der Mord im Kriege zulässig ist, muss er erst recht dem Volke gestattet sein, das sein Recht in der Revolution sucht. Und deshalb sind die Regierungen, da sie weder das eine noch das andere sagen können, nur um eines besorgt: ihren Untertanen zu verbergen, dass es notwendig ist, zwischen diesen zwei Wegen die Entscheidung zu treffen.

Darum also haben wir, die wir hier versammelt sind, um dem Uebel des Krieges zu steuern, wenn wir unser Ziel wirklich erreichen wollen, nur eines zu tun: wir müssen dieses Entweder-Oder mit voller Bestimmtheit und Klarheit aufstellen, in gleicher Weise vor den Menschen, welche die Regierung ausmachen, wie vor den Massen des Volkes, die das Militär bilden. Und dies müssen wir

in der Art tun, dass wir nicht nur klar und offen die allen Menschen bekannte Wahrheit wiederholen: Ein Mensch darf den andern nicht töten! sondern noch dazu ausdrücklich erklären, dass keinerlei Erörterungen die Menschen der christlichen Welt von der Verpflichtung, die diese Wahrheit in sich schliesst, befreien können.

Deshalb möchte ich unserer Versammlung den Vorschlag machen, einen Aufruf an die Menschen sämtlicher und besonders der christlichen Völker zu verfassen und zu veröffentlichen, worin wir klar und gerade heraus sagen, was zwar alle wissen, was aber niemand oder so gut wie niemand sagt: nämlich, dass der Krieg nicht, wie das jetzt die Menschen vorgeben, irgend eine besondere wackere und lobenswerte Sache sei, sondern dass er, wie jeder Mord, eine abscheuliche und frevelhafte Handlung ist, und zwar nicht nur für die, welche die militärische Laufbahn aus freien Stücken wählen, sondern auch für die alle, die sich ihr aus Furcht vor Strafe oder um eigennütziger Interessen willen widmen.

Im Hinblick auf die Personen, die die militärische Tätigkeit freiwillig wählen, möchte ich vorschlagen, dass wir in diesem Aufruf klar und bestimmt zum Ausdruck bringen, dass diese Tätigkeit ungeachtet aller Feierlichkeit, allen Glanzes und der allgemeinen Billigung, die ihr zuteil wird, verbrecherisch und schändlich ist, und zwar umso mehr, je höher die Stellung ist, die der Mensch im Militärdienst einnimmt. Ebenso möchte ich in bezug auf die Menschen aus dem Volke, die durch Androhung von Strafen oder durch Aussicht auf Gewinn zum Militär herangezogen werden, vorschlagen, dass wir klar und bestimmt auf den grossen Irrtum hinweisen, den sie gegen ihren Glauben, wie gegen die Sittlichkeit und den gesunden Menschenverstand dadurch begehen, dass sie darein willigen, in die Armee zu treten: Gegen den Glauben dadurch, dass sie in die Reihen von Mördern treten und das von ihnen anerkannte Gesetz Gottes verletzen; gegen die Sittlichkeit dadurch, dass sie aus Furcht, von seiten der Behörden bestraft zu werden oder um eigennütziger Interessen willen bereit sind, zu tun, was sie in ihrem Innern für schlecht erkennen; und gegen den gesunden Menschenverstand dadurch, dass sie, wenn sie in das Heer treten, im Kriegsfall von denselben, wenn nicht noch schwereren Leiden bedroht sind, als die sind, die ihnen für die Dienstverweigerung drohen; gegen den gesunden Menschenverstand aber vor allem schon darum, weil sie demselben Schlag Menschen sich beigesellen, der sie ihrer Freiheit beraubt und sie zum Militärdienst zwingt.

Die Menschheit im allgemeinen und unsere christliche Menschheit im besonderen ist zu einem so schroffen Widerspruch zwischen ihren sittlichen Forderungen und der bestehenden Gesellschaftsordnung gelangt, dass unbedingt eines geändert werden muss, nicht das, was nicht geändert werden kann: die sittlichen Forderungen

des Gewissens, sondern das, was wohl geändert werden kann: die Gesellschaftsordnung. Diese Aenderung, die der innere Widerspruch gebietet, der in der Vorbereitung zum Morde besonders scharf zutage tritt, wird von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag immer dringender. Die Spannung, die diese bevorstehende Aenderung seit langem erzeugt, hat heute schon einen solchen Grad erlangt, dass, wie zum Uebergang eines flüssigen Körpers in einen festen, manchmal ein geringer Stoss genügt, ebenso auch zum Uebergang aus jenem grausamen und unvernünftigen Leben der Menschen mit seiner Absonderung, seinen Rüstungen und Armeen, zu einem vernünftigen, den Forderungen der Erkenntnis der jetzigen Menschheit entsprechenden Leben möglicherweise nur einer geringen Anstrengung, vielleicht nur e i n e s Wortes bedarf. Jede solche Anstrengung, jedes solche Wort kann zu jenem Stoss der abgekühlten Flüssigkeit werden, der plötzlich die Flüssigkeit in einen festen Körper verwandelt. Warum sollte unsere jetzige Versammlung nicht diese Anstrengung sein? So, wie im Märchen Andersens, als beim feierlichen Umzuge der König durch die Strassen der Stadt ging und das ganze Volk entzückt war ob der wunderbaren neuen Kleidung, ein Wort eines Kindes, das aussprach, was alle wussten, aber niemand sagte, alles geändert hat. Es sagte: „Er hat ja gar nichts an“, und die Suggestion hörte auf, und der König schämte sich, und alle Menschen, die sich eingeredet hatten, ein wunderschönes neues Kleid am König zu sehen, wurden nun gewahr, dass er nackt sei. Auch wir müssen dasselbe sagen, wir müssen sagen, was alle wissen und nur nicht zu sagen wagen, wir müssen sagen, dass, wenn die Menschen dem Mord einen noch so veränderten Namen geben, der Mord immer nur Mord bleibt — eine frevelhafte, schmachvolle Tat. Und man braucht nur klar, bestimmt und laut, wie wir das hier zu tun vermögen, dies zu sagen, und die Menschen werden aufhören zu sehen, was sie zu sehen vermeinten und werden erblicken, was sie in Wirklichkeit sehen. Sie werden aufhören, im Krieg den Vaterlandsdienst, den Heldenmut, den Kriegsruhm, den Patriotismus zu sehen, und werden sehen, was da ist: die nackte frevelhafte Mordtat. Und sowie die Menschen das sehen, wird dasselbe geschehen, was in dem Märchen geschah: diejenigen, die die Freveltat üben, werden sich schämen, diejenigen aber, die sich eingeredet haben, dass sie im Mord keinen Frevel erblicken, werden ihn jetzt gewahr werden, und werden aufhören, Mörder zu sein.

Wie aber sollen sich die Völker gegen die Feinde wehren, wie soll die innere Ordnung aufrecht erhalten werden, wie können die Völker ohne Militär bestehen?

Welche Form das Leben der Menschen annehmen wird, wenn sie den Mord unterlassen, wissen wir nicht und können es nicht wissen, eines aber ist sicher: dass es den Menschen, die mit Ver-

nunft und Gewissen begabt sind, natürlicher ist, ihr Leben von Vernunft und Gewissen lenken zu lassen, als sich knechtisch denen zu unterwerfen, die das gegenseitige Töten anordnen. Und sicher ist darum auch, dass die Form der gesellschaftlichen Ordnung, die das Leben der Menschen annehmen wird, wenn sie sich bei ihren Handlungen nicht von der Gewalt, die auf Todesdrohungen gegründet ist, sondern von der Vernunft und vom Wissen leiten lassen, jedenfalls nicht schlimmer wird, als das Leben, das sie jetzt führen.

Das ist alles, was ich sagen wollte. Es wäre mir sehr leid, wenn ich jemanden beleidigt, gekränkt oder böse Gefühle in ihm erweckt hätte. Doch wäre es für mich, einen achtzigjährigen Greis, der jeden Augenblick des Todes gewärtig ist, eine Schande, nicht ganz offen die Wahrheit zu sagen, wie ich sie verstehe, die Wahrheit, die nach meiner festen Ueberzeugung allein die Menschheit von den unseligen Drangsalen zu erretten vermag, die der Krieg hervorbringt und unter denen sie leidet.

Leo Tolstoi.

Gruss an Förster.

Am 2. Juni wird Förster sechzigjährig. Gerade einem Mann wie ihm gegenüber, der noch so stark in der Fülle und Leidenschaft des Lebens steht, wären vorweggenommene Nekrologe in Form von Jubiläumsartikeln besonders verfehlt. Aber ein grüssender Zuruf ist freilich einem Manne gegenüber, der so wie er, weit voraus, einsam, im Schlachtgewühl steht, besonders am Platze. Wir grüssen ihn darum vor allem als Kämpfer ohne gleichen. Zwar wäre ja von Förster auch sonst noch genug zu sagen. Es wäre davon zu reden, wie er die Erziehung aus der Herrschaft des Intellektualismus wieder in das Reich des Ethos geführt hat. Es wäre davon zu reden, wie er in seiner Entwicklung ein lebendiges und grosses Beispiel des Weges gegeben hat, der von der Ethik zu Christus leitet. Es wäre davon zu reden, wie er, lange vor andern, uns Protestanten und Kindern des neunzehnten Jahrhunderts das Verständnis des Katholizismus erschlossen hat. Es wäre davon zu reden, wie er als einer der Ersten, wenn nicht als der Erste, das Problem des Verhältnisses von Autorität und Freiheit in seiner ganzen heutigen Bedeutung erkannte. Es wäre davon zu reden, wie er in Bezug auf das sexuelle Problem über die Schlagwörter der Zeit hinweg Wahrheiten vertrat, die wieder wenig verstanden wurden jetzt aber zu ihrem Rechte kommen. Und so vieles, vieles der Art. Davon und noch von vielem anderem wird einmal ausführlich geredet werden, wenn man die Nekrologe schreibt.[1]) Aber für uns ist

[1]) Es sei aber bei diesem Anlass an das von Alfred D. Müller herausgegebene treffliche Försterbuch: „Fr. W. Förster und die wirkliche Welt“, (Rotapfelverlag) erinnert.

er heute vor allem der grosse Kämpfer, und damit meinen wir den Mann, der während des Krieges und nachher die grosse Geisterprobe bestanden hat, wie nur wenige. Die Art, wie Förster um sein Volk mit seinem Volke gerungen hat, trotz aller Kampfgenossen doch er allein gegen ein Volk, ist — ich habe das schon öfters erklärt und bleibe dabei — nur mit den allergrössten Beispielen der Geschichte zu vergleichen. Die Unerbittlichkeit und Unentwegtheit dieses Kämpfers, seine Hochgemutheit und prophetische Kühnheit, bedeuten ein seelisches Heldentum, das wie ein einsamer Gipfel aus dem Flachland unserer Tage aufsteigt. Wenn man das mit Bewunderung und Dankbarkeit erkennt, so braucht man weder in diesem Teil seines Werkes und Kampfes noch sonst einfach sein Anhänger, Jünger oder gar Nachbeter zu sein. Bekanntlich sind wir „Religiös-Soziale“ zuerst im Kampf mit ihm zusammengestossen und hat es längere Zeit allerlei Bitterkeit zwischen uns gegeben. Aber das ist auf beiden Seiten längst vergessen. Gerade in unsern Kreisen hat Förster viele seiner treuesten und wärmsten Freunde. Selten einer von ihnen geht ganz mit ihm, und zwar nicht etwa aus Angst vor der Gefahr seines Weges, aber gottlob steht in Förster — und das ist ein Zeichen seiner Grösse — ein Mann vor uns, den man lieben und verehren kann, ohne im einzelnen immer seiner Meinung sein zu müssen. Der Mensch Förster steht noch hoch über dem Pädagogen, dem Ethiker, dem Politiker, dem Schriftsteller, und zu ihm stehen ist Freude, vielleicht gerade wenn man nicht bei ihm steht. Förster ist gerade darin gross, dass er nicht ein Gedankensystem, sondern auf existentielle Weise eine lebendige Wahrheit vertritt. Darum ist mehr als ein genialer Denker, nämlich ein Wahrheitszeuge. Als solcher ist er — wir sind ja bei Kierkegaard — ein Korrektiv. Er wendet sich stets gegen die grossen Irrtümer der Zeit. Das tut er in Einseitigkeit, muss er so tun. Er ist ein „bisschen Pfeffer“, wie es Gott mit bestimmten Menschen in eine Zeit, in ein Volk tut, auf dass es an der Würze des Unbedingten nicht fehle. Und dass ein solches Korrektiv immer auch ein Opfer ist, hat wieder Kierkegaard am eindringlichsten gezeigt.

So hat Gott diesen Mann unserer Zeit gegeben. Er hat sie aus ihren Behaglichkeiten, ihren Berauschungen, ihren Selbstverständlichkeiten immer wieder aufgescheucht, indem er ihr Anstoss gab. So hat Gott diesen Mann dem deutschen Volke gegeben. Es brauchte als Korrektiv zu grossen Vorzügen und grossen Gefahren gerade diesen Mann mit seiner unerbittlichen Anklage und Gewissenserweckung. Es braucht ihn noch jetzt. Und er ist eine Ehre für es, eine Ehre, mit der heute weniges zu vergleichen ist. So hat Gott diesen Mann der Christenheit geschickt, dass sein Zeugnis von Christus inmitten aller Auflösung, Verflachung und Berauschung des Modernismus und aller dämonischen Orgien des Welt-

krieges und der Weltrevolution Viele stärke und tröste, ein Fels im Meer sei und ein Licht in der Nacht. So ist er einer der wahrhaft Grossen unserer Tage. Er ist dies als einer, der in diesen Tagen den Ernst der sittlichen Wahrheit behauptet wie wenige, ist dies gerade auch als der von der Zeit, vor allem von seinem Volke, Verkannte, Angefochtene, Gehasste, Angespieene. Von solchen Menschen lebt immer die Welt und heute leben wir von ihnen mehr als je. Sie sind gerade darin im letzten und tiefsten Sinn ihr Korrektiv.

Möge der tausendstimmige Gruss und Zuruf des Dankes, der Liebe, der Verehrung, der in diesen Tagen, den Schrei des Hasses und der Lästerung mächtig übertönend, zu ihm kommen wird, ihm das Herz stärken für den weiteren schweren und einsamen Weg. Denn „du hast noch einen weiten Weg vor dir". Die allergrössten der Kämpfe und Geisterproben kommen wohl noch. Und da ist es ein tröstender Gedanke, dass Förster noch lebt, dass er noch unter uns ist.

L. Ragaz.

Zur Weltlage

Katholizismus und Sozialismus.

IV.

3. Stellung zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie.

Und freilich ist uns das Proletariat durch offiziellen Sozialismus fremd geworden, so wie dem Proletariat die Kirche fremd wurde durch offizielles Christentum.

Aber darf das unsere Einstellung zum Sozialismus und seiner Sendung so negativ machen?

Wo sind die synthetischen, erlösenden Kräfte katholischer Universalität? Wo ist die welteinschmelzende Genialität katholischer Freiheit und Liebe?

Sind wir nicht verantwortlich dafür, wenn der Sozialismus Irrwege geht?

Und ist nicht unsere Bürgerlichkeit und ihre Gleichsetzung mit dem Christentum eine grössere Häresie als der Sozialismus?

Da wäre einmal eine Gewissenserforschung höchst notwendig. Eine Generalrevision aller politischer Dogmen, die wir fast in den Katechismus aufgenommen haben!

Wir Jungen, denen es wirklich keine Phrase ist, wenn wir sagen, dass wir das Proletariat lieben, wir bitten euch, in deren Händen die katholische Politik liegt, bitten euch unaufhörlich: Besinnt euch auf die Sendung katholischer Po-

litik. Auf Politik aus dem Glauben. Besinnt euch über alle Schlagworte hinweg, über alle Kirchturm- und Polizeipolitik auf das Neue, das aus den Massen werden will.....

Aber wir wissen — nicht aus haltloser Schwärmerei oder herziger Naivität — sondern mit katholischer froher Gewissheit: Wollen die Revolutionäre wirklich Gott abschaffen? Oder nicht vielmehr den fremden Gott, den wir neben dem wirklichen Gott haben, der uns nicht hindert an Unrecht, Lüge, Ausbeutung, Härte, den wir nur brauchen, um die „gottgewollte Ordnung", den Ueberfluss auf der einen Seite und den Hunger auf der anderen Seite, zu verewigen. Wenn Gott die Liebe ist, dann ist Gott auch in tausend Sozialisten, ist es „der unbekannte Gott", dem sie einen Altar errichtet haben in ihrer Liebe zur verklärten Menschheit — wie einst in Athen. Franz Rayfhauer (In „Neuland", Juli August 1927).

Die Sozialdemokratie ist jene Partei, welche auf Grund der prophetischen und wissenschaftlichen Vorarbeit der Marx und Engels das Proletariat aus der kapitalistischen Gesellschaftsordnung befreien will. Der weitaus grösste Teil der Arbeiter steht in ihr. Das ist Tatsache. Diese nicht sehen zu wollen, ist Torheit. Und diese Arbeiter vertrauen ihr den Befreiungskampf an, nicht der Kirche, nicht irgend einer anderen Partei, nicht irgend einer christlichen oder völkischen Gewerkschaft. Das ist Tatsache.

Der materialistische Sozialismus unterwühlt die Grundlagen der Religion und die Führer der sozialistischen Parteien bekennen sich zu ihm. Fast die gesamte Presse der Sozialdemokratie ist Zeuge dafür. Und ihre Führer haben das Wort geprägt: Sozialismus und Christentum vertragen sich wie Feuer und Wasser, wie Nacht und Tag.

Und die christliche Apologie widerlegt und greift den materialistischen Sozialismus an. Das alles versteht sich und kann nicht anders sein. Aber nun die furchtbare Verwechslung:

Man vergisst, dass nicht der philosophische Materialismus die Proletarier zusammenzwingt, sondern eine furchtbare Not, die ihren Ingrimm bezieht aus der materialistischen Gewinnsucht der Ausbeuter und Nutzniesser, welche in ihren braven Blättern sagen, dass die gottgewollte Ordnung es ihnen angetan hätte.

Und man vergisst, dass der Kampf gegen die materialistischen Ausgänge des Sozialismus, der sich nun einmal der Not des vierten Standes angenommen hat, leicht zu einem Kampf gegen die Partei der Armen und Unterdrückten wird. Die Verwechslung ist jedenfalls nicht immer gemieden worden.

Das eine steht fest: auch der bisherige ernste Kampf gegen den Sozialismus, der dem Lehrgebäude und selbstredend nicht dem

Menschen galt, löste die Menschen nicht aus dieser Lehre, sondern verhärtete sie. Auch das ist Tatsache. Dieser Kampf brachte den Sozialisten nicht die Glaubensüberzeugung, sondern stärkte ihre Kirchen- und Glaubensfeindlichkeit, und so wurde es der freidenkerischen Richtung im Sozialismus leicht, zu verkünden, das Freidenkertum sei die einzige Sicherung für die Reinheit des Sozialismus. Das ist eine Tatsache, die wir uns nicht eindringlich genug vorhalten können.

In diese seelische und geistige Lage hinein fällt nun das Wort Bebels, dass Sozialismus und Christentum sich vertragen wie Feuer und Wasser. Und Diener der Kirche wiederholten ganz wie Bebel, immer noch in völliger Unkenntnis über die gerade entgegengesetzte als erwartete Wirkung ihrer Worte, das Entweder-Oder: entweder Christ oder Sozialist.

In der augenblicklichen wirtschaftlichen Not und dem gesellschaftlichen Unterdrücktsein konnten die Arbeiter nur Sozialisten sein. Vielleicht gab es noch einige schwere Kämpfe des Gewissens um die Klarheit. Meistens nicht. Denn sozialistische wie christliche Führer stellten einmütig das Entweder-Oder auf. Da konnte man es schon glauben. Die Arbeiterviertel unserer Städte werden langsam heidnisch. Eine Frau, die in einer Wiener Frauenklinik unlängst ein Kind gebar, erzählte mir, dass von den etwa zwanzig Frauen des Saals, in dem sie lag, nur sie allein ihr Kind noch taufen liess.

So finden es die Proletarier allmählich — das ist das furchtbarste — selbstverständlich, dass Priester an der Spitze ihrer Gegenparteien stehen. Es hat eine Zeit gegeben, wo das bei den Arbeitern Gewissensunruhen auslöste. Irgendwo scheint das noch zu sein. So erzählte ein Kaplan, dass irgendwo in Ober-Oesterreich Arbeiter eine Wallfahrt unternahmen und dass der Vorbeter unter den vielen Vaterunsern auch eines so ankündete: „Jetzt wollen wir ein Vaterunser beten, dass Gott uns verzeihe, weil wir haben rot wählen müssen."

Aber auch diese Unruhe wird sich legen. Das einmütige Entweder-Oder der Sozialisten und Christen, und der Kampf gegen die Partei der Arbeiter im Namen Christi wird das seinige tun. Alle, Christen und Sozialisten, sind Zutreiber des Freidenkertums geworden. Prof. Dr. M. Pfliegler (In „Neuland" VI./VIII. 1927.)

Man wird die Arbeiterbewegung nur verstehen, wenn man sie sieht . . . als Erwachen zur Menschlichkeit . . . darin steckt ein Stück vom Kommen Christi auf die Erde . . . Und wenn kein einziger unter den Arbeitern der Gegenwart seine Bewegung in diesem Sinne verstünde, in diesem Sinn wollen wir sie verstehen und zu ergründen suchen

J. P. Olaf (Im „Heliand", Jahrgang 10, Nr. 12).

Wir Jungkatholiken haben uns stets der sozialistischen Welle heiss verwandt und mitverantwortlich gefühlt. Haben lieber Annäherung zur linksstehenden Jugend gesucht als zur rechtsradikalen. Jugendbewegte Katholiken haben sich mit beiden Füssen auf den gesamten programmatischen Boden des theoretischen Sozialismus gestellt. „Nicht Ueberwindung des Sozialismus, nicht Bekämpfung, sondern seine Missionierung", — heisst ein anderer, tiefernster und leidenschaftlicher Ruf. Der Sozialismus ist etwas Gegebenes, Gewachsenes, eine Tatsache, ist neu angeschwemmtes Land, das einfach da ist, kann weder abgeleugnet noch rückgängig gemacht, noch einfach als „unrichtig" registriert werden, — alle drei Haltungen berühren ihn nicht einmal — sondern muss einfach erobert werden, d. h. bejaht und in das Reich Gottes hineingezogen werden: „erlöst", „getauft".

„Arbeiterbewegung" — (nennen wir's einmal praktisch so) und „Sozialismus" — zwei Begriffe, die nicht wesenhaft synonym sind.

„Arbeiterbewegung" ist grösser als „Sozialismus". Sozialismus deckt sich praktisch vielfach damit, z. B. bei unserem Volk, nicht weil er die einzig mögliche Form, der wesenhafte Ausdruck der sozialen Bewegung überhaupt wäre, sondern einfach weil er zur Zeit die einzig vorhandene ist: er ist jetzt und hier die einzig wirkliche Arbeiterbewegung, weil keine andere lebendig ist; er müsste es nicht sein und soll es nicht bleiben.[1])

„Arbeiterbewegung"... die geistige Welle, die wahrhaftig „ein Stück vom Kommen Christi auf die Erde" ist. Diese Flut bejahen wir, zu ihr bekennen wir uns, ihr jubeln wir zu, wo immer sie aufloht, — ihr sind wir verhaftet und verfallen, ihr sind wir dienstbar mit Leib und Seele und Geist und Leib, ihr muss jeder Beruf glühen wie das Scheit dem alles ergreifenden Feuer... Sie ist uns Schicksal und Sendung, ist unser Traum, unser Kreuz, unser Stolz.

Denn sie ist der Kampf um die Gottesordnung, um das Königtum Christi, ist das grosse „Adveniat regnum tuum",[2]) ist der Weg zu einem Stück Theokratie, die immer der leidenschaftlichste Traum aller Glaubenden war.

Sozialismus ist, noch einmal, nicht einfach wesenhaft dasselbe wie diese Volksbewegung: Sozialismus ist (im Verhältnis dazu betrachtet, nicht als erschöpfende Begriffsbestimmung!) die Gesamtheit der Formen, wesenhaften und zufälligen, in die

---

[1]) Unsereins würde eher das Gegenteil sagen. Mir ist Sozialismus der umfassendere, Arbeiterbewegung der engere Begriff. Wir begegnen hier der im Katholizismus und anderwärts üblichen Verwechslung von Sozialismus und Marxismus.

[2]) Es komme dein Reich!

sich bis heute die lebendige Arbeiterbewegung gegossen, auskristallisiert hat — oder in die sie, zum Teil, eingefangen wurde. —

Das ist das Befremdende, da setzt der Zwiespalt ein, dass sich hier eine Seele einen Leib gebaut hat, der *nicht* ihr wesenhafter Ausdruck ist, der sie nun vielfach entstellt, vielfach vergewaltigt, in dem sie geradezu gefangen ist. So kindisch es ist — das Bild lässt mich nicht los, wenn ich darüber nachdenke: das Märchen vom verwunschenen Königssohn, der als der bejubelte Retter kommen sollte und nun in die fremde Schreckgestalt gebannt ist. —

Sozialismus ist nicht *wesenhaft* die Arbeiterbewegung. Sozialismus ist aber, und das macht unsere Stellung noch schwerer, *praktisch* die Arbeiterbewegung. Dass die Massen überhaupt wach sind, dass die geistige Bewegung überhaupt Fuss fasste in ihnen, danken wir dem Sozialismus. Das ist seine unsterbliche Tat.

Das grosse Erbarmen des Sozialismus ist das Fenster, aus dem die reine Seele der „Arbeiterbewegung" im oben bestimmten Sinn am klarsten durchbricht. *Um ihretwillen sagen wir ihm Dank, dass er so lang das einzige Gefäss war, das die heilige Flamme trug, die ohne seine Schale von übermächtigen Gegenwinden längst verweht worden wäre.*

Das heisst aber weder, dass er fortan die einzige Form der sozialen Bewegung bleiben muss, noch, dass wir aus Pietät gegen eine Zeit, wo es auf diesem Feld nichts Besseres, weil nichts anderes gab als den Sozialismus, ihn vorbehaltlos bejahen, uns nach ihm umbauen oder ihn gewaltsam samt seinen Widersprüchen in unsere Weltschau einzugliedern versuchen.

Katholische Aufgabe, jungkatholische Sendung an die Zeit ist es, der heute noch im Sozialismus allein gefangenen Seele der Arbeiterbewegung den wesenhaften Körper zu bauen.

Dieser „Sozialismus" ist eine Dichtung unserer Liebe, nicht mehr. Dient weder uns noch den Sozialisten selbst. Was ist geholfen, wenn auch wir ihnen die Irrwege decken und entschuldigen? Grad unser tiefstes Brudersein kann an ihnen nur *eine* Antwort haben: unermüdliche Warner und Wecker zu sein, zwischen den blinden Hassern und den blinderen Schmeichlern und den ebenso blinden ehrlichen Jüngern: nur ihr tiefstes Richtungsstreben bejahen und stützen, seinen irrenden Formeln aber bis zur Vernichtung widerstehen: zeigen, wie der Sozialismus unserer Tage gerade die Seele der Arbeiterbewegung zuletzt, zuinnerst verrät und verliert; *seine* Idole niederringen — ja, das wird sein müssen! — und an ihre Stelle das Bild des unbekannten Gottes stellen, nach dem auch er ruft. —

Wir können in der Sache — nie in der Art! — nicht hart, ab-

weisend, unerbittlich genug sein, um die Irrenden loszubrechen von ihrem Irrtum. Ihn psychologisch, nein, viel zu kalt ist das, heiss einfühlend zu verstehen, voll Güte und Gerechtigkeit, heisst noch lange nicht, sich damit decken — darf uns nur Waffe sein, ihn um so sicherer am rechten Fleck zu packen und zu entwurzeln.

J. Coudenhowe (In „Neuland", Lenz 1926).

Die Familie ist zersetzt, durch den Kapitalismus, — nicht durch den Sozialismus. Der übernimmt nur diese Tatsache, und sucht ihr entgegen zu wirken. —

Eigentum ist schon erledigt, ausgehöhlt, durch den Kapitalismus, das römische Recht. Nicht durch den Sozialismus; der übernimmt nur diese Tatsache, und er ist gerade ein Wehren dagegen. —

Erziehung ist verkitscht in Schulsystem, Religion in Religionsunterricht. Auch gegen diese Tatsachen geht der Sozialismus an. —

Nur ist auch der Sozialismus ein „gegen". Er ist ein „Ismus". Er auch ist System, Erkenntnis, nüchtern, fassbar.

Christentum sagt Ja zu allem, sieht auch noch in der Verzerrung Gott. Wilhelm Hammelroth: „Frohe Botschaft"

Ist es wahr oder nicht, dass man uns zu einem menschlichen Dasein gar nicht kommen lässt? Ist es wahr oder nicht, dass wir heute Führer in Staat und Kirche haben, die Diener des Mammons und Sklaven des Kapitals sind, aber keine Diener des Volkes? Frei wollen wir sein, frei und keine Knechte. Deshalb sammeln wir uns unter dem blutroten Banner, dem Banner der Liebe und des Märtyrerblutes, als bewusste katholische Proletarier. Auch dann noch, wenn wir verschrieen werden als Verräter am heiligen Glauben, als Verräter des Vaterlandes. Ja, dann erst recht reichen wir den Brüdern Kommunisten die Hand zum Schwur: Uns bindet die Liebe, uns bindet die Not. — Gut wäre es auch für die Kirchenfürsten, wenn sie einmal stempeln gehen müssten. Dann würde man einmal kosten, wie süss es ist, ein Proletarier zu sein ... Junge Menschen ringen und verzweifeln, weil sie nicht eine gesunde, sittliche Familie gründen können und die Kirche schweigt. — Wehret euch mit Händen und Füssen gegen das immer vorwärtsschreitende Elend, unterdrückt es, so gut ihr könnt. Eines Tages aber wird es mit verzweifelter Kraft über euch kommen, wo es für euch heissen wird: Das ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortwährend Böses muss gebären. Dann hält sie keiner mehr auf, die Gewalttätigkeit eines Volkes, das man zur Verzweiflung treibt. Kein Maschinengewehr, kein Geschütz, kein Flammenwerfer! Aber auch ihr mit euern Kirchengewändern! Dann möget ihr die Glocken läuten lassen: „Mea culpa ..." Und Gott möge euch gnädig sein! — —

Aus dem Jungborn-Kreis.

Die Ueberführung der gegenwärtigen Wirtschaftsorganisation in gesellschaftliches Eigentum ist nichts als die Ratifizierung einer mit naturgesetzlicher Konsequenz sich vollziehenden Entwicklung, die notwendige Anpassung der Gesellschaftsordnung an die wirtschaftlichen Tatsachen. Man kann gegen die marxistische Theorie von den verschiedensten Seiten her mit schärfster Kritik einsetzen: aber man kann ihr nicht zum Vorwurf machen, dass sie mit dem christlichen Sittengesetz in Konflikt gerate.

Monsign. August Schaurhofer: Wie stellen wir uns zum Sozialismus?

Der Sozialismus ist auch in seiner marxistischen Form nicht eine rein wirtschaftliche Ordnung; er gründet zutiefst in einer sittlichen Lebensauffassung, zu der kritisch Stellung zu nehmen für jeden geboten ist, der es als intellektuelle und sittliche Pflicht empfindet, sich mit einer Kulturanschauung auseinanderzusetzen, die aus den Nöten des Hochkapitalismus geboren und vom sittlichen Glauben an die Menschheit getragen ist.

Th. Steinbüchel: „Der Sozialismus als sittliche Idee".

Der entscheidende Zwang zur Wandlung der kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung wird entweder vom Sozialismus ausgehen, oder er wird ausbleiben.

August Pieper: „Katholizismus und Sozialismus als ethisches Problem".

War dieser Sozialismus „gottlos"? Er sprach nicht von Religion und von Beseligung im Jenseits; er trat gegen die Kirchen auf, weil sie gegen die Arbeiter Partei ergriffen. Aber er war dennoch des neuen Glaubens voll, der der tiefsten Verzweiflung entströmte. Der Sozialismus wurde eine Frage, ja eine laute und unwiderstehliche Frage nach den Christen, ein Schrei nach Gerechtigkeit und Liebe. Und wenn wir Katholiken diese Frage nicht verstehen und beantworten können, dann kann der ungläubige Arbeiter uns zurufen: Was helfen mir eure guten Lehren und eure Vertröstungen auf eine andere Welt, wenn ihr mich in dieser Welt mit Weib und Kind in Hunger und Not darben lasst? Das Wort allein: Nur das Christentum kann Rettung bringen, hilft nichts.

Pfarrer Dr. Cremer: „Christliche und soziale Zeitfragen".

Es ist das unbestreitbare Verdienst von Karl Marx, dieses seit dem Erscheinen seines „Kapital" in noch grösserem Umfange sich vorbereitende, die Gesellschaft entsittlichende Uebel der kapitalistischen Eigentumsform aufgezeigt zu haben. Wenn seine Werttheorie auch nur das Eine gezeigt haben würde, dass aller Gewinn gesellschaftlich erarbeitet werden muss, so läge schon darin ein für die Sozialethik eminent wichtiger Grundsatz, die Forderung nämlich, dass gesellschaftliche Arbeit auch Frucht bringen muss für die, die Arbeit leisten, nicht für den nur, der einen Rechtstitel auf Arbeitsmittel besitzt, der ohne tatsächliche Arbeit unfruchtbar bliebe.

Th. Steinbüchel: A. a. O.

Wer die Zurückgewinnung der, 45 Prozent unseres deutschen Volkes zählenden, Anhänger des Sozialismus für den Gedanken und Willen der sozialen, staatsbürgerlichen und nationalen Volksgemeinschaft als deutsche Lebensnotwendigkeit anerkennt, wer zugleich weiss, dass der Sozialismus der Gegenstoss gegen den Geist des Kapitalismus, zugleich sein Geisteskind und berufen ist, den mächtigsten Antrieb zur Ueberwindung der Wirtschaftsgesinnung zu bieten, muss im Sozialismus den Lebenswillen einer neuen Lebensgemeinschaft des deutschen Volkes verstehen, finden und zur Einordnung in die Volksgemeinschaft führen. Er muss wissen, dass im Sozialismus hinter allem Hasse eine verletzte grosse Liebe lebt und strebt. A. Pieper: A. a. O.

Der Kapitalismus und seine wirtschaftlichen Formen sind für uns Mittel zum Zweck. Seine Vertreter können niemals, weder im Staat noch in der Gesellschaft, noch in der Kultur das letzte Wort sprechen. Die Form der Wirtschaft kann gewiss das Weltanschauliche beeinflussen. Wenn sie aber selbst den Kern des Weltanschaulichen bilden soll, so ist Idee und Gehalt der Weltanschauung zerstört und der Triumph des Materialismus gegeben. Wenn also der Führer der Deutschen Volkspartei von uns ein Bekenntnis zur kapitalistischen Weltanschauung verlangt, so antworten wir ihm: dann sind wir aus Plichtgefühl, aus dem Gedanken des Wesens menschlicher Kultur heraus Sozialisten. Gerade weil wir keine Materialisten sein wollen, lehnen wir kapitalistische Weltanschauung ab. Dr. Josef Wirth.

Wenn der Sozialismus alle jene Lehren freigibt, an denen die Kirche Anstoss nehmen musste, wenn er wesentlich und seinem Ursprung getreu eine geschichtliche, politisch-soziale Bewegung ist, die dem Kapitalismus gegenüber eine neue Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung aus den berufenen Kräften der Geschichte zu verwirklichen strebt, dann ist es dem Katholiken freigestellt, sich dafür zu entscheiden. Denn die Gestaltung der geschichtlichen Welt ist ihm gerade als Christ und Glied der Kirche selbstverantwortlich überlassen: aber nicht neben seinem Christsein, sondern kraft seines Glaubens. D. h. aber: es gibt keine politische oder soziale Ordnung, die etwa unmittelbar aus dem Christentum oder aus dem Evangelium zu folgern wäre, es gibt auch kein kirchliches Sozialprogramm, das für den Katholiken bindend wäre. Die Aufgaben des irdischen Lebens sind stets spontan aus der geschichtlichen Situation zu schöpfen — aber (und hier wird der Satz „Religion ist Privatsache“ radikal verneint!) kraft des Glaubens, kraft der Katholizität, durch Erschliessung der religiösen Sphäre in das irdische Leben von Situa-

tion zu Situation. Es gibt keinen religiösen oder christlichen Sozialismus, in dem Sinne, dass aus dem Christentum ein Sozialismus gefolgert werden könne. Aber es kann religiöse oder christliche Sozialisten geben, in dem Sinne, dass diese Christen sich gerade kraft ihres lebendigen, existentiellen Christentums für die sozialistische Bewegung als berufene politisch-soziale Bewegung entscheiden. Dann erhält auch der Name „christlicher“ oder „katholischer“ Sozialist seine Rechtfertigung — nicht im Sinne der Absonderung, sondern als Bekenntnis zur Lebensfülle.

Dr. Ernst Michel.

Der Bestand Europas hängt davon ab, dass die Wirtschaft aus ihrem privaten Dasein als Gesellschaftswirtschaft in den öffentlich-rechtlichen Zusammenhang mit dem Gemeinwesen als „Volkswirtschaft“ gelangt und nach innen, in ihrer Produktions- und Eigentumsordnung, die ihr gemässe soziale Struktur erhält.

Dr. Ernst Michel.

Dem Sozialismus als Wirtschaftssystem müssen wir zustimmen. Unsere Aufgabe ist es, ihn durch unser Eintreten mit dem wahren Geiste zu durchtränken, auf dass Werk und Geist, jetzt getrennt, in der Seele getrennt, „aufwachsen zur Gottestat“.

Heribert Gehle (In „Heerfahrt“).

Die Arbeit ohne Besitz und der Besitz ohne Arbeit gingen sofort eine neue Verbindung ein, bei welcher aber nur der eine Teil eine Sättigung und Beruhigung findet. Der vierte Stand, zur Sozialdemokratie erzogen, strebt nach seiner Emanzipation und — sonderbar, wie feindlich die Sozialdemokratie sich auch gegen das Christentum verhält, wie entschieden sie auch alle ethnischen Bande zu verachten vermeint: die ethischen wie die ethnischen Impulse, welche einst die mittelalterliche Sozialordnung geschaffen haben, sie wirken selbst in der Sozialdemokratie unbewusst nach und treiben sie zu Postulaten, die nichts anderes sind, wie ein Abbild — ein verzerrtes freilich — der alten, harmonischen Ordnung. Die Sozialdemokratie fordert die Einheit des Politischen und Sozialen; sie fordert objektive Normen für die Arbeitsentlohnung; sie fordert, dass diese Entlohnung die vollen Früchte der Arbeit gewähre; sie verlangt, dass das werbende Eigentum öffentlichen Rechtes, dass es gemeinsam sei; sie verlangt Sicherheit der Existenz für jeden, der sich an der nationalen Arbeit aktiv beteiligt, und sie will, dass jeder, der essen will, auch arbeite. Alles Postulate, die in der dürren, abstrakten Form, rein rechnungsmässig, wie sie vorgebracht werden, die Erde in ein Arbeitshaus, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Ehre, ohne Freude, ohne Gott verwandeln würden, Postulate aber, welche die feudale christliche Gesellschaftsordnung sämtlich in geistvoller, der menschlichen Natur und Bestimmung auf Erden ent-

sprechender Weise längst realisiert hatte... Es ist auffallend, wie nahe unsere Sozialdemokratie jene christliche Sozialordnung streift und sich dennoch deren schärfsten Gegensatz darzustellen rühmt. So zeigt sich auch hier, dass alle grossen Irrtümer und Ketzereien der Menschheit nichts anderes sind, als falsch verstandene Wahrheiten.

Die sozialdemokratischen Ideen haben die Gottlosigkeit und den Materialismus, welche sie kennzeichnen, allerdings von dem sogenannten Fortschritt, d. h. dem konsequenten Liberalismus übernommen; das sie charakterisierende soziale Prinzip aber stammt aus dem Christentum. Es musste jedoch naturgemäss in dieser Mischung verzerrt und verunstaltet werden und unsere, der Katholiken, Sache ist es, das Richtige von dem Falschen zu sondern, das eine dankbar zu akzeptieren, das andere aber zu verwerfen.

Prof. Dr. M. Pfliegler (Im „Seelsorger", Januar 1927).

4. Christentum und soziale Frage.

Was der Einzelne den vielen, mit ihm durch die sozialen Bande verbundenen Gliedern der Gesellschaft gibt, bekommt er von jedem Einzelnen dieser vielen, falls auch diese gleich ihm sozial denken, wieder zurück. Wie sollte da der Einzelne Not leiden? Das heisst: Ohne Christus lebt die soziale Frage in hundert und aber hundert Gestalten auf, Schrecken und Not verbreitend. Mit Christus aber gibt es keine soziale Frage. Wo sie aber besteht, wird sie durch Christus wirksam gelöst. Die Lehre Christi verbürgt eben jedem Menschen seine Rechte, verpflichtet ihn aber auch, jedem andern Glied der Gesellschaft, die diesem zustehenden Rechte zuzubilligen. So wird Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben für den einzelnen und durch den einzelnen für die Gesellschaft. Wo also die christliche Gottesfamilie aufgebaut wird, wo das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit waltet, wo also Christus als König herrscht, dort kann unmöglich das Gespenst der sozialen Frage auftauchen.

Enzyklika Rerum Novarum.

Das Christentum hat mit seinem schöpferischen Geiste, seit es in dem Sohne Gottes vom Himmel auf die Erde herabgekommen ist, alle grossen Fragen gelöst; auch jene, soweit es auf Erden möglich ist, die mit der Not und der Ernährung des Menschen zusammenhängen. Gott lässt es zu, dass das Christentum auf seinem segenspendenden Wege auf Erden immer wieder neue grosse Aufgaben zu lösen findet, und durch diese Lösung seinen Ursprung von Oben und seine göttliche Kraft offenbart. Das Christentum hat den Geist der alten Sklaverei gebrochen. Das schien wahrhaft unmöglich. Bis auf die letzte Spur war die Ahnung von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der Menschen, von der Bestimmung aller

Menschen zu *einem* hohen Ziele, von einer *allen* Menschen eigenen hohen Menschenwürde entschwunden. Der Grieche erkannte nur dem freien Griechen, der Römer nur dem römischen Bürger, dem Civis Romanus, den Vollbesitz der Menschenwürde zu. Dass auch der Sklave eine Menschenseele besitze, die ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach denselben Wert habe, wie ihre eigene, lag ganz ausserhalb ihrer Vorstellung. Der Sklave wurde dem Tiere ähnlich gehalten und nicht als Mensch behandelt. *Das Christentum hat diesem ganzen grossen Teile des Menschengeschlechtes die Menschenwürde wieder gegeben.* Der Geist des Christentums hat aus den Sklaven der ländlichen Bevölkerung teilweise unsern deutschen Bauernstand entwickelt und aus den Sklaven in den Städten unsern deutschen Bürgerstand. Der Geist des Christentums hat unermessliche Mittel angesammelt, um in zahllosen Anstalten, die für alle Bedürfnisse bestimmt waren, dem armen Arbeiter zu Hilfe zu eilen.

Der antichristliche Zeitgeist ist auf dem besten Wege, das alte Sklaventum in neuer Form wieder herzustellen, und er wird dabei von einer ungläubigen, materialistischen Wissenschaft mächtig unterstützt. Die Ableitung des Menschen von der Materie muss das Herz des Menschen seinem Mitbruder gegenüber versteinern. Wir zertreten ja den Stoff und vernichten ihn nach unserem Bedürfnisse; wir töten das Tier und schlachten es, je nachdem wir desselben bedürfen. Wenn nun der Mensch nichts anderes ist, als eine Ausgestaltung des Stoffes, als eine Fortentwicklung aus dem Pflanzen- und Tierreich bis zum Menschendasein, wo fängt dann die Grenze an, wo wir ihn nicht mehr als Pflanze zertreten und als Tier töten, sondern als Mensch achten und lieben müssen? Die Selbstsucht wird diese Grenzen, die ein seichter Humanismus ziehen will, bald durchbrechen, und das neue Sklaventum, unterstützt durch diesen gemeinen Materialismus, droht grausamer und härter zu werden, als das alte war. Wenn die früheren grossen christlichen Denker dem alten Sklaventum entgegentraten, so sagten sie den heidnischen Sklavenhaltern: Gott hat dem Menschen die Herrschaft über die Natur und Herrschaft über die Tiere gegeben; er hat dir aber nicht die gleiche Herrschaft über deine Mitmenschen gegeben, du stehst als Mensch ihm gleich gegenüber. Als am 7. Februar 1249 zwischen dem deutschen Orden und dem neubekehrten Preussen der Friede geschlossen wurde, sprach der päpstliche Legat die erhabenen Worte: „Es sind die Neubekehrten belehrt worden, dass alle Menschen gleich sind, wofern sie nicht sündigen, und dass allein die Sünde die Menschen elend und zu Knechten macht.“ Die neue materialistische Wissenschaft sucht die Grösse dieser Gedanken der Menschheit wieder zu entreissen, indem sie den Menschen dem Tiere gleich macht; sie rühmt sich dessen als der höchsten Aufklärung;

sie führt dadurch notwendig auch den Zustand wieder zurück, wo der Mensch als Tier behandelt werden konnte.

Die ganze Wucht dieser Entwicklung liegt aber auf dem Arbeiterstand. Da ist es wieder die Aufgabe des Christentums, die Welt auch von dieser neuen Form der Sklaverei zu befreien und an dieser Aufgabe ihre göttliche Kraft und ihr ewig neues Leben zu betätigen. Ich zweifle nicht, dass diese Erkenntnis immer weiter sich verbreiten wird. Der Geist Christi, aus dem die christliche Liebe ausströmt in alle Christenherzen, wird immer mehr der Arbeiterfrage die Aufmerksamkeit der Christen zuwenden. Ob die abschüssige Bewegung des gesamten Arbeiterstandes zum Proletariat bis zur letzten Stufe fortschreiten muss, um uns alle Konsequenzen des Unglaubens und des flachen Liberalismus vor Augen zu stellen, ist ungewiss, wie es sich auch jetzt noch nicht bestimmen lässt, welche neuen Wege die christliche Liebe und der christliche Geist einschlagen wird, um aus der sozialen Not einen neuen grossen Triumph des Christentums zu bereiten. Ich bin daher auch weit entfernt, mir anzumassen, schon jetzt alle diese Wege und Mittel, durch die das Christentum nach diesem Ziele streben wird, vorherbestimmen und gleichsam in einem fertigen System abhandeln zu wollen. Ich habe schon mein Ziel erreicht, wenn ich durch diese Besprechung etwas dazu beitrage, die Christenherzen und die Christenliebe auf dieses grosse Gebiet, das Gott ihrer christlichen Tätigkeit angewiesen hat, aufmerksam zu machen. Wenn ich es daher dennoch unternehme, einige Mittel hervorzuheben, durch die wir im Geiste des Christentums dem Arbeiterstande helfen können, so sollen das nur bescheidene Gedanken sein, und ich werde mich von ganzem Herzen freuen, wenn diese wichtige Frage bald von Männern besprochen werden sollte, die zur Lösung derselben mehr befähigt sind als ich.

Ketteler: A. a. O.

So ist es auch mit der Lösung der sozialen Fragen in unserer Zeit. Die von uns bisher besprochenen Ursachen der dermaligen Lage der Arbeiter, sowie die Bösartigkeit der aus diesen Ursachen hervorgegangenen Wirkungen und Folgen haben ihren wesentlichen und tiefsten Grund in dem Abfall vom Geiste des Christentums, der in den letzten Jahrhunderten stattgefunden hat. Weil die Geister nicht mehr von den höchsten und ewigen Wahrheiten erleuchtet sind, darum sind sie auch auf den niedern menschlichen Gebieten der politischen und sozialen Fragen falschen Prinzipien, abstrakten Einseitigkeiten und jenem liberalen Fanatismus anheimgefallen, der, ohne Verständnis für den lebendigen Organismus der Gesellschaft, wohl eine grosse Macht besitzt, aufzulösen und zu zerstören, aber nichts erbauen kann. Weil ferner nicht mehr der Geist und die Kraft des Christentums den Egoismus und seine Lei-

denschaften im Zaume hält, darum sehen wir auf dem sozialen Gebiete sich so gefahrdrohende Zustände entwickeln. Hier kann und wird daher die Heilung nur von innen heraus erfolgen. In dem Masse, als die göttlichen Wahrheiten des Christentums wieder die Geister erleuchten, wird man auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und dem ihm so nahe verbundenen der Politik die richtigen Prinzipien und die rechte Weise ihrer Durchführung, man wird mit der göttlichen auch die wahre politische und soziale Weisheit wieder finden. Ketteler: A. a. O.

Die Belastung, welcher das ohnehin durch die materialistische, freidenkerische Luft ihrer Arbeiterpartei arg mitgenommene, zum Teil noch, zum Teil wieder gläubige Denken der Proletarier ausgesetzt ist, ist diese: ausgerechnet die Partei des Antiproletariats, in der die Kapitalisten und die Reaktion aller Richtungen untergekrochen ist, die Partei, welche allein als Gegner und in den Augen der Sozialisten als Gefahr für die Errungenschaften der Arbeiter in Frage kommt, ausgerechnet diese Partei vertritt die Forderungen der Kirche im öffentlichen Leben, ist von Priestern geleitet, und steht offenbar oder scheinbar trotz aller sonstigen Wandlungen in einer unverwüstlichen Verbindung mit der Kirche in Oesterreich. Das bestärkt die Proletarier in ihrer antichristlichen Haltung und bereitet wie nichts sonst in Oesterreich grosszügig den Abfall vor. Denn alle Wut des Freidenkertums wird damit losgebunden und die sozialdemokratische Partei handelt nur im Interesse der Partei, wenn sie den Kirchenabfall gewähren lässt und fördert. Seit Seipel „keine Milde den Julidemonstranten" ausgesprochen hat, sind 20,000 Menschen ausgetreten.[1])

Gibt es aus dieser für die Kirche unmöglichen Lage einen Ausweg?

Das steht wohl fest: die gerechten Forderungen der Arbeiterschaft müssen als ganz dringliche Hauptaufgabe der kirchlichen Kreise gesehen werden. Das Proletariat darf nicht glauben, die Kirche wolle es auf dem Umweg über eine Partei um seine Rechte bringen. Nein, die Wucht seiner Forderungen muss sich ihre stärkste Vitalität aus der lebendigen Kraft der Kirche holen.

Vor allem muss endlich gründlich dem Entweder-Oder: Kirche oder Proletariat, widersprochen werden. Nicht Kirche oder Proletariat, sondern Kirche und Proletariat, nicht Kampf gegen den Sozialismus, sondern Erlösung und Sinngebung dem Sozialismus.

Der Sozialismus und die Welt seiner Menschen ist nicht der Feind, sondern die unerlöste Welt als Hauptaufgabe der heutigen Kirche. Wir müssen an einer aus der blutigen Gegenwart

[1]) Seither noch sehr viel mehr, wenn ich nicht irre gegen 150.000. L. R.

ebenso wie aus katholischem Denken kommenden neuen Lebensordnung bauen.

Christus der König? Ja, er sei es! Wir jubelten ihm zu. Aber er muss wirklich herrschen, nicht nur in den Reden der Katholikentage. Es geht nicht an, dass wir auf dem Sinai unserer Katholikentage die ewigen sittlichen Grundsätze hören und verkünden und dann niedersteigen in die Ebene des Lebens, die Tafeln des Gesetzes zerschmettern, — um mitzutanzen um das goldene Kalb.

Prof. Dr. M. Pfliegler (In „Neuland", 7./8. 1927).

Sozialismus und Christentum, wenn wir die gegeneinander stellen, fassen wir sie beide als Rahmen auf, als Systeme. Christentum ist aber etwas anderes, ist über jedem Rahmen, umfasst das ganze Leben. Gott in allem.

Und Sozialismus als wirtschaftliches System ist im Christentum drin, nicht dagegen, nicht dafür, sondern darin!

Es ist auch nicht wahr, zu sagen, das Wirtschaftliche sei ausser dem Reiche Gottes, unabhängig von ihm, habe mit Christentum nichts zu tun. Sondern es lebt vom Reiche Gottes, — nur „gegen" die anderen Integrationsteile hat es Grenzen, ist es selbständig, — in allen aber kreist der Lebensstrom Gottes, ohne den alle nichts wären.

Als System ist der Sozialismus heidnisch, — als System ist aber auch das „Christentum" heidnisch! Das Christentum, das sich dem Sozialismus entgegenstellt, stellt sich selbst auf dessen Ebene, die untere Ebene der Integration, die Ebene der Teile, des Berechnens, der Klugheit, der Richtigkeit, des Grossinquisitors, — nicht in die Höhe Gottes, die umfassende, liebende, die Weisheit, den Weitblick, in das unfassbare, aber allgegenwärtige Geheimnis, die einzige Kraft der Liebe. Wilhelm Hammelroth: A. a. O.

Sozialismus ist für diese Menschen Religion, ist diesen Menschen die glühende Hoffnung auf Erlösung, auf das tausendjährige Reich der Freiheit und Gleichheit und vor allem der Gerechtigkeit. Man mag dagegen noch so viel einwenden, mag den Marxismus als wissenschaftliches System widerlegen, nur der Prediger, der Seelsorger darf nie übersehen, dass hinter diesem System ein ganz unmittelbarer, unaustilgbar hungernder Schrei nach wirklicher Erlösung ruft. Und der lebt täglich neu auf im Hunger, in der Kälte der Proletarierwohnung, in dem Ausgeliefertsein, in der Sorge um die Zukunft. Daran ändert nichts, dass es einigen Teilen der Arbeiterschaft heute besser geht.

Jede, und vor allem die landläufige, unglaublich leichtfertige, vor allem die politische Gegnerschaft von seiten des Seelsorgers muss unterbleiben. Denn jede sogenannte Widerlegung des Systems

trifft nicht den Verstand dieser Menschen, wenn sie auch noch so schlau und scheinbar schlagend ist, sie trifft diese Menschen ins Herz und bewirkt die Meinung, wir wollten ihnen ihre einzige Erlösungshoffnung rauben, d. h. sie verhärtet.

Wir dürfen als Seelsorger niemand aufgeben, weil er sich zum Sozialismus bekennt. Der gute Hirt darf keine politischen „Gegner“ kennen, weil heute gerade diese Gegnerschaft ihm den Weg zum Menschen und zum Herzen verrammelt. Und eine unsterbliche Seele ist mehr wert als alle politischen Errungenschaften, oder wie unlängst einer schrieb: Eine unsterbliche Seele ist mehr wert als die ganze Kongrua.[1])

Wo der Sozialist recht hat, da soll man ihm recht geben, und das nicht nur aus taktischen Gründen. Soweit er Recht und Gerechtigkeit vertritt, vertritt er auch das Recht Gottes auf Erden. Der Sozialismus ist in vieler Hinsicht der unerbittliche Mahner, der seinen Finger auf die eingefressenen Inkonsequenzen und Bequemlichkeiten unseres bürgerlich behaglichen Christentums legt. Keine Front gegen ihn, nur die Lösung seiner Fragen aus einem neu erwachten katholischen Gewissen heraus wird die Sache Christi auch politisch sichern. Prof. Dr. M. Pfliegler (Im „Seelsorger“, Januar 1927).

Haben wir Priester Christi eigentlich auch nur die mindeste Ursache, uns immer wieder für die bürgerliche Welt gegen die Arbeiter zu exponieren? Oder sollten wir nicht hoffen, dass die Niedrigen, die Armen, die Mühseligen und Beladenen, am allerwenigsten Christenverfolger sein würden, wenn sie nur sehen könnten, dass wir nicht gegen sie und ihre Bestrebungen uns einsetzen, dass wir uns nicht fürchten vor der Zeit, wann der Arbeiter die Herrschaft an sich genommen haben wird. Ich denke, die rauhen, schwieligen Hände des Arbeiters werden sich am schwersten von allen Menschenhänden gegen Christus erheben, ausser es wird die Sache Christi immer nur für die Feinde des Arbeiters prostituiert. Ja, ich denke, dass der Arbeiter auch den Priester nicht verderben lassen wird, er wird am ehesten das Wort verstehen: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Alles in allem, ich glaube: Die kommende Weltordnung ist die des Herrscherrechtes der Arbeit. Der Arbeiter wird der Herr der Welt sein, und wir Priester Christi sollen uns diesem grossen Geschehen nicht entgegenstellen, sondern, wenn es vielleicht doch noch nicht zu spät ist, zum Boten und Herold dafür werden. Nicht mehr der Besitztitel soll zum Herrschen und Regieren berechtigen, sondern die Arbeit! Der Arbeiter soll die Herrschaft nach dem Willen der weltleitenden Vorsehung haben, wie auch Christus,

[1]) Kongrua ist der staatliche Beitrag an die Kosten der Kirche. L. R.

der ein Arbeiter war hier auf Erden, nun König ist. Wir aber wollen Christi und der Arbeiter Diener und Arbeiter sein.

Ein katholischer Landpfarrer: A. a. O.

Es verpflichtet uns kein göttliches und kein Kirchengebot, die gegenwärtige Wirtschaftsordnung, die in ihren Auswirkungen herzlos und grausam, unchristlich und heidnisch ist, zu verteidigen, wohl aber gibt es ein göttliches Gesetz, das jedem Menschen das verbürgt, dessen er zur Erhaltung seines Lebens bedarf und das es eine himmelschreiende Sünde nennt, die Arbeitskraft eines Mitmenschen zur eigenen Bereicherung auszubeuten.

Wir sollen die Heiligkeit des Eigentums nicht zu sehr betonen. Diejenigen, die es besitzen, sind stark genug, es zu verteidigen. Und es gibt nur allzuviel Unheiliges, was sich unter dieser Marke verstecken möchte. Wir sollen vielmehr von dem Recht der Kleinen, Schwachen und Unterdrückten auf das Leben und den nötigen Unterhalt sprechen. Diese sind uns dafür unendlich dankbar und werden dadurch auch das schon sehr geschwächte Vertrauen zu uns und der heiligen Kirche wiedergewinnen. Ein Dechant: A. a. O.

Das Christentum wurde nicht gelebt, es wurde nicht wach gelebt, darum ist es reaktionär, sozial und wirtschaftlich bürgerlich geblieben. Wenigstens gilt dies durchschnittlich vom offiziellen Christentum. Es sieht den Teufel, den Antichrist, in den gottgewollten neuen Entwicklungsformen, statt in den zurückgebliebenen, das freie Wachstum des Leibes Christi hemmenden, veralteten, toten Politik-, Kultur- und Wirtschaftsformen. Wer schläft, sieht nicht, wie der Teufel von einem Strauch zum andern huscht. Er sass einmal hinter dem roten, jetzt hinter dem schwarzen. Er sass einmal nur hinter dem Ungläubigen, jetzt auch hinter dem „Gläubigen“. Der Christ hat die Achsenverschiebung der Welt nicht wahrgenommen.

Echtes Christentum ist nichts anderes als was auch echter Sozialismus ist: Ein „für die Gesellschaft leben“, das Christus ausdrückt mit den Worten: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Wahres Christentum ist ein Bewusstsein der Heiligkeit und Werthaftigkeit seines Menschtums, kein, wie es so oft verstanden wird, Hinwegwerfen desselben. Im Menschen lebt Gott! Es bedarf dieses Glaubens an den Menschen!

Es gibt viele unter uns, denen Christentum und Sozialismus gleichbedeutend sind wie Feuer und Wasser. Das ist eine, durch lange Zeit hindurch grossgezüchtete Lüge, ein Selbstbetrug. Man stösst sich am „ungläubigen“ Sozialisten, der sich als Atheist, als Freidenker u. s. w. bekennt, folglich „zu verwerfen ist“. Sind aber diese Menschen wirklich ungläubig? — Die Wahrheit ist: wer für das Gute, Rechte und Edle kämpft, der kämpft für den Inbegriff

alles Wahren, Edlen und Guten: Gott! Er ist Christ, mag er auch von Christus nichts wissen wollen, er steht ihm nahe, denn er bekennt ihn durch die Tat!

Im „Seelsorger“ (Aus dem „Menschheitskämpfer“, Sept. 1927, zitiert).

(Schluss folgt.) L. Ragaz.

Rundschau

Monatsschau.

1. Weltpolitisches.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit sind, soweit weltpolitische Ereignisse in Betracht kommen, auch diesen Ueberschau-Monat die Abrüstungskonferenz in Genf und die Reparationskonferenz in Paris gestanden. Ich möchte sofort mit grossem Nachdruck auf die Bedeutsamkeit hinweisen, die diese Tatsache an sich hat, und zwar nun auf das Gute, Positive und Verheissungsvolle daran. Diese beiden Konferenzen sind, bei allem, was daran Schlimmes oder doch Problematisches ist, auf alle Fälle ganz unerhörte Zeichen und Offenbarungen der Solidarität, die nun die Menschenwelt im Guten und Bösen umfasst. So etwas war noch vor zwanzig Jahren undenkbar — es ist etwas Neues unter der Sonne. Wir tun gut, daran festzuhalten und ob all dem Misslichen, das an der Erscheinungsform auch dieser „Idee“ hängt, nicht die Idee selbst zu übersehen. In diesen beiden Konferenzen und in den beiden Problemen, die ihnen zu Grunde liegen, ist der Völkerbund, dessen Vorhandsein an anderen Punkten fraglich erscheinen mag, als greifbare Wirklichkeit da.

Was im übrigen die sogenannte vorbereitende Abrüstungskonferenz betrifft, so ist sie nicht ohne Dramatik verlaufen. Das erste Stadium zeigte die vollkommene Unmöglichkeit für die Regierungen und ihre Vertreter, auch nur einen Schritt auf diesem Wege zu tun, aber auch die Unmöglichkeit für sie, gar keinen Schritt zu tun. Denn nun drückte die „öffentliche Meinung“ mit einer Gewalt auf sie, wie schon lange nicht mehr. 11,000 Petitionen sollen bloss aus den Kreisen der organisierten Arbeiterschaft nach Genf gelangt sein. Die Delegation der Zweiten Internationale mit Brouckère als Sprecher wurde von dem Präsidenten der Abrüstungskommission, dem Holländer Loudon, freundlich empfangen.

Aber die Verhandlungen kamen nicht vorwärts. Ein Hindernis namentlich versperrte den Weg: der Gegensatz zwischen den „gerüsteten“ und den „abgerüsteten“ Völkern, der ungefähr zusammenfällt mit dem zwischen den „Siegern“ und den „Besiegten“ des Weltkrieges, nur dass zu den letzteren auch China und der eine oder andere „Kleinstaat“, vor allem Schweden, hielten.[1]) Wir stossen hier an einen wesentlichen Punkt: Wenn wirklich so abgerüstet würde, wie der Versailler Vertrag und der Völkerbundspakt es versprechen und verlangen, dann würde, scheint es, mit einem Schlage das militärische Uebergewicht der „Sieger“ verschwinden, ja, es würde sich ins Gegenteil verkehren. Denn die deutsche Reichswehr wäre dann durch ihre hochgradige Ausbildung einer an Zahl entsprechenden französischen Armee bei weitem überlegen, wozu dann noch die freien militärischen Organisationen und die erst recht überlegene industrielle Rüstung kämen. Darum wünscht Frankreich wenigstens, dass die militärischen Reserven und die kolonialen Kräfte bei der Abrüstung nicht in Betracht kämen. Selbstverständlich sind bei dieser Sach-

[1]) Nebenbei: wo ist bei diesem Anlasse wieder die Schweiz gewesen?

lage die „Abgerüsteten“ oder „Besiegten“, Deutschland und Russland vor allem, mit Begeisterung für die Abrüstung. Aber, fragt man, ob diese Begeisterung echt ist? Ob sie wirklich der Abrüstung an sich gilt, oder bloss der Aussicht, dass die militärische Vorherrschaft der andern gebrochen und dafür vielleicht die eigene wieder aufgerichtet werde? Das Misstrauen, dass dem so sei, ist jedenfalls bei den „Siegern“, besonders den Franzosen, so stark, dass dieser Fels den Abrüstungsweg vollständig versperrt. Wenn aber die Abrüstung der andern nicht vor sich geht, dann fühlt sich Deutschland rechtlich wie moralisch an die eigene nicht mehr gebunden, auch nicht einmal zum Scheine mehr, und der Tanz kann losgehen; die Abrüstung hat Fiasko gemacht; der Abgrund tut sich weit auf, der Europa verschlingen wird.

In dem Moment, wo dies am schärfsten klar wird, greift Amerika ein. Sein Vertreter, Gibson, erklärt im Namen Hoovers nachdrücklich den amerikanischen Friedens- und Abrüstungswillen für die Flotte, wie, selbstverständlich, auch für die Armee. Dem müssen sich wohl oder übel die andern beugen. Es öffnet sich, scheint es, der Weg, besonders da Amerika sich in einigen Hauptpunkten auf die Seite der „Sieger“ stellt. Zu einem Programm reicht es nicht mehr, aber eine weitere Konferenz soll eines aufstellen.

In diesen Verlauf der Konferenz greifen zwei Episoden ein: die Verhandlungen über die Anträge, welche die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht und das Verbot des Giftgaskrieges zum Ziele haben. Es ist bezeichnend, dass der erstere Antrag von China ausging — es hat eben eine rückständige, eine auf das Tao, d. h. den Glauben an einen heiligen Sinn der Welt gegründete Kultur! Im Ernst: Wären die Abendländer nicht mit Verblendung geschlagen, so hätten sie mit beiden Händen nach dieser Möglichkeit gegriffen, die „gelbe Gefahr“ im letzten Augenblick noch zu bannen und das chinesische Vierhundertmillionenvolk von der Bahn des Militarismus abzuhalten, gerade wie sie, aus analogen Gründen, mit beiden Händen nach dem Angebot einer Selbstentwaffnung Russlands hätten greifen müssen, was nicht Naivität, sondern Realpolitik und höchste politische Weisheit gewesen wäre. Dass der zweite Antrag, von Deutschland ausgehend, abgewiesen wurde, hat in pazifistischen Kreisen besondere Empörung erweckt. Da denke ich aber, das sei doch gut gewesen. Das Gegenteil hätte doch nur dazu gedient, die Völker in trügerische Sicherheit zu wiegen oder wiegen zu lassen. Denn wenn es wieder Krieg gibt, dann wird es unter anderm, wie Jeder weiss, ein Giftgaskrieg sein. Also ist die Ehrlichkeit besser, als solche trügerischen Gesten.

Und nun, was ist zum Ganzen von unserm Standpunkt aus zu sagen?

Zunächst scheint mir dies: Wir haben nicht Ursache, mit dem Verlaufe der Konferenz ganz unzufrieden zu sein. Es hat sich gezeigt, das die Abrüstungsbewegung unwiderstehlich ist. Sie ist in den Völkern mit neuer Stärke erwacht. Besonders erfreulich ist das amerikanische Auftreten. Es zeigt sich, dass der Glaube, Hoover könnte vielleicht doch andere Wege gehen, als sein Auftreten während der Wahl annehmen liess, im Rechte war. Ich meine, alle Vorbehalte, die wir in Bezug auf die Vereinigten Staaten selbstverständlich machen müssen, könnten das Licht dieser amerikanischen Friedensaktion nicht auslöschen.

Wir müssen uns sodann fragen, wo nun die weitere Aktion einsetzen muss. Hier stossen wir wieder auf jene Hauptschwierigkeit: das Misstrauen gegen Deutschland und Russland. Was Russland betrifft, so darf man wohl hoffen, es werde nach und nach die Erkenntnis durchdringen, dass es militärisch durchaus nicht zu fürchten ist, dass es froh ist, wenn man es in Ruhe lässt. Das, nicht die die innerste Friedensgesinnung der Bolschewiki, an die zu glauben man wirklich niemanden zumuten darf, ist der Grund unseres Vertrauens zu der realpolitischen Ehrlichkeit seines Abrüstungswillens. Aber Deutschland? Wie steht es mit diesem? Ganz ohne Zweifel gibt es in Deutschland eine Partei, welche die ganze Abrüstungsbewegung nur als

Mittel betrachtet, die deutsche militärische Macht, ja Vormacht, so oder so wieder aufzurichten, und eben so sicher ist, dass man vielen seiner Politiker in dieser Beziehung einfach kein Vertrauen schenken darf, sogar wenn sie den Nobelpreis bekommen haben oder Sozialdemokraten sind. Aber die Frage ist: Wie gross und mächtig ist diese Partei? Ist ihr Einfluss bedeutend, vielleicht gar entscheidend, oder ist er doch bloss nebensächlich? Wer will diese Frage mit Sicherheit beantworten? Und was sollen wir im Angesicht dieser Sachlage sagen? Dürfen wir den Franzosen, den Polen und so fort, zumuten, sich zu entwaffnen, um sich dann sofort ohnmächtig einer überlegenen Koalition von Gegnern unter Deutschlands Führung gegenüber zu sehen?

Meine Antwort ist: Zum ersten liegt hier vor allem eine deutsche Aufgabe vor. Es ist Sache der Deutschen, jenes Misstrauen endgiltig zu entwaffnen. Und zwar vor allem Sache der sozialistischen Arbeiterschaft. Wenn einmal ihr Friedenswille offenkundig und sicher ist, dann ist jener Fels auf dem Friedenswege bei Seite gewälzt. Aber diese deutsche Aufgabe kann natürlich nicht gelöst werden, wenn die andern dabei nicht mithelfen, indem sie eine Politik treiben, geeignet, diejenigen Kräfte im deutschen Volke, die jene Aufgabe lösen können, zu stärken, statt sie zu lähmen. Dass die Politik der Alliierten in grossem Masstab und verhängnisvollem Stil dieses Letztere getan hat, braucht nicht mehr gezeigt zu werden. Wir können aber aus dem circulus vitiosus: falsches Verhalten der Alliierten — mangelnder deutscher Friedenswille, Misstrauen der Alliierten — Vermehrung des deutschen Aufrüstungswillens und so fort, nicht heraus, ohne einen Sprung, einen Akt des Vertrauens, des Vorangehens im Vertrauen, eine Tat des Glaubens. Und damit komme ich auf das Zweite. Wenn wir auch von der Wichtigkeit dieses Hindernisses nicht die Augen schliessen dürfen, wie es jene radikalen Pazifisten tun, die Förster „abstrakt“ nennt, so dürfen wir uns doch in die Ueberlegungen dieser Art nicht verstricken lassen. Wir dürfen dem ehrlich vertretenen Abrüstungsgedanken eine solche Macht zutrauen, dass er alle die diplomatisch-militaristischen Berechnungen, die sich mit ihm vermischen möchten, zunichte machen, über sie wegfluten wird. Damit sind wir auch bei dem Letzten angelangt, was von unserem Gesichtspunkt aus über die Genfer Abrüstung zu sagen ist. Es ist wohl ganz selbstverständlich, dass wir unsere Hoffnung nicht auf sie setzen. So wichtig und notwendig auch diese Form ist und so wichtig und notwendig vollends der Völkerbund (dessen jetzige Form ja nur ein erster Versuch ist), so wissen wir doch, dass nur eine übermächtige Bewegung aus dem Herzen der Völker heraus eine ernsthafte Abrüstung zustande bringen kann. Was uns die Regierungen unter dem Drucke der Völker anbieten werden, wird nur Scheinwerk sein. Schon die Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht als die „politische Grundlage unserer westlichen Völker“ (und England?) schliesst selbstverständlich jede ernsthafte Abrüstung aus. Die Chinesen haben darin durchaus richtig gesehen. Man wird höchst wahrscheinlich versuchen, mit dem Gedanken zu operieren, dass das Milizsystem die Lösung des Militärproblems und der Weg zum Frieden sei. Und so stehen wir überhaupt vor der Gefahr, dass diese Schein-Abrüstung zu einem ganz schweren Hindernis der wahren Abrüstung werde. Diese Gefahr müssen wir rasch erkennen und sie zu vereiteln suchen.

Womit? Durch einen radikalen, in Herz und Gewissen begründeten Antimilitarismus als Volksbewegung.[1])

[1]) Dass die Regierungen nicht nur durch ihre Generalstäbe und die Offizierskaste überhaupt, sondern auch durch die Rüstungsindustrie gebunden sind, zeigt besonders drastisch die im Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf, erschienene Schrift von Otto Lehmann-Russbüldt: „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie“. Davon ein andermal mehr.

Dass dafür die Aussichten günstig sind, sagen viele Beobachtungen. Sie werden besonders auch vermehrt durch die dänischen Wahlen, welche die Abrüstungsparteien, Sozialisten und bürgerliche Radikale (aber echte, nicht Reaktionäre, die so heissen!) ans Ruder gebracht haben. Man darf doch wohl annehmen, dass diese nun versuchen werden, ihr altes Abrüstungsprogramm auszuführen. Wenn vollends die Ende Mai stattfindenden englischen Wahlen eine Arbeiterregierung bringen sollten, wäre die Lage sehr günstig. Denken wir daran! [1]).

Eine solche Wendung würde, vielleicht mit einer entsprechenden in Frankreich verbunden, auch den Diktaturen in ganz Europa einen Stoss versetzen. Sie wanken ohnehin. In Spanien scheint der Widerstand gegen den dortigen „Tyrannen" („Tyrann" heisst „Herr", „Signore", „Duce" und ist ein alter Name für Diktator) sehr stark zu sein, namentlich — und merkwürdigerweise in den Kreisen der Intellektuellen. Aus Italien wird uns zuverlässig berichtet, dass dort die Korruption durch die Parteiwirtschaft und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten immer grösser würden.[2]) Woldemaras, der Miniatur-Tyrann von Lithauen, ist angeschossen worden; Pildsudski ist ein kranker Mann; das Horthy-Regiment in Ungarn stützt sich auf eine Kaste, die zum Sturz verurteilt ist; Jugoslavien ist ein Vulkan, die Türkei ein Gebilde ohne Verheissung. Eine Gefahr für den Weltfrieden sind natürlich diese Diktatoren alle, schon darum, weil sie nach einem alten Gesetz die innere Spannung nach aussen ablenken müssen. Wenn man z. B. zuverlässig erfährt, wie Mussolini Albanien in ein italienisches Heerlager verwandelt, um von dort aus den Stoss gegen Jugoslavien führen zu können, so erkennt man die ganze Unheimlichkeit dieser Gefahr. Der wilde Gewaltgeist, dessen Aeusserung die Diktatur ist, zeigt sich auch immer wieder in den unglaublichen Greueln, die in Form von rohster Unterdrückung politischer Gegner und Meuchelmorden in grossem Stil wie von schauerlichen Einkerkerungen die Ostländer erfüllen. Leider steht die neue Demokratie noch in weiter Ferne. Die Vorgänge bei der deutschen Regierungsbildung offenbaren aufs neue den Zerfall der heutigen politischen Formen, der seinerseits von einem noch tieferen Verfall herrührt. Eine höchst erfreuliche Nachricht ist, dass Holland für Niederländisch-Indien eine Verfassung bewilligt hat, welche den Einheimischen weit entgegenkommt, und dass in Mexiko der Präsident Portes Gil nach der Niederwerfung des neuesten Aufstandes der Kirche die Friedenshand reichen will. Man darf hoffen, dass in China trotz allen Nachwehen die Erneuerung und Einigung vorwärts gehen wird. Dass die Kleine Entente die diplomatischen Beziehungen mit Russland aufnehmen will, ist ebenfalls ein gutes Zeichen. Der Boykott Russlands war stets eine Schildbürgerei grossen Stils. Die englische Handelsdelegation nach Russland, wie die geplante amerikanische beweisen, dass er sich auf die Länge einfach nicht durchführen lässt.

Zum Schluss dieses Abschnittes noch ein Wort von der Reparations-

---

[1]) Hoffentlich wird diesmal nicht wieder etwas dazwischen kommen, wie damals der Sinowieff-Brief. Dieser ist inzwischen endgiltig als Fälschung erkannt worden. Diese Fälschung war der Thron, auf dem fünf Jahre lang, zum grossen Schaden für die Welt, die konservative Regierung Englands sass. Das so etwas möglich ist — eine Fälschung bestimmt in entscheidenden Jahren entscheidend den Gang der Weltpolitik und der sozialen Entwicklung dazu! (Man denke an den Streik der Arbeiter in den englischen Kohlenbergwerken!)

[2]) Viel rascher als man es erwarten durfte, hat sich die tiefe Unwahrheit des Bündnisses von Papst und Cäsar gezeigt. Schon höhnt Mussolini über den Papst und die katholische Kirche und antwortet der Papst mit Heftigkeit. Je rascher die römische Kirche einsieht, welch einen argen Fehler sie gemacht hat, desto weniger schlimm werden seine Folgen für sie sein. Aber leicht gut zu machen ist ein solcher Sündenfall nicht.

konferenz. Man weiss, dass sie bis jetzt nicht zum Ziele geführt hat. Der Intrigen-Apparat scheint mächtig zu arbeiten. Hier könnte nun Amerika durch einen teilweisen oder völligen Nachlass der Schulden der Alliierten eine entscheidende Rolle spielen. Es dürfte dafür die völlige Abrüstung verlangen. Jedenfalls sollte man besonders in Deutschland nicht vergessen, dass der eigentliche Gläubiger nicht Frankreich, sondern Amerika ist und die Alliierten ebenso tributpflichtig wie es selber. Hoffen wir, dass aus diesem „Uebel" Gutes werde! Es wäre paradox, aber nicht sinnlos, wenn „Paneuropa" zunächst als europäische Schuldner-Gemeinschaft ans Licht träte. Die geplante Reparationsbank wäre jedenfalls auch ein Zeichen der neuen menschlichen Verbundenheit, wenn auch nicht gerade eines der „idealsten".

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Zu dem Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus sei einiges berichtet, was dem Ueberschauer gerade in den Wurf gekommen ist — denn wer wollte hier alles berichten? Es sind einige schweizerische Vorkommnisse. Ein schneidiger, junger Offizier hat seine Rekruten, die ihm nicht lebhaft genug waren, in den Saanefluss hineingejagt, wobei einer ums Leben kam. Das ist so ein Bild aus der heutigen „freien Schweiz". Das Militärgericht verurteilte den Offizier zu zwei Monaten bedingter Haft, d. h. es sprach ihn frei. Das ist antimilitaristische Propaganda, wie wir sie nicht wünschen. Denn wir haben nie mit solchen Dingen operiert. Aber sie wird wirksam sein.

Die Zofingia, die grösste schweizerische Studentenverbindung, hat an ihrer letzten Jahresversammlung („Zentralfest") beschlossen, dass Dienstverweigerer ihr nicht angehören dürften. Ein besonderer Artikel darüber ist längst gesetzt. Im Zentralorgan des Vereins geht die Diskussion weiter. Die Zofingia war manchmal eine Vorhut schweizerischer Erneuerung, jetzt ist sie in ihrer grossen Mehrheit ein Sammelpunkt der bürgerlich-reaktionären Jugend. Eine kleine tapfere Minderheit kommt gegen diese Sachlage nicht auf.

Interessant wäre, einmal eine Liste all der Unglücksfälle aufzustellen, die unaufhörlich in Munitionsfabriken und bei der Militärfliegerei stattfinden. Es ist, als ob der Fluch, der darauf liegt, sich auch auf diese Weise kund tun wolle. Was uns im Falle eines Fliegerangriffs bevorstünde, wurde im Kleinen durch eine Explosion in der Filiale der „Lonza" in Visp im Wallis illustriert. Dort gerieten chemische Stoffe in Brand. Die zum Himmel steigende Flamme erhellte (es war Abend) das ganze Tal. Wegen der Gefahr neuer Explosionen wurde das ganze Städtchen „evakuiert". 2500 Personen mussten die kühle Nacht mehr oder weniger im Freien verbringen. Das gleiche geschah mit den umliegenden Dörfern. Und nun stelle man sich vor, dass ein solcher „Angriff" von der Luft her käme, vielleicht auf eine grosse Stadt, und selbstverständlich unvorbereitet!

Der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus ergreift immer mehr auch die Kirchen. Wo heute Aufregung gegen Pfarrer entsteht, da ist kaum je mehr ihre Stellung zum „Glauben" daran schuld, sondern die zu Militarismus und Kapitalismus, d. h. ihre Stellung gegen diese; denn über eine Stellung für sie regen sich bis jetzt nur Einzelne auf. Es sind uns in der letzten Zeit einige Fälle bekannt geworden, in denen es bis zum Versuch eine Wegwahl oder zur Separation kam. Darob klagt in einem Basler Blatt ein offenbar theologischer oder doch vertheologisierter Einsender, so etwas wäre damals nicht vorgekommen, als man noch den Heidelberger Katechismus und das helvetische Glaubensbekenntnis gehabt habe. Ja, wir sind tief heruntergesunken, infolge der Verführung durch gewisse Theologen, wie jener Einsender klagt. Wenn jene schönen Zeiten wiederkehrten, so gäbe es gegen diese ein probates Mittel: Folter und Scheiterhaufen. Auch dass die Hexenverbrennungen, die in jenen Zeiten blühten, aufgehört haben, ist ein be-

klagenswertes Zeichen der humanitären Entartung dieses Zeitalters! Eine katholische Zeitung aber rühmt stolz, dass unter den 214 Dienstverweigerern, die die offizielle Statistik angibt (es sind ihrer natürlich viel mehr), kein einziger Katholik sei. Da sehe man, wie die Katholiken in Patriotismus den Vorrang hätten.

Diesem Molochpfaffentum in christlichem Gewand treten aber doch in wachsendem Masse auch aus der Kirche andere Stimmen entgegen. So schreibt im „Religiösen Volksblatt" Pfarrer Wilhelm Kambli, der tapfere Sohn eines tapfern und grossen Vaters: „Jeder Militärdienstverweigerer, der wirklich aus keinem andern Beweggrund als aus christlichem, göttlichem Gewissensgehorsam sich weigert, sich im Gebrauch der Mordwaffen ausbilden zu lassen, und der an die Ueberwindung der Gewalt durch die Gewaltlosigkeit glaubt, ist ein treuerer Nachfolger Jesu als wir alle, die wir uns nicht zu diesem Glauben zu erheben vermögen. Wir reden uns ein: Aus Vaterlandsliebe! Aber ists vielleicht nicht eher Mangel an Glauben an die Grösse der Liebesmacht Gottes?" Der Professor der Theologie Heinrich Frick, bisher in Giessen, nun nach Marburg berufen, hat in einem Vortrag erklärt: „Unter solchen Umständen hat die Kirche klar zu sagen, dass ihr Dienst der Menschheit ganz andere Wege weist, als den Massenmord des Zukunftskrieges. Für den Kriegsfall selbst hat sie die Pflicht, dafür zu sorgen, dass alsdann die Gewissen nicht ganz zugrunde gerichtet werden, die um ihrer innern Reinheit willen den Krieg ablehnen. Die Kirche in aller Welt muss auf eine Gesetzgebung hinwirken, die solche gewissenmässige Kriegsablehnung freilässt." Für diese Aeusserungen wurde er von den nationalistischen Frommen der „Kreuzzeitung" beschimpft, was aber seine Berufung an die Universität Marburg nicht verhinderte. Vor allem sind wieder Zeugnisse tröstlich, die beweisen, wie stark die Friedensbewegung in den amerikanischen Kirchen ist, die ja immer noch eine grosse Macht bilden. Eine Konferenz über das Thema: „Die Kirchen und der Weltfriede", die vom 6. bis 8. März dieses Jahres in Columbus (Ohio) stattfand, fasste folgende Beschlüsse:

1. Wir setzen uns dafür ein, dass die Kirche, der alles umfassende Leib Christi, der uns über die Spaltungen der Rassen und Nationen hinaushebt, den Krieg verdammen und darauf verzichten sollte, zu diesem Mittel einer Lösung internationaler Streitigkeiten seine Zuflucht zu nehmen. Sie sollte darauf bestehen, dass die verantwortlichen Staatsmänner die Politik und die Staatsgeschäfte im Einklang mit dem Geist, den Verpflichtungen und der Absicht des Kellogg-Paktes führen müssten.
2. Wir setzen uns dafür ein, dass die Kirchen Jesu Christi eine starke Macht zur Abschaffung des Krieges bilden sollten. Der Krieg verleugnet die Vaterschaft Gottes, verachtet die Bruderschaft der Menschen, spricht der Heiligkeit des Menschenlebens Hohn, ist erbarmungslos gegen Frauen und Kinder, fördert die Lüge, missachtet Gerechtigkeit, entfesselt die Leidenschaften und nährt den Hass. Der Krieg will alles, was Jesus nicht wollte, und will nichts, was Er wollte.
3. Wir setzen uns deshalb dafür ein, dass die Kirchen es als Sünde verdammen sollten, zum Kriegssystem seine Zuflucht zu nehmen, und dass die kirchlichen Körperschaften als solche es in Zukunft zurückweisen sollten, den Krieg gutzuheissen oder als Werkzeug zu seiner Unterstützung benutzt zu werden.[1])
4. Wir setzen uns ferner dafür ein, dass die Kirchen jeden Krieg als ein Verbrechen ansehen sollten, der etwas anderes ist, als die Ausübung einer Polizeigewalt durch dafür eingesetzte internationale Organe.
8. Wir setzen uns dafür ein, dass die Kirchen nachdrücklich befürworten

---

[1]) Eine schärfere Fassung wollte statt „Kriegs-System" „Krieg" setzen. Man hatte aber doch ein wenig Angst davor.

sollten, dass wirksame Schritte zu schleunigen Rüstungseinschränkungen unternommen werden, sowie dafür, dass die nationale Politik in Einklang mit dem Geist und den Verpflichtungen des Kellogg-Paktes gebracht wird und durch die Förderung gegenseitigen Kennenlernens, gegenseitiger Wertschätzung und eines guten Willens zwischen den Völkern ein umfassendes Friedenssystem geschaffen wird.

9. Wir glauben, dass der Entscheidungskampf zweier mächtiger Systeme jetzt vor sich geht: das eine ist die Weltanschauung, dass Macht Recht gibt, dass die Nationen Machtgrössen ohne sittliche Verpflichtungen sind; das andere System ist die Weltanschauung, dass Recht über Macht geht, dass die Staaten sittliche Grössen mit unumgänglichen sittlichen Verpflichtungen sind. Das Schicksal der Kultur hängt nach unserem Dafürhalten vom Ausgang dieses Kampfes ab. Einige Gnadenjahre sind noch vor uns. Nach welcher Seite der Erfolg sich neigt, hängt in erster Linie von dem Ideal, das den Kirchen vorschwebt, dem Mut und der Glaubenskraft der Kirchen ab.

Ferner: Wir sind der Meinung, dass die Christen gute Bürger sein sollten, die den Gesetzen des Staates gehorchen und seinen Behörden sich unterordnen, bis zu dem Punkte, wo Gehorsam gegen Menschen Ungehorsam gegen Gott wäre. Die Kirchen sollten Menschen, welche in Ausübung ihres Gewissensrechtes, sich weigern, am Krieg oder an militärischer Ausbildung teilzunehmen, in Schutz nehmen.[1])

Dazu wurde noch folgende „Empfehlung" gefügt: „Loyale Auslegung des Geistes und der Absicht des Kellogg-Paktes; Befürwortung der Mitgliedschaft der Vereinigten Staaten im Ständigen Internationalen Gerichtshof und Annahme der obligatorischen Schiedsgerichtsklausel; Befürwortung der Mitgliedschaft der Vereinigten Staaten im Völkerbung; allgemeine und drastische Verminderung der Rüstungen; Befürwortung des Aufhörens mit der Politik bewaffneter Intervention einer Macht auf eigene Faust und Ersetzung derselben durch gemeinsam angewendete gewaltlose Methoden."

Es wird auch berichtet, dass das Federal Council der amerikanischen Kirchen in einer Resolution energisch die Abrüstung der Flotte forderte.

3. Sozialismus und sozialer Kampf.

Während auf diese Weise der Kampf gegen den Völkerkrieg trotz allem mächtig vorwärts geht und immer neuen Boden gewinnt, lässt sich nicht das Gleiche vom Fortschritt des sozialen Friedens sagen. Hier sind es vor allem die Berliner Ereignisse der ersten Maitage, die uns zu denken geben. Wir tun gut, sie sehr ernst zu nehmen. Dass es plötzlich zu solchen Strassenschlachten kommen kann, in denen es Dutzende von Toten und Hunderte von schwer Verletzten gibt, ist ein Symptom der heutigen Lage.

Wehe, wenn sich in dem Schoss der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft.

Dass die Polizei (übrigens mit äusserster Brutalität auch gegen ganz Unbeteiligte) Sieger geblieben ist, beweist nichts gegen den Ernst solcher Dinge. Dass sie möglich sind, ist das Erschreckende. Und ganz bedenklich ist, dass es wieder ein Sozialdemokrat sein muss, der dieses Blutvergiessen leitet. Damit wird immer wieder für die Kommunisten Propaganda gemacht. Sie haben in der letzten Zeit an verschiedenen Orten bei den Wahlen Fortschritte gemacht, bei uns in der Schweiz (in Basel und Zürich) doch wohl sicher infolge der bundesrätlichen Förderung. Im übrigen kann man die kommunistische Taktik, die kaltblütig mit Arbeiterleichen spekuliert (wie gewisse Mili-

[1]) Die Unterstreichung stammt von der Redaktion. — Interessant ist, dass der kirchliche Pressebericht, der die andern Resolutionen wiedergibt, gerade diese, die für unsere Verhältnisse wichtigsten von allen, verschweigt.

tär mit Soldatenleben) überhaupt nicht gewissenlos und diabolisch genug denken. Davon bald einmal der Beweis![1])

Eine Kundgebung wie der Internationale Kongress gegen den Faschismus, der unter der Leitung von Henri Barbusse am 9. und 10. März in Berlin stattfand, hat von vornherein keine Autorität. Wer selbst Gewalt und Terror predigt und übt, nimmt sich seltsam aus, wenn er das andern zum Vorwurf macht. Was soll überhaupt gegen den Faschismus mit einer solchen Demonstration ausgerichtet werden? Zu dessen Ueberwindung bedarf es anderer Mittel als heftiger Worte. Er wird nur mit dem Kommunismus selbst (so wie dieser heute ist) überwunden, wie er mit ihm entstanden ist; er wird überwunden durch einen richtigen Sozialismus.

In der Schweiz war bedeutsam ein Vortrag, den Nationalrat Graber, Sekretär der sozialdemokratischen Partei der Schweiz, auf Veranlassung der Zürcherischen Vereinigung für den Völkerbund im Volkshaus in Zürich hielt, und der in ein deutliches Bekenntnis zum Völkerbund auslief, ähnlich wie das schon vor einiger Zeit bei einem Vortrag über das gleiche Thema der Fall war, den Nationalrat Huber auf Veranlassung des sozialistischen Studentenvereins hielt. Beide Vorträge sind ein Zeichen der Entwicklung, die seit 1920 im Schosse der Partei vor sich gegangen ist. Was man speziell beim Vortrag Graber noch gewünscht hätte, wäre ein Bekenntnis gewesen, dass man sich damals geirrt habe. Das ist vielleicht zu viel verlangt, es wird aber ohne ein solche Bekenntnis schwer halten, für die sozialdemokratische Kritik am Völkerbund jenes Recht zurückzuerobern, das man damals in Leidenschaft und Kurzsichtigkeit verscherzt hat.

In Zürich hat ein Schwurgericht einen Streikbrecher, der, von Streikenden stark bedrängt, einen Unbeteiligten erschoss, freigesprochen dadurch, dass die Mehrheit für ein Verdikt überhaupt nicht zustande kam. Es ist sehr zu hoffen, dass dieses Urteil durch ein neues Schwurgericht korrigiert werde. Denn der Betreffende, ein Kriegsteilnehmer, dem scheints die Hand rasch zur Waffe fährt, ist trotz vorhandener Milderungsgründe offenkundig schuldig und strafbar und seine Straflosigkeit würde schlimme Folgen haben. Unsere „Bürgerlichen“ sollten doch nachgerade so weit sein, dass sie nicht jeden Streikbrecher für einen Helden und Märtyrer halten.

4. Schweizerisches.

Die Schweiz hat wieder Wahlen und Abstimmungen von einiger Bedeutung gehabt.

Die Wahlen freilich bedeuten an sich nicht viel. Sie ändern an unsern Zuständen nichts. Betrübend ist im Verhältnis zu dieser Bedeutungslosigkeit die Wichtigkeit, die das Schweizervolk immer wieder solchen Wahlen zuschreibt. Denn diese Wichtigkeit ist rein „persönlicher“ Art im übelsten Sinne des Wortes. Und das Allerbetrübendste ist, dass bei solchen Anlässen Leute, die jedermann als Menschen ohne Charakter kennt, nicht nur wieder gewählt werden, sondern öfters mehr Stimmen bekommen als die andern, einfach, weil sie niemanden Anstoss geben, ausser den paar Leuten, die selbst Charakter haben, während ein aufrechter Mann, soweit es solche bei uns in Behörden noch gibt, am ehesten noch Gefahr läuft, weggewählt zu werden.

Tut sich schon darin eine Rückenmarkslähmung der Demokratie kund, so vollends in gewissen Abstimmungen. Der Spielbank-Abstimmung ist nun die Schnaps-Abstimmung gefolgt und diese hat das Bild von jener vervollständigt. Es handelte sich also darum, den Gemeinden und Kantonen das Recht zu geben, auf ihrem Gebiete die Herstellung und den Ausschank von Schnaps zu verbieten. Wohlverstanden nur das Recht, also

[1]) Das Verbot der kommunistischen Militärorganisation „Rotfront“ (= „roter Frontkämpferbund“) wird, wenn nicht eine der entsprechenden Rechtsorganisation folgt, nur Petroleum ins Feuer bedeuten.

etwas, was sich in einer wirklichen Demokratie von selbst verstehen sollte, also eine äusserst bescheidene Sache, die in keinem Verhältnis steht zu der Tatsache der steigenden Flut der Schnapsgefahr. Aber auch dieses selbstverständliche demokratische Recht, diese allerbescheidenste Abwehrmassregel gegen ein schweres Uebel hat das Schweizervolk mit rund 460,000 gegen rund 225,000 Stimmen abgewiesen. Es hat die Spielbanken angenommen und den Kampf gegen den Alkohol abgelehnt. Mammon und Alkohol sind die Götter, denen es dient. In beiden Fällen sind ihm seine obersten Behörden, vor allem der Bundesrat, der verfassungswidrig die Initiative volle acht Jahre verschleppt hatte, auf dem Weg des Verderbens vorangegangen. Im zweiten Fall angeblich, damit nicht eine kommende Alkoholgesetzgebung gefährdet werde — inwiefern, ist wohl weder ihm noch andern klar geworden, klar ist bloss, dass es unter solchen Umständen eine Alkoholgesetzgebung, die mehr als ein blosser Schein wäre, nicht geben wird. Klar ist ferner, dass beim Bestehen des Frauenstimmrechts die Abstimmung anders ausgefallen wäre, und ebenso klar, dass alle die Mächte, die sich besonders um Bacchus und Venus scharen, sich mit wildester Leidenschaft gegen diesen Einfluss der Frauen wehren werden. Dass die sozialistische Arbeiterschaft wie in der Spielbanksache zum guten Teil versagte (wie die Abstimmung in gewissen Bezirken beweist), und die katholische Schweiz sich für den Schnaps so wuchtig einsetzte wie für die Spielbanken, ist besonders betrübend.[1]

Die Demagogie hat freilich wieder mit ihrem ganzen Lügenapparat gespielt. Vor allem musste die Prohibition als Schreckgespenst dienen, als ob diese das Schlimmste wäre, was der Schweiz passieren könnte, schlimmer noch als der Sozialismus oder Antimilitarismus. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie derart die Prohibition von Amerika her ihren Schatten auf die Völker wirft. Man ist versucht zu sagen: „Möchte dieser Amerikanismus rasch Wirklichkeit werden!" Ich muss gestehen: Dieser Abstimmungskampf hat mich nicht zur Abstinenz (ich bin seit dreieinhalb Jahrzehnten Abstinent), wohl aber beinahe, vielleicht sogar ganz, zur Prohibition bekehrt. Wenn die Freiheit des Schnapstrinkens die einzige geworden ist, für welche der Schweizer sich noch leidenschaftlich ereifert, dann ist es Zeit, sie ihm zu nehmen — falls wir es können!

Unsere schweizerische Demokratie ist moralisch bankrott. Denn sie ist nicht mehr imstande, irgend eine Tat wahrer Freiheit, wahren Fortschrittes zu tun, irgend etwas zu leisten, wofür sittliche Kräfte nötig sind. Sie dient den Götzen, nicht Gott; dann aber ist Demokratie eine Farce. Selbstverständlich hülfe uns aber auch kein antidemokratisches System. Denn es könnte uns nicht geben, was uns fehlt: die sittliche Kraft, die Gottesfurcht und das Gottvertrauen. Uns hilft nur die Arbeit an einer Umkehr von innen her, nur eine Bekehrung. Sie allein hilft auch gegen unsere Alkoholversumpfung. Auf dem direkten politischen Wege ist nichts mehr zu erreichen. Was uns noch an Ernst und Gesundheit geblieben ist, muss, in klarer Erkenntnis der Sachlage, dran gehen, vom Geiste her unser Volksleben im besten Sinne des Wortes aufzuwühlen und die Quellen seiner Kraft zu erneuern. Dann kann es eines Tages wieder etwas tun, kann auch die Demokratie wieder eine erfreuliche Wirklichkeit werden. Vorläufig sind wir ein gesunkenes, ein von Wirten und Politikastern beherrschtes, allen Götzen versklavtes Volk, eines der, trotz aller „Volksrechte", unfreiesten Völker. Bei diesem Wissen muss unser Aufstieg anfangen.

---

[1]) Mit der Bemerkung, dass auch die sozialistische Arbeiterschaft teilweise versagt habe, soll nicht die Tatsache verdunkelt werden, dass die sozialdemokratische doch die einzige grössere Partei war, welche die Annahme der Initiative beschlossen hatte, und dass aus ihren Reihen das Gros der Jasager hervorging.

Der Mann, der zuerst bei uns für das Gemeindebestimmungsrecht eingetreten ist, und zwar ein umfassendes, Professor Karl Hilty, einer der besten Männer, die unserem Volke gegeben wurden, hat in seinem politischen Testament, das an seinem Todestage erschien, erklärt: „Die schweizerische Eidgenossenschaft als Ganzes muss ein heroisches Staatswesen sein und bleiben, wie sie es in ihren besten Zeiten gewesen ist.“ Er hat recht. Dann allein wird sie leben. Gegenwärtig ist sie das Gegenteil.[1])

5. Kulturelles.

Im Autowesen aber wird der Schweizer schon an die Spitze kommen. Das ist neben Schnaps und Spielbanken ein Fortschritt, der ihm passt. Und welcher Fortschritt könnte rascher sein? Die Art dieses Fortschrittes wird durch die täglichen Todesopfer, die er fordert, illustriert. Diesmal einige amerikanische Zahlen, die mutatis mutandis auch für uns gelten: ein einziges Weekend (die Zeit vom Samstag bis Montag) hat in 22 von den 48 amerikanischen Bundesstaaten 78 Todesopfer des Autos gefordert (neben der entsprechenden Zahl von Verletzten), die ersten drei Monate des Jahres 4500, das bedeutet: durchschnittlich 55 Todesopfer täglich im Januar, 40 im Februar, 50 im März. Neuerdings sind die Todesopfer an einem Tag auf 80 gestiegen. Und so wird es weiter gehen. Der amerikanische Handelssekretär Lammont erklärt, dass jährlich 95.000 Unfälle mit tödlichem Ausgang nur auf das Konto sinnloser Eile kommen. Die 10 Millionen, die ausserdem bei Unfällen verletzt werden, verdanken dies grösstenteils dem gleichen Dämon.

Das Schicksal des „Zeppelin“ Dr. Eckeners zeigt wieder die technische Besessenheit der Welt, wie die Grenzen der Technik, aber auch eine unerwartete Kundgebung der Völkerversöhnung, die man freilich auch nicht überschätzen darf.

Im Auto-Amerika ist auch der mechanische Mensch fertig, d. h. ein aus Eisen konstruierter Mensch — man hat ihn Eric Robot getauft — der ganz wie ein Mensch aussieht, die Glieder bewegt, Geschäfte verrichtet, Aufträge ausführt — ein Sinnbild dessen, was kommt. Aus dem gleichen Amerika wird berichtet, dass ein Scharfrichter, nachdem er ungefähr vierhundertvierzig Gefangene hingerichtet, sich selbst das Leben genommen habe. Möchte auch das ein Sinnbild sein, ein besseres!

Und das gleiche gilt von einem Bericht aus Südafrika: Zum ersten Mal wurde dort ein Weisser, der einen Schwarzen zu Tode gepeitscht hatte, von einem weissen Richter selbst zur Auspeitschung verurteilt, damit er und seinesgleichen anfingen zu empfinden, was das bedeute. Dieser Richter verdient hundertmal mehr Ehre als irgend ein neuer Rekord-Flieger oder auch irgend ein neuer technischer Erfinder. Leider weiss ich selbst seinen Namen nicht. Er ist jedenfalls „im Himmel angeschrieben“. — Fügen wir noch dankbar hinzu, dass der Strafrechts-Ausschuss des deutschen Reichstages die Todesstrafe mit 14 gegen 14 Stimmen abgelehnt hat.

Veni, creator spiritus!

Woche vor Pfingsten. L. R.

Personalia. Vom Tode des Marschalls Foch ist anderwärts geredet. Es sind ungefähr zu gleicher Zeit auch zwei grosse Friedenskämpfer heimgegangen, beide in einem Alter, das noch vieles von ihnen erwarten liess: Kennedy Studdert, anglikanischer Pfarrer, während des Krieges ein berühmter und beliebter „Feldprediger“, Willy Woodbine (Willy Geisblatt) genannt, weil er den Soldaten bis in die Schützengräben Zigaretten („Geis-

[1]) Welch eine Beschämung, dass nun das Mexiko, auf das der Durchschnittsschweizer als auf ein halbwildes Volk tief hinunterschaut, mit einem Verbot des Branntweins vorangehen will. Die Ersten werden Letzte sein und die Letzten Erste!

blätter") brachte, gelegentlich gerufen, um durch seine Beredsamkeit den Geist der Soldaten zu beleben, dann abgesagter Gegner des Krieges, leidenschaftlicher Sprecher gegen ihn auf der Copec (der bekannten Birminghamer sozialen Konferenz), trotz verlockender Berufungen Vorstadtgeistlicher in Birmingham (inmitten seiner einstigen Kriegskameraden) erst im Anfang der Vierziger stehend — und Bischof Brent von der anglikanischen Kirche in Amerika, in Stockholm kühner Sprecher gegen Krieg und Kapitalismus, infolge seiner auf den Philippinen gemachten Erfahrungen leidenschaftlicher Bekämpfer des Opiumschmuggels, der mit Lady Littleton zusammen auch den Schweizern die Wahrheit sagte, Präsident der Kirchenkonferenz in Lausanne — nun bei uns gepriesen von solchen, die sich wohl hüten würden, in seine Nähe zu kommen, wenn er in der Schweiz jene erstgenannten Dinge bekämpfte und vom Stadtrat von Lausanne, für dessen Mehrheit wohl Sozialisten und Antimilitaristen Söhne des Teufels sind, mit dem Angebot von Grab und Grabmal an seine Angehörigen geehrt. In Berlin ist, auch noch in jüngeren Jahren stehend, der bekannte katholische Priester Dr. Karl Sonnenschein gestorben, der sein Amt im Geist und Stil neuer Zeiten zu führen versuchte und auch den sozialen Problemen offen stand.

Ein Mensch von ganz anderer Art war der plötzlich, im Alter von 52 Jahren, verstorbene Dr. Max Tobler in Zürich. Doch wird man ihm bezeugen müssen, dass er auf seine Art ein „Idealist" war wie sie, freilich nur im praktischen Sinne, denn der Naturalismus und Nihilismus seiner Weltanschauung (soweit wir diese kannten) wurde im übrigen sein Verhängnis. Stets dem „linken" Flügel des Sozialismus angehörig, ist er (mit seinem Freund Brupbacher) vom Anarchismus zum Kommunismus übergegangen, sicher ohne ihm in allem zuzustimmen. Ein feinerer, innerlich vornehmer Mensch ist er, so viel ich urteilen kann, geblieben.

Neben diesen Menschen sei noch ein weniger bekannter genannt, der aber zu ihnen passt. Nach langjährigem, sehr hartem Leiden, ist Pfarrer Wilhelm Geyer von uns gegangen. Er war einer von denen, die am festesten und treuesten auf dem Boden jener Hoffnung verharrten, die uns besonders durch Blumhardt vermittelt worden ist, ein schlichter Mann, aber voll Kraft des Charakters und Tiefe des Glaubens. In ihm verliert auch die „religiös-soziale" Sache und die der „Neuen Wege" einen Freund und Träger, der zwar nie im Vordergrund stand, aber im Hintergrund stehend desto treuer zu ihr hielt und sie mit fürbittenden Gedanken auf dem Herzen trug. Wir werden seiner stets mit tiefer Dankbarkeit und Verehrung gedenken. Und ich scheue mich nicht, hier auch Fräulein Martha Muggli zu nennen, die, vor wenigen Jahren in unsern Kreis eingetreten, durch hoffnungsloses Siechtum bald wieder von uns getrennt und in das Krankenhaus gebannt worden ist, uns aber als Mitstreiterin innerlich ganz nahe und aufs tiefste verbunden blieb. Mit einem schlechthin wunderbaren Heldentum des Glaubens und der Liebe hat sie dieses Los getragen, das durch vieles Andere noch erschwert wurde. Welch eine Mitarbeiterin für alles Edle und Tapfere hätten wir an dieser Seele gehabt! Nun ist sie, noch nicht dreissigjährig, von uns genommen, aber wir wissen, dass sie doch mit uns ist!

Erwähnen wir noch den Hingang der Frau Severine (Caroline Guébhardt), einer Frau, die als Journalistin und anderswie für alles Gute und Kühne zuverlässig bei der Vorhut stand, und des Amerikaners Frederik M. Harris, der als Sekretär der Weltvereinigung junger Männer arbeitete und in Genf jung gestorben ist. Er muss nach der „World To Morrow" ein auserwähltes Werkzeug Gottes gewesen sein, besonders in Form persönlichsten Dienstes an den Menschen.

Aarau. Aufbau und Neue Wege. Nächste Zusammenkunft: Sonntag den 26. Mai, nachm. 2 Uhr in der „Helvetia". Thema: Arbeiter und

Intellektuelle. Referent: Herr Pfarrer Ernst Ott, Safenwil. — Wir ersuchen unsere Gesinnungsfreunde, diese Versammlung zahlreich zu besuchen. Thema und Referent sind Gewähr für eine fruchtbare Behandlung des ausserordentlich wichtigen Problems. Der Ausschuss der Gruppe.

Aus der Arbeit

1. Mütterwoche im Bendeli.

Auch dies Jahr wieder veranstaltet die Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung", Zürich, im Bendeli oberhalb Ebnat-Kappel im Toggenburg eine Ferienwoche für Mütter. Sie soll, wie in den vergangenen Jahren, Müttern aus verschiedenen Volkskreisen Erholung und Ausspannung von ihren täglichen Pflichten und zugleich in gemeinsamen Besprechungsstunden Gelegenheit zur Aussprache über einige der besondern Probleme im Leben der Hausfrau und Mutter bieten.

Die Ferienwoche findet vom 2.—8. Juni statt. Die Kosten belaufen sich auf 25.— Fr. für die Woche. Fräulein Kopp, die Leiterin der Frauenschule und des Kinderheims Sonnegg in Ebnat-Kappel, hat sich wieder freundlich bereit erklärt, die Kinder der Ferienmütter aufzunehmen. Das Kostgeld für die Kinder beträgt Fr. 13.—. Es besteht ein Mütterwochenfonds, aus dem Beiträge an die Kosten geleistet werden können. Anmeldungen sind so rasch als möglich zu richten an: Frau L. Wettler, Wonnebergstrasse 69, Zürich 8, oder an Frau C. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4.

2. Casoja, Valbella ob Chur.

Sommerprogramm 1929.

Neben den Mädchen, die den fünfmonatlichen Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage besuchen, werden auch dieses Jahr Feriengäste aufgenommen. Von Mitte Juli bis Mitte August werden Referenten je für 8 Tage nach Casoja kommen. Das Programm für den Sommer lautet wie folgt:

1.—14. Juli, G. Ruegg: „Gegenwartsfragen",
14.—21. Juli, Frau Prof. Ragaz: „Die Beziehungen von Mann und Frau im persönlichen und im öffentlichen Leben".
21.—28. Juli, Herr Prof. Ragaz: „Die Bibel".
28. Juli bis 4. August, Herr Zeltner: „Aus der Sternenwelt".
4.—11. August, Frau Meli: „Aus dem russischen Leben".
11.—18. August, Herr Früh: „Friedensfrage".

Die Ferienmädchen nehmen an der Vormittagsstunde teil, auf Wunsch können sie auch den Arbeitsgruppen der Kursmädchen beiwohnen und mitarbeiten. Den übrigen Teil des Tages sind sie frei und können wandern, rudern usw. Es werden ein- und zweitägige Touren gemacht. Die Abende dienen der Geselligkeit.

Der Pensionspreis für die Ferienmädchen beträgt Fr. 5.— bis Fr. 6.— im Sommer, er kann auch ermässigt werden.

Vom 15.—30. September steht Casoja speziell den Fabrikarbeiterinnen offen. Dank einer Schenkung ist es uns möglich, eine Anzahl Arbeiterinnen unentgeltlich aufzunehmen.

Arbeitgeber, Arbeiterinnen, Fürsorger, die Arbeiterinnen kennen, die gerne zu uns kommen möchten, werden gebeten, dieselben anzumelden.

Auskunft und Anmeldung: Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella ob Chur.

3. Wer macht mit?

Derjenige, welcher zur Alkoholfrage Stellung genommen hat und aus der Verantwortung zu seiner Umwelt heraus nicht anders konnte, als fortan abstinent zu leben, empfindet oft sein Abstinentsein als etwas Negatives, ja sogar Unfruchtbares, trotzdem er sich des Wertes seiner Haltung bewusst ist. Aber warum soll Abstinenz nur im Nichttrinken bestehen und nicht auch, und vor allem darin, Möglichkeiten aufzugreifen und zu benutzen, die positiv wirken können, sodass unter den Massen anstatt dem Wollen zum Nichtmehrtrinkenmüssen, das Wollen zum Nichtmehrtrinkenmögen ersteht, da wirkliche Inhalte ihren Lebenshunger nun stillen, anders als früher, da Scheininhalte zum Trinken verlockten? Dieses Wollen zum Nichtmehrtrinkenmögen zu stärken, ist gewiss positive Abstinenzarbeit zu nennen. Es ist anzubahnen gewiss auch auf dem Wege der Beeinflussung durch die Presse, den modernen „Prediger". Ihr soll die Möglichkeit geboten werden, ihren Lesern Augen und Herz zu öffnen für die seelischen, leiblichen und wirtschaftlichen Schädigungen durch den Alkohol, Wege aufzuzeigen, seine Macht zu ersetzen und hinzuweisen auf Anstrengungen da und dort, die jetzt und weiterhin gemacht werden, um unserm Volke das kleine, aber deshalb nicht wertlose, sondern recht wichtige Schlüsselchen der Nüchternheit in die Hand zu geben, mit welchem aufgeschlossen werden die Truhen voll ungeahnten Reichtums, welcher seiner wartet, an Kräften und Dingen, die Seele, Leib und Dasein der Menschen lebendig machen, stärken und mit Gerechtem, Wahrem und Gutem sättigen. Wer macht da mit? Wer's versuchen will, melde sich an beim Unterzeichneten. Der Angemeldete liefert nach seinem Belieben und nach Uebereinkunft je aus seinem Erfahrungs-, Berufs- oder Liebhabergebiet grössere und kleinere Aufsätze, Bilder, kurze Nachrichten über die Alkoholfrage in wirtschaftlicher, rechtlicher und gesellschaftlicher Hinsicht. Er weist hin auf Möglichkeiten, die Alkoholsitte und -geselligkeit durch betäubungsfreie zu ersetzen, reine Freuden und gesunde Verhältnisse zu schaffen, vorliegende zu stärken, auszubauen oder zu benützen. Willi Kobe, Lohn (Schaffh.)

Von Büchern

Zwei Schriften über den Sinn der Wissenschaft.

Wir tauchen aus dem Zeitalter auf, in welchem die „Wissenschaft", und zwar speziell die Naturwissenschaft, zu einer Art Religion geworden war. Heute freilich ist man wohl, wie es so zu gehen pflegt, da und dort geneigt, auf jene Herrschaft des Szientismus mit einer Geringschätzung aller Wissenschaft zu antworten, wobei doch auf bestimmte Linien — man denke nur an die Rationalisierung des Lebens — diese Vormacht der „wissenschaftlichen" Weltauffassung noch weiter geht. Diese Lage macht eine Aufklärung über das, was Wissenschaft ist und nicht ist, was Wissenschaft kann und nicht kann, zu einer der dringlichsten Aufgaben. Es ist speziell die Philosophie, die hier immer noch eine grosse Arbeit zu tun hat. Diese Arbeit, möchte man meinen, liege in erster Linie den Leuten vom Fach ob und es soll nicht geleugnet werden, dass es eine ihrer Pflichten ist. Aber wenn ein Nichtfachmann sich daran macht, dann ist das ein Zeichen, dass die Besinnung auf die geistigen Grundlagen des Lebens im Zunehmen begriffen ist. Als ein solches erfreuliches Zeichen der Zeit darf man die zwei Schriften von Alexander v. Muralt begrüssen, deren Titel lautet: „Zur gegenwärtigen Krisis der Wissenschaft. Gedanken eines Arztes" und „Ueber Aufgabe und Grenze der Wissenschaft".[1])

---

[1]) Beide im Verlag Orell Füssli erschienen. Die zweite Schrift war ursprünglich ein bei „Arbeit und Bildung" gehaltener Vortrag.

Dass es ein Arzt ist, der sie geschrieben hat, darf uns an ihnen vielleicht noch besonders freuen. Denn gerade die Medizin ist lange genug unter einer falschen Herrschaft der Wissenschaft gestanden; man könnte auch sagen, sie sei unter der Herrschaft einer falschen Wissenschaft gestanden, einer Wissenschaft, die eigentlich Weltanschauung, ja „Religion" war, und zwar eine naturalistische, mechanistische, materialistische Form von Weltanschauung oder „Religion". Man denke nur etwa an die Rolle, die bei uns lange genug das Burghölzli gespielt hat, für das jeder, der sich auf Gott oder sein Gewissen berief, fast ohne weiteres ein „Schizophrene" war. Es ist, nebenbei gesagt, ein besonderes Verdienst v. Muralts, dass er dieser Burghölzli-Philosophie energisch den Prozess macht.

Im übrigen ist zu sagen, dass die beiden Schriften von einer sehr soliden philosophischen Orientiertheit und ernsthaftem eigenen Denken über diese Dinge zeugen. Dass Bergson des Verfassers Meister ist, daneben aber besonders auch Kant berücksichtigt wird, betrachte ich als Vorzug. Wenn man — selbstverständlich — da und dort ein Fragezeichen macht (auch beim Schreibenden ist das in einigen Einzelheiten der Fall), so darf uns nicht hindern, für diese zwei Schriften von Herzen dankbar zu sein. Sie tragen Licht über diese Dinge in Kreise hinein, die sonst dafür nicht leicht erreichbar wären, und regen gewiss Viele zum Nachdenken darüber an. Da die Darstellung bei aller sachlichen Gediegenheit doch sehr klar und leicht lesbar ist, wird jener Zweck um so eher erreicht werden. Und das ist, noch einmal sei's gesagt, dringend zu wünschen.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Aufsatz über „Katholizismus und Sozialismus" ist sehr viel länger geworden, als geplant war. Es gibt vielleicht Lehrer, die daran Anstoss nehmen. Ich bitte um Entschuldigung! Die Sache hat sich gegen meinen Willen so gemacht und kann hinterher nicht gut geändert werden. Es handelt sich aber auch wirklich um eine Sache von allergrösster Bedeutung, die wohl ein ganzes Sonderheft verdient hätte. Da ein solches nicht zu machen war, so wird der Stoff nun auf mehrere Hefte verteilt. Immerhin wird er mit dem nächsten abgeschlossen werden. Diese ganze ausführliche Darstellung hat aber auch einen Wert, der über das besondere Thema hinausgreift. Er bedeutet ein Repetitorium des ganzen religiös-sozialen Problems und eignet sich trefflich dazu, in diesem Sinne von kleineren Kreisen durchgearbeitet zu werden. Ich hoffe also auf Verzeihung, umsomehr, als eine grosse Arbeit in dieser Auswahl steckt

Dass wir nun mit den Aufsätzen von Alfred Bietenholz und Dr. Guérin auch wieder einen grösseren Beitrag zum sexuellen Problem bringen dürfen, freut mich besonders. Denn schon lange drückt es mich, dass wir diesen furchtbaren Gegenstand in den Neuen Wegen nicht mehr Arbeit widmen konnten. Man wird den Sinn des Beitrages von Dr. Guérin gewiss verstehen, vielleicht gerade auch im Zusammenhang mit der Alkoholfrage. In Bezug auf den Beitrag von Freund Bietenholz wird es die Leser interessieren, dass er in seinen Gefängnistagen geschrieben worden ist. Zu etwas sind also auch Militärgerichte gut!

Der Beitrag „Falsche Selbständigkeit" ist schon lange gesetzt, hat aber immer wieder zurückgestellt werden müssen.

Tolstois Rede sollte schon im letzten Heft erscheinen, musste aber zurückgestellt werden.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Ragaz über Landauer ist auf Seite 173 die Bemerkung über Spitteler, als von Landauer stammend, in Anführungszeichen zu setzen, und Seite 182, Zeile 25 von oben, muss es heissen „lesen" statt „leben".

Lärm und Stille.

Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin.
Psalm 46, 11.

Wir sind nun vollends in ein Zeitalter des Lärmes eingetreten. Wenn einst die Stille die Menschen umflutete, umfasste wie ein unendliches Meer und jeder Lärm nur eine mehr oder weniger lange Unterbrechung der Stille war, so ist heute umgekehrt die Stille nur eine gelegentliche und kurze Unterbrechung des Lärms. So wenigstens für diejenigen Menschen, die der heutigen Zivilisation der Stadt, des Verkehrs und der Maschine ausgesetzt sind. Es rasselt das Tram, es brüllt das Auto, es knattert das Motorvelo, es gibt keine einsame Stille des Feldes, des Waldes, der Berge, wohin dieses Toben einer den Dämonen verfallenen Welt nicht dränge; es ist unentrinnbar. Auch von der „Weihe der Nacht“ könnte heute kein Gottfried Keller mehr sagen, und die Stille des Himmels über uns, die früher für jedes irdische Geräusch unerreichbar, ein ewiges Reservoir des Schweigens war, ist durch den Flieger vertrieben. Dieser Lärm der Zeit ist aber nicht bloss äusserlich, er ist auch in das Geistige eingedrungen. Er ist — was einen Uebergang bildet — in einigen Formen zum Teil schon als physischer unhörbar und dann erst recht schlimm. Wir wissen, dass das Radio und der Telegraph ohne Draht die Unruhe und Qual der ganzen Welt in Schallwellen über uns, neben uns durch den Aether senden und hören es mit dem geistigen Ohre wohl. Dann aber nimmt der Lärm mehr psychische Form an. Er steigt aus den Zeitungen auf, das Lärmmachen wird immer mehr ihre eigentliche Kunst. Lärm ist das Element, in dem das Kino lebt. Welche Stille atmet ein rechtes Buch, ein rechtes Bild! Aber wer hält in unseren Tagen noch über einem Buche aus? Wer kann sich stundenlang in ein Bild vertiefen? Zum Lärm gehört ja, innerlich wie äusserlich, die Hast, die Hetze, der Trubel, der Mangel an Zeit. Die Bücher, die heute noch gelesen, die Bilder, die heute noch angeschaut werden wollen, müssen selbst Lärm machen. Es muss heute Reklame gemacht werden, für einen neuen Gedanken nicht weniger als für einen neuen Handelsartikel; Reklame aber ist schon nach dem Wortsinn Schreien, Anschreien. So sind wir denn auf Schritt und Tritt angeschrieen. Nicht angeredet werden wir, wir werden angeschrieen; nicht reden können wir, geschweige denn lauschen; wir müssen selber auch schreien, wenn wir gehört werden wollen.

Dass eine solche Kultur des Lärmes das Ende der Kultur bedeutet, das ist wohl allen denen klar, die nicht, als umgekehrte Romantiker, gerade in diesem Lärmen und Schreien tiefsinnig eine neue

wunderbare Kultur anbrechen sehen. Das Lärmen und Schreien ist ja ein typisches Merkmal des barbarischen, geistlosen Menschen. Er muss lärmen und schreien, um sich als etwas zu fühlen und andern zu zeigen, dass er da ist. Wo aber der Geist auftritt, da schafft er sofort Stille. Tiefes Nachdenken bedarf der Stille, tiefe Aufmerksamkeit, tiefe Ergriffenheit wird sofort zu tiefer Stille. Wenn es von der Ausgiessung des Heiligen Geistes am ersten Pfingsttage heisst, dass dieser gekommen sei wie das Brausen eines starken Windes vom Himmel her, so war das jedenfalls kein irdisches Brausen, sondern eher das Gegenteil davon, ein Aufhören alles irdischen Lärms vor der Stille Gottes, wie auch die Trunkenheit des Geistes ein Aufhören des Rausches der Welt war. Unsere Welt ist so lärmend und schreiend geworden, weil sie so geistverlassen ist. Und umgekehrt: so lange wir aus diesem Lärmen und Schreien nicht herauskommen, werden wir auch immer weiter vom Geiste im tieferen Sinne abkommen. Nur aus der Stille steigt der Geist herauf. Nur die Stille bringt die Vertiefung, die Sammlung, das Schauen. Nur in ihr erkennen wir das tiefe Wesen der Dinge, nur von ihr empfangen wir die Inspiration, nur aus ihr wird die wahrhaftige Tat geboren. In der Betäubung des Lärms können wir wohl Erfolg, Geld, Ruhm schaffen, aber wir können weder zu uns selbst kommen, noch die Wahrheit schauen, noch den Punkt treffen, an dem allein ein schöpferisches Tun einzusetzen vermag. Alles Leben wird in heiliger Stille bereitet: aus ihr kommt die Quelle, aus ihr das Kind, aus ihr die Pflanze. Darum ist auch die Nacht, die heilige, die Mutter aller Dinge. Unsere Welt aber wird in ihrem Lärm immer unfruchtbarer werden. Es wird zuletzt sogar ihre Technik zerfallen. Sie wird zuletzt — nicht einmal mehr lärmen und schreien können! Wenn wieder Geist, Leben, Fruchtbarkeit unter uns werden soll, so müssen wir, innerlich wie äusserlich, aus dem Lärm in die Stille. „Der Tau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist. Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt. — Um die Erfinder von neuen Werken dreht sich die Welt — unsichtbar dreht sie sich.“

Vor allem aber ist klar das Verhältnis von G o t t und Stille. Zwischen Gott und Lärm besteht der Gegensatz des Unendlichen zum Endlichen. Der Lärm ist der Schrei der Endlichkeit, die Stille die Stimme der Unendlichkeit. Es ist eine Grundempfindung aller Religion, dass das Heilige Stille gebietet. Es ist auch das Grundgefühl des natürlichen Menschen überhaupt: wo ihm etwas Heiliges entgegentritt, da wird er stille — es sei denn, dass er g o t t l o s geworden wäre. Darum ist wohl das Lärmen und Schreien der heutigen Welt ein Zeichen ihrer Gottesferne. Sie b e t ä u b t sich darin. Sie will durch Lärmen und Schreien sozusagen die ver-

lorene wahrhaftige Stimme der Ewigkeit ersetzen, ohne die sie doch im Grunde nicht leben kann, wie sie durch ihre technischen Wunder das verlorene wahrhaftige Wunder Gottes und durch ihre Babeltürme den verlorenen wahrhaftigen Himmel ersetzen will. Die Gottlosigkeit dieses Lärmens und Schreiens tritt in einzelnen Formen besonders hervor. Nur eine Gottlosigkeit, die zur Ruchlosigkeit geworden ist, kann die Heiligkeit der Nacht und die der Natur auf solche Weise schänden, wie es heute durch die Menschenklasse geschieht, die die besondere Trägerin dieses Wesens ist. Aber ein feinerer Sinn empfindet das Reklamewesen, das ein Element der heutigen Wirtschaftsordnung bildet, wie das Schreien der Zeitung, des Kinos, der falschen Kunst und Literatur, nicht weniger als Zeichen der Gottesferne. Und wenn heute die Fähigkeit, in der Stille zu schaffen, mit langer Geduld, ohne den Stachel raschen Erfolges, so sehr fehlt, ist das nicht die Folge davon, dass es an Ewigkeit fehlt, dass es am Glauben an den fehlt, der nur dem Wahren und Echten ein wahres und echtes Gedeihen gibt? Nur wer vor Gott stille wird, ist innerlich gezwungen, dem ganz Echten zu dienen, ganz echte Arbeit zu tun, ganz Echtes zu schaffen. Wer Gott ehrt, wird stille.

Wir finden Gott nur in der Stille. „Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin.“ Dieser Ton geht durch die ganze Bibel. In der Stille suchen die Männer Gottes sein Wort. Gott kann und will den Menschen wohl anrufen, aber nicht anschreien; das ist nicht seine Art! In der Stille allein können wir unseren Abstand von ihm, unsern Abfall von ihm recht erkennen. Solange wir im Lärm stehen, können wir uns immer wieder betäuben lassen, können uns über unsere Gottesferne wegtäuschen, wie denn auch jene Selbstbetäubungen der heutigen Welt, zu denen der Lärm gehört, im letzten Grunde eine Flucht vor Gott sind. Nur in der Stille, in der Einsamkeit der Stille und in der Stille der Einsamkeit, kann ein Mensch erfahren, was Schuld heisst. Da fallen alle Entschuldigungen zu Boden, da verstummen alle Ausreden, da schämen sich alle Sophismen. Da wird das Ohr der Seele offen für die furchtbare Stimme des heiligen und lebendigen Gottes. Da ertönt die Stimme des Gerichtes, jenes Gerichtes, das über die Zeit in die Ewigkeit weist. Da kommt es vernichtend über die Seele, dass sie ihre ganze Abgefallenheit, Verlorenheit, Gottesferne erkennt; da kommt sie aber gerade damit zu Gott, sie erkennt, dass er ist, dass sein heiliges Gesetz allein gilt, vernimmt aber auch, wenn sie das Wort des Gerichtes verstanden hat, das Wort der Gnade. Nur in der Stille kann das geschehen. Nur in der Stille auch kann der Mensch erkennen, worauf es für ihn ankommt, kann er das Wesentliche seines Lebens schauen. Nur aus der Stille kann er das tun, was nicht mehr blosses Arbeiten, sondern wahrhaft Tat ist. Nur

in der Stille auch kann er Gottes Hilfe und Trost erfahren. Wenn es um dich und in dir stürmt, wenn alles bricht, wenn von allen Seiten das Dunkel hereinzufluten scheint, dann kommt still und doch gewaltig das Wort zu dir: „Sei stille und erkenne, dass ich Gott bin." Dann jammere nicht, dann suche nicht Trost bei Menschen, sondern ziehe dich in jene Stille zurück, die jenseits und oberhalb alles Sturmes um dich und in dir ist; *schaffe* dir diese Stille durch ein wenig Besinnung, durch ein wenig Schweigen, durch ein wenig Ruhe — und du hörst die Stimme, die dir sagt, dass es dennoch Hilfe gibt, dass, so unglaublich es scheint, dennoch alles recht ist und recht wird, dass dennoch Gott ist. Und er tröstet dich, wie einen seine Mutter tröstet.

Diese Stille vor Gott und in Gott darf allerdings nicht bloss ein Asyl sein, wohin sich die Seele in besonderen Augenblicken flüchtet, um nachher sich wieder dem Lärm auszuliefern, sie muss vielmehr so in das *Innerste* des Menschen einziehen, dass sie gleichsam seinen festen Mittelpunkt bildet, die Axe seines Tuns, das Fundament der Seele. Wir müssen hier ja noch auf etwas ganz Wichtiges den Finger legen. Jener Lärm, von dem wir geredet, kann auch in das Allerinnerste des Menschen eindringen und tut es nur zu gern. Es lärmt und schreit auch in uns selbst. Wie selten sind die Augenblicke, wo es drinn so ruhig ist, dass Gott gehört werden kann! Es poltern die Kobolde der Launen; es singen die Stimmungen und Verstimmungen ihr Lied; es schreien die Leidenschaften; es klagt die Sorge und wimmert die Angst. Wenn man das unheilvolle Wesen vieler Menschen beobachtet und ihm bis zu seiner Quelle nachgeht, so stösst man immer wieder auf die Tatsache, dass es in deren Seele keinen ruhigen Mittelpunkt, keinen Ort der Stille gibt, dass sie mit einer ewigen Ruhelosigkeit sich in einer Sphäre bewegen, die von ihrem Zentrum abliegt, dass sie dieses Zentrum nie erreichen, ja, dass sie ihm, sich selbst unbewusst, ausweichen, als ob sie eine tötliche Angst davor empfänden, sich selbst oder gar Gott zu begegnen. Seltsames Rätsel der Menschenseele! So gehen Zahllose in diesem Wirbel zugrunde, kommen nie zu sich selbst und zu Gott, enden in der Tragödie. Darum aber ist das so entscheidend wichtig, dass ein Mensch diesen ruhigen Mittelpunkt gewinne, der wohl von Stürmen umtobt, von Wogen überspült werden kann, der aber *steht*, diesen Ort, wo das Selbst Gott begegnet und den Bund mit ihm schliesst. *Dort* kommt er ganz zu sich selbst. *Dort* versteht er das, was Gott ihm zu sagen hat und vor allem braucht. *Dort* hört er nicht bloss die Stimmen seines natürlichen Wesens und seien es die edelsten, sei es seine Liebe, seine Begeisterung, sein Mut, sondern die Stimme des *wirklichen* Gottes, des heiligen Herrn unseres Lebens, der uns *erlöst*. *Das* heisst Gott suchen; *so* müssen wir Gott

suchen und so sucht Gott uns. Bis zu diesem Punkte musst du gelangen, wenn du gerettet werden willst. An diesem Punkte wird dir auch Christus begegnen.

Das ist der Sinn des Lärms und der Stille. Darum müssen wir um die Stille *kämpfen*. Das ist eine der grossen Aufgaben der Zeit, die allerdings nur von Wenigen recht erkannt wird. Diese Aufgabe ist zunächst rein äusserlich. Wer es mit Seele und Leib der Menschen wahrhaft gut meint, der trete in den Kampf gegen den Lärm der Strasse, den Lärm im Hause, in den Kampf gegen die Verstörung der Nacht und der Natur. Stille, Einsamkeit in die heutige Welt hineintragen, hineinwirken, hineinleiden, das ist ein Kampf um Gott, die Seele, den Bruder. Man hat Ligen gegen den Lärm gegründet, die freilich wenig ausgerichtet haben. Eine solche Liga müssten ohne Verein und Statuten von selbst alle die Menschen bilden, die nicht in dieser verlärmten und entseelten Welt sich selbst und andere untergehen lassen wollen. Aber diese Liga des Menschentums müsste freilich noch tiefer in das Reich des Lärms eindringen. Sie müsste ihre Mitglieder mit einem Geist der Verachtung alles Scheins, aller Reklame, aller Hast und Hetze, aller Götzen des Marktes erfüllen, müsste wieder Freude wirken am stillen Arbeiten aus der Sache heraus, aus dem Willen zur Wahrheit, aus der Liebe, aus dem Dienste Gottes und des Menschen, müsste damit eine Atmosphäre schaffen, die nach und nach heilend, erquickend, neuschaffend in der Welt vordränge.

In dieser Stille fänden wir wieder Gott. Aber mit ihm auch *den Menschen*. Ja, auch den Menschen! Denn auch ihn verlieren wir im Lärm, wie wir ja immer auch den Menschen verlieren, wenn wir Gott verlieren. Auch in den Beziehungen von Mensch zu Mensch ist etwas Stilles, Zartes, etwas Heiliges, was in der Betäubung des Lärms nicht bemerkt und verstanden werden kann. Auch das Heilige im Menschen gebietet Stille. Darum ist der Lärm, womit gewisse Menschen die Strasse, die Nacht, die Natur erfüllen, nicht nur gottlos sondern auch unmenschlich, eine Schändung auch des Menschen; darum bedeutet die heutige Reklame eine tiefe Missachtung des Menschen. Der Mensch wird von uns als Mensch anerkannt, nur wenn wir ihn anreden, nicht wenn wir ihn anschreien. Dass in einer Zeit des Lärmens und Schreiens alle Demagogie obenauf kommt, entspricht dieser Grunderkenntnis. Demokratie ist Reden, Demagogie ist Schreien. Und weil nur in der Stille die Wahrheit recht gehört werden kann, die Wahrheit ihr Wort zu der einzelnen Seele sprechen kann, weil nur in der Stille der Leidenschaft des Geistes erwacht und die Flamme der Inspiration aufbricht, nur aus der Stille die Tat geboren wird, darum werden wir Menschen miteinander erst dann wieder Taten tun können, Taten für Gott und Mensch, wenn wieder das Element

der Stille uns umfasst und umflutet, wenn wir wieder die Stimme der Stille hören. Darum werden wir erst dann wieder als Menschen miteinander leben können, auch im Wirtschaftswesen, in allem Handel und Wandel, können zuletzt vielleicht aus Konkurrenten Helfer und Brüder werden. Und kann auch der Friede sich auf uns herabsenken.

So ist es eine grosse Wahrheit: Nur wenn wir stille werden, kommen wir zu Gott. Aber noch viel grösser ist die andere; sie sei jetzt nur noch ausgesprochen und stehe dann in ihrer Grösse vor uns: Nur wenn Gott kommt, wird es stille.

L. Ragaz.

Wege zum Sozialismus.

Anton, der Arbeiter, Theodor, das Weltkind, Matthias, der Christ und Anna haben sich in einer bescheidenen Sommerfrische getroffen, sich alle im Wechselgespräch als Sozialisten bekannt, ohne doch bei den anderen ohne weiteres als solche anerkannt zu werden. Zum letztenmal sitzen sie zusammen und unterhalten sich über ihr grosses Thema.

Anton (die Zeitung, in der er ungeduldig gelesen, zornig zerdrückend): Reaktion auf der ganzen Linie! Arbeitszeitverlängerung, Lohnabbau überall! Als ob das arme Volk unter den Folgen des Weltkriegs nicht schon genug gelitten hätte! Dass man nicht mehr alle Not der Welt ausschliesslich auf seine Schultern laden kann, dass mehr und mehr auch für die Herren ein artiges Päcklein bleibt, das wird da oben direkt als blutiges Unrecht empfunden. Der Aufstieg des Proletariats: eine gerechtere Verteilung der Güter und Lasten, kurz: die Herrschaft des Sozialismus, das beliebt den Herren nicht. Es gibt ja auch leider noch „Sozialisten", die auf diesem Ohr nicht besonders gut hören.

Matthias (lächelnd): Genosse Anton, damit meinen Sie mich und meinen verpönten „Idealismus!" Und in der Tat: an der Erlangung von Macht und Herrlichkeit durch das Proletariat liegt mir viel weniger, als an dem Verzicht auf dieselben durch die Besitzenden. Denn nicht das ist nach der Lehre unseres Meisters wesentlich, dass es keine Armen, sondern dass es keine Reichen mehr gibt. Den Armen ist ja Seligkeit verheissen!

Theodor: Im Süden, lieber Matthias, im Süden, an den gottgeliebten Mittelmeerufern, aber nicht bei uns in Nord- und Mitteleuropa! Hier möchte ich mich eher zu Shaws paradoxem Wort bekennen, dass Armut das Ur- und Grundlaster unserer Gesellschaft sei, und wenn ich mirs recht überlege, bin ich wohl dadurch zum Sozialismus gekommen, dass mir dieser Zustand der Dinge aufs Höchste missfiel.

A n n a: Wie das?

T h e o d o r: Nun, das ist doch einfach. Wünschen Sie vielleicht, dass ich Ihnen erzähle, wie ich Sozialist geworden bin, Genossin Anna?

A n n a: O ja, ich bitte drum!

T h e o d o r: Nun denn! Ich stamme aus gutbürgerlichem Milieu, besass auch Gaben genug, um mich auf dem meiner harrenden lieblichen Ruhebettlein irgendeiner lukrativen bürgerlichen Lebensstellung mit Anstand zu halten. Auch der Sinn für Genuss und Behagen, für gut Essen und Trinken, Reisen, Bücher und Kunstgenüsse, für geistige Arbeit und wohl verbrachte Mussestunden fehlte mir nicht. Mit alledem hätte ich nun ein Bourgeois pur sang werden können, wenn nicht zutiefst in meiner Seele — vielleicht von glaubensfesten und gewissensstrengen Vorfahren her — ein Keim gelegen hätte, dessen Wachsen Unruhe in mein Leben brachte. „Wie kannst du, der Freund von Ordnung, Gleichmass und Behagen, dich wohlfühlen in einer Welt, die im Grund ein Chaos ist? Deine Sehnsucht sucht Harmonie, und Disharmonie umgibt dich! Du lebst auf einer Insel mitten in einem Meer von Elend und Unrecht! Nehmen wir an, dein Herz kann das ertragen, wie kann dein V e r s t a n d sich dabei beruhigen? Wie kannst du an den Bestand einer Gesellschaftsordnung glauben, die nur kleine Oberschichten wirklich als wohltätige Ordnung umfasst, aber als drückendes Joch liegt auf dem Volk, das in Finsternis wohnt?“ so fragte ich mich …

A n n a (mit tiefem Anteil): Ich verstehe Sie, lieber Freund! Und welche Antwort haben Sie gefunden?

T h e o d o r (kopfschüttelnd): Keine endgültige, völlig befriedigende. Ich bin meinerseits auf der Insel bürgerlicher Kultur und Lebensführung geblieben, habe aber meine Neigung und Aufmerksamkeit immer wach gehalten für das, was draussen vorgeht, und meine Einstellung zu diesen Fragen nie verhehlt. Ich stürzte mich nicht selber in das Meer proletarischen Lebens, aber alles, was darauf ausgeht, diesem Meer wieder einen Fussbreit Boden abzugewinnen, findet in mir einen Freund, jede Bewegung, die darnach trachtet, mit vernünftigen Mitteln aus dem Chaos einen Kosmos zu schaffen, einen Anhänger. Und das nicht aus selbstloser Güte, sondern aus nüchtern-verstandesmässiger Ueberlegung, aus der Erkenntnis, dass wahrer Friede ohne vernünftige und gerechte Ordnung auch des Materiellen unmöglich ist.

M a t t h i a s: Gewiss, auch die gerechte Lösung in der Brotfrage ist in der Gottesreichsverheissung eingeschlossen! Aber das Kommen des Reiches setzt vor allem sittliche und religiöse Vorbedingungen voraus, und darum heisst es für mich: Seelen finden und bereiten dazu. So treibt es mich vor allem hinein ins Meer der Armut. Für mich

heisst Sozialismus: Verzicht auf die Güter des Bürgertums. Und mir scheint, dass im Grunde nur diese Art Sozialismus fruchtbar sei.

Anna: Die wirksamste Art vielleicht, die edelste gewiss, aber die einzig fruchtbare? Ich glaube, Genosse Matthias, Sie sind zu streng. Zum Anhänger des Sozialismus genügt die Berufung eines freien, kräftigen Kopfes und eines wohlwollenden, gerechten Herzens; zu seinem Märtyrer, zum Helden der Armut und Entsagung ist die Erwählung Gottes vonnöten. Und Gott braucht nicht nur Helden und Erwählte, sondern auch Berufene, Ackerland, in das der Held seinen Samen säet.

Anton (lächelnd): In der Tat, auch ich finde, dass Genosse Matthias zuviel verlangt. Wer selber von unten herauf kommt, wie ich, der wird dies Opfer von keinem erwarten oder gar fordern, ders von Kind auf anders gewöhnt war. Ich bin in einer Mietskaserne aufgewachsen, habe jahrelang in den Massenbetrieben der Speisehallen und Blaukreuzwirtschaften meine Mahlzeiten genossen, Kneipe und Nachtasyl sind mir wenigstens von der Wanderschaft her nicht fremd. Ich kenne die Heimatlosigkeit! Ein leises Heimatgefühl ist mir erst geworden, als Vater tot war und ich mit Mutter und den jüngeren Geschwistern ein eigenes, stilles Logis mieten konnte. Ganz daheim bin ich erst, seit ich mit Frau und Kind in meinem kleinen Siedlungshäuschen wohne. In der Heimatlosigkeit — darin sehe ich das tiefste Leid, die schwerste Last meiner Klasse. In der Heimatlosigkeit erwächst — mit wenig Ausnahmen, die meist dem stillen Heldentum einer sich opfernden Mutter zu danken sind — das Proletarierkind, dem Krippe, Kinderschule und Hort das Elternhaus notdürftig ersetzen müssen. Die Jugendzeit, die dem ohne festen Mittelpunkt Erwachsenen allzufrüh Selbständigkeit und relativ reichliche Mittel gewährt, wird meist verzettelt in Sport und sportsmässig betriebener, unreifer Politisiererei. Kein Wunder: dem starken Geltungstrieb der Jugend winkt hier ja rasche und sichtbare Befriedigung, und was hat der Bursche denn später zu erwarten? Das Dasein eines sorgenvollen Familienvaters im günstigen, das Armenhaus oder die Verlassenheit im Greisenalter im schlimmen Fall.

Theodor (lebhaft zustimmend): Gewiss: aus dieser Ziel- und Aussichtslosigkeit der proletarischen Jugend — zumal der wenig begabten — lässt sich manches erklären, was den gebildeten Sozialisten oft peinlich berührt: so vor allem die Unbescheidenheit und arrogante Rücksichtslosigkeit gewisser Jungburschen. Ich habe bei Ihrer Schilderung der modernen Proletarierjugend an Goethes Worte über die venezianischen Edelknaben denken müssen, die so „eigen, fein und bescheiden" sind, weil jeder weiss, es kann ihm bestimmt sein, Doge zu werden. Und wird er nicht Doge, eines ist ihm gewiss: er gehört zu den Edlen, hat also Anspruch auf soviel

Ehre und Macht, als seinen Gaben entspricht. Jugendliches Geltungsbedürfnis ist nur dann in vernünftigen Schranken und guter Form zu halten, wenn ihm irgendwie ein sittliches Recht, eine kommende Erfüllung zugestanden wird. Bescheidenheit ist nur dem Selbstsichern möglich.

Anna (lebhaft): O wie recht haben Sie, Freund Theodor! Durch tausend Leiden und Demütigungen habe ich diese Wahrheit selber erwerben müssen. Ihr müsst nicht lachen, liebe Genossen, die ruhige, zufriedene alte Jungfer Anna war einst ein furchtbar unliebenswürdiger und unbescheidener Backfisch. Denn seht: dasselbe Minderwertigkeits- — oder besser: Minderbewertungsgefühl —, das den jungen Proletarier reizt, plagt auch das junge, begabte Weib, dem Natur und Schicksal den sexuellen Erfolg, Ehe und Mutterschaft, versagen, und das nun hinaus muss in die grosse Familie der Menschheit, in ihr Geltung und Wirkungskreis zu suchen. Wie muss es nun das stolze und wertvolle Mädchen empfinden, dass es — ein Mensch zweiter Klasse ist! Ihr mögt protestieren — für Eure Personen gewiss mit Recht! — aber für die Gesamtheit könnt Ihr die Tatsache nicht ableugnen, zumal nicht für die Zeit meiner Jugend. Das ist auch der Punkt, in dem sich die Frauenbewegung mit dem Sozialismus begegnet: beide kämpfen für das Recht einer benachteiligten Schicht.

Matthias (ernst): Und beide haben nur einen unbedingten Helfer: Christus und das recht verstandene Christentum. Vor Gott gilt weder Mann noch Weib, weder Herr noch Knecht: alle sind zur Gotteskindschaft berufen. Darin liegt ihr Recht und Adelsbrief, der sie ihrer selbst gewiss und darum auch bescheiden machen soll.

Anton (unwillig): Bitte, lieber Matthias, bleiben Sie mir mit der „Gleichheit vor Gott“ vom Leibe, die von je so schön mit der krassesten Stände- und Mammonsherrschaft der schmachvollsten Ausbeutung des Schwachen zusammen ging und noch geht. Vor Ihrer persönlichen Ehrlichkeit habe ich alle Hochachtung; aber wenn Sie vom Christentum in unserer Welt etwas erwarten, so kennen Sie die Welt nicht!

Matthias (lächelnd): Könnte es nicht auch so sein, dass Sie und Ihre Gesinnungsgenossen das Christentum nicht kennen? Wissen Sie, wieviel es schon in seiner jetzigen unvollkommenen Form getan hat für die Bereitung der Köpfe und Herzen zum Kommen des Reiches? Und wer sagt Ihnen, dass es nicht, wenn erst die Zeit erfüllt ist, hervorbrechen wird in Kraft? Ich selber bin schwach im Glauben: ich kann Gottes und seines Kommens nur dann gewiss sein, wenn ich täglich und stündlich mein Aeusserstes tue, es vorzubereiten — darin hat meine „Askese“, die Euch so sonderbar anmutet, wohl ihren Grund. Denn der Glaube tut mir

not vor allem, und leichter ist er für mich nicht zu haben. Ich muss Gottes gewiss sein, um für die Menschen zu leben, und kann Gottes nur gewiss werden durch Wirken im Dienst der Menschen und einer höheren, sittlicheren Ordnung ihres Lebens. Das ist eben mein Weg zum Sozialismus.

Anna (bewegt): Nein, Freund Matthais, Sie sind nicht schwach; von uns vieren sind Sie wohl der Stärkste, darum lässt Gott Sie auch am schwersten tragen. Er führt Sie den steilen Weg zur Höhe des Glaubens durch das Gewissen. Uns andere leitet er auf sanfteren Pfaden zum Menschendienst und zur Sehnsucht und Teilnahme an einer Neuordnung des Menschenwesens, die letzten Endes doch auch seinem Willen dient und in seine Nähe führt, ob auch weniger hoch empor.

Matthias: Liebe Anna, glauben Sie ja nicht, dass ich es den Jüngern nachtun und über die Rangordnung im Gottesreich disputieren möchte. Im Gegenteil: mir soll jeder willkommen sein, der — auf welchem Weg immer — Gottes Ordnung in der Menschenwelt ersehnt und ihr den Weg bereiten will, dem der Sozialismus ein Höheres bedeutet, als eine andere Besitzverteilung. Und darin fühle ich mich eins mit Euch allen, auch mit Ihnen, Genosse Anton!

Anton (treuherzig): Das dürfen Sie, Genosse Matthias! Denn selbst in meiner bitterarmen Jugend, als ich sozusagen naturnotwendig Sozi war, einfach weil ich die Ungerechtigkeit des Kapitalismus am eigenen Leibe spürte, habe ich nie geglaubt, dass mit dem grossen Umsturz alles getan wäre. Zu gut habe ich gesehen, wieviel Neid und Untüchtigkeit in den eigenen Reihen schaden, um nicht zu wissen, dass die Stärkung von Pflichttreue und Solidaritätsgefühl das erste und wichtigste ist, dass ohne sie eine neue Gesellschaftsordnung weder Sinn noch Bestand hätte. Wenn ich diese Erziehungsarbeit an meiner Klasse nicht für so wichtig hielte, so hätte ich schon längst die Parteiarbeit überhaupt aufgegeben, denn Elemente, wie der Max, den ich dort hinten auftauchen sehe, könnten sie einem verleiden. — — Aber ich habe mich zuviel über die Leute geärgert, die — sobald sie selber aus der Armut heraus sind, — alles Interesse an ihren zurückgebliebenen Kameraden verlieren, um selber ihrem Beispiel folgen zu wollen.

Theodor: So wäre denn, wenn ich richtig verstanden habe, Matthias auf dem steilen Gipfelweg des Gewissens und der Religion, Anton auf der weniger steilen, aber stetig emporführenden Strasse gesunder, natürlicher Solidarität und Treue gegen die Klassengenossen, ich selber auf dem fast beschämend leichten Fussweg eines harmoniesuchenden, Mass und Ordnung liebenden Denkens zur sozialistischen Weltauffassung gelangt. Und Sie, Genossin Anna?

Ich irre wohl kaum, wenn ich annehme, dass Ihr Sozialismus aus der Quelle des Gemütes stammt.

Anna (lachend): Bei einer Frau natürlich das Nächstliegende! Aber deswegen kann Ihre These doch richtig sein. Entstanden ist die sozialistische Einstellung bei mir schon in der Kindheit als Parteinahme für die Armen gegen die Reichen, in der Theorie der Geschichtsstunde wie in der Praxis des Schulhofes. Sie war sehr stark mit Kampfinstinkten durchsetzt, die auch eine scharf frauenrechtlerische, antikirchliche, revolutionäre Note hineinbrachten. Mit zunehmender Reife trat diese Seite mehr und mehr zurück; ich musste nun oft den Vorwurf hören, ich sei „Bourgeoise" geworden. Vorwiegend erhoben ihn gute Freundinnen, die sich in ihrer Seele irgend ein romantisches Bild vom asketischen Revolutionär, einer Gestalt, die halb Christus und halb Luzifer war, gemacht hatten und sich sehr enttäuscht fühlten, dass meine völlig normale Lebensführung und Erscheinung diesem Bilde so wenig entsprach. Ihnen ist eben Sozialismus in erster Linie irgendeine Art „Betrieb", nicht eine Einstellung, die immer eine bestimmte Richtung einhält, aber in Tempo und Formen tausendfach verschieden ist. Ich glaube nun sein Wesen erkannt zu haben; es ist mir immer mehr: der Wille, die Erde zu einer Heimat für alle Menschen umzuschaffen. Und ich fühle: dazu ist vor allem das Weib geeignet und bestimmt. Hier kann seine Mütterlichkeit die Kraft des Mannes ergänzen. So ist mein Sozialismus — aus Kräften eines unreifen Gemütes entstanden — zu einer Sache des gereiften Empfindens geworden. . . Aber ich sehe, Genosse Max, der Parteihäuptling dieser Gegend, hat uns erspäht! Brechen wir unser Gespräch ab!

Max (hervortretend): Freut mich, freut mich, die illustren Genossen in unserem bescheidenen Nest zu sehen! Hoffentlich habe ich bei der heutigen Versammlung, die meine Kandidatur zur nächsten Grossratswahl aufstellen soll, das Vergnügen?

Anton (trocken): Tut mir leid, ich muss meine Arbeit für die Gewerkschaft fertig machen (geht).

Max: Aber Sie, Genosse Theodor, werden kommen und ein paar passende Worte sprechen? Sie wissen: es handelt sich um meine Kandidatur zum Grossen Rat, die Sache ist äusserst wichtig!

Theodor (leis spöttisch): Ich bin leider kaum informiert genug, um die „passenden Worte" für Ihre Wahl zu finden (rasch ab).

Max: Schade! A propos, Genosse Matthias, Sie halten ja heut abend eine Erbauungsstunde; könnten Sie da nicht ein bisschen für mich agitieren?

Matthias: Sie irren sich, Genosse Max, eine Andachtsstunde ist keine Wahlversammlung! (geht).

A n n a (abgehend, freundlich): Ich werde kommen, Genosse Max!

M a x (empört): Das Frauenzimmer fehlte mir gerade noch: das gibt ein paar Witze in unserem „fortschrittlichen“ Lokalblättchen! Da sieht mans wieder einmal, was man in wirklich wichtigen Momenten, bei einer Grossratswahl zum Beispiel, von diesen „Idealpolitikern“ hat! Unsichere Kantonisten, alle miteinander! (geht zornig ab.) E. A m s t e i n.

Von der wahren Sendung des Proletariates.

Schöpferisch sein, heisst notwendig den Parteirahmen überschreiten: Schöpfung bedeutet immer einen Totalaspekt.

Das Erwachen des Proletariats, der Masse, zum Bewusstsein ihrer selbst, zunächst als Proletariat, als Klasse und Partei, ist eine Tat; eigentlich individuell schöpferisch aber wird diese Tat erst dadurch, dass sich das Proletariat als Teil der M e n s c h h e i t, als w e s e n t l i c h e n Teil der Menschheit, als v e r a n t w o r t l i c h e n T r ä g e r des Menschheitsprozesses zu erkennen beginnt und diesen zu gestalten versucht. Ueberwindung der Klasse, klassenlose Kulturgemeinschaft als Ziel, von Marx selbst angedeutet und immer wieder, z. B. von Trotzki, betont, ist daher nicht Ergänzung, sondern unerlässliche, konstituierende Grundlage der proletarischen Position. Stets als berufene Vertreterin der G e s a m t h e i t gelangt eine — zahlenmässig meist geringe — Klasse zur Führung. Ihr relatives Unvermögen, der Gesamtheit dauernd zu dienen, lässt sie von objektiver Herrscherstellung allmählich zur Partei herabsinken, die nur sich selber — zum Verderben — dient. Das seiner wahren Sendung bewusste Proletariat, neun Zehntel der Erdbevölkerung umfassend, ist die Sinnverwirklichung jeder Herrschaft: allseitiger Menschheitsdienst, — obwohl gerade angesichts der Masse, der Quantität, um der Erlösung der Einzelindividuen willen, aus denen sie besteht, die Q u a l i t ä t gewahrt, ja zu schlechthin absolutem Mass, zum M a s s d e s M e n s c h e n gesteigert werden muss. Der Begriff Proletariat umfasst die Unterdrückten und Notleidenden der ganzen Erde: Individuen, Klassen, ganze Völker. Die Zeit zur Versöhnung von Qualität und Quantität, zur Geistdurchdringung der Masse, der Materie, ist heute reif wie nie zuvor. Durch die Erziehung der Millionen Indiens zum Freiheitskampf mit geistigen Mitteln, durch den Weckruf für die Parias, das Proletariat im eigentlichsten, kaum vorstellbaren Sinne, ist Mahatma Gandhi vorbildhaft und meisterlich vorangeschritten. Die proletarische Bewegung ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck eines sozusagen Endgültigen — u n m i t t e l b a r e s Mittel, sodass

sie nicht gleich der feudalen und bürgerlichen Kultur in Jahrhunderten krystallisierend, allmählich in Erstarrung und Zerfall übergeht, sondern bestimmt ist, unterirdisch emporbrechend, gleichsam als mächtigster Zufluss den Strom der Menschheit zu schwellen und zum Siege, zur nahen Mündung zu führen, weithin die Wasser färbend: zur Mündung ins Mittelmeer der Liebe allumfassenden Gesetzes, zur Mündung in den Stillen Ozean der Freiheit und des ewigen Friedens!

Matuschka.

Frauendenken.

Zur Petition um das Frauenstimmrecht.

Gustav Landauer schrieb in einem Aufsatz über Martin Buber: „Wie Buber der Apostel des Judentums vor der Menschheit ist, so wird er ein Erwecker und Fürsprecher des spezifisch frauenhaften Denkens sein, ohne das unserer fertigen und gesunkenen Kultur keine Erneuerung und Erfrischung kommen wird.“ Buber schrieb an Landauer, dass er in dem Punkt vom spezifisch frauenhaften Denken von ihm entschieden differiere und zitierte den paracelsistischen Satz: „Spiritus crucifer nullius generis est.“ (Der Geist trägt nicht das Kreuz eines Geschlechts.)

„Die Zweiheit des Männlichen und des Weiblichen gehört für mein Gefühl zu den Spannungen, von denen im letzten Daniel-Dialog [es ist Bubers „Daniel“ gemeint] die Rede ist. Im Geist bildet sich diese Spannung zusammen. Der wahrhaft denkende Mann muss das frauenhafte, die wahrhaft denkende Frau das mannhafte Denken mit durchleben, jedes muss darin den Gegenpol zu seinem eigenen finden, um aus beiden die Einheit des geistigen Lebens werden zu lassen. Dass ich damit keinerlei Gegensatzverwischung und keinerlei Neutralisierung meine, wissen Sie. Aber beide Erscheinungsformen des Geschlechtsdenkens sind nur Vorstufen und Voraussetzungen des Geistes.“

Landauer erwidert darauf:

„Sie hätten meine Meinung durch nichts stärker bestätigen können als durch Ihre trefflichen ..... Darlegungen. Und darum haben wir noch kein rechtes Menschendenken, weil das Frauendenken noch nicht seinen starken Anteil hat ..... Es handelt sich um die durchaus konkrete Frage der Gegenwart: ist um des Menschendenkens willen ein stärkeres Hervortreten des Elementes des spezifischen Frauendenkens in diesem Menschendenken zu erwarten und zu wünschen? Und da sage ich: Ja, und gewahre etwas derart mit Freude, gewahre es in Goethe und seinem Iphigenienreich, das in all unserer Kultur im Werden ist, in ....., in mir,

der dabei männisch genug ist, in Ihnen, gewahre es in Rahel, Bettine, Margarete Susmann usw. Die alle sind Menschtuende, Einheittuende, Ganze, weil in ihnen das Frauendenken lebendig ist und weil sie einmalige sind."

(Aus dem Briefwechsel von Gustav Landauer.)

Aus Arbeit und Ruhe

Freiwilliger Friedens- und Hilfsdienst 1929.

Die der **„Zentralstelle für Friedensarbeit"** in Zürich nahestehende „Freiwillige Hilfsdienst"-Bewegung veranstaltet auch dieses Jahr wieder von Mitte Juni bis Ende August einen solchen Dienst in Feldis, Graubünden, zur Fortsetzung der in den Vorjahren dort begonnenen Alpreutungs-Arbeiten.

Die Ziele dieser Hilfsdienste sind:

a) Von Unglück oder Not betroffenen Gegenden oder Gemeinden praktisch Hilfe zu leisten;

b) zwischen Menschen und Völkern den Geist gegenseitiger Hilfe zu erwecken, der — zur allgemeinen Regel geworden — Kriege zwischen den Völkern wie auch Kriege innerhalb der Völker ausschliessen wird;

c) die Hoffnung und den Glauben zu pflanzen, dass sich die nationale Sicherheit in Zukunft auf solche Werke gegenseitiger Hilfe gründen und die Landesverteidigung einst nur noch in ihnen bestehen wird.

Wer ehrlich die Hoffnungen teilt, die diese Ziele enthalten, und wer an ihrer Verwirklichung mithelfen will, ist herzlich willkommen, auch wenn er sich jetzt noch verpflichtet fühlt, an der militärischen Landesverteidigung teilzunehmen.

Nähere Auskunft ist erhältlich durch das Sekretariat des „Freiwilligen Hilfsdienstes", Herr Otto Weiss in Feldis, Graubünden. — Wer nicht persönlich mitarbeiten kann, mag durch einen Kostenbeitrag (Postcheck-Konto Freiwilliger Hilfsdienst V 9672) helfen oder durch Sendung von Gemüse und andern Lebensmitteln während des Dienstes nach Feldis.

Internationale Volkshochschule in Liéfra

geleitet von Paul Passy, dem ehrwürdigen Führer der christlichen Sozialisten in Frankreich.

Die Hochschule in Liéfra ist eine freie Lehranstalt, dazu bestimmt, einerseits den jungen Leuten in Frankreich, die auf dem Lande leben und ihre Bildungsstufe für ungenügend erachten, ein Ergänzungsstudium zu ermöglichen; andererseits jungen Ausländern Gelegenheit zu geben, Frankreich kennen und lieben zu lernen, und schliesslich dazu beizutragen, dass Freundschaftsbande geschlossen werden zwischen der Jugend verschiedener Länder, die der Eintracht unter den Völkern und dem internationalen Frieden dienen sollen. Der dort allgemein herrschende Geist entspricht demjenigen der Bauernhochschulen Dänemarks, speziell der Internationalen Schule von Helsingveur.

Die Volkshochschule ist während der Sommermonate geöffnet, gewöhnlich von Juni bis Oktober.

Folgende Kurse und Vorlesungen finden dort statt: Sprachunterricht, Phonetik (Lautlehre), Französische Sprache und Literatur, Geographie, Geschichte und soziale Einrichtungen Frankreichs, Verschiedene soziale und religiöse Geistesrichtungen, Internationale Beziehungen. Auch finden täglich

praktische Kurse mit Sprachübungen statt und zwar: französische für Ausländer, englische oder französische für Franzosen.

Die Vorlesungen werden gewöhnlich am Vormittag abgehalten, damit der Nachmittag frei bleibe für persönliche Beschäftigungen oder für Spaziergänge und verschiedene Spiele. (Plätze für Tennis, Krocket, Kegel- und Ballspiel sind vorhanden.)

Ein Hilfsverein „Le Foyer (das Heim) de Liéfra“ sorgt für Wohnung (in Schlafsälen) und Beköstigung (beim Direktor). Die Studenten müssen selber aufräumen und ausserdem täglich eine Stunde irgend welche Hausarbeit leisten, ausser am Donnerstag und Sonntag. Am Donnerstag werden gewöhnlich Ausflüge unternommen. Sonntags können die Studenten ihre Zeit nach Belieben zubringen; es finden am Orte selbst evangelische Versammlungen statt (der Besuch ist fakultativ).

Nachfolgend ein Beispiel der gewöhnlichen täglichen Zeiteinteilung:

Vormittag		Nachmittag:	
7.30 Uhr	Frühstück	2.00 Uhr	Sprachstunde
8.30 „	Vorlesung	3.00 „	Ruhe
9.15 „	Ruhepause	4.00 „	Vesper
9.30 „	Handarbeit	4.30 „	Ruhe, Musik, Turnen
10.30 „	Vorlesung	6.30 „	Abendessen
11.15 „	Ruhepause	7.00 „	Ruhe
11.30 „	Mittagessen	9.00 „	Familienandacht (fakultativ)

Der Pensionspreis beträgt 750 französische Franken monatlich, dazu muss noch bei der Anmeldung eine Eintrittssumme von 100 Franken bezahlt werden. Ein begonnener Monat wird vollauf berechnet. Die Pension wird im Voraus bezahlt und zwar in französischem Gelde.

Preisermässigung kann denjenigen Studenten gewährt werden, die mehr als eine Stunde täglich Hausarbeit verrichten oder sonst auf irgendwelche Weise behilflich sind.

Studenten, die ein leich transportables Musikinstrument besitzen (Flöte, Geige, Gitarre u. a.) werden wohl daran tun, dasselbe mitzubringen. Man kann auch Fahrräder mitbringen (gute Fahrstrassen sind vorhanden), Tennisraketts usw.

Denjenigen Personen, die in der Nachbarschaft wohnen, oder dort in Pension sind, wird es unter sehr günstigen Bedingungen ermöglicht, Vorlesungen zu besuchen.

Man kann Liéfra von Paris aus mit der Ostbahn leicht erreichen; das Billet wird bis Cunfin genommen, in Troyes und in Polisot muss man umsteigen (in Troyes gutes Bahnrestaurant). Der günstigste Zug geht um 8.45 Uhr morgens ab. Von Cunfin sind es noch 7 Kilometer zu Fuss; aber bei vorheriger Benachrichtigung kann man per Wagen abgeholt werden, was 10 Franken pro Person kostet, Gepäck inbegriffen (Sonntags ausgenommen).

Wir möchten noch darauf aufmerksam machen, dass Liéfra in einer malerischen Gegend gelegen ist, inmitten von Wäldern, aber vollständig isoliert: weder moderner Komfort noch irgend welche weltliche Zerstreuung sind hier zu finden. Dagegen kann man hier friedlich und ruhig leben in günstigen Verhältnissen zum Arbeiten oder auch zum Ausruhen und ein stilles Familienleben geniessen.

Man wird ersucht, eigene Handtücher, Tischservietten (falls erwünscht) sowie eine Reisedecke mitzubringen.

Anmeldungen sind zu richten an den Direktor P. Passy, Professor a. D. der Sorbone, in Liéfra par Fontette, Aube. Die Einzahlungen erfolgen per Postcheckkonto 374.30 Paris; vom Auslande aus per Bankcheck oder per Postmandat zahlbar in Essoyes, Aube (Frankreich).

Ferienstätten.

Nun, da die Sommerferien wieder nahen, erhebt sich bei manchen unserer Freunde die Frage, ob es nicht Orte gebe, wo man Aussicht habe, mit Freunden und Gesinnungsgenossen zusammenzutreffen. Diese Frage wird öfters an uns gerichtet und wir möchten sie einmal hier beantworten, so gut es geht.

Der Plan eines besonderen Ferienheims für unsere Kreise hat uns längere Zeit beschäftigt. Nun hat er ganz von selbst eine Lösung gefunden, insofern als unser Freund, Pfarrer Hübscher in Feldis in Graubünden, sein Kinderheim zum Teil in ein Ferienheim umgewandelt hat, das nun das ganze Jahr Gäste aufnimmt. Feldis liegt in einer Höhe von 1500 Metern über dem Rheintal und hat einen unvergleichlichen Blick auf die bündnerische Alpenwelt. Es ist ein stilles, vom Fremdenstrom noch kaum berührtes Bauerndörfchen. Das Ferienheim ist einfach und schön, der Pensionspreis mässig.

Ein Erholungsheim im engern Sinne ist die Pension Lutisbach in Mitteläger i im Kanton Zug. Sie steht auch allen Arten von Gästen offen, dient aber besonders auch Pflegebedürftigen. Die Leiterinnen, die Fräulein Kissling und Nadig, sind beruflich ausgebildete Krankenpflegerinnen. Das sehr heimelige Haus liegt still über dem wundervollen Aegerisee, nicht hoch und doch in herrlicher Bergluft und Bergnatur. Der Preis ist an sich und besonders im Verhältnis, zu dem, was geboten wird, nicht hoch.

Wer nicht so hoch hinauf will, wie Feldis liegt, der wird auch in Fidaz oberhalb Flims in der Pension Sonnenhalde bei unserer Gesinnungsgenossin Frl. M. Arbenz einen wundervollen Aufenthalt finden. Fidaz liegt etwa 1200 Meter hoch am Fuss des gewaltigen Flimsersteins mitten in herrlicher Sonne, Freiheit und Weite. Der Pensionspreis ist bescheidenern Börsen angemessen.

Vielleicht geht mancher auch im Hochsommer und Schneewinter oder dann zwischen hinein ins Engadin. Dann findet er in St. Moritz im Alkoholfreien Kurhaus, das von unserer Freundin Frl. A. Maag geleitet wird, ein Heim, wie man es sich nur wünschen kann und braucht sich vor keinen Palacehotels zu fürchten.

Wer mehr nach dem Süden will, den machen wir auf die Pension Mirafiori in Orselina oberhalb Locarno aufmerksam, wo wieder eine unserer Freundinnen, Frau Pfarrer S. Kienast, waltet und jeder sich wohl fühlen wird. Der Preis ist wieder mässig.

In Orselina selbst können wir auch die Pension Stelter sehr empfehlen. Auch sie wird von befreundeten Menschen geleitet. Wer aber gern noch mehr in die Einsamkeit geht und noch mehr nötig hat, seine Mittel zu schonen, der gehe zu den Freunden Herr und Frau Wölffle in Fontana Martina bei Ronco, hoch über dem Lago Maggiore. Er wird es nicht bereuen.

Endlich ist auch das Wallis so grossartig und reich, dass es vielleicht immer mehr Menschen anzieht. Wer von uns dorthin gehen will, dem sei die Pension Flora oberhalb Siders aufs wärmste empfohlen. Sie wird von den Geschwistern Binzegger aufs vortrefflichste geleitet und gewährt einen in jeder Beziehung herrlichen Aufenthalt.

Ich nenne diese Orte und „Heime" einfach, weil ich sie entweder aus eigener Erfahrung oder, in einem Falle, aus sichersten Mitteilungen kenne. Es mag andere geben, die für diesen Zweck nicht weniger geeignet sind. Wir nennen sie dann vielleicht ein andermal. Ueber die genannten gebe ich gern Auskunft.

L. R.

Katholizismus und Sozialismus.[1])

(Schluss.)

V.

4. Christentum und soziale Frage. (Fortsetzung.)

Es gibt eine soziale Erniedrigung, die für das Religiöse einfach kein Organ mehr hat, und eine wirtschaftliche Enge, die ihm keinen Raum mehr lässt. So sind die sozial und wirtschaftlich gedrückten Schichten des Katholizismus, die katholischen Industriearbeiter, bis auf kleine Reste der Kirche entglitten.

Wenn wir Katholiken diese Frage nicht verstehen und beantworten können, dann kann der ungläubige Arbeiter uns zurufen: Was helfen mir eure guten Lehren und eure Vertröstungen auf eine andere Welt, wenn ihr mich in dieser Welt mit Weib und Kind in Hunger und Not darben lasst? Das Wort allein: Nur das Christentum kann Rettung bringen, hilft nichts.

Die meisten christlichen Wortverkünder und ihre Wortgläubigen haben heute Angst, zuzugestehen, dass es eben Verhältnisse, Lagen gibt, in denen ein christliches, religiöses Leben einfach menschenunmöglich ist. Statt das ruhig zuzugestehen und die rechten Folgerungen daraus zu ziehen, verschanzen sich diese Kinder der Wortgeltung einfach hinter Gottes Allmacht: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" Wie bequem doch dieser allmächtige Gott ist! Allemal ist er zur Stelle, wo es diesen Braven an ihr soziales Gewissen, an ihre alten Denkgewohnheiten oder auch an ihren Geldbeutel geht. Man betet den „süssesten" Herrn Jesus lieber an in der ungestörten Stille einer mit aller Pracht ausgestatteten Kapelle, als dass man ihn aufsucht im Schmutz der Strasse, wo er unbeachtet und missgestaltet als Auswurf der Menschheit in den Geringsten seiner Brüder leidet. Viele Christen sind bereits so zart besaitet und so verfeinert in ihrem seelischen Empfinden, dass sie gar nicht mehr das Elend der Aermsten ansehen können, ohne ihre wohlbehütete Seele in Gefahr zu bringen! Und so erleben wir es, dass zwar im Wirtschaftsleben der egozentrische Individualismus glücklicherweise mehr und mehr bekämpft wird, dass aber im religiösen Leben er gewaltig ins Kraut schiesst, und zwar sowohl in privater wie in kollektiver Form. Das eigene Seelengärtchen wird mit aller Sorgfalt behütet, mögen auch draussen in den Stürmen des Lebens, drü-

[1]) Vgl. Nr. 5.

ben in der St. Niemandspfarrei tausende und abertausende Menschenseelen zugrunde gehen, weil ihnen die christliche Bruder- und Schwesternhilfe fehlt, weil man für ihre Not kein Verständnis hat.

Dr. Karl Eckhart (Im „Frohen Leben“, Mai 1928).

Abgehetzte Menschen haben abgehetzte Seelen. Wer sechs Tage nur Arbeitstier ist, kann Sonntags kein vergnügter Mensch sein. Noch einen neuen Typus haben wir in der katholischen Arbeiterschaft, den es vor fünf Jahren noch nicht gab: den Typus des Verzweifelten, der nicht mehr glauben kann an die Wendung des Schicksals. Joseph Joos auf der Industriepädagogischen Tagung in Duisburg im Oktober 1926.

Uns ist der Sinn des Gottesreiches vollkommen verloren gegangen, sonst hätten wir uns nicht so ängstlich vor jeder Berührung mit den Dingen der Welt zurückgezogen. Dabei ist die Kirche nichts anderes, als die durch die Geschichte, die Menschen und das Walten des Heiligen Geistes bedingte Gestalt des Gottesreiches. Aufgabe und Zweck der Kirche ist die Heiligung der Menschen, indem sie jeden einzelnen Menschen durch die ihr verliehenen Gnaden und Rechte zum Vollbürger im Reiche Christi heranbildet. Aber ihr Bereich geht noch weiter. Weil sie bestimmend in das Leben der ganzen Menschheit eingreift, berührt sie in ihrem Wirken auch alle politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Und wenn sie auch nicht direkt in diese Verhältnisse eingreift, so übt sie dennoch durch ihre Glieder bestimmenden Einfluss aus. Auch in dem grossen Gebete, das Christus uns beten gelehrt, ist dieser Sinn der Schöpfung und der Kirche klar ausgesprochen. Da bitten wir in der ersten Bitte, dass Gott verherrlicht werde, in der zweiten um die Verwirklichung seines Reiches auf dieser Erde und in der dritten Bitte um die Gestaltung aller Dinge nach seinem Willen.

Wir müssen uns einmal auf diese wesentlichen Dinge besinnen, denn sie sind die Grundlagen der Religion. Und Religion hat es nicht nur mit der Seele zu tun, sondern auch mit den Dingen, die um uns sind. Religion heisst Verbindung haben mit Gott, sich selbst mit allen Dingen der Schöpfung in diesem grossen Zusammenhang sehen, dass alles der Ehre Gottes dient. Das ist die einzige objektive Einstellung zum Leben, zur Welt und zu Gott.

Willi Werz (Ruf zur Wende, Juni 1925).

.... Unsere Religion ist gesättigt, wahrhaftig, ohne Frage. Sie verbietet sich jede Störung. Der Mechanismus des Sonntags entspricht der Gottlosigkeit des Alltags. Das ist es, dass unsere Religion nicht tägliche Aufgabe ist, sondern Verteidigung dessen, was gestern gewesen ist. In diese Religion gehört der Priesterbeamte, der definitive Katechet, der vom Staate fix besoldete Religionsprofes-

sor. Alles ist System, und was wir noch können, das ist: eine neue Methode finden. An diesem System ist niemand von uns schuldig. Aber die Gefahren dieses Systems müssen wir sehen, sonst setzt es alle unsere Arbeit kalt. Und die schwerste Gefahr ist, dass wir das System mit der Kirche selbst verwechseln, die ist der fortlebende Christus, der gekommen ist und täglich kommt, durch sein Leiden und Sterben zu retten, was verloren ist.

Und so hat die Religion die Kraft verloren, das Feuer zu sein, das jeden Tag das Werk der Menschen zum Werke Gottes umschmilzt. Die Welt wurde heidnisch; wir haben eine Furcht vor dem Werke Gottes. Aber selbst diese Furcht fällt uns nur selten an. Dafür sorgt schon das System. Der Beamte herrscht, und der Prophet wird zum Narren erklärt. . . .

Die Leitung der „christlichen Arbeiterschaft" der Diözöse Köln (Januar 1927).

Die unsterblich geistige Seele kann im Sinnendiesseits normaler Weise nur durch den vergänglich-scheinhaften Erdenleib wirken. Nur der gesunde Leib ermöglicht ein gesundes Seelenleben. Verderben des Leibes verdirbt (in gewissem Sinn, man denke z. B. an die Erbsünde) auch die Seele. Der Mensch ist eben nicht ein rein geistiges Wesen, sondern ein geistig-leibliches mit Fleisch und Blut und Knochen, die auch ihr Recht fordern. So verstehen wir auch den hl. Thomas von Aquin, den grössten katholischen Theologen, wenn er sagt, dass ein gewisser bescheidener Wohlstand für den Durchschnittsmenschen zu einem tugendhaften Leben notwendig sei: ein Mensch, der im Elend leben muss, wird einerseits von der Sorge ums Materielle ganz gefangen genommen, andererseits von derartigen Versuchungen geplagt, dass er von beiden Seiten her der Schwere der Materie erliegen wird. In diesem Sinne sind gesunde Natur, rechte Ordnung auch in den Diesseitsdingen, in Eigentum und Arbeit, in Familie, Stand und Staat Voraussetzungen für die rechte Wirksamkeit der Gnade.

Aus diesem Grunde wäre es grundverkehrt, zu übersehen, dass die katholische Aktion mit ihren geistlichen Belangen allein keineswegs erschöpft sein kann. So wenig katholische Aktion gedanklich etwas bloss geistiges, nur seelisches sein kann, ebenso wenig kann sie der praktischen Verlebendigung der katholischen Geistigkeit im Sinnendiesseits entbehren, ebenso muss sie Leben Christi auf Erden sein. Verwirklichung, Fleischwerdung des Geistes Christi auch in allen irdischen Lebensverhältnissen, auch in Wissenschaft und Kunst, auch in Wirtschaft und Politik. Ja in gewissem Sinne ist diese Verwirklichung sogar Voraussetzung für das Wirksam-werden-können der katholischen Aktion.

Wenn nun die katholische Aktion einer Weltlage gegenüber steht wie der heutigen, dann wird die grosse praktische Bedeutung der

kirchlichen Wirtschaftslehre klar. Sehen wir doch, dass in breiten proletarischen Schichten das Vertrauen zur Kirche gerade deshalb wankt oder verloren ging, weil sie von einer katholischen Aktion zur Niederringung des gegen Naturrecht und christliches Liebes- und Gerechtigkeitsgebot schwerst verstossenden kapitalistischen Wirtschaftssystem und Unrechtes nichts spüren oder gar Worte der grundsätzlichen Anerkennung dieses höllischen, heidnischen Systems hören, dem man nur gewisse „Auswüchse" beschnitten wissen will, um es ein bisschen erträglicher zu gestalten. Anstatt, dass sie den Katholizismus seinem innersten Wesen gemäss geschlossen an ihrer Seite sähen, müssen sie das offizielle Katholikentum, so wie es ihnen sichtbar erscheint, in der „bürgerlichen Front" sehen. Und unter den Katholiken selbst herrscht in der Tat so grosse Unkenntnis und Verwirrung, dass man die kapitalistischen Begriffe für richtig und christlich ansieht, vom Sturz des Kapitalismus, der doch Feind der gesamten ehrlichen Arbeit ist, den Verlust des ehrlichen Arbeitsbesitzes befürchtet — den man sicher verlieren wird, wenn man das Stürzen des Kapitalismus einem materialistischen Kommunismus überlässt. Und doch war es Vogelsang, der schon am 14. Februar 1877 im Wiener „Vaterland" die Sehnsucht aussprach, dass die Katholiken, „wenn der Sozialismus das morsche Gebäude der liberalen Gesellschaft zertrümmert hat, gerüstet und würdig seien, die neuen Barbaren in christlicher Liebe geistig zu gewinnen, auf dem neuen sozialen Boden, den sie schaffen, die christlichen Ideen anzupflanzen und so eine neue Blüte mit christlich-sozialer Kultur herbeizuführen oder aber der furchtbaren Katastrophe reformierend zuvorzukommen."

Sind wir Katholiken „gerüstet und würdig", sind wir am Werk dieser Reform? Dieser Reform, die nicht in Fortwursteln und Pflasteraufpicken, auch nicht in (unter Umständen unvermeidlich notwendigen) Militär-, Gendarmerie-, Polizei- und Heimwehraufgeboten bestehen kann. Gewiss ist Entfaltung bewaffneter Macht gegen drohenden Mord und Brand pflichtgemäss. Aber die soziale Revolution wird weder durch solche Mittel, noch durch sozialpolitische Quacksalbereien, durch Beschneiden von „Auswüchsen" und Flickereien am Kapitalismus („Sozialversicherung" und dgl.) vermieden werden können, sondern nur die durch grosse Reform, durch die allmähliche aber radikale Ueberwindung des Kapitalismus selbst von Grund aus, durch einen Wirtschafts-Um- und -Neubau auf ganz anderen als den kapitalistischen, auf naturrechtlich-christlichen Prinzipien. Wie die Dinge heute liegen, erscheint dies nur durch einen neuen Bund zwischen Kirche und Arbeit möglich, durch ein Zusammenwirken des Katholizismus mit der proletarischen Bewegung. Niemand verkennt die Schwierigkeiten, die der Verwirklichung dieses Programmes im Wege stehen, weniger als wir, die wir die jü-

disch-materialistische kommunosozialistische Führung der Proletarierbewegung nur zu gut kennen. Aber kann irgend jemand im Ernst glauben, dass die Herstellung dieses Bundes, der doch kommen muss, leichter sein wird, wenn die kommunosozialistische Bewegung die Katholiken in der und mit der „Bürgerfront" besiegt haben werden?

In nächster Zeit sollen in Wien grosse allgemeine Volksmissionen in allen Kirchen gehalten werden. Ein an und für sich sehr guter Gedanke. Sind aber die Voraussetzungen dafür gegeben, dass diese grosse geistliche Anstrengung zu jener Fruchtbarkeit gelangen könnte, die alle treuen Katholiken heiss ersehnen? Ist jener Zustand der Natur vorhanden, den die Gnade voraussetzt? Sind jene Volksmassen, an die die Missionen heran wollen, in einer natürlichen Verfassung, die ein Boden für das Aufspriessen der Gnadensaat wäre? Und sind andererseits die Prediger der Gnade in der natürlichen Verfassung, die ihnen die Herzen des Volkes erschliessen kann, sodass sie als Werkzeuge der Gnade dieser die Tore zu den Herzen erschliessen können?

Wird man durch diese Missionen an jene Proletariermassen herankommen, an die man herankommen müsste, die aber durch die praktischen Folgen des herrschenden Wirtschaftssystems und die Haltung des Katholikentums in dem Kampf zwischen Proletariat und Kapitalismus das Vertrauen zur Kirche verloren haben? Die dahin gekommen sind, dass sehende Seelsorger sagen: „Wir erreichen sie gar nicht mehr. Das Tor für die Religion ist in ihren Herzen verschlossen. Sie sind wie Unmusikalische, die für Musik nicht erreichbar sind. In ihnen ist etwas ernstlich gestört, verschüttet, verhärtet, erstorben oder wenigstens in tiefem Schlaf, und wir können dieses Etwas nicht erwecken." Kommen die denn überhaupt unter die Kanzeln? Und wenn sie nicht kommen, — was soll dann die grosse Mission?

Wir wüssten schon, wie auch diese unter die Kanzeln zu bringen wären. Wenn sie von dort die ganze alte Kirchenlehre über Eigentum und Arbeit, Reichtum und Armut hörten, wie sie von Moses und den Propheten, von Christus und seinen Aposteln, von Kirchenvätern und Hochscholastikern, von den alten Päpsten, Konzilien und Kanonisten gelehrt wurde, ehe seit Renaissance und Frühkapitalismus allmählich die Ansteckung mit modernen Ideen auch in die Theologenkreise drang. Nichts hat sich an der alten Kirchenlehre geändert, nur hört man sie fast nicht mehr. Und was man hört, das ist meist adaptiert für die kapitalistische Praxis. Ja, zumeist hört man sogar, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem mit der kirchlichen Wirtschaftslehre wohl vereinbar sei.

Und doch blieb es wahr: dass es ein schranken- und pflichtenloses (kapitalistisches) Eigentumsrecht gar nicht gibt, sondern nur

Pflicht und Recht zu auftrags- und bestimmungsgemässer Verwaltung des Gotteslehens durch den Menschen. Wahr: dass nur Verwaltung und Verwendung getrennt sein dürfen, hinsichtlich des Gebrauches aber alle Erdengüter allen Menschen gemeinsam dienen müssen. Wahr: dass es für den Arbeitsfähigen kein Recht gibt, sich der Arbeitspflicht zu entziehen, sondern dass ihm nur Arbeit ein Recht auf Brot, Einkommen gibt, nie aber der blosse Besitz (Kapital — Zins). Wahr: dass noch viel weniger der blosse Besitz (Kapital) ein Recht verleiht, von der Arbeit, die diesen Besitz zur Pflichterfüllung braucht, für deren Gestattung Tribut, Rente, Zins zu fordern. Wahr: dass es überhaupt nicht in die Willkür des Besitzes gestellt sein darf, ob Arbeit ihr Brot finden könne oder nicht, dass jeder ein Naturrecht hat auf so viel Eigentum, als er braucht, um im Sinne seiner göttlichen Berufung und Bestimmung als sittliche, freie Persönlichkeit samt seiner Familie menschenwürdig leben und schaffen zu können (Land und Haus für jede Familie, wirtschaftliche Selbständigkeit für jeden sittiich und fachlich Befähigten); dass umgekehrt niemand ein Recht hat, über seinen berufsgemässen Bedarf hinaus zu besitzen, zu erwerben, für sich zurückzubehalten, indes andere infolge dessen des für sie berufsmässig Notwendigen entbehren. (Plutokratie und Proletariat sind Produkte der Empörung der Gesellschaft gegen die Gottesordnung.) Wahr: dass die freie Konkurrenz gegen Liebe und Gerechtigkeit, insbesondere gegen das Gebot: Du sollst nicht begehren des Nächsten Gut, verstösst (Enteignung des Schwächeren, Proletarisierung). Wahr: dass der Sinn der Arbeit ist: durch Gottes- und Nächstendienst die eigene Pflicht zu erfüllen und davon den eigenen berufsmässigen Unterhalt zu gewinnen (Beruf — Nahrung): dass die entgegengesetzten kapitalistischen Motive und Arbeitsziele: Erwerb — Gewinn, verwerflich sind. Wahr: dass demnach die (kapitalistische) Gewinnwirtschaft verwerflich, richtig nur die gesunde Bedarfswirtschaft ist. Wahr: dass alle Technik dem Menschen im Dienst seiner Bestimmung, seines Berufsstrebens zu dienen hat, nicht aber durch eine falsche Entwicklung im Dienst des Erwerbsstrebens den Menschen enteignen und versklaven darf (gesunde Technik — kapitalistische Technik). Wahr: dass im gesamten entgeltlichen Wirtschaftsverkehr Leistungen und Gegenleistung gleichwertig sein müssen, während das Kapital immer Mehrwertgewinn erstrebt. Diese kurzen Andeutungen zeigen den absoluten Gegensatz zwischen naturrechtlich-christlicher und kapitalistischer Wirtschaft.

Die Erneuerung dieser Lehre im Wort allein wäre freilich auch noch nicht genügend. Mit dem Wort müsste die Tat Hand in Hand gehen: vor allem müsste 1. die kirchliche Hierarchie, die „beamtete“ Kirche im Gebrauch ihrer (ohnehin nur mehr geringen) Güter die Kirchenlehre beispielgebend zur Anwendung bringen, so weit dies

innerhalb des herrschenden kapitalistischen Systems möglich wäre; 2. aber müsste das Katholikentum, der Klerus voran, sich klar und entschieden von der bürgerlich-kapitalistischen politischen Front lossagen und im Kampf der Arbeit gegen den Kapitalismus an deren Seite treten. Wir verstehen das „Aber", das uns entgegenhallt, auch die Frage „Wohin?" Gewiss: diese Fragen sind noch nicht restlos gelöst, aber nur deshalb, weil man sie nicht ernstlich beraten hat und weil sie nur dann klar und sicher lösbar sind, wenn die Katholiken, Klerus und Volk, den grossen, entscheidenden Schritt zu tun entschlossen sind, der getan werden muss, wenn wir zu einer katholischen Aktion kommen wollen, die mehr besagt als ein blosses Aushängeschild. Auch hier gilt es, die Voraussetzung für die Lösung zu schaffen.

Das ist jedenfalls sicher und klar: dass eine auf dem Boden der „bürgerlichen Front" stehende Volksmission die Tore der verbitterten Proletarierherzen der Gnade nicht wird öffnen können. Ja man muss ernstlich die Frage stellen: Wird nicht am Ende gar bei manchem der Missionäre in irgend einer Herzfalte der Wunsch lauern: durch die Mission die „bürgerliche Front" zu stärken, die man noch immer für eine Schutzwehr der Religion und der Kirche hält. Und was im Herzen sich regt, das klingt nur allzu leicht auch in den Worten durch, auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wird. Aerger könnte die Mission nicht mehr in ihr Gegenteil verkehrt werden.

Ich resümiere: sollen die Missionen ihren Zweck erreichen, dann müssen gewisse Voraussetzungen bei Missionären und Volksmasse gegeben sein: bei den Missionären Wort und Tat der wahren Kirche, bei der Masse infolgedessen Vertrauen zur Kirche. So kommen wir zu einer blühenden katholischen Aktion. Anders wohl kaum.

Anton Orel (Im „Neuen Volk", Wien).

Haben wir die Pflicht, uns im Namen der Kirche, im Namen Christi, der heraufziehenden neuen Gesellschaftsordnung entgegenzustellen? Haben wir das Recht dazu? Ist es nicht vielmehr der allergrösste Fehler gewesen, den wir begangen haben, dass wir dieses Emporringen zur Geltung der Arbeit und ihr Herrscherrecht in der Welt nicht verstanden und nicht recht, mindestens nicht zur rechten Zeit, begriffen haben?

Haben die Priester Christi auch nur die mindeste Ursache, sich immer wieder für die bürgerliche Welt gegen die Arbeitgeber zu stellen? Und wenn wirklich die kommende Umwälzung gewaltsam vorgehen und vielleicht auch manchem Priester das Leben kosten wird. — —

Es wäre wirklich schade, wenn wir nur leiden müssten wegen der bürgerlichen Weltordnung, die ohnehin dem Untergange geweiht sein wird; es wäre schade um jedes Loch in unsere Haut, um

jeden Tag, an dem wir hungernd umherirren werden, um jeden Stein, den man uns Priestern nachwerfen wird, wenn es einzig nur deswegen wäre, weil wir Priester uns für die kapitalistische Weltordnung irgendwie eingesetzt hätten.

Ein Landpfarrer (Aus der Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge“, 1928).

Die falsche Lehre vom starren Rechte des Eigentums ist eine fortgesetzte Sünde wider die Natur, indem sie kein Unrecht darin sieht, das zur Befriedigung der ungemessensten Habsucht, der ausschweifendsten Sinneslust zu verwenden, was Gott zur Nahrung und zur Bekleidung aller Menschen bestimmt hat; indem sie die edelsten Gefühle in der Menschenbrust unterdrückt und eine Härte, eine Gefühllosigkeit gegen das Elend des Menschen erzeugt, wie sie kaum unter den Tieren sich vorfindet; indem sie einen fortgesetzten Diebstahl für Recht erklärt; denn, wie der heilige Kirchenvater sagt: nicht bloss der ist ein Dieb, der fremde Güter stiehlt, sondern auch der, der fremde Güter für sich zurückbehält. Der berüchtigte Ausspruch: Eigentum ist Diebstahl, ist nicht bloss eine Lüge, er enthält neben einer grossen Lüge zugleich eine furchtbare Wahrheit. Mit Spott und Hohn wird er nicht mehr beseitigt. Wir müssen die Wahrheit an ihm vernichten, damit er wieder ganz zur Lüge werde. Solange noch ein Teilchen Wahrheit an ihm ist, vermag er die Ordnung der Welt über den Haufen zu stürzen.

Ketteler: A. a. O.

5. Stellung zum Eigentum.

Gott hat die Erde nicht in dem Sinne der Gesamtheit überlassen, als sollten alle ohne Unterschied Herren über dieselbe sein, sondern insoferne, als er selbst keinem Menschen einen besonderen Teil derselben zum Besitze angewiesen, vielmehr dem Fleisse der Menschen und den von den Völkern zu treffenden Einrichtungen die Abgrenzung des Privatbesitzes anheimgegeben hat.

Enzyklika Rerum Novarum.

Die Herrschaft des Eigentums ist keineswegs aber eine schlechthin absolute, pflichtenlose, innerlich unbeschränkte und äusserlich unbeschränkbare Herrschaft. Die irdischen Güter sollen der Erhaltung aller dienen. Daraus ergeben sich eine Reihe sittlicher und rechtlicher Pflichten.

H. Presch: Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung.

Wir wissen, dass viele das Eigentum für so in sich selbst gesichert ansehen, dass sie schon durch die Unteruchungen über die Grundlagen dieses Rechtes unangenehm berührt werden und es deshalb auch vermeiden, sich selbst über diese Frage Rechenschaft zu

geben. Das ist aber eine verderbliche Täuschung. Viele haben in früherer Zeit auch die Autorität für so gesichert gehalten, dass sie sich über die Grundlagen der Autorität nie klar geworden sind, und während sie, selbst im Besitze derselben, die Autorität als eine unbestreitbare, sich von selbst ergebende Berechtigung mit aller Rücksichtslosigkeit geltend machten, haben sie unbewusst durch ihre verderblichen Grundsätze die wahren Grundlagen der Autorität oft mehr erschüttert, als ihre grössten Feinde. Nichts ist an sich und durch sich selbst unerschütterlich, als Gott allein und sein heiliger Wille. Alles andere hat nur eine bedingte Existenz und bedingte Berechtigung.

Das Privateigentum hat zwar zunächst seinen Grund in der natürlichen Ordnung und in ihren ewigen, unabänderlichen Grundlagen. Der Mensch bedarf nämlich zu seiner natürlichen Existenz der Natur, und er kann sich die Natur, ihre Stoffe und Kräfte in einer Weise, die zur Befriedigung seiner wesentlichen Bedürfnisse führt, nur dienstbar machen durch Anerkennung des Privateigentums. Wenn unter den Menschen Friede und Ordnung bezüglich der Benutzung und Verwendung der Güter der Erde bestehen soll, — und Friede und Ordnung sind die erste Bedingung jedes Kulturlebens unter den Völkern, — so muss das Privateigentum mit derselben Notwendigkeit als ein Naturgesetz anerkannt werden, wie das Atemholen. Jedes Bestreiten desselben würde unmittelbar zum Kriege Aller gegen Alle führen und alles Gedeihen auf allen Gebieten des Völker- und Menschenlebens zerstören. Der Satz: Eigentum ist Diebstahl, ist daher zweifellos eine Verleugnung eines der ersten und notwendigsten Naturgesetze. So wichtig dies aber auch ist, so genügt es doch in keiner Weise, um dadurch schon dem Eigentumsrechte die nötige Festigkeit zu geben. Wenn nämlich auch das Eigentum an sich, d. h. die Verteilung aller Wertgegenstände an die einzelnen Menschen in der Art, dass der rechtmässige Besitzer über diesen Gegenstand mit Ausschluss der andern frei verfügen kann, ein immanentes Gesetz der natürlichen Ordnung ist, dessen Anerkennung man also von allen vernünftigen Menschen fordern kann, so ist doch das Eigentumsrecht im engeren Sinn, wodurch dieses Naturgesetz für die Verhältnisse eines besonderen Volkes zur Anwendung kommt, unmittelbar und direkt kein Naturprodukt, sondern ein Ergebnis menschlicher Tätigkeit.

Ketteler: A. a. O.

6. Stellung zum Klassenkampf.

Ob man den Klassenkampf bejahen, verhüten soll? Die Frage ist in sich verfehlt! — Der Klassenkampf ist! — Er ist schon lange, wie der Weltkrieg im Verborgenen, im Tatsäch-

lichen, schon lange war und auch jetzt noch ist. Der äussere Ausbruch ist nur Dokumentierung und ist unvermeidlich. Täuschung ist es, auf ihn zu starren, oder ihn „verhüten" zu wollen. Der Klassenkampf ist, — der äussere Klassenkampf kommt sicher.

Der Klassenkampf ist, — weil die Satten, Besitzenden, die anderen „ausschlossen". Sie bildeten die Kaste, — damit war der Klassengeist, Kastengeist geboren. Proletariat als Klasse war nur notwendige Folge, — Antwort, — und zwar Antwort, die lange auf sich warten liess, und nie vollständig war noch wird. Klassenbewusst, Kaste, wird das Proletariat nie, wie alle Agitatoren wissen. Es ist dafür immer viel zu „dumm", zu gutmütig, — zu lebendig!

Klassenhass ist da. Aber bei den Besitzenden, Fertigen, Satten ist er kalt, berechnend, hochmütig, — bei den anderen heiss, leidenschaftlich, Glut. — Dieser Hass ist Kraft, jener ist Schwäche. — Hier sind die Sünder, dort die „Tugendhaften". — Christentum ist in beiden. — Die grössere Kraft und die Zukunft ist beim Proletariat, bei den Enterbten. Wie stets. —

Wilhelm Hammelroth: „Frohe Botschaft".

Es ist hier der Platz, einiges zum Kapitel „Klassenkampf" zu sagen, das bekanntlich einen Hauptagitationsstoff gegen die Sozialdemokratie abgab. Es braucht nicht näher darüber gesprochen zu werden, dass Klassenkampf jeder Art vom Standpunkt des Christentums aus abgelehnt werden muss. Aber Klassenkampf jeder Art. Weiss man nicht, dass der Klassenkampf des Proletariats, der durch Marx seine wissenschaftliche Begründung erfuhr, eigentlich nur eine Antwort auf den erbittlichen Kampf der Kapitalistenklasse gegen die arbeitenden Gruppen des Volkes darstellt! Es ist so ausserordentlich deprimierend, auch im christlichen Lager nur zu oft diese ganz einseitige Stellung in der Ablehnung des Klassenkampfes zu finden. Man lese doch die Arbeiterenzyklika oder den Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe vom letzten Jahr. (In diesem heisst es: „Das Bank- und Kreditwesen mit dem Börsenspiel ist zu einem Giftbaum geworden. Es dient den Finanzmächten, die Völker zu bewuchern und auszurauben, dem Fleiss fast alle Ersparnisse wegzustehlen und immer weitere Kreise durch die Verarmung in gänzliche Abhängigkeit und in eine wahre Sklaverei zu bringen."). Ist es uns denn ganz unmöglich geworden, in einer Zeit ärgster Not von Millionen ein lebendiges Verständnis für diese zu gewinnen! Es macht den Eindruck, dass weite Kreise braver christlicher Menschen, die selbst die schwerste Not am eigenen Leibe nicht spüren, weil sie in besseren Verhältnissen leben, eine Haltung in diesen Dingen haben, die ganz lebensfremd und antiquiert erscheint. Wir sollten heute an dieser Not unserer Brüder und Schwestern seelisch mitleiden. Wir sollten

so gepackt davon werden, dass wir keine Ruhe mehr finden, solange hier nicht das Aergste behoben ist oder zumindest mit aller Macht an die Arbeit gegangen wird. Und statt diese Menschen von ihrer tiefen Verkrampfung in die Hassinstinkte klassenkämpferischer Gesinnung durch weitestgehende soziale Massnahmen zu erlösen und die andere blinde Menschheit zu sozialer Gesinnung und Tat aufzurütteln und so langsam aber sicher eine Wende der Geister herbeizuführen, statt dessen: eine starre Front der „bürgerlichen" Kreise. Es ist ganz sicher, dass eine lebendige sozialpolitische Einstellung der christlichsozialen Partei den kulturpolitischen Abschnitt der Front wesentlich entlasten würde, besonders dann, wenn man deutlich sehen würde, dass dies nicht Mittel zum Zweck, sondern selbstverständlicher Ausfluss einer wesensmässigen Haltung ist.

Wehe aber, wenn etwa umgekehrt, um das Interesse der Gegner vom Kulturkampf abzulenken, eine Reaktion in sozialpolitischer Hinsicht einsetzte! Der Klassenkampf des soz. Proletariats ist als eine Art Verteidigung zu verstehen. Er hat auch sein Ethos (siehe das bedeutsame Buch des katholischen Theologieprofessors Steinbüchel in Giessen: „Der Sozialismus als sittliche Idee"). Sein Sinn ist Ueberwindung der Klasse und Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft. Wir wollen von dem Konstruktiven, Mechanischen dieser Auffassung absehen. Sie widerspricht dem durchaus organischen Wesen der Gesellschaft. Aber es ist eine tiefe Wahrheit, die „Klasse" abzulehnen. „Klasse" ist nicht „Stand", ist Abfall von Stand, ist ein Produkt mechanistischer, liberaler Gesellschaftsauffassung. Und diese „Klassen" müssen auch wir vom christlichen Standpunkt aus überwinden. Unser Ziel muss freilich die Volkwerdung der atomisierten Menschheitstrümmer werden. Volk ist reich gegliederter Organismus, Volk gliedert sich in Ständen aus ... Wie falsch ist es, nur diese Aeusserung des Klassenkampfes zu sehen, nicht aber das, was dahinter steht. Und nochmals sei es gesagt. Wir müssen noch schärfer den „Klassenkampf von oben" ablehnen. Von ihm wird leider nie gesprochen. Er ist aber in dieser kapitalistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung begründet. Er ist begründet in der sogenannten „bürgerlichen Weltanschauung". Gegen diesen Ungeist müssen wir die tiefsten Kräfte des Christentums mobil machen. Das verlangt eine bis auf den Grund gehende Gesinnungsänderung aus tiefstem Glauben heraus. Aus diesem Glauben werden die Menschen die Haltung gewinnen, die sie brauchen. Aus diesem Glauben heraus müssen wir, wie E. Michel sagt, an dem Umbau der Gesellschaft und Wirtschaft mitarbeiten, zu dem wir Menschen von heute aufgerufen sind.

Dr. Karl Starke (In „Neuland", Juli/August 1927).

7. Stellung zum sozialistischen Proletariat.

Wenn überhaupt alle Rechte der Staatsangehörigen sorgfältig beachtet werden müssen und die öffentliche Gewalt darüber zu wachen hat, dass jedem das Seine bleibe, und dass alle Verletzung der Gerechtigkeit abgewehrt werde oder Strafe finde, so muss doch der Staat beim Rechtsschutze zu Gunsten der Privaten eine besondere Fürsorge für die niedere, unvermögliche Masse sich angelegen sein lassen. Die Wohlhabenden sind nämlich nicht in dem Masse auf den öffentlichen Schutz angewiesen, sie haben die Hilfe eher zur Hand; dagegen hängen die Besitzlosen, ohne eigenen Boden unter den Füssen, fast ganz von der Protektion des Staates ab. Die Arbeiter also, die ja zumeist die Besitzlosen bilden, müssen vom Staat in besondere Obhut genommen werden.

Enzyklika Rerum Novarum.

Wir Katholiken haben bisher dem Proletariat gegenüber vollkommen versagt. Die Ideen des Sozialismus und Kommunismus haben wir in glänzender Weise widerlegt und uns überhaupt nur auf eine mehr oder weniger geschickte Abwehr beschränkt. In ganz unchristlicher Weise haben wir uns dem Proletariat gegenüber fast genau so benommen wie der Priester und Levit, von denen der Heiland in seinem Gleichnis vom barmherzigen Samaritan erzählt. Wir haben in pharisäischer Selbstgerechtigkeit auf die Masse des Proletariats mit Geringschätzung herabgeschaut und dabei vergessen, dass diese Masse aus zertretenen, blutenden und liebehungrigen Menschenseelen besteht. Wir müssen dieses Unrecht an unseren Brüdern und Schwestern aus dem Proletariat gutmachen. Wir dürfen nicht länger gedankenlos in den ausgetretenen Bahnen unserer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung weitergehen. Wir müssen uns einmal auf das Wesen der göttlichen Welt- und Gesellschaftsordnung besinnen. Verharren wir weiterhin in dieser unkatholischen Passivität, so werden wir in kurzer Zeit von den Stürmen der sozialen Revolution mitweggefegt und der liebe Gott wird beim letzten Gerichte unsere Werke zu leicht befinden.

Diese Passivität hat ihren letzten Grund im Mangel an Glauben. Der Glaube ist zu einer Tätigkeit des Intellekts geworden, er besteht zur Hauptsache nur noch in dem festen Fürwahrhalten. Dadurch haben wir die Kraft des Glaubens, die nach Christi Worten Wunder wirkt und Berge versetzt, verloren. Der Glaube ist nicht mehr die lebendige Kraft, die unser Denken, Handeln und Wollen bestimmt. Die Religion hat keinen Zusammenhang mehr mit dem wirklichen Leben, sie beschränkt sich fast ausschliesslich auf die Rettung der Seele und betrachtet die Welt als ein Jammertal, durch das wir nun wohl oder übel hindurch müssen.

Dieser verhängnisvolle Irrtum geht sogar so weit, dass man

diese Passivität als die einzig katholische Haltung gegenüber der Welt erklärt und jede Aktivität als unkatholisch abtut.

Wir müssen eine geistige Umstellung vornehmen und erkennen, dass wir die Pflicht haben, auch aktiv an der Gestaltung der politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse teilzunehmen. Nur so können wir zur Bereitschaft kommen, an der Erlösung des Proletariats tatkräftig mitzuwirken.

Wenn wir weiter von der Erlösung des Proletariats reden wollen, so müssen wir zunächst einmal die Politik und die Wirtschaft mit Gott in Verbindung bringen. Betrachten wir im Lichte dieser katholischen Weltanschauung unsere heutigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, so erkennen wir, dass die sogenannten realpolitischen Zustände aus dem Irrtum und der Finsternis menschlicher Schwäche stammen. Da ist die göttliche Weltordnung einfach beiseite geschoben und alles in den Dienst des Satans Mammon gestellt worden. Die Politik, die das Zusammenleben der Völker nach göttlichem Willen regeln soll, muss heute der Erreichung wirtschaftlicher Vorteile und herrschsüchtigen Machtplänen dienen. Damit ist die Politik zur Dirne des Kapitalismus erniedrigt worden. Diese Störung der natürlichen Ordnung hat zu der furchtbaren Katastrophe des Weltkrieges geführt. Da haben sich die wirtschaftlichen Gegensätze, das gegenseitige Misstrauen und die dadurch bedingte gegenseitige Wehrhaftigkeit in einem entsetzlichen Blutgericht entladen. Aber trotz dieses furchtbaren Unglücks sind unsere Augen noch immer mit Blindheit geschlagen; wir bringen dem Ungeheuer Kapitalismus noch Opfer auf Opfer und sehen nicht, wie dieses Ungeheuer die Kultur des Abendlandes verschlingt. Wir können den Sinn des Krieges nur verstehen, wenn wir bei solch furchtbaren Erschütterungen im Völkerleben hinter den Erscheinungen die Ursachen sehen. Dann erkennen wir das Walten der göttlichen Weltordnung, indem die Unordnung unter gewaltsamen Katastrophen an ihren eigenen Sünden zusammenbricht und alles, was sich ausserhalb der göttlichen Ordnung gestellt, mit in den Abgrund reisst. Es liegt im Wesen dieser göttlichen Ordnung, dass jede Unordnung in sich zusammenbrechen muss, weil sie sich ausserhalb der Ordnung stellt. Und wenn wir von dem Sinn oder der Symbolik reden, die hinter den Geschehnissen steht, so ist es in den meisten Fällen die Wirkung dieser natürlichen Ordnung, die wir plötzlich unbewusst erkennen.

Aber wir haben den Sinn des Krieges nicht verstanden. Das egoistische Wirken der Wirtschaftskreise ist noch schlimmer geworden und nun treiben wir in den Abgrund der sozialen Revolution. Es soll hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Aber wir können die Seele des Proletariats nur verstehen, wenn wir auch hier die Ursachen kennen. Geradezu erschreckend ist die Unkenntnis

vieler gebildeter Menschen und sogar mancher Priester; sie kennen gar nicht die Ungeheuerlichkeiten in unserem Wirtschaftsleben, sie wissen kaum um die Arbeitsverhältnisse in der Industrie. Nach Gottes heiligem Willen soll die Wirtschaft dem ewigen Ziele des Menschen untergeordnet sein, sie soll den Leib als Träger der Seele mit der notwendigen Nahrung, Kleidung und Wohnung versehen. Und was ist die Wirtschaft heute? Wir haben kein moralisches Recht mehr, uns über die alten Heiden zu entrüsten, weil sie Menschen als Sklaven kauften und verkauften und herzlos mit Menschenschicksalen spielten. Willi Werz (In „Ruf zur Wende", 1925).

Ueber Christus und das Proletariat wird heute viel geredet und geschrieben. Ein Zeichen, wie sehr wir ahnen, dass wir das Grosse, Heilende, Erlösende, das Christus zu den Nöten unserer Zeit zu sagen hat, noch nicht erfasst haben. Aber wir ringen darum, und dem, der anklopft, dem wird aufgetan werden.

Zunächst sind es zwei Ziele, die jenen vor Augen schweben, die darüber reden oder schreiben. Einerseits wollen sie Christus dem Proletariat näher bringen, andererseits die Christen selbst zur Nachfolge Christi aufrufen.

So zeigen sie dem Proletarier Christus als den Zimmermannssohn, der von seiner armseligen Geburtshöhle an immer umgeben ist von Proletariern, Bedrückten, Armen, Kranken und Elenden. Er heilt sie, hilft ihnen, macht sie zu seinen Brüdern und erwählt Arbeiter zu seinen Aposteln.

Und unter den Christen soll wieder der Geist der Bergpredigt lebendig werden, so das heutige laue, verwässerte, schlafende Christentum zu einem sozialen gestaltend.

Nun aber zwei Fragen.

Die eine ist die: warum bleibt das Geschriebene und Gedruckte so ganz ohne Wirkung auf die Proleten?

Weil sie die Predigten meiden und das Gedruckte nicht lesen? Zugegeben. Aber warum denn auch dann, wenn sie doch davon erreicht werden?

Weil wir Christus dem Proletariat gar nicht menschlich näher bringen brauchen. In seiner überwiegenden Mehrheit fühlt es sich mit ihm noch immer verbunden, da es in ihm den Revolutionär, den Sozialisten sieht, der gemordet wurde, weil er es mit den Menschenrechten ernst nahm. Schlagworte? Nein! Wenn auch nicht die ganze Wahrheit, so doch Wahrheit.

Wir müssen es bekennen: Das Proletariat hat den Glauben an die Worte verloren, die die Christen machen. Es will Taten sehen, die Nachfolge Christi sehen. Christus ist ihm menschlich nahe, es will den mit seinem ganzen Leben für Christus zeugenden Christen sehen. Das

Proletariat wartet also eigentlich auf die Wirkung, die die Reden über Christus und das Proletariat auf die Christenheit selbst hat.

Nun die zweite Frage: Warum ist aber auch davon noch so wenig zu verspüren? Weil zu viel verlangt wird? Oder vielleicht weil zu *wenig* verlangt wird, um die Besten unter den Christen herauszureissen aus dem Gleichgang ihres Lebens?

Denn die Nachfolge Christi im Dienste des Proletariats bedeutet weit mehr als Almosen geben, Mitleid haben, Verständnis für seine Not und seine Forderungen aufbringen, soziale Hilfsbereitschaft und brüderliches Entgegenkommen erweisen.

Dies tun ja schon heute diejenigen, die von den Christen gerne Heiden genannt werden.

Dies alles langt heute nicht mehr, ist zu wenig, um die Kluft zwischen Christenheit und Proletariat auszufüllen. Jene Kluft, die durch die Schuld der Christenheit entstanden ist.

Viel, viel mehr wird von uns verlangt.

Es ist schwer, das aufzuzeigen.

Christus hat es in jenen Stunden zwischen Oelberg und Golgatha getan.

Er hat nicht nur gepredigt und geheilt, Not gelindert.

Er stellte sich ganz *unter* die Last und schleppte sie in seinem Kreuz zur Schädelstätte. Er kannte die Last nicht nur aus den Seufzern der anderen, sondern nahm sie als die *seine* auf sich, *so die Erlösung wirkend.*

Geht die Christenheit in der Gegenwart *unter* die Last des Proletariats, will sie vielmehr nicht allzusehr nur von obenher oder von aussenher wirken?

Dies scheint die Schicksalsfrage der Christenheit unserer Tage zu sein: ob sie in ihrer Nachfolge Christi Christus an den Türen des Gartens Gethsame verlässt, um sich zu den schlafenden Jüngern zu gesellen oder ob sie mit ihm bis zum Letzten geht.

Das sind Dinge, über die jeder selbst viel nachdenken muss.

Menschheitskämpfer (Oktober 1927).

„*Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!*“ sagte der wirkliche Erlöser!

Gott und Mensch, Erde und Ewigkeit! Die Erde gab Gott allen. *Kein Gott hat gesagt, dass nur einige diese Erdengüter haben sollen, dass der eine den Acker, die Fabrik, das Geld, der andere das Sklavenlos, die Arbeit, den Hunger, das Elend haben sollen! Bodenreform! Zerschlagt radikal den Grossgrundbesitz. Er ist unsittlich geworden! Macht das Heer der Arbeitslosen mobil für Wohnungsbau!* Schafft einen *inneren Markt*, da der Welt-

markt uns immer mehr versperrt wurde! Zurück zur Natürlichkeit, vor allem du, Proletarier! Warum arbeitest du nicht nur für den Kapitalismus, warum verkaufst du ihm auch noch deine Seele, machst seinen Schwindel mit in Mode, Kino, Lug und Trug, Alkohol und Lebensart! Fange bei dir selber an, werde selbst erst einmal Mensch!

Du Arbeiter darfst nicht Lohnsklave bleiben, Sklave der Maschine! Durch deiner Hände Arbeit erstehen diese Werte — du bist vor Gott und der Gerechtigkeit Mitteilhaber an den Werken, in denen du schaffen musst. Nicht eine Maschine stellt der Unternehmer ein, sondern einen Teilhaber, Mitschaffer am Werke, das euch gemeinsam werden muss! Mit Arbeitslosenversicherung, Invaliden- und Krankenversicherung erlösen wir kein Proletariat! Tiefer, radikaler, christlicher müssen wir vorgehen!

Proletarier, ihr müsst radikal mit dem Alten brechen! Reisst die Parteizäune nieder, die den Menschen vom Menschen abhalten! Solange der christliche Arbeiter im roten Gewerkschaftler seinen Feind, den Ungläubigen sieht, solange ein Stegerwald sagen kann, mit der Linken sei keine Innenpolitik zu machen, so lange kann das Proletariat nicht erlöst werden. Diese Parteien, Gewerkschaften hüben und drüben, diese „Richtungen" allesamt und sonders sprengen die Kraft des Proletariats, heissen sie nun Kommunisten, Mehrheitssozialdemokraten oder christliche Gewerkschaftler. Wo ist euer Kommunismus eure Brüderlichkeit, euer Sozialismus, euer Christentum praktisch, im Alltag, bei der Tat? Wo? —

Und solange nicht wieder statt der Apologeten und Theologen, statt der Wissenschaftler, wieder zwölf Apostel der Liebe und Frohbotschaft kommen, und hineingehen in die Spelunken, auf die Märkte, vor die Grossen und Reichen und in die Hütten des Elends, in die Versammlungen der Kommunisten, so lange ist es mit der Religion oben und unten Trug und Pharisäertum, Sektentum, nicht Gott, die Kraft überall, in allem aus allem, die Liebe, die alle umfasst, Gerechte und Sünder, Kommunisten und Deutschvölkische!

Diesen Geistesdurchbruch zur wahrhaftigen Wende alles und jedes brauchen wir! Dafür müssen wir einstehen. Dafür müssen wir schaffen zuerst bei uns! Dazu rufe ich das Proletariat auf! Persönlichkeiten brauchen wir! Kein Parteigramm schafft es: sie sind Papier, wie die deutsche Reichsverfassung bis heute Papier blieb, wie der Frie-

denspakt von Locarno Papier ist! Die Tat, die Menschen der Tat, Menschheitskämpfer des Opferns, des Vorlebens, der Hingabe, Menschen, die mit der ganzen heutigen Welt brechen, die Gehetzte, Verfemte, Verlachte in ihrem Volke und in der heutigen Welt sind, Narren in Christo müssen wir in diesem Narrenhaus der heutigen Menschheitskultur, der heutigen Wirtschaft, der heutigen Staatskunst entgegenstellen — anders geht es nicht!

Menschheitskämpfer, vor die Front! Drei solche Führer in einem Volke, Führer, die nicht nur reden, sondern leben, handeln, im kleinen, im Alltag, bei sich und den Brüdern — und dies Volk geht zur Freiheit!

Und dahinter muss die Masse des Volkes treten! Heraus aus dem Stumpfsinn und Verzweiflung! Nur wer keinen Glauben mehr hat, verzweifelt! Wer Glauben hat, dass er sagen kann: „Berg, stürze dich ins Meer!“, der hat auch die Kraft, die von der Ewigkeit kommt, zu tun, was den Weltmenschen von heute noch als „Ideologie“ oder „Utopismus“ erscheint!

Dazu ist nötig, dass die Proletarier sich einigen, finden, erwachen aus ihrem Taumel, heraus aus dem Parteipferch, heraus aus der Ketzerei, heraus aus der Dummheit, Versoffenheit, Faulheit!

Vitus Heller (Flugblatt).

Eine finstere Wolke ist im Begriff, alles Leben, das entartet, zu vernichten! Seht ihr es nicht? Rechnet, fragt nicht! Wie kann ein Arbeiter menschlich leben, mit Weib und Kind unter solchen Zuständen, die ihn heute umgeben? Bei voller Arbeit, 48 Stunden, 24 Mark die Woche. Nun hinzu: willkürliche Kurzarbeit, Ferien, Gesetz und Recht, Strasse, Hunger, schwarze Liste, ausgesperrt, Kleidung und teure Lebenshaltung, alles unmöglich! Seht ihr nicht die Bettelei? Wo seid ihr — ihr, die pflichtbewussten Menschen — Führer? O, wacht auf! Versucht die Verhältnisse zu bessern, die Menschen sind nur deren Umgebung, — versucht die dunkle Wolke auf richtige Bahnen zu lenken, durch Wahrheit und Recht, bevor es zu spät, — schon zucken die Blitze, der Donner grollt — und unsere Führer schlafen in Federbetten. — Wahrhaftige Wirklichkeit.

Diese meine Gedanken sind aller Arbeiter Gedanken, die noch etwas Hoffnung im Innern haben, die noch glauben, dass nicht nur Gold, sondern — Gott die Welt regiert. „Die Heerfahrt“.

Uns gehen wieder Briefe zu ... Es sind meist Briefe, die nicht an die gelangen, an die sie in Wahrheit gerichtet sind, an unsere Priester und Bischöfe. Oft sind es Verzweiflungsschreie, damit wir sie weitergeben. Man hofft, wenigstens gehört zu werden, und das

Bewusstsein, dass man Priestern und Bischöfen sagen kann, was man oft genug „gegen" sie auf dem Herzen hat, wirkt schon wie eine Entlastung von der Hoffnungslosigkeit, in der man sich befindet. Darin liegt zugleich unsere Verantwortung, nicht von diesen Dingen zu schweigen, und sie in wirksamer Weise an die rechte Stelle zu bringen, denn Schweigen wäre Verrat an der Sehnsucht nach der Kirche und ihrer Anerkennung, die in den Rufen der fast Verzweifelnden liegt . . . Es ist schwer, alles so zu sagen und zu tun, dass es der ganzen Wirklichkeit gerecht wird, und dieses ist unsere Gewissensnot.

„Die Grossdeutsche Jugend" (Juli 1926).

L. Ragaz.

Rundschau

Monatsschau.

1. Weltnot.

Zuerst muss diesmal die Hungersnot in China drankommen. Es schiene mir alles andere Reden von den Weltbegebenheiten als eitel Geschwätz, ja als gottlos, wenn man weiss, dass auf dieser unserer Erde 16, nach andern 20 Millionen Menschen vor dem Hungertode stehen! Das ist aber nach — man muss in diesem Falle sagen: leider! — nur allzu vertrauenswerten Berichten in China der Fall. Diese fast unvorstellbare schreckliche Not dauert nun schon fast ein Jahr und bedeutet im übrigen nur eine Steigerung des Zustandes, der in China nun beinahe chronisch geworden ist. In mehreren Provinzen (und Provinzen sind in China große Länder) haben 80 Prozent der Bevölkerung bloss Gras und Blätter zur Nahrung. In einer mittelgrossen Stadt (Sanyan in der Provinz Schensi) sterben täglich 45 Menschen vor Hunger, in einer andern (Tschin Yang Chien, in der gleichen Provinz) stehen von den 120,000 Einwohnern 70,000 vor dem gleichen Los, während 30,000 nur noch für kurze Zeit Ersatznahrung (Blätter und trockenes Gras) haben. Hundert Familien haben dort Selbstmord begangen. Im Dorf Se Sche Tao leben 600 Menschen, von diesen starben in der letzten Woche 20 am Hunger. Massenhaft werden Frauen und Kinder verkauft, diese in vielen Fällen geschlachtet und gegessen. In der Provinz Kansu seien schon 500,000 Menschen verhungert. Ganze Länder werden zur Wüste. „Kein einziges grünes Blatt ist zu sehen . . . Die Dörfer sind gänzlich öde. Man kann durch große Dörfer gehen, ohne eine einzige lebende Seele zu sehen." Die Aussaat kann nicht bestellt werden, daher ist auch nicht eine Wendung durch eine gute Ernte zu erhoffen. Zum Hunger gesellt sich selbstverständlich Krankheit, dazu aber auch (während des Winters) die Kälte. Es fehlt an Kleidern wie an Heizmaterial.

Kurz, es ist ein Elend, das uns an das erinnert, was während des dreissigjährigen Krieges in Mitteleuropa und zu unsern Tagen in Russland geschehen ist, nur dass, wenigstens verglichen mit dem ersten Beispiel, alles ins Unermessliche gesteigert ist. Der ewige Bürgerkrieg, die ganze Auflösung der staatlichen und sozialen Ordnung, das Räuberunwesen, dazu die Missernten, eine Heuschreckensplage und in einigen Gegenden furchtbare

Metzeleien, verübt durch aufständische Mohammedaner, haben diesen Zustand herbeigeführt [1]).

Wie kann hier geholfen werden? Es sind schon lange am Werk die Missionen, ein Internationaler Hilfsausschuss und, soweit sie kann (aber sie kann eben wenig), die neue chinesiche Regierung in Nanking. Aus England und Amerika sind etwa 40 Millionen Franken aufgebracht worden, dazu von der chinesischen Regierung 25 Millionen vorgesehen. Aber es sind Hunderte von Millionen nötig, dazu umfassende Organisationsarbeit. Als das für solche Zwecke geeignetste Organ erscheint der Völkerbund. Er hat solche Hilfsaktionen schon wiederholt ausgeführt, vor allem in Kleinasien und auf dem Balkan. China ist sein Mitgliedstaat. Wir haben die Schweizerische Vereinigung für den Völkerbund auf diese Aufgabe aufmerksam gemacht und sie hat sich mit grosser Bereitwilligkeit ihrer angenommen. Möge sie bei dem in Madrid tagenden Völkerbundsrat ein williges Herz und Ohr finden und die Aktion durch keine Bürokratie gehemmt werden. Kein Traktandum kann sich an Dringlicheit und Wichtigkeit mit diesem messen. Aufgabe des Völkerbundes müsste vor allem die Aufbringung grosser Geldmittel sein. Dann täte er wohl am besten, die ganze Aktion in die Hände eines kompetenten Mannes zu legen, der sich seine Mitarbeiter suchte. Vielleicht dass Fritjof Nansen auch dieses Werk übernähme. Man könnte auch an einen Mann wie Henry Hodgkin, den grossen Quäker und Verfasser des Buches „China in the family of nations" (China in der Völkerfamilie) denken.[2])

Eine solche Aktion des Völkerbundes würde dem Friedensgedanken kräftiger helfen, als sehr viele pazifistische Massregeln und sein eigenes Ansehen selbst mächtig verstärken. Aber es wäre auch Mission im allergrössten Stil. Darum müssten sich die Kirchen dieser Aufgabe ebenfalls annehmen. Hoffentlich sind sie doch noch nicht im Theologismus und Ekklesiastizismus so verhärtet, dass sie darob das Gleichnis vom Weltgericht vergässen.

2. Weltpolitisches.

Und nun, nachdem Herz und Gewissen dafür frei sind, zu etwas Gutem, sehr Gutem: den englischen Wahlen.

Der Sieg der Arbeiterpartei ist so lange mit Sicherheit geweissagt worden, dass es schwer hielt, noch daran zu glauben. Und nun ist er also trotzdem Tatsache geworden. Es ist ohne Zweifel ein ganz grosses Ereignis, das uns allen das Herz höher schlagen lassen darf. Dass wir davon nicht Mirakel erwarten dürfen, ist in diesen Wochen so viel gesagt worden, dass es wohl gegen allerlei Illusionen genügt. Wir dürfen nun aber nicht in den umgekehrten Fehler verfallen. Die Lage ist nun so, dass diesmal die Arbeiterregierung auf eine grössere Stetigkeit rechnen darf als das letzte Mal. Sie könnte nicht so leicht beerbt werden. Denn das konservative Regime ist zu stark abgewirtschaftet und für ein liberales fehlen die Voraussetzungen. Auch würde ein parlamentarischer Sturz der Arbeiterregierung sie vielleicht in den Besitz der absoluten Mehrheit bringen. Aber wenn sie zeitweilig wieder einer andern Platz machen müsste, so ist nun „labour" eine Macht, mit deren Wirksamkeit man als mit einem festen Faktor rechnen

---

[1]) Ich habe diese Daten der „Christlichen Welt" (Nr. 10 und 11) entnommen. Dort berichtet Missionsinspektor Witte, ein Mann, der die ostasiatischen Verhältnisse aus langjähriger Erfahrung kennt. Er schöpft seinerseits aus tieferen Quellen: Berichten der Missionen, des Internationalen Hilfsausschusses, in China erscheinenden europäischen Zeitungen von Weltbedeutung.

[2]) Vgl. Neue Wege. 1927, Nr. 2.

darf. Ein Volk wie das englische, das zu drei Fünfteln aus Arbeiterschaft besteht, wird, einmal zu der neuen politisch-sozialen Einstellung erwacht, davon nicht mehr dauernd abgehen. „Labour“ wird, von einzelnen Rückschlägen abgesehen, noch wachsen, nicht abnehmen.

Die Folgen dieser Wendung sind beinahe unabsehbar. Es können nur einige Hauptpunkte angedeutet werden. Zunächst bedenke man, ganz allgemein, was es heissen will, dass das englische Weltreich, vorläufig noch das gewaltige Zentrum der Weltpolitik und der Weltkultur (letzteres mehr im Sinne eines Vermittlungsorganes), von einer sozialistisch gesinnten Regierung geleitet wird, und nehme man dazu die andere Tatsache, dass das zweite der drei oder vier Weltreiche, Russland, eine antikapitalistische Macht ist. Mag der englische Sozialismus, der in Betracht kommt, noch so gemässigt und begrenzt und der russische noch so zweifelhaft sein, so stehen wir damit dennoch vor einer Sachlage voll ungeheurer Bedeutsamkeit.

Am sichersten auswirken wird sich die neue Lage in bezug auf die Abrüstung und den Völkerbund. Die Abrüstung wird einen mächtigen Antrieb, der Völkerbund ein frischeres Leben empfangen. Die Räumung der Rheinlande wird nun wohl bald erfolgen. Das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten wird sich bessern. Die Methode persönlicher Besprechungen, die durch die Reise Macdonalds zu Hoover zur Anwendung kommen soll, setzt den Menschen an die Stelle des Diplomaten. Schon die endliche Ratifikation des Washingtoner Abkommens über den Achtstundentag, die als erste Tat der Arbeiterregierung gemeldet wird, bedeutet einen Vorstoss in dieser Richtung. Die grossen Tage des Genfer Protokolls können, nun gesicherter vor politischen Wetterumschlägen, wiederkehren.

Nicht weniger wichtig und heilsam kann der Einfluss dieser Wende auf das ungeheure Problem des Verhältnisses zu Afrika und Asien werden. Zwar darf man gerade in dieser Beziehung nicht allzu viel erwarten. Zu radikalen oder gar revolutionären Lösungen dieses Problems hat Labour weder die Macht noch auch nur die Neigung. Auch hat die Arbeiterregierung das letzte Mal gerade an diesem Punkte am meisten versagt. Aber man darf annehmen, dass sie inzwischen auch darin etwas gelernt habe, man wird darum erwarten dürfen, dass ein anderer Geist und Stil immerhin in die Behandlung dieses gewaltigen Problems, das für das englische Weltreich Sein oder Nichtsein bedeutet, kommen werde. Es gibt schliesslich in der Arbeiterpartei nicht umsonst Leute wie Fenner Brockway. Das englische Weltreich ein Bund freier Völker, und dieser der Kern eines wirklichen, weltumfassenden Völkerbundes — das dürfte ja der einzig mögliche englische Lebensweg sein. Wenn diese Wendung eintritt, dann dürfte man wohl von einer providentia Dei reden, die durch das Aufkommen der Arbeiterregierung in der letzten Viertelstunde das englische Reich und mit ihm die Welt vor der entsetzlichsten der Katastrophen: der blutigen Erhebung Afrikas und Asiens gerettet habe.

Damit hängt wieder die Neugestaltung des Verhältnisses zu Russland zusammen. Dieses dürfte sich nun wohl gründlich ändern. Es ist kein Zufall, dass diesmal der „Sinowiew-Brief“ ausgeblieben ist. Russland selbst muss doch froh sein, wenn es den Alpdruck einer kriegerischen Auseinandersetzung mit England und seinen Verbündeten, wobei es mit Sicherheit den Kürzeren zöge, losgeworden ist. Nun erscheint das England Macdonalds nicht mehr als schwerstes Hindernis der bolschewistischen „Weltrevolution“, sondern eher als Rettung Russlands vor der antibolschewistischen „Weltreaktion“. Was diese Aenderung des Verhältnisses zwischen England und Russland bedeutet, wird klar, wenn man überlegt, dass ihr Gegensatz so lange die Axe der Weltpolitik bildete. Auch von dieser Seite betrachtet, gewinnt das asiatische und afrikanische Problem ein anderes, verheissungsvolleres Gesicht. Es wird nun nicht mehr so sehr von

der kommunistichen Agitation beherrscht und vergiftet. Kurz: Der Sieg des englischen Sozialismus ist eine Rettung, aber auch eine Niederlage des russischen Bolschewismus, und diese sozusagen eine von innen her.

Und selbstverständlich auch eine Niederlage des Faschismus wie aller andern Reaktion. Man mache sich klar: in dem Augenblick, wo die vielen Kurzsichtigen und Kurzatmigen nicht bloss wie wir selber die heutige Gestalt der Demokratie, sondern die Demokratie als Prinzip verwerfen, von ihr nicht verächtlich genug reden können und gegen sie allerlei Aristokraten- oder auch Parvenu-Romantik aufbringen, siegt im stärksten und gesündesten Volk und grössten Reich der Erde ausgerechnet die Demokratie! Darob erblasst die künstliche Herrlichkeit aller grossen und kleinen, aller weltlichen und religiösen Diktaturen und Diktatur-Theorien. Und das ist ja erst ein Anfang!

Ganz besonders folgenreich aber erscheint mir diese Wendung für die Entwicklung des Sozialismus. Man bedenke wieder: dieser Sozialismus, der nun die Führung der Weltpolitik und damit auch die Führung der sozialistischen Bewegung übernimmt, ist kein Marxismus, sondern ein ethisch und religiös begründeter Sozialismus, der das Doppeldogma des Geschichtsmaterialismus und des Klassenkampfes nicht kennt. Und dieser Sozialismus ist doch kein „Reformismus", er ist durchaus radikal, im besten Sinn. Das zeigt er in der Militärfrage, in der umgekehrt der richtige Schulmarxismus überall zum bourgeoisen und kapitalistischen Standpunkt zurückkehrt. Gerade die ausgesprochen religiösen Vertreter Labours sind durchs Band auch die radikalsten.

Darum ist diese Entwicklung des englischen Sozialismus eine Widerlegung des Marxismus im weltgeschichtlichen Masstab. Es ist eine arge, der Verlegenheit entsprungene Unehrlichkeit, wenn dem gegenüber von vulgär-marxistischer Seite erklärt wird: „Wir Marxisten haben recht behalten." Nein, „wir Marxisten" haben so deutlich als nur möglich unrecht bekommmen. Denn das ist doch wahrhaftig nicht das Unterscheidende des Marxismus, dass er die Entwicklung Englands zum Sozialismus hin voraussagt. Die Entwicklung zum Sozialismus hin nimmt jede Art von Sozialismus an. Das Besondere des Marxismus besteht in jenem Dogma vom Geschichtsmaterialismus und Klassenkampf und der darauf eingestellten Taktik. Und nun stehen wir vor der Tatsache, dass ausgerechnet diejenige Arbeiterbewegung, die dieses Dogma nicht kennt und diese Taktik verwirft, jetzt zum Siege vorrückt und die Führung des Sozialismus bekommt, während das Fiasko des Marxismus sowohl in seiner sozialdemokratischen wie in seiner kommunistischen Form mit jedem Tag offenkundiger wird. Nur dieser Sozialismus konnte in England solche moralischen Eroberungen machen, wie sie etwa durch die Tatsache bezeichnet werden, dass der oberste englische Kirchenfürst, der Erzbischof von Canterbury, sich zur Arbeiterpartei bekennt, und die allein eine Arbeiterregung ermöglichen. Welche Bedeutung diese Wendung im Sozialismus selbst besitzt, zeigt auf der einen Seite die Verlegenheit der Gegner (besonders der katholischen) des Sozialismus, die bisher davon lebten, dass sie diesen mit Atheismus und Materialismus gleichsetzten, und auf der andern die nicht kleinere, wenn auch besser verhehlte, der „Marxisten", denen, um ihren Lieblingsausdruck zu brauchen, ihre Felle auf den Fluten der Geschichte so rettungslos davonschwimmen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die ganze ungeheure Tragweite dieser Wendung zu erläutern. Selbstverständlich wird der Grad ihrer Wirksamkeit stark davon abhängen, mit wie viel Geschick und Tatkraft die Arbeiterpartei ihre gewaltige Aufgabe anfasst. Alle guten Geister müssen ihr nun helfen, müssen sich um sie gruppieren. Sie wird sich besonders in ihrer Aussenpolitik davor hüten müssen, doktrinär zu verfahren, sich allfällig von politischer Heuchelei missbrauchen zu lassen; sie wird gut daran tun,

auch ein Stück des alten englischen Erbes an politischem Instinkt und politischem Realismus nicht zu verachten und sich — unbeschadet eines wirklichen Sozialismus — mit den besten Traditionen und lebendigen Kräften ihres Volkes dauernd in Verbindung zu halten. Aber auch Fehler und Schwächen können die nun eingetretene Wendung zwar aufhalten, aber nicht aufheben. Und ob nun die direkten und konkreten Folgen rasch und zahlreich kommen oder nicht, die Hauptsache ist das Eine: die ganze Atmosphäre der Welt ist dadurch verändert. Die Winde Gottes, des Lebendigen, die freilich noch nicht Pfingstgeist zu sein brauchen, fangen an, wieder zu wehen.

Eine negative Erläuterung des Sinnes dieser Wendung bilden leider die Vorgänge innerhalb des deutschen Sozialismus, deren Kulmination der sozialdemokratische Parteitag in Magdeburg darstellte. Er bedeutet einen leichten und vollständigen Sieg des Panzerkreuzer-Sozialismus. Die radikalere Opposition unterlag auf der ganzen Linie, und es scheint, als ob auch ihr Kampf im Ganzen wenig Kraft und Leidenschaft gezeigt habe. Kein Wunder: steht doch auch diese Opposition zum überwiegenden Teil auf dem Boden des Schulmarxismus. Auch sie vermag sich nur ausnahmsweise zu einem grundsätzlichen Pazifismus oder gar Antimilitarismus aufzuschwingen. Einer ihrer Hauptführer, Paul Levi, ist doch einfach ein etwas gemässigter Bolschewist. Einem solchen „Antimilitarismus" gegenüber kann der republikanisch-sozialistisch gefärbte neue Militarismus der Panzerkreuzer-Leute schon noch zur Not ein gutes Gewissen bewahren. So wurde denn die Koalitionspolitik gerechtfertigt, ein „Wehrprogramm" aufgestellt, das eine etwas maskierte Billigung der Aufrüstung enthält, das Ziel einer „Republikanisierung" der Reichswehr aufgestellt, der man zu diesem Zwecke geben müsse, was sie nötig habe, kurz alles das preisgegeben, was dem Sozialismus eine innere Ueberlegenheit und moralische Werbekraft verleiht, so wurde die Weltaufgabe, die der deutsche Sozialismus gerade jetzt hätte, an kleine Machtvorteile der Stunde verraten, die Erstgeburt um ein Linsengericht verkauft.

Es ist durchaus nötig, dass wir uns diese Sachlage unerbittlich klar machen: Der Sozialismus, der in Magdeburg gesiegt hat, der Sozialismus eines Hermann Müller und Karl Severing, ist, wie der eines Paul Boncour und Louis de Brouckère, eine Blutauffrischung des Militarismus und Nationalismus. Diese Leute sind darum die Wonne des militaristischen Bürgertums. Unsere schweizerischen Bourgeoisblätter können sich vor Entzücken über sie kaum fassen und dichten unsern „Marxisten" einen Antimilitarismus an, von dem sie leider weit entfernt sind. Es ist gewiss ganz unnötig gewesen, wenn Hermann Müller (übrigens der sozialistische Hauptverräter in jenen entscheidungsvollen Tagen Ende Juli und Anfangs August 1914!) sich gegen den Vorwurf mangelnden nationalen Gefühls verteidigte. Aber es ist auch festzustellen, dass die Argumente der Herren Müller, Dittmann, Severing im Grunde genau die gleichen sind, wie die unserer „Marxisten", die tun, als ob sie Ursache hätten, sich über die Haltung der deutschen „Sozialpatrioten" zu entrüsten. Der ganze Unterschied besteht nur in der auf der einen Seite etwas mehr radikalen, auf der andern etwas mehr revisionistischen Färbung, nicht im Wesen der Sache. Mit den ganz gleichen Argumenten: dass es imperialistische Staaten gebe, dass die Arbeiterschaft vielleicht eines Tages die sozialistischen Errungenschaften mit der Waffe in der Hand verteidigen müsse und so fort, wehren sich die schweizerischen „Marxisten" gegen unsern Antimilitarismus, wie die deutschen Genossen gegen den deutschen. Und ebenso wie diese geben sie damit die Seele des Sozialismus preis und rauben ihm die sittliche Ueberlegenheit gegenüber dem bürgerlichen Militarismus, die durch die geistlose Schimpferei über den Völkerbund nicht wiedergewonnen wird.

Diese traurige Tatsache hat ihre grosse Bedeutung nicht bloss für den Sozialismus, sondern auch für die heutige weltpolitische Lage. Wie das letzte Mal gezeigt wurde, hätte ein vertrauenswert pazifistischer deutscher Sozialismus gegenwärtig den Schlüssel der Lage in der Hand. Er hat diesen Schlüssel Stresemann und Gröner übergeben, genau wie von 1914 bis 1918 In diesem Fiasko der wichtigsten Träger des sozialdemokratischen Marxismus erleidet dieser selbst ein solches. Er zeigt sich als unfähig, mit *seinen* Motiven die bürgerliche Welt zu überwinden.

Und was nun?

Es ist nicht aller Tage Ende. Nicht zu vergessen ist, dass der Parteitag von Magdeburg ganz sicher nicht die Denkweise und Stimmung der Arbeitermassen darstellt. An solchen Tagungen überwiegen stets die *Funktionäre*, die von dem herrschenden Regime abhängig sind. Und es kann auch im deutschen Sozialismus zu einem Umschwung kommen, der andere Gedanken und andere Männer obenauf bringt. Dazu kann vor allem auch die von England ausgegangene Wendung mächtig beitragen.

Wenn aus Deutschland auf dieser Linie also bloss Versagen zu melden ist, so bedeutet der sozialistische Sieg in *Dänemark* eine starke Unterstützung der von England ausgehenden Entwicklung. Man erfährt, dass die neue sozialistisch-demokratische Mehrheit durchaus gesonnen ist, das bekannte Programm einer vollständigen Abrüstung durchzuführen und allfällig bis zur Abschaffung eines widerstrebenden Herrenhauses fortzuschreiten. Von *diesen* Sozialisten sind unsere Militaristen natürlich weniger erbaut!

Nach Mitteilungen aus bester Quelle gestalten sich die dänischen Abrüstungspläne folgendermassen:

„Armee und Flotte werden in eine Grenzpolizei und Staatsmarine verwandelt, um Dänemark in Stand zu setzen, seine Pflichten als neutraler Staat und Mitglied des Völkerbundes in Uebereinstimmung mit den vorhandenen Regelungen zu erfüllen. Die neuen Einrichtungen werden dem Ministerpräsidenten untergeordnet. Das Kriegs- und Marineministerium werden abgeschafft. Die Festungen geschleift. Die allgemeine obligatorische Wehrpflicht aufgehoben. Alle Männer über 20 Jahre werden jährlich registriert. Wer weder für die Grenzpolizei noch für die Marine ausgebildet werden will, muß davon den Behörden Mitteilung machen. Von den übrig bleibenden tauglichen Männern wird jährlich die für den Dienst notwendige Zahl (1600) ausgezogen. Freiwillige militärische Verbände sind untersagt.

Die vereinigte Stärke der Grenzpolizei und Marine soll 13,000 Mann betragen. Die Staatsmarine wird folgendermassen zusammen gesetzt sein: 6 Schiffe von nicht mehr als 8000 Tonnen, 24 Schiffe von nicht mehr als 3600 Tonnen, einige Minen- und Depotschiffe und 12 Kutter. Die jährlichen Kosten für beide Einrichtungen sollen von 50 bis 60 auf 17 Millionen herabgesetzt werden.

Im Laufe des kommenden Winters wird sich zeigen, ob die schwache konservative Mehrheit im Senat sich dem bestimmten, durch die Wahlen vom 24. April geäusserten Willen des Volkes zu widersetzen gedenkt. Sollte das der Fall sein, dann wird die grosse Verfassungsschlacht beginnen, die von den beiden demokratischen Parteien unter der Losung: „Abschaffung des Senates!“ ausgefochten werden wird. Ueber ihren schliesslichen Ausgang kann kein Zweifel sein.“

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die übrige Welt, so hat dieser Monat wenig Neues gebracht. In *Asien* geht der Kampf zwischen der „Weltrevolution“ und der „Weltreaktion“ vorläufig weiter. Er steht in *China* wie in *Afghanistan* hinter dem Bürgerkrieg. Im *Osten* und *Südosten Europas* nimmt ebenfalls das alte Spiel seinen Fortgang: Mussolini mit Ungarn gegen die Kleine Entente, diplomatische Schritte der

Kleinen Entente in Budapest, mächtige von Mussolini geförderte Kriegsrüstungen Ungarns; der Faschismus im allgemeinen gegen den Sozialismus und die Demokratie, in Oesterreich als latenter Krieg zwischen den „Heimwehren" und dem „Republikanischen Schutzbund" besonders viel zu reden gebend; dazu die politischen Greuel überall und das Gären des Minderheitenproblems.[1]) Im Elsass siegen die „Autonomisten", in Belgien die ihnen verwandten flämischen „Aktivisten". Hierin äussert sich das Moment der nationalen „Selbstbestimmung", das den andern Pol der Einheitsbewegung der Zeit bildet. Man denke an das Spencersche Gesetz der „Integration" und „Desintegration".

In Paris aber ist die Reparationskonferenz nun doch zu einem Abschluss gekommen, der, wie wenigstens vorgegeben wird, auf allen Seiten „befriedigt". Es fehlt uns die Kompetenz, um die wirtschaftlichen und die mit diesen verbundenen politischen Folgen dieser „Liquidation des Weltkrieges" zu beurteilen. Wenige werden dafür das Wissen und das Ingenium haben. Sicher ist bloss, dass in diesem Ereignis die Vorherrschaft des Geldes und der Wirtschaftsinteressen in unserer „Kultur" zum Ausdruck kommt. Sehr zu bedauern bleibt, dass nicht alle Staaten zu diesem Einheitswerk (es sollte ja ein solches sein!) beigezogen wurden.

Der Bericht der Experten über den Owen Young-Plan, der nun den Dawesplan ersetzen soll, ist, in diesem Lichte betrachtet, ein höchst merkwürdiges Dokument der Weltbewegung und zwar ein hochwichtiges. Nur ein Mensch, der zugleich ein ökonomisches und ein politisches Genie wäre, könnte seine Tragweite ganz übersehen. Und als ganz besonders symbolisch bedeutsam hebt sich aus dieser neuen Welt die Weltbank heraus, die sozusagen ihren Eckstein bildet. Sie kann vielleicht auch eine Zitadelle des Kapitalismus und ein Zentraltempel der Mammonismus werden.

Es scheint mir im übrigen nicht unwahrscheinlich, dass sich auch auf diesem wirtschaftlichen Wege eine gewisse Einigung Europas, ja der ganzen Welt vollzieht, auf die allerdings kein Verlass wäre, wenn es bei ihr allein bliebe. Der Zwiespalt wird nun immer mehr auf das soziale Gebiet im weitesten Sinne („Rassenfragen" inbegriffen) vorrücken.

Das Zustandekommen dieses Ergebnisses scheint vorwiegend das Werk der Amerikaner zu sein. Diese haben sich sogar zu der edlen Handbewegung entschlossen, die der Verzicht auf 50 Millionen Dollar Besatzungskosten bedeutet – was für sie bloss ein Trinkgeld ausmacht! Es bleibt im übrigen die Tatsache eines unerhörten, durch viele Jahrzehnte gehenden Kriegstributes des verarmten Europa an das unermesslich bereicherte Amerika. Nach den nicht aufgehobenen Gesetzen der Weltordnung wird dieser Tribut Amerika wenig Segen bringen. Und er wird sicher nicht viele Jahrzehnte andauern!

2. Militarismus und Antimilitarismus, Giftgas, Völkerversöhnung.

Wenn wir von dieser weltpolitischen Entwicklung her zu dem üblichen Hin und Her des Kampfes zwischen den zwei Welten gelangen, so ist aus dem Umschau-Monat etwa folgendes hervorzuheben.

In Cleveland in den Vereingten Staaten hat sich ein Unheil ereignet, das eine ähnliche Bedeutung hat wie die vor einem Jahre geschehene Hamburger Giftgaskatastrophe. In einem Spital sind giftige Gase explodiert. Etwa 125 der Insassen werden sofort getötet, viele andere schwer verletzt. Die Giftgase entfalten ihre ganze, von unsern Militaristen so viel gerühmte Humanität. Scheinbar Gerettete fallen plötzlich um und sterben in ein paar Minuten. Ihr Gesicht wird blau oder schwarz. Andern versucht man

[1]) Dieses wird nun trotz seiner aufschiebenden Behandlung an der Madrider Tagung des Völkerbundes sicher in rascheren Fluss geraten.

Sauerstoff einzupumpen, aber die Lunge ist von den Gasen ganz zerfressen und alle ärztliche Kunst hilflos. Also wieder ein Memento an das, was unserer Welt harrt, wenn sie nicht hören will.

Wenn im Angesicht einer solchen Sachlage das Internationale Rote Kreuz einen Aufruf erlässt, worin es um Geldmittel bittet, um einen wirksamen Schutz der Zivilbevölkerung vor den Giftgasen suchen zu können und sogar einen Preis dafür aussetzt, so haben viele das als eine arge Versündigung an der Aufgabe des Roten Kreuzes empfunden und darin die Gefahr einer Einlullung der Völker in trügerische Sicherheit erblickt. Wir bringen an anderer Stelle den Protest einer Reihe von antimilitaristischer Vereinigungen gegen ein solches Vorgehen einer Institution, die selbst gegen Giftgase nur Proteste kennen sollte.

Von diesen Giftgasen möchten freilich unsere Militaristen am liebsten nichts hören und hören lassen. Sie sind ihnen äusserst unbequem. Inzwischen bedienen sie selbst sich ihrer in gemeinster Form. Da die in Oberstenkreisen geplante Gesetzgebung gegen die Antimilitaristen wenig Aussichten hat, so versucht man es vorläufig auf andere Weise. Die Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich hat zu diesem Zwecke eine „Presse-Korrespondenz" gegründet. Diese lässt unter der den Sachverhalt verhüllenden Chiffre P. K. einen Artikel durch die Presse gehen, der neben absurden Behauptungen über den Giftgaskrieg (z. B. einer Umdichtung der Hamburger Katastrophe in einen Beweis für die Harmlosigkeit der Giftgase) vor allem die elendesten Verleumdungen gegen die so unbequeme Frl. Dr. Wocker und den Sekretär der „Zentralstelle" enthalten. Das sind die Waffen dieser Vertreter der „nationalen Ehre".

Inzwischen hat im schweizerischen Nationalrat wieder eine Abrüstungsdebatte stattgefunden, diesmal in Anknüpfung an die Ratifikation des Kelloggpaktes. Die sozialdemokratische Fraktion liess durch Nationalrat Huber eine Motion stellen, die dem Rat Gelegenheit geben sollte, zu zeigen, wie weit es ihm mit dem Kellogg-Pakte ernst sei. Die Motion lud den Bundesrat ein, zu prüfen, ob nicht auf Grund der neuen Lage auch in der Schweiz eine Abrüstung möglich sei. Die Probe fiel so deutlich als möglich aus. Auch nur die Prüfung dieser Frage lehnte der Rat mit allen Stimmen gegen die der Sozialdemokraten und zweier Outsider ab. Die ganze tiefe Unwahrhaftigkeit der Stellung, in die unsere Um-jeden-Preis-Militaristen geraten sind, trat zum so und so vielten Male zu Tage und Herr Motta repetierte mit abnehmendem Schwung seine Bern-Rede! [1])

---

[1]) Ich kann mir nicht versagen, eine Aeusserung Dr. Hoppelers (der es fertig brachte, gegen den Kellogg-Pakt zu stimmen) hierher zu setzen („Ev. Volkszeitung" Nr. 24). Wenn das stimmt, was Dr. Hoppeler erzählt, dann spricht es nicht gegen den Kellogg-Pakt, wohl aber sagt es sehr viel über ihn selbst, unsere Nationalräte und die Schweizer!

„Mittwoch Vormittag: Kellogg-Pakt! Soll ich viel darüber schreiben? Soviel will ich sagen? Kein Mensch glaubt an die Wirksamkeit dieser neuesten Kriegsächtung, die doch im Grunde ganz einfach ein Instrument der amerikanischen Politik ist; und doch stimmte jedermann dafür. Ich habe während der Kellogg-Debatten im Saale herum einige Stichproben gemacht. Zu einem, der während der feurigen Rede von Bundesrat Motta ruhig an seinem Platze sass und Zeitungen las, sage ich: „Wie, Sie sitzen gleichgültig hier, anstatt dem gewaltigen Aufgang der Kellogg-Sonne beizuwohnen?" Knurrende Antwort: „Das ist keine Sonne; das ist nicht einmal ein Mond!" Ich interpelliere den zweiten. „Eine grosse Kinderei", lautet sein Urteil. Eine ostschweizerische freisinnige Grösse frage ich: „Halten Sie auch dafür, dass dieser Pakt die Rettung der Welt bedeute?" Antwort: „Ja, gewiss; aber nur bis zum nächsten Krieg." Es kommt eine führende Grösse der Katholisch-Konservativen

Was im übrigen den Kellogg-Pakt betrifft, so erwahrt sich unsere vor Jahren gemachte Voraussage, dass er zwar augenblicklich (vor einigen Jahren!) wenig bedeute, aber mit der Zeit eine grosse Wichtigkeit bekommen könne. Wir müssen die Waffe, die man uns damit in die Hand gegeben hat, benützen. In welchem Sinne das geschehen kann, zeigt folgender Artikel der „Neuen Generation“ (1929, Heft 4/5):

„Aus dem Pariser internationalen Pakt zur Aechtung des Krieges sind, nach seiner Ratifizierung durch die beteiligten Staaten, dreierlei Konsequenzen zu ziehen:

Die allgemeine Abrüstung.

Die Einbauung der Grundidee des Pakts in die Verfassungen der einzelnen Staaten (Beseitigung des Rechts zur Kriegserklärung; Erklärung des Kriegs zum Verbrechen).

Die Einfügung von Paragraphen gegen Störung des Völkerfriedens in die Strafgesetzbücher; analog den Bestimmungen gegen Landfriedensbruch: Bestimmungen gegen Weltfriedensbruch.

Die Gruppe Revolutionärer Pazifisten hat Ende vorigen Jahres strafrechtliche Bestimmungen gegen Weltfriedensbruch ausgearbeitet, und sie brachte ihren Entwurf als Antrag beim Deutschen Friedenskartell ein. Das Deutsche Friedenskartell betraute mit der Prüfung des Entwurfs eine Kommission, die aus Hellmuth v. Gerlach, Gertrud Baer, Professor Paul Oesterreich, Justizrat Johannes Werthauer und dem Urheber des Entwurfs, Dr. Kurt Hiller, bestand. Der Entwurf wurde, mit geringfügigen Aenderungen, von der Kommission einstimmig angenommen und fand dann auch die Zustimmung des Kartellpräsidiums. Er wurde am 4. Januar 1929 von Professor Quidde, namens des Deutschen Friedenskartells, dem Strafrechtsausschusse des Reichstags zugeleitet.

Nach diesem Entwurf soll in einem besonderen Abschnitt des neuen Strafgesetzbuchs mit Strafe bedroht werden:

1. Wer einem ausländischen Staat oder Staatenbund den Krieg erklärt oder im Widerspruch zum Völkerrecht kriegerische Handlungen anordnet oder eröffnet.

2. Wer an völkerrechtswidrigen kriegerischen Handlungen freiwillig teilnimmt.

3. Wer in Versammlungen oder in Druckschriften zum Krieg gegen einen ausländischen Staat oder Staatenbund aufreizt.

4. Wer durch Fälschung oder Verfälschung Schriften, Zeichnungen oder andere Gegenstände in der Absicht herstellt, sie in einer den Völkerfrieden gefährdenden Weise zu verwenden, oder wer wissend, dass sie gefälscht oder verfälscht sind, sie verwendet.

5. Wer einen Deutschen mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt oder mit gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Nachteilen zum Eintritt in eine militärische Organisation oder Formation nötigt oder andere zu einer solchen Nötigung auffordert.

---

an die Reihe: „Sie werden wohl auch ja stimmen?“ „Ach wissen Sie, nützen tut natürlich dieser Pakt nichts; aber schliesslich schadet er ja auch nichts!“ Ein führender Sozialdemokrat: „Die grösste Heuchelei, die man sich denken kann.“ Ein Radikaler: „Es ist keine Aufrichtigkeit dabei.“ Und lachend ein freisinniger Welscher: „Igg glaube ggaine Wort an alle diese Sagge!“ Trotzdem bei der Eintretensabstimmung: Einstimmiges Ja, mit Ausnahme der Kommunisten, die nein stimmten, und unsere Wenigkeit, die sich der Stimme enthielt. Ist das ehrliche Politik? Und kann aus solcher Politik Gutes kommen? In der Schlussabstimmung blieb dann auch der katholische Basellandschäftler Blarer trotz Zurufen seiner Fraktionsgenossen ostentativ sitzen, während Gelpke mit Nein stimmte.“

Verbrechen nach Ziffer 1 sind mit der grössten Freiheitsstrafe zu bedrohen, die das Gesetz kennt.

Es fragt sich, ob und wie der Strafrechtsausschuss des Reichstags einen gesetzgeberischen Gedanken aufnehmen wird, der zwar nichts als die logische Schlussfolgerung aus dem Inhalt eines völkerrechtlichen Abkommens ist, das der Reichstag selbst ratifiziert hat, der aber weder von den Parteien stammt noch von der amerikanischen Regierung!"

An der Berner Diskussion war interessant, dass wieder das Argument auftauchte, das aller Wahrscheinlichkeit nach in der nächsten Zeit eine grosse und verhängnisvolle Rolle spielen wird: dass unser Milizsystem der eigentliche Weg zum Frieden sei, den alle Welt gehen müsse, wobei es natürlich unsere Aufgabe wäre, es recht liebevoll auszubauen. Dass man sich für diese Behauptung vor allem auf Sozialisten berufen konnte (Boncour, de Brouckère) war das Bittere an der Sache. Wir haben gegen diese Gefahr von der „Zentralstelle" aus neuerdings eine grosse und andauernde Aktion unternommen.

Ungefähr diese Art Leute wird (Ausnahmen abgerechnet) wohl Herriot zugejubelt haben, als er jüngst in Zürich vor einer tausendköpfigen Versammlung über die Versöhnung von Deutschland und Frankreich sprach. Dem Chronisten war es infolge notgedrungener Abwesenheit von Zürich nicht möglich, dieses Ereignis mitzuerleben.[1]) Er freut sich über Herriots Auftreten und Erfolg, aber was soll man von diesen seinen Zuhörern halten, die über seine Versöhnungsrede in Ekstase geraten, die aber weitaus zum grössten Teil in Wut gerieten, wenn man ihnen die Abschaffung unseres Heeres zumutete, dessen Notwendigkeit sie doch stets mit den schlechten Kerlen jenseits der Grenzen begründen? Eine Heuchelei mehr! Und in bezug auf diese ewige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich muss ich einmal offen erklären: Ich fürchte, man versöhne sich so oft und so gründlich, dass ein Krieg dadurch fast notwendig werde.

Viel verheissungsvoller ist die sich mehrende Gewissheit, dass Hoover auf seine Art eine ernsthafte Friedenspolitik betreiben will. Im schärfsten Widerspruch dazu steht die, von ihm freilich nicht verschuldete Tatsache, dass Frau Rosica Schwimmer, der bekannten ungarischen Pazifistin, durch Entscheid des obersten Gerichtshofes endgültig die Einbürgerung verweigert worden ist, weil sie, die Frau (!), die Erklärung abgegeben hatte, dass sie es ablehnen müsste, für die Verteidigung ihres neuen Vaterlandes Waffen zu tragen. Da wird Hoover vor der eigenen Tür wacker zu kehren haben.

Erfreulich ist übrigens, dass der Beitritt der Vereinigten Staaten zum Internationalen Gerichtshof nun beschlossene Sache zu sein scheint.

3. Soziales und Sozialistisches.

Der Kommunismus hat von Moskau neue „Richtlinien" bekommen, die zu einer Verschärfung seiner Taktik auffordern. Die Berliner Ereignisse scheinen bereits eine Anwendung davon gewesen zu sein. Bei uns soll infolge davon der 1. August wacker kommunistisch ausgenützt werden. Nichts könnte unserem Bürgertum willkommener sein, und der ausgeleierte, in Phrase und Festhumbug versimpelte 1. August kann eine solche Auffrischung auch brauchen. Dass eine Reihe von kommunistischen Radikalinski durch diese neuen Weisungen zu halben Bourgeois gestempelt worden sind (und solche sind sie ja auch!) entspricht den alten Gesetzen solcher Bewegungen.

Der Faschismus in Italien aber richtet unter dem Namen einer „Spezialdienst-Reserve" eine richtige terroristische Geheimpolizei („Tscheka") ein. Gewiss weil er sich seiner Herrschaft gar so sicher fühlt! Er gesteht

[1]) Doch hat er die gedruckte Rede bereits gelesen.

auch zu, dass er mit seinen faschistischen Gewerkschaften trotz aller Nachhilfe mit Rizinusöl oder Zuckerbrot doch die sozialistische Arbeiterschaft nicht gewonnnen hat.

Ganz böse Berichte kommen fortwährend über den Stand der Landwirtschaft, besonders in einigen Teilen Deutschlands. Es scheint vor allem an Absatz der Produkte und an Betriebskapital zu fehlen. Eine Internationale Landwirtschaftskonferenz in Bukarest, an der Professor Laur offenbar eine grosse Rolle spielte, suchte Abhilfe besonders für die erstere Not.

Auf der Arbeitskonferenz in Genf wurde sklavenähnliche Zwangsarbeit als an mancherlei Orten noch fortdauernd festgestellt und gegeisselt.

4. Kirchliches.

Dass die Lateranverträge für das Papsttum eine schwere moralische Niederlage bedeuten, wird mit jedem Tag klarer. Der Wortwechsel zwischen Papst und Duce, der einen sehr scharfen und höhnischen Ton annahm und später nur wieder ein wenig verzuckert wurde, ohne dass dadurch die Wirklichkeit der Dinge geändert worden wäre, beleuchtet den Sachverhalt mit aller Deutlichkeit. Den Schlüssel zu diesem schweren Fehlgriff des Vatikans bildet der Ausspruch des Papstes, dass er mit dem Teufel in Unterhandlungen träte, wenn er von ihm Vorteile für die christlich-kirchlichen Bestrebungen erlangen könnte. Ein solches Wort ist eine Kirchengeschichte in nuce!

Dafür soll man in Frankreich bei einer Feier zu Ehren der Jungfrau von Orleans in dieser Stadt wieder die „Papsthymne" gesungen haben. Und in Mexiko soll der Kirchenfrieden wirklich vor der Türe stehen. Auch das preussische Konkordat sei so ziemlich unter Dach.

Der Weltbund der reformierten Kirchen soll (zum zweiten Mal) vom 18. bis 27. Juni in Boston stattfinden.

Gegen unsern Freund, Pfarrer Eckert in Mannheim, ist wegen seinen scharfen Aeusserungen gegen die Kirchen, besonders ihre „Liebstätigkeit", ein Disziplinarverfahren eröffnet worden. Wir werden darauf zurückkommen.

Nicht ohne allgemeines Interesse sind die Vorgänge, die sich in der aargauischen Gemeinde Safenwil abspielen. In dieser durch die Wirksamkeit Karl Barths bekannt gewordenen Gemeinde amtet ein junger Pfarrer, der sich zum Sozialismus bekennt und auch nicht gerade in der Verherrlichung der Armee eine Hauptaufgabe der Vertretung des Evangeliums erblickt. Gegen ihn erhob sich eine immer schärfer werdende Opposition des industriellen Gemeindegewaltigen und seines Anhangs, die sich bis zum Austritt aus der Landeskirche und zur Bildung eines eigenen „Kultusvereins" entwickelte, dem ein Pfarrer aus einer andern Konfession sich zur Verfügung stellte. Die Sache schien kritisch zu sein, da diese Ausgetretenen auch die stärkste Steuerkraft der Gemeinde repräsentieren. Man weiss ja, was das bedeutet! Und nun ist geschehen, dass trotzdem der so hart angefochtene Pfarrer mit grosser Mehrheit wiedergewählt worden ist. Ganz und gar herrschen in der Schweiz doch noch nicht die neuen Landvögte.

5. Schweizerisches.

Von spezifisch schweizerischen Begebenheiten dürfen diesmal zwei erfreuliche genannt werden.

Das ist einmal das Ergebnis der Petition um das Frauenstimmrecht. Es ist günstiger ausgefallen, als viele erwartet hatten. Rund 250,000 Schweizer, davon etwa 80,000 Männer, haben ihre Unterschrift für diesen notwendigen Ausbau der Demokratie gegeben. Die Opposition unseres offiziösen schweizerischen Katholizismus (der dafür Spielbanken und Branntwein unter seinen Schutz nimmt) hat dieses Ergebnis nicht zu verhindern vermocht. Die Fabel, dass die Frauen selbst dieses Recht nicht wollten, ist damit widerlegt.

Woher mag wohl dieser Umschwung kommen? Vor allem doch wohl aus der Empfindung vieler Frauen, dass es mit dem öffentlichen Wesen übel stehe und ihr Eintreten notwendig sei. Interessant war die Mitteilung einer der Führerinnen der Bewegung, dass man die Unterschrift der Frauen am leichtesten bekommen konnte, wenn man ihnen erklärte, das Stimmrecht würde den Frauen ermöglichen, gegen Krieg und Alkohol und für die Erziehung etwas Rechtes zu tun.

Im Bundeshaus sind die Frauen mit ihren Unterschriftenpaketen sauer-süss empfangen und mit den dort üblichen amtlichen Phrasen abgespeist worden. Während man in andern Parlamenten die Ritterlichkeit gehabt hätte, sie in voller Sitzung zu empfangen, wurden sie im Lande der Gertrud Stauffacher in einem Kommissionsstübchen „erledigt". An schlechten Witzen der Herren wird es nicht gefehlt haben. Doch scheinen die Frauen — wenigstens viele von ihnen — die Genügsamkeit zu teilen, die in der „ältesten Demokratie" üblich geworden ist. Sobald ein Magistrat von seiner Wolkenhöhe herab ein paar nicht allzu unfreundliche oder allzu dumme Worte spricht, so sind die Söhne und Töchter Tells ganz hin. Wenn man aber so weit geht, den bescheidenen Demonstrationszug der Frauen zum Bundeshaus als „Bittgang" zu entschuldigen, so ist das schon Servilismus. Möchten die Frauen bald davon loskommen! Leider wird der Berner Empfang die Frauen nicht davon abhalten, in ihrem Hauptorgan auch künftig gerade die Politik dieses Bundesrates vertreten zu lassen. Doch davon und von allerlei anderem, das damit zu sammenhängt, später einmal. Für heute soll diese Sache als eine der wenigen schweizerischen Herzstärkungen dieser Periode mit Freuden anerkannt sein.

Sehr erfreulich ist ferner, dass eine grosse Volksversammlung in Bellinzona sehr offen und energisch mit dem F a s c h i s m u s und seinen schweizerischen Freunden mit oder ohne Amt, besonders mit Bundesrat Motta, ins Gericht gegangen ist. Diese italienischen Eidgenossen haben noch Blut in den Adern.

Soll ich vielleicht noch den schweizerischen Tag der sogenannten r a d i k a l - d e m o k r a t i s c h e n (das heisst: konservativ-reaktionären) Partei nennen, und zwar als e r f r e u l i c h e s Zeichen, insofern, als er sich genötigt sah, ein wenig in sozialer Gesinnung zu schauspielern, was man als Symptom einer Aenderung des politischen Wetterstandes betrachten könnte? Meinetwegen!

6. Kulturelles und Unkulturelles.

Nachdem wir vor kurzem die d e u t s c h e n Ausgaben für Alkohol und Verwandtes durch Zahlen illustriert, soll es nun mit den e n g l i s c h e n geschehen, allerdings nur in Bezug auf den A l k o h o l. In England wurden 1928 5764 Millionen Mark für Alkohol ausgegeben (1927 noch etwas mehr, nämlich 5976 Millionen Mark, also fast 6 Milliarden). Da die Bevölkerung des Vereinigten Königreiches rund 44,400,000 Seelen zählt, werden rund 130 Mark jährlich auf den Kopf für alkoholische Getränke ausgegeben. Die Steuern auf Alkohol machen 2483 Millionen Mark aus, zu denen noch 90 Millionen für Lizenzen an Spirituosenhändler kommen. Solchen Zahlen gegenüber ist es gewiss eine sehr berechtigte Demonstration, wenn die englische Botschaft in Washington freiwillig auf das Recht der Exterritorialität verzichtet und den Alkohol aus ihren Räumen verbannt.

Neben dem Alkohol spielen andere Rauschgifte eine wachsende Rolle. In der Nähe von Wien wurde letzthin eine Stätte entdeckt, wo eine Gesellschaft moderner „Lebemänner" jahrelang Orgien feierte, deren Element das K o k a i n war. Dergleichen gibt es wohl in der heutigen Welt viel.

In die Nachbarschaft solcher Erscheinungen gehört die Tatsache, dass in Paris gegenwärtig nicht weniger als 128 B a n q u i e r s wegen unlauteren Operationen gefangen sitzen und in Berlin der Sohn S t i n n e s wegen Riesenbetrug vor Gericht steht. In L i m o g e s ist es zu einem völligen Volksauf-

stand gekommen, weil einen neureichen Mörder und „Lebemann" schlimmsten Stils nicht das Todesurteil getroffen hat.

In Mecklenburg-Strelitz dagegen hat sich herausgestellt, dass an jenem russischen Gefangenen Jakubowsky wirklich ein Justizmord im Vollsinn des Wortes begangen worden ist. Eine neue Warnung vor der Todesstrafe!

In Wien fand ein internationaler Tierschutzkongress statt. Pferde, Hunde, Katzen, Hausvögel bewegten sich in langem Demonstrationszug. Daran hätte wohl Julie Schlosser Freude gehabt, auf deren in der „Christlichen Welt" (1929, Nr. 1 und 2) erschienenen Aufsatz „Wir und die Kreatur" bei diesem Anlass aufmerksam gemacht sei.

Immer dringender nötig ist aber der Menschenschutz. Und zwar besonders vor dem modernen Strassenteufel. In der Schweiz ist nun die Zahl der Todesfälle, die das Auto verschuldet, auf mehr als einen jeden Tag gestiegen, wozu natürlich die drei- bis vierfache Zahl von schwer Verletzten kommt. In der grossen Mehrzahl der Fälle ist unsinniges Fahren, oft durch ganze oder halbe Betrunkenheit veranlasst, Schuld an dem Unheil. Aber mit einem Fatalismus, der schon ein psychologisches Rätsel ist, willigt die Masse in diesen Bluttribut an einen modernen Moloch. Letzthin hat in Zürich ein solcher Motorbesessener die zwei Knaben einer Proletarierfamilie auf einmal überfahren und getötet. Wenn das der Sohn eines Redaktors der „Neuen Zürcher Zeitung" gewesen wäre, dann hätte es vielleicht einmal einen Anlauf zu gesetzlicher Verhinderung dieses unerhörten Frevels gegeben, so aber bleibts bei einer kurzen Aufwallung des „Volkszorns", um die sich diese Autogesellschaft herzlich wenig schert und einer sicher ebenso unschädlichen Motion im Stadtrat. Man sollte annehmen, dass besonders der Sozialismus als Sprecher des Proletariates, dessen Kinder hauptsächlich die Opfer dieses Molochs sind, sich rege. Vergebliche Erwartung! Die Vergötterung des „technischen Fortschrittes", der diese Kreise beherrscht, und andere Umstände lähmen jede Aktion der Menschlichkeit. Es ist übrigens ja nicht nur das nackte Leben selbst, das tagtäglich durch diese unerhörte Verhöhnung aller menschlichen und göttlichen Ordnung gefährdet wird, auch die Nachtruhe wird durch diesen von seinen Schmäusen und Trinkereien (oder Schlimmerem) heimkehrenden Autopöbel für ganze Quartiere und ganze Gegenden, besonders in der „schönen" Jahreszeit, Nacht für Nacht verstört. Um von allem andern zu schweigen! Sollte wirklich nicht mehr genug Gottesfurcht und Menschenliebe, Mut, Glaube, Freiheitssinn, Demokratie unter uns sein, dass endlich der Widerstand gegen diesen Dämonenkultus erwachte?

13. Juni. L. R.

Die Abrüstungspolitik der englischen Arbeiter-Regierung. Wir geben zur Charakteristik der englischen Arbeiter-Regierung einiges aus ihrer Programmschrift („Labour and the Nation") wieder, die im Namen der Partei von Macdonald herausgegeben worden ist. Und zwar wollen wir uns diesmal auf die Stellen beschränken, welche von ihrer Abrüstungspolitik handeln, uns vorbehaltend, ein andermal mehr solche zu bringen, die ihre innere Politik und ihren Sozialismus beleuchten.

„Wir wirken mit den Arbeiterbewegungen und sozialistischen Organisationen anderer Länder zusammen und unterstützen die Bildung einer Völkerverbindung für die Aufrechterhaltung von Frieden und Freiheit, für die Schaffung eines geeigneten Apparates zur Ordnung und Beilegung von internationalen Streitigkeiten durch Vermittlung und Schiedsgericht und für eine durchführbare internationale Gesetzgebung." (Parteistatuten 1918.)

„Mehr als irgend eine andere Nation lebt Grossbritannien von seinen internationalen Beziehungen. Da es gleichzeitig ein Teil von Europa und doch von diesem getrennt ist, da es weder abseits in einsamer Isolierung lebt, noch mit den Augen bloss auf seine Grenzen gerichtet, ist es in einer ganz

einzigartigen Lage, um seinen Beitrag an die Sache des Völkerfriedens zu leisten. Eigeninteresse und menschheitliche Gesichtspunkte verlangen von ihm gleichmässig, dass es sich zu der Höhe der Verantwortlichkeit erhebe, die seine Lage ihm auflegt . . .".

„Die Arbeiter-Partei gedenkt ihre Macht zu gebrauchen, um Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit zu schaffen, durch die Entfernung der letzten Ursachen internationaler Streitigkeiten aus dem Leben der Völker, durch Vermittlung und alle Möglichkeiten umfassende Schiedsgerichtsbarkeit, durch Verzicht auf den Krieg als ein Mittel nationaler Politik, durch politische und ökonomische Kooperation vermittelst des Völkerbundes, und durch gegenseitige Abmachungen mit Staaten, die nicht Mitglieder des Bundes sind."

„Ein Komitee für die nationale Verteidigung hat schon lange bestanden, um das Kabinett in Fragen der Strategie und militärischen Organisationen zu beraten. Aber trotzdem die Probleme des Friedens für die Nation lebenswichtiger sind als die des Krieges, haben die kapitalistischen Regierungen es bisher nicht für nötig gehalten, den ersteren die gleiche unablässige Aufmerksamkeit und stetige Vorbereitung zu widmen, die sie den letzteren gewährten. Die Arbeiter-Partei wird es sich angelegen sein lassen, dieses Versäumnis unverzüglich gutzumachen. Sie wird eine ständige Organisation schaffen, durch welche wissenschaftliche Erkenntnis und technische Geschicklichkeit aufgeboten werden, um die Organisation der Industrie zu verbessern, den wirtschaftlichen Ertrag zu vermehren und die ganze Lebenshaltung des Gemeinwesens zu erhöhen."

„In den auswärtigen Angelegenheiten vertritt die Arbeiter-Partei den Standpunkt, dass die Lebensinteressen der Welt, die wirtschaftlichen wie die politischen, die gemeinsamen Interessen aller Völker sind. Sie glaubt, dass im allgemeinen der Gewinn einer Nation aller Nationen Gewinn und der Verlust einer Nation aller Nationen Verlust sei. In Verfolgung der logischen Konsequenzen dieses Standpunktes, verwirft die Arbeiterpartei ganz und gar die Grundsätze der alten Diplomatie und die Politik, welche vor dem Kriege die internationalen Beziehungen beherrschten. Diese Grundsätze nahmen an, dass das, was für eine Nation Gewinn sei, für alle andern Nationen notwendigerweise Verlust sein müsse, und dass jeder Staat beständig seine eigenen materiellen Interessen auf Kosten anderer Völker wahren müsse, wenn nötig durch Trug oder Gewalt. An Stelle von Erregung von Konflikten und Anwendung von Gewalt will die Arbeiter-Partei durch internationale Zusammenarbeit Frieden schaffen."

„Das ganze Gebäude des Friedens und einer auswärtigen Politik der Zusammenarbeit muss fest auf die Grundlage des Völkerbundes gestellt werden. Die Arbeiter-Regierung wird durch die Organisation des Bundes mit allen andern Regierungen zusammenarbeiten, um die gemeinsamen Interessen der Welt zu fördern. Sie wird diese Organisation benützen, um friedlich alle internationalen Streitigkeiten beizulegen, um was für Interessen und Mächte immer es sich handeln möge. Mit dem Beistand der Regierungen der Dominions, deren Beteiligung an der auswärtigen Politik die Arbeiter-Partei aufs wärmste begrüsst, wird sie den ganzen Einfluss des Britischen Reiches benützen, um eine möglichst vollständige Anwendung und weitere Entwicklung des Bundes zu sichern, auf dass alle Organe des Bundes, die politischen, ökonomischen und technischen, die praktischen Ergebnisse einer kraftvollen Aktivität erreichen mögen.

Auf diese Weise soll das Haus des Friedens und der Arbeiterpolitik auf das Fundament des Völkerbundes gebaut werden. Es soll getragen sein von folgenden sechs Grundsätzen, die man die sechs Pfeiler des Friedens nennen könnte.

1. Der Verzicht auf den Krieg. Der erste Pfeiler des Friedens besteht in einer Massregel, zu welcher die Arbeiterpartei schon lange gedrängt

hat. Es ist, um den Ausdruck zu gebrauchen, der neuerdings durch die Regierung der Vereinigten Staaten üblich geworden ist, der durch einen internationalen Vertrag ausgesprochene vollständige Verzicht auf das Recht, den Krieg als Mittel nationaler Politik zu gebrauchen. Er ist eine notwendige Ergänzung und Vervollkommnung des Völkerbundspaktes. Er wird eine feste Grundlage für friedliche Beziehungen und Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten bieten.

2. Abrüstung. Der zweite Pfeiler ist die Abrüstung. Es ist die Politik der Arbeiter-Regierung, Grossbritanniens Verpflichtungen durch ein internationales Abkommen über ein radikales Abrüstungsprogramm auszulösen. Der Zweck einer solchen Politik ist nicht, die Regierung in den Stand zu setzen, so wohlfeil als möglich doch die Macht zu behalten, ihre Ziele mit Waffengewalt zu erreichen, sondern überhaupt das Element der Gewalt aus den internationalen Beziehungen zu tilgen. Die Arbeiter-Regierung wird daher nicht zufrieden sein, bis alle Nationen gegenseitig übereingekommen sind, ihre Rüstungen auf das Minimum zu reduzieren, das für die Aufrechterhaltung der nationalen und internationalen Ordnung notwendig ist, und bis die scheusslichen modernen Zerstörungswerkzeuge, die geradezu die Existenz der westlichen Zivilisation bedrohen, vollständig geächtet und zerstört sind.

3. Schiedsgericht. Der dritte Pfeiler ist eine umfassende internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Eine Arbeiter-Regierung würde die fakultative Klausel unterzeichnen, was die Pflicht einschliesst, alle rechtlichen Streitigkeiten, in welche Grossbritannien verwickelt werden kann, dem Ständigen Internationalen Gerichtshof zu unterbreiten. Sie würde, falls dies als wünschenswert erschiene, das Angebot machen, allgemeine Schiedsgerichtsverträge, die sich auf alle Streitigkeiten ohne Unterschied bezögen, mit jedem Staate abzuschliessen, der bereit wäre, das gleiche zu tun.

Verzicht auf den Krieg, Abrüstung und Schiedsgericht sind nur die drei Seiten einer und derselben Politik; jede ergänzt und unterstützt die andere. Die Arbeiterpartei ist überzeugt, dass sie zusammen, mit den Bürgschaften des Paktes verbunden, den Krieg aufheben und so die völlige Lösung des lebenswichtigen Problems der nationalen Sicherheit in Europa herbeiführen werden.

4. Wirschaftliche Kooperation. Der vierte Friedenspfeiler ist wirtschaftliche Kooperation. Die Arbeiter-Partei erblickt in den wirtschaftlichen Beziehungen der Staaten und Völker die Sphäre, in welcher Zusammenarbeit ganz sicher die gemeinsamen Interessen besser fördern wird als Streit. Bei diesem Werke wird sie versuchen, von der durch den Völkerbund geschaffenen Internationalen Arbeitsorganisation so ausgiebigen Gebrauch als nur möglich zu machen. Sie wird entsprechend den Empfehlungen der Internationalen Wirtschaftskonferenz von 1927 versuchen, eine wirtschaftliche Zusammenarbeit aller Völker zu fördern. Durch internationale Zusammenarbeit und durch Beseitigung statt Vermehrung der Hindernisse für den Handel, wird sie den auswärtigen Handel ermutigen, von welchem die britische Industrie abhängt, und auf diese Weise zu der Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit beitragen, das heute unsere Exportindustrien beherrscht.

5. Oeffentlichkeit. Der fünfte Pfeiler des Friedens ist Oeffentlichkeit — die vollste Oeffentlichkeit, sowohl im Parlament als im Rat, in der Versammlung und den andern Organen des Völkerbundes. Die Arbeiter-Regierung würde für alle internationalen Abkommen um die Zustimmung des Unterhauses einkommen und dafür besorgt sein, dass das Publikum über die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten völlig informiert wäre.

6. Politische Zusammenarbeit. Der sechste Friedenspfeiler ist von äusserster Wichtigkeit. Es ist eine Politik von vorbehaltloser politischer Zusammenarbeit mit allen andern Völkern, Staaten und Regierungen der Welt. Die Tragweite einer solchen Politik ist sehr gross — sie erstreckt sich auf die nationalen, internationalen und imperialen Probleme. Sie schliesst

die Verwerfung aller besondern militärischen Bündnisse und Gruppen, die jetzt wieder den Frieden Europas bedrohen und ihre Ersetzung durch allgemeine Abkommen für eine „geregelte Sicherung" gegen einen Angriffskrieg ein. Sie bedeutet die Aufhebung der imperialistischen Politik der Beherrschung und wirtschaftlichen Ausbeutung der schwächern durch die stärkern Nationen, welche heute die Erhebung Asiens gegen Europa erzeugt und die vielleicht in Afrika eine noch schwerere Gefahr bilden wird. Sie bedeutet zum Beispiel einen ehrenhaften Versuch, einer Nation wie der chinesischen zu helfen, dass sie durch Zusammenarbeit mit dem Völkerbund zu politischer und ökonomischer Beruhigung gelange, und zwar nicht im Interesse von Finanzgruppen imperialistischer Mächte, sondern im Interesse des chinesischen Volkes und der ganzen übrigen Welt. Sie bedeutet die Regelung von bestehenden Fragen mit allen Völkern auf der Grundlage des gemeinsamen Interesses und nicht auf der Grundlage von Macht und Gewalt und einen wirklichen Versuch, den Völkerbund durch den Eintritt derjenigen Nationen, die jetzt noch beiseite stehen, zu einem allgemeinen zu machen." (Fortsetzung folgt.)

Unser Protest gegen das Rote Kreuz. „Durch die Zeitungen geht ein Aufruf, in dem Sie auf die Gefahren hinweisen, den der drohende Giftgaskrieg besonders für die Zivilbevölkerung bedeute. An Stelle des Schlusses aus dieser Tatsache, den man gerade von Ihnen erwartete: eines Aufrufes zum Krieg gegen den Krieg überhaupt, kommt die überraschende Aufforderung, dass Geldmittel gesammelt werden sollten, damit für einen genügenden Schutz der Zivilbevölkerung gegen den Giftgaskrieg gesorgt werden könne. Sie stellen sogar eine Preisaufgabe, die diesem Zwecke dienen soll. Ueber dieses Vorgehen müssen sich alle diejenigen im höchsten Grade wundern, die einerseits eine hohe Vorstellung von der Aufgabe des Roten Kreuzes haben, anderseits aber auch wissen, was der Gaskrieg bedeutet. Es muss den Leitern des Roten Kreuzes doch klar sein, dass auch in diesem Falle, und zwar in ungeheurem Masse, das Wort gilt, dass Verhütung besser ist als Gutmachung. Was aber den Gaskrieg anbetrifft, so ist es nicht nur die furchtbarste Verhöhnung des Kreuzeszeichens, sondern es ist auch der Gedanke an einen wirksamen Schutz dagegen eine sowohl tragische als lächerliche Utopie, mit welcher Menschen, die den ganzen Ernst dieser Sache kennen und noch dazu eine besondere Verantwortlichkeit haben, sich gar nicht einlassen dürfen. Sie haben doch gewiss von dem Kongress gegen den Giftgaskrieg vernommen, den die Frauenliga für Frieden und Freiheit vor kurzem in Frankfurt a. M. abgehalten hat. Dieser Kongress, an dem wissenschaftliche und militärische Fachmänner von der höchsten Kompetenz das Wort führten, ist zu dem ganz unzweideutigen Ergebnis gelangt, d a s s e s e i n e n e r n s t h a f t i n B e t r a c h t k o m m e n d e n S c h u t z g e g e n d e n G i f t g a s k r i e g f ü r d i e Z i v i l b e v ö l k e r u n g n i c h t g i b t. Vielleicht noch autoritativer für Sie ist aber die Ansicht der von Ihnen selbst eingesetzten Internationalen Kommission von Sachverständigen. Wenn man im Protokoll der vom 16. bis 19. Januar 1928 in Brüssel abgehaltenen Sitzungen dieser Kommission (im Wesentlichen wiedergegeben in der Monatsschrift deutscher Aerztinnen, März 1929) liest, was diese Sachverständigen vorzuschlagen wissen, so ist jedem Leser mit gesundem Menschenverstand klar, dass diese Vorschläge ebenfalls eines beweisen: es gibt einen solchen Schutz, der etwas wert wäre, vielleicht für die Soldaten, aber nicht für die Zivilbevölkerung. Die Zivilbevölkerung wäre, wenn der Giftgaskrieg über sie kommen sollte, verloren, wehrlos der Hölle ausgeliefert.

Im Angesicht dieser Sachlage müssen wir es als verhängnisvolle und unverantwortliche Täuschung der Völker erklären, wenn man in ihnen die Meinung weckt, als ob es einen Schutz gegen diese Gefahr gebe. Wir fühlen es dem gegenüber als Pflicht, gegen Ihr Vorgehen Verwahrung einzulegen

und statt zur Sammlung von Geld für Giftgasmasken aufzurufen, die Völker auf den einzigen wirklichen Schutz gegen den Giftgaskrieg hinzuweisen: die Verhinderung des Krieges selbst. Die Giftgasgefahr bekämpft im Ernste nur, wer gewaltig, Verstand, Herz und Gewissen der Völker ergreifend, in die Welt ruft:

Kein Krieg mehr!"

Schweiz. Zentralstelle für Friedensarbeit.
Frauenliga für Frieden und Freiheit (Schweiz. Zweig).
Arbeitsgemeinschaft antimilitaristischer Zürcher Lehrer.
Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer der Schweiz.

Wiederum verurteilt. Roger Wuilleumier, Bäcker in Chaux-de-Fonds, ist zum zweitenmal nicht in die Rekrutenschule gegangen. Das Divisionsgericht 2a in Neuenburg hat ihn dafür am 5. Juni zu 2½ Monaten Gefängnis verknurrt und ihm die bürgerlichen Ehrenrechte für weitere 3 Jahre entzogen. — Am gleichen Tage, ein paar Stunden vorher, hatte der Nationalrat fast einstimmig den Beitritt zum Kellogg-Pakt beschlossen, „feierlich im Namen des Schweizervolkes" den Krieg verurteilt! Weniger Feierlichkeit, dafür grössere Wahrhaftigkeit, wäre uns lieber. Ein Umstand bei diesem Gerichtsentscheid ist besonders skandalös. Der Verteidiger, Paul Graber, Vizepräsident des Nationalrates, ersuchte das Gericht um Anwendung von Art. 45 des Militärstrafgesetzes, der dem Richter das Recht gibt, die Strafe zu mildern, wenn der Angeklagte aus achtungswerten Beweggründen gehandelt hat. Das Gericht aber entschied:

> Dieser Artikel gibt dem Richter nur die Möglichkeit, achtungswerte Gründe anzuerkennen. Es ist aber nicht angezeigt, von dieser Möglichkeit in diesem Falle Gebrauch zu machen."

Es ist nicht angezeigt, den zur Tat drängenden Abscheu vor dem Krieg als achtungswert anzuerkennen, — weil wir den Krieg offiziell und feierlich geächtet haben! So etwas nennt sich Rechtsprechung.

Auch Paul Kessler, Fabrikarbeiter in Steckborn, stand zum zweiten Mal vor Militärgericht. Seit vier Jahren verweigert er die Schiesspflicht und die Inspektion. 1925 wurde er dafür mit 6 Tagen Arrest disziplinarisch bestraft und im Oktober 1927 vom Militärgericht zu 3 Wochen Gefängnis und 1 Jahr Einstellung im Aktivbürgerrecht verurteilt. Das Divisionsgericht 6a in St. Gallen hat nun erneut am 17. Juni gegen ihn eine Gefängnisstrafe von 4 Wochen und den Entzug der bürgerlichen Ehren für 1 Jahr verfügt. Die Richter haben in erfreulicher Weise versucht, den Angeklagten zu verstehen. Sie haben rückhaltlos die Ehrenhaftigkeit, die Ehrlichkeit der Ueberzeugung anerkannt und daher vom Milderungsrecht des Artikel 45 Gebrauch gemacht. Leider hat auch das St. Galler Gericht trotzdem nicht den Mut gefunden, als erstes von der bisher stets befolgten „grundsätzlichen Gerichtspraxis" des Entzugs der Ehrenrechte abzuweichen. Einen schroffen, irritierenden Ton in die Verhandlungen brachte einzig die Replik des Anklägers, Major Lenzlinger-St. Gallen, der das Wort von Generaloberst von Seeckt zitierte:

> „Pazifismus ist ein entehrendes Schlagwort... Der Pazifist gehört noch immer an die Laterne, wenn es auch nur eine moralische ist."

Dieser militaristische Ausfall kam umso unerwarteter, als vorher der Herr Ankläger selber auch feststellte: Paul Kesslers Einstellung zum Militär entspringe durchaus „ehrbaren Motiven". Seit wann gehören in einer Demokratie rechtschaffene Menschen mit durchaus ehrbaren Motiven an die Laterne? Seit wir den Krieg feierlich geächtet haben?

Paul Kesslers Verteidiger, der Dichter Traugott Vogel, Lehrer in Zürich, hat ein Wort ausgesprochen, das uns alle angeht: „Wir müssen

uns verantwortlich fühlen dafür, dass es heute einem edlen Menschen nicht möglich ist, nach seinen Grundsätzen zu leben, ohne mit dem Gesetz in Konflikt geraten zu müssen."

Georg Früh.

Friedens-Trauer-Tag. Es gehört schon ein Stücklein Mangel an Taktgefühl dazu, um als christliche Kirche den Tag der Unterzeichnung eines Friedens als Trauertag zu begehen. Der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuss fügt der evangelischen Bevölkerung Deutschlands vor der gesamten Welt das zu, dass er sie zu einem Trauertag für den Tag der Unterzeichnung des Friedens von Versailles aufruft.

Sollte es nicht für einen Christen selbstverständlich sein, dass Friedensschluss irgend ein Stücklein Freude mit sich bringt, selbst wenn der Friedensschluss nur ein Anfang zum Werden von wirklichem Frieden ist, selbst wenn der Frieden von uns die schwersten Opfer verlangt und von uns verlangt, dass wir auf einem sehr schweren, opferreichen Weg den vollen Frieden schaffen helfen?

Der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuss denkt nicht an den Frieden, der zu Versailles geschlossen worden ist. Er denkt nur an das Eine:

> „Mit allen gerecht Denkenden hält der Kirchen-Ausschuss das Erzwingen eines Schuldbekenntnisses durch äusserste Gewalt für verwerflich."

Und weil dem deutschen Volk mit dem Frieden zugleich ein Unrecht angetan ist, glauben die Menschen, die kraft ihrer Stellung verpflichtet sind, dem deutschen Volk das Evangelium zu verkünden, das Recht zu haben, nur an dies uns angetane Unrecht zu denken, nicht an die Aufgabe, die uns, die dem gesamten deutschen Volk gestellt ist, nicht an den Willen zum Frieden, den wir trotz dieses Unrechtes aufbringen müssen, wenn wir Christen sind. Der D. E. K.-A. steht mit den Kreisen des deutschen Volkes, die sich mit Vorliebe als die Träger frommer Gesinnung ansehen, völlig unerlöst unter der Herrschaft der Bitterkeit und nationalistischen Verhetzung, die über der äussern Demütigung, die unserm Volke widerfahren ist, die unendlich heilige und grosse Weltaufgabe nicht sieht, die mit dieser Demütigung dem deutschen Volke gestellt ist, zu vergeben, zu vergessen, zu arbeiten, dass nun gerade da der Friede werde, wo die Andern gegen ihn sündigen.

Und so stellt sich auch der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuss ganz und gar in die Reihe derer, die diese grosse heilige Weltaufgabe des deutschen Volkes um jeden Preis stören, weil sie fürchten, dass dadurch das gestört wird, was sie in ihrem nationalistischen Grössenwahn als des deutschen Volkes Lebensrecht ansehen. Den Tag der Unterzeichnung des Friedens nach dem grausigsten Kriege der Weltgeschichte machen die Behörden von christlichen Kirchen zu einem Tag nationalistischer Hetze, als Bundesgenossen stellen sie sich zu denen, die eng und klein über nationaler Selbstsucht die Friedensaufgabe unseres Volkes nicht sehen können, nicht sehen wollen. — Dieser Erlass ist direkt ein Aufruf an die sämtlichen deutschen Pfarrer, statt der Verkündigung des Evangeliums nationalistische Leidenschaft und Kurzsichtigkeit ihren Gemeinden zu predigen.

Der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuss hat wieder einmal recht deutlich dokumentiert, dass ihm nationalistische Politik wichtiger ist als die Verkündigung des Evangeliums, dass er jederzeit bereit ist, sich im Dienste der nationalistischen Hetze gegen eine republikanische Regierung und ihre Politik missbrauchen zu lassen.

Wir aber, die wir als Christen den Weg des Friedens und der Friedensbereitschaft gehen wollen, protestieren gegen die, die sich anmassen, Führer

einer Kirche zu sein und solche Dinge sagen; und wir feiern den Tag des Friedens als einen ernsten Gedenktag an viel Leid, Schuld und Unrecht, das uns getan und von uns Andern getan ist, aber auch als den Gedenktag an jene Stunden, da die Völker der Welt sich die Hand zum Frieden boten und die grosse Arbeit begann, aus all dem Hass und Missverstehen wirklichen Frieden zu schaffen. — Wir feiern den Tag in dem heiligen Willen, an diesem Werk des Friedens weiterzuarbeiten und nicht mit egoistisch-nationalistischer Hetze es zu stören — und wir glauben damit Dem zu gehorchen, den in viel Worten auch der Deutsche Evangelische Kirchen-Ausschuss seinen Herrn zu nennen pflegt, der von uns aber gefordert hat, nicht an unsern Stolz, sondern an unsere Aufgabe für die Andern zu denken. Emil Fuchs.

Mitschuldig. Das erschütternde Unglück, das die Familie Dietrich in Aussersihl vor kurzer Zeit betroffen hat, ist nur eine Episode in der gewaltigen Tragödie, die sich auf unsern Strassen abspielt. Sie rüttelte für kurze Zeit die Gewissen auf — dann verschüttet die Gleichgültigkeit des Alltags auch wieder dieses Erinnern. Ich möchte in diesem speziellen Falle nicht richten, aber die Bemerkungen vom „rassigen“ Fahren und „flüssigen“ Verkehr zwingen mir die Feder in die Hand. Sind nicht die meisten tötlichen Unfälle, verursacht durch Auto und Motorvelos, diesem „rassigen Fahren“ zuzuschreiben? Solange aber Fussgänger die Strasse benützen müssen, und sei es nur, um sie zu überqueren, sollte auf ihre begrenzte Bewegungsmöglichkeit Rücksicht genommen werden. Das Gesetz tut dies, die ausführenden Polizeiorgane aber „wollen mit den Fortschritten der Technik Schritt halten“ und ignorieren seine Bestimmungen über Maximalgeschwindigkeiten. Das Volk lässt sich dies gefallen und nimmt die Blutopfer hin. Die Presse bezeichnet jene, die in fremden Automobilen unberechtigterweise fahren, als „Autostrolche“, und das Gericht bestraft sie wegen einigen Litern verbrauchten Benzins. Dass aber eine Zeitung schon berüchtigte Autoraser und Gefährder der Strassensicherheit als „Strolche“ bezeichnete, ist mir nicht bekannt. Vielmehr kommen viele Pressorgane immer wieder mit dem billigen Trost, man müsse sich eben an die veränderten Verkehrsverhältnisse gewöhnen. Als ob sie unabwendbar wären wie eine Naturkatastrophe! Als ob das bisschen Zeitgewinnen der Automobilisten alle Opfer der Strasse aufwöge! Als ob wir einem unabänderlichen Geschick gegenüberständen! Als ob der Mensch eine Maschine wäre, deren Leistungsmöglichkeiten in bezug auf Beweglichkeit unbegrenzt sich steigern liessen! Die Burgen der alten Vögte auf unsern Hügeln und Bergen sind gebrochen, aber Vögte haben wir immer noch; sie fahren auf der Strasse mit der Rücksichtslosigkeit der berüchtigsten Tyrannen.

Das Schlimmste scheint mir, dass das Gesetz dermassen verachtet wird, selbst von denen, die seine bestellten Hüter sind. Wenn die Mehrzahl der Strassenunfälle auf zu schnelles Fahren zurückzuführen ist, so ist hinwiederum dieses zu schnelle Fahren nur möglich, weil untere, obere und oberste Polizeiorgane es gestatten, „tolerieren“, wie sich diese Herren auszudrücken belieben. Wenn aber selbst die Polizei dem im Gesetz ausgesprochenen Volkswillen eine Nase dreht, ist das ein Hohn, den man sich nicht gefallen lassen sollte. Sonst sind auch wir alle mitschuldig an der Anarchie im Strassenverkehr und an den vielen Opfern, die sie Jahr für Jahr als Blutzins fordert. H.

Sinn und Wert der Nachtruhe. Was für unersetzliche Güter durch den Zivilisationsfluch unserer Tage gefährdet oder zerstört werden, zeigt der folgede Aufsatz, den Ernst Kalbe in der „Freien Volkskirche“ (Nr. 14, 1928) unter dem Titel „Die Gnaden der Nacht“ veröffentlicht hat:

„Es ist eine segensvolle Einrichtung, dass unser Leben in lauter kleine Abschnitte zerfällt, die wir Tage nennen. Jeder Tag ist wie ein Leben für

sich. Jeder Morgen ist eine Art neuer Anfang, eine neue Gelegenheit, sich ganz einzusetzen, ein Stück Jugend, die frisch anfängt. Und wenn der Tag über den Mittag hinübergeschritten ist, wenn der Abend naht, dann freut man sich auf das Ende, oder auch man möchte es noch hinausschieben, weil man mit seinen Tagesaufgaben nicht hat fertig werden können. Auf jeden Fall: es ist nun etwas zu Ende. Die Nacht zieht eine deutliche Grenze zwischen dem, was heute war und dem, was morgen sein wird. Und das ist die erste Gnade der Nacht, dass sie eine Grenze setzt, dass sie zum Aufhören zwingt. Dadurch, dass sie jeden Tag einfriedet zwischen ihre dunklen ernsten Mauern, erleichtert sie uns das Leben in vieler Beziehung. Sie ermöglicht uns, das Jesuswort zu erfüllen: es ist genug, dass ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Man kann alles tagweise nehmen. Man kann sein Kreuz von einem Tag zum andern tragen, oder vielmehr von einem Morgen bis zu seinem Abend. Ohne dass man sich absorgt um das, was jenseits der Nachtgrenze liegt. Man kann seine ganze Kraft an sein vorliegendes Tagewerk setzen, jede Stunde treu nutzend, ohne dass man sich beunruhigt um das, was noch von dem Schleier der Zukunft gnädig bedeckt wird. Das ist die erste Gnade der Nacht: sie teilt uns das grosse, schwere Leben in einzelne, überschaubare Abschnitte, in Tage; mit denen können wir leichter fertig werden.

Die zweite Gnade der Nacht ist der Feierabend. „Es ist so still geworden, verrauscht des Abends Wehn, Nun hört man allerorten der Engel Füsse geh'n.“ Es ist wundersam, das Hereindämmern des Abends zu betrachten. Wie alle Dinge da so stille werden, so freudevoll. Die Einzelheiten des Tages verschwimmen, die grossen Umrisse treten hervor. Die weiten Flächen der Felder und Wiesen deuten ins Unendliche. Die Berge ragen gross und wuchtig. Die Gipfel der Tannen leuchten am Horizont. Schleier breiten sich. Ein Ahnen geht durch die Räume. Geheimnisse scheinen bereit, herauszutreten. Es ist ein feierliches Dahingehen in den Abendfrieden. Friede durchströme meine Seele und die Harmonie des Ewigen erfülle mich! Ein Schleier breitet sich über das Tagewerk. Die weite, bunte Welt des Tages wird zugedeckt. Nun, raunt die Nacht, verhülle ich euch den Tag und seine Unruhe, nun kehrt bei euch selber ein. Nun nehme ich euch die Erdenwelt und tue euch eine andere Welt auf. Seht hinauf, wie euch die Sterne grüssen wollen. Und von allen Sternen nieder strömt ein wunderbarer Segen und will auch euch begnaden. Dann läutet vielleicht noch die Gebetglocke über das Dorf, über die Stadt und erinnert uns an das beste, das die stillgewordene Seele tun kann, sich hineinsenken in die Welt des Lichtes und der Liebe, aus der alles kommt und der wir im Innersten zustreben. Da kommt dann der wahre Feierabend, wenn es in uns seufzt: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt.

Feierabend — viele kennen ihn nicht mehr, denn dazu hat man in unserer jagenden Zeit keine Zeit. Und weil man keine Zeit hat, darum hat man auch keine Ewigkeit mehr. Und Abglanz der Ewigkeit ist jeder rechte Feierabend. Aber bei gutem Willen lässt sich schon manchmal ein Stückchen Feierabend ermöglichen. Und wenn es zehn Minuten sind. Und wenn es die fünf Minuten sind, die die Gebetglocke ruft. Wenn die Menschen erst wieder aus dem heutigen Diesseitstaumel erwacht sein werden, werden sie es wieder verspüren, dass jede Nacht eine heilige Nacht sein soll und dass im Feierabend sich die Sterne in uns spiegeln und die Feiergedanken der Gotteswelt sich in uns denken wollen.

> O Nacht, du Sternenbronnen,
> ich bade Leib und Geist
> in deinen tausend Sonnen.
> O Nacht, die mich umfleusst
> mit Offenbarungswonnen,
> ergib mir, was du weisst,
> o Nacht, du tiefer Bronnen! (Chr. Morgenstern.)

Die dritte Gnade der Nacht ist der Schlaf. Der Schlaf ist etwas Geheimnisvolles. Man muss über ihn immer wieder nachdenken, um das zu spüren. Wenn wir einschlafen, geht eine grosse Aenderung mit uns vor sich. Das Bewusstsein erlischt. Der Schlaf baut auf, was der Tag zerstört und abgenutzt hat. Wir erwachen am Morgen mit frischer Kraft. Das ist uns etwas Natürliches und ist doch dem nachdenklichen Menschen ein heiliges Wunder.

Dass es sich im Schlaf nicht nur um ein Ausruhen handelt, dass unter dem Schleier der Bewusstlosigkeit sich Vorgänge abspielen, die wir nur nicht wissen, das merkt man an manchem. Mancher will eine wichtige Entscheidung erst ein paar mal „beschlafen". Man weiss aus Erfahrung, dass man dann mit mehr Sicherheit das Richtige trifft. Das macht nicht die „Zeit", der Abstand allein, das macht vor allem das, was die Seele, unserem Bewusstsein verborgen, im Schlafe durchlebt. Man weiss ja auch, wieviel Kummer und Sorgen man einfach verschlafen kann. Und wie Klarheiten, die man bei heissestem Bemühen nicht findet, einem im Schlafe geschenkt werden. Es ist ein tiefes Wahrwort: Den Seinen gibt es der Herr schlafend. Ein Wort aus einer Zeit, in der die Menschen noch mehr von den Geheimnissen des Daseins wussten als wir Blindschleichen von heute. Diese wenigen Andeutungen müssen genügen über die dritte Gnade der Nacht, den Schlaf.

Die Gnaden der Nacht. Wenn wir Menschen wirklich nachdenken über unser Dasein, über die grossen und über die kleinsten Dinge, über die Sterne am Himmel, über den Tropfen Wasser, wenn wir nur wirklich nachdenken, dann wird uns alles zum Worte Gottes, zum Widerschein seiner Liebe und Herrlichkeit. Dann rühmen alle Dinge die Ehre Gottes und verkünden seiner Hände Werk. Und dann stehen wir Menschen davor und beten an und schämen uns und möchten immer mehr der Spiegel seiner Herrlichkeit und der Tempel seiner Ehre werden."

Ein glückliches Versehen ist mir in meinem „Gruss an Förster" passiert. Ich rede dort mit Beziehung auf Kierkegaards berühmtes Wort vom „Korrektiv" von dem „Bisschen P f e f f e r" in der Speise, das Förster bedeute. Als die Sache nicht mehr zu ändern war, fiel mir ein, dass es ja bei Kierkegaard heisse, „ein bisschen Z i m m t". Merkwüdig! — ich kenne sonst dieses Kierkegaard-Wort so gut, was konnte mich veranlassen, statt „Zimmt" „Pfeffer" zu schreiben? Offenbar das Gefühl, dass „Zimmt" in diesen Zusammenhang nicht passe, für Förster nicht passe, dafür zu süss sei. Nun also denn, so heisse es „Pfeffer" und sei es ein glückliches Versehen! Obschon auch die Kierkegaardsche Wendung sinnvoll genug ist!

Zu der **Pfäffikoner Abrüstungsversammlung** (vgl. No. 4) wird mir nachträglich mitgeteilt, dass jener Einsender, hinter dem ich einen Geistlichen oder doch geistlich Inspirierten vermutete, ein Laie sei, der mit dem Dorfgeistlichen von J. in keiner weiteren Beziehung stehe. Das soll also hiermit festfestgestellt werden. Theologisch inspiriert mag er übrigens trotzdem sein, aber von anderer Seite her; der ganze Inhalt und Stil seines Elaborates ist durchaus danach.

Wer nicht weiß wie einem k ö r p e r l i c h oder g e i s t i g g e b r e c h l i c h e n K i n d e zu helfen ist, wende sich an die G e s c h ä f t s s t e l l e der S c h w e i z e r i s c h e n V e r e i n i g u n g f ü r A n o r m a l e, Heilpädagogisches Seminar Zürich, Kantonsschulstrasse 1.

Verdankung. Für C h i n a sind bei uns eingegangen: S. W.-Schw. 10 Fr., E. T. 10 Fr., Ungen. 200 Fr., Fr. St. i. R. 50 Fr., Pfr. M.-W. 5 Fr., aus der Kollektenkasse der Kirchgemeinde M. 20 Fr., L. R. in Z. 10 Fr., O. L. in A. 20 Fr. Herzlichen Dank!

Von Büchern

Alfred Wirz: Heinrich Pestalozzi. Dramatische Chronik in 5 Bildern. Verlag H. R. Sauerländer & Cie., Aarau.

Zu den vielen Pestalozzi-Biographien, die uns das Pestalozzi-Jubiläum gebracht, gesellt sich das Pestalozzi-Drama. In der Tat ist es eine lockende Aufgabe, dieses Leben in dramatischer Form darzustellen. Denn dramatisch ist es durch und durch. Und zwar eignet sich dafür gewiss am besten das „Bild“. Denn es handelt sich ja nicht um einen einzigen dramatischen Knoten, in den dies Leben sich schlänge, sondern um eine Abfolge dramatischer Bilder. In dieser Form hat Alfred Wirz es dargestellt. Er hat es aus grosser Liebe zu dem Menschen, der im Mittelpunkt steht, in langjähriger Versenkung in den Stoff gestaltet, dazu aus einem tiefen Gegenwartsleben heraus. Darum kann sein Werk Herzen erwärmen und zur Nachfolge Pestalozzis anfeuern, darum aber ist auch zu hoffen, dass es öfters benützt werde, um als gespieltes, nicht bloss als gelesenes, Menschen diesen im besten Sinn menschlichsten aller Schweizer nahe zu bringen. L. R.

Christentum und Zins.

Die Eingabe an die theologischen Fakultäten der Schweiz, die seinerzeit Pfarrer Burri gemacht, um sie zu einem Gutachten über das Problem „Christentum und Zins“ zu veranlassen, ist schon vor einiger Zeit unter diesem Titel, mit den Antworten der Fakultäten in zweiter Auflage erschienen.[1]) Der Verfasser beklagt sich im Vorwort darüber, dass eine in Aussicht gestellte Besprechung in den „Neuen Wegen“ nicht erschienen sei. Darum soll hier sofort bemerkt werden, dass dies nicht etwa einem bösen Willen zuzuschreiben ist, sondern einfach der Bedrängnis, worin der Schreibende seit langen Jahren lebt und dem Mangel an Mitarbeitern für solche Aufgaben. Die Schrift war und bleibt aller ernsthaftesten Beachtung und Diskussion durchaus wert. Was mir seinerzeit problematisch vorkam, war bloss die Eingabe an die theologischen Fakultäten, und zwar darum, weil mir diesen jegliche Kompetenz zur Beurteilung dieses Problems abzugehen schien. Ihre Antworten waren denn auch fast durchgehends sehr ungenügend. Nun soll es aber stark gesagt werden, dass es für die christliche Ethik und für den ganzen Kampf um den Sozialismus kein aktuelleres Thema gibt, als das von Burri behandelte. Es ist ein ganz wichtiger Bestandteil des Gesamtthemas: „Christentum und Besitz.“ Dass dieses rasch in den Mittelpunkt der religiös-ethischen Gedankenbewegung (und nicht nur der Gedankenbewegung!) treten wird, scheint mir zweifellos. Damit aber wird es auch das Thema der Burrischen Schrift tun. In ihrer Stellung zum Zinsproblem hat sich von der mosaischen Gesetzgebung über das Mittelalter bis in die Reformationszeit hinein, und vielleicht auch darüber hinaus, die Stellung des offiziellen Christentums zum Eigentum konzentriert. Weil dem so ist, so wird Burris Schrift immer aktueller werden und es bleiben, ganz unabhängig davon, wie man über die Freigeld-Lehre denke, zu der sich Burri bekennt. L.-R.

Jesus und die Juden. Von Gerhard Kittel. (Furche-Verlag Berlin 1926.)

Im Titel dieser Schrift ist das Judenproblem am tiefsten formuliert. Denn wer da die religiöse Frage ausmerzen will, geht an der Hauptsache vorbei. Natürlich gibt es „religionslose Juden“ in Menge, aber sie haben „etwas Entwurzeltes“, von ihnen „kann man nichts anderes sagen, als was von der satten Gottlosigkeit der Selbstgefälligkeit zu allen Zeiten und in allen Völkern und in allen Religionen zu sagen ist“.

---

[1]) Im Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses, Bern.

Mit grosser Sachkenntnis zeigt der Tübinger Theologieprofessor, von welch reinem Bemühen und welch hoher Sittlichkeit viele Stellen des unter Nichtjuden oft nur verlästerten, weil bloss nach seinen minderwertigen Abschnitten eingeschätzten Talmud erfüllt sind. Ein Beispiel für viele: „Du sollst nicht Zorn nachtragen. Was heisst Zorn nachtragen? Wenn einer zu einem andern sagt: Leihe mir deine Axt, und er leiht sie ihm nicht; morgen aber sagt jener zu ihm: Leihe mir deine Sichel, und der antwortet: Da hast du sie; ich bin nicht so wie du zu mir, der du mir deine Axt nicht geliehen hast: das ist Zorn nachtragen; darum heisst es: Du sollst nicht nachtragen". Die Grösse des Judentums ist die „eigentümliche Verbindung und Verquickung von Frömmigkeit und Sittlichkeit, die in dieser Weise keine zweite Religion der Welt kennt". „Auch die ethischen Forderungen Jesu sind als Einzelforderungen auf dem Boden des Judentums grundsätzlich möglich", aber von der „Wucht ihrer Konzentration" und ihrer „absoluten Intensität" wendet sich der Jude gewöhnlich doch ab. Er sieht darin eine übersteigerte Strenge, die „praktisch nicht durchführbar ist".

An der Bergpredigt Jesu zerbricht jeder Mensch, weil er weiss, dass er ihre Forderung, der er Recht geben muss, nicht erfüllen kann. Aus dieser Bedrängnis rettet nur die Erkenntnis des Neuen Testamentes, dass Jesus nicht bloss die unentrinnbare „Wirklichkeit der Sündigkeit aufdeckt", sondern „auch die Wirklichkeit der Vergebung, die Wirklichkeit der Gnade zeigt". „Mit der Bergpredigt etwas anfangen kann nur der, auch als Jude nur der, dem sie der Wegweiser zum Kreuze des Heilandes wird." Die Person Jesu ist das Entscheidende. Er ist, wie es der alte Kirchenvater Origenes tiefsinnig gesagt hat, „autobasileia", d. h. Jesus selber ist das Reich, das Gottesreich, das, sobald es von ihm gelöst werden und ohne ihn bestehen will, zur sinnlosen Unmöglichkeit, zur schwärmerischen Idee herabsinkt. „Erst unter dem Kreuze Jesu gewinnt sein Forderung auch ihre positive, ihre aufbauende Bedeutung: sie wird Gesetz derer, die täglich von ihm sich richten lassen, täglich von ihm sich vergeben lassen, täglich von ihm den Weg neu sich weisen lassen."

Obschon kein Wort ausdrücklich davon gesagt wird, vermag Kittels vornehme und verdienstvolle Schrift jedem, der sehen kann, die Augen zu öffnen über die Seichtheit und Oberflächlichkeit des Antisemitismus, wie er gang und gäbe ist. In den Tiefen, um die es hier geht, hören die wohlfeilen Schlagworte der Judenhasser auf. Und wie von selber stellt sich die Ueberzeugung ein, dass Juden wie Walter Rathenau, Gustav Landauer, Martin Buber (um nur diese zu nennen) mehr vom Geiste Jesu erkannt und gelebt haben als die Masse derer, die sich allein schon wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer andern Rasse für bevorzugte Geschöpfe Gottes halten. Hans Bruppacher.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wenn der Kampf um den Text und der mit dem Druckfehler mehr oder weniger siegreich beendet ist, beginnt der mit dem Raum. Wie vieles muss jedesmal für die betreffende Nummer abgewürgt, d. h. zurückgestellt oder dauernd weggelassen werden, um dem Prokrustesbett gerecht zu werden! Ich bitte wieder um Geduld; es kommt alles dran, soweit als möglich, sobald als möglich und wenn möglich im rechten Zusammenhang.

Ich bitte auch die Freunde, in den Ferien **das Werben für die „Neuen Wege"** nicht zu vergessen. Sie bieten dafür oft Gelegenheit. Vielen Dank und die herzlichsten Wünsche für die Erholungstage. Die Betrachtung „Lärm und Stille" ist ein wenig für sie geschrieben.

Druckfehler.

Im Maiheft ist auf Seite 227, Z. 5 von unten zu lesen „Kriegsideologie" statt „Kriegstheologie", auf S. 254, Z. 13 von unten „Sinowiew" statt „Sinowieff", S. 257 Z. 1 von unten „wichtigste" statt wichtigsten".

Taten tun.

Mit Gott wollen wir Taten tun. Psalm 60, 14.

Wer möchte nicht etwas tun — etwas tun im Vollsinn des Wortes! Solches Tun ist das Leben selbst; nur in der Tat bejahen und behaupten wir uns, kommen wir völlig zu uns selbst. Darum ist begreiflich und in Ordnung, wenn der einzelne Mensch, wie die Menschengruppen und Menschengemeinschaften sich nach Taten sehnen, und wenn dies namentlich solche tun, die etwas Neues zu vertreten haben; denn nur durch die Tat meinen sie dessen Wert und Realität und den Ernst ihrer Gesinnung beweisen zu können.

Aber so berechtigt und natürlich dieser Drang ist, kann er doch leicht zu groben Irrtümern verleiten und auf sehr flache Bahnen führen. Es gibt einen Drang nach dem Tun und gibt Losungen eines solchen Tatendranges, die sehr schlecht orientiert sind.

Ganz oberflächlich und unhaltbar ist die Unterscheidung von Reden und Tun, in dem Sinne, dass das Reden gegenüber dem Tun etwas Geringwertiges wäre. „Nicht reden, sondern tun!“ „Der Worte sind genug gewechselt, Lasst mich auch endlich Taten sehn!“ und wie die Schlagwörter alle heissen. Diese Wertung setzt ein Reden voraus, das bloss eine Vorbereitung auf ein Tun ist, das bloss ein Tun ankündigt und verheisst, ein Reden, das bloss Theorie ist und sich nach Praxis sehnt. Von solchem Reden gilt freilich, dass es sich in der Tat erfüllen muss, wenn es nicht seinen Wert verlieren und zu eitlem Geschwätz werden soll. Aber auch bei dieser Art von Reden ist doch nicht gesagt, dass es an sich geringwertiger sei als das Tun. Denn es ist oft die notwendige Vorbedingung desselben; es ist seine Wurzel, seine Quelle, sein Mutterschoss. Hat es nun einen Sinn zu sagen, die Wurzel sei weniger wert als die Krone, die Quelle weniger als der Fluss, die Mutter weniger als das Kind? Müsste man nicht vielmehr umgekehrt sagen, dass die einzelne Tat nur ist wie eine Frucht, die an der Krone des Baumes wächst, reift und abfällt, während von der Wurzel her immer neu der Lebenssaft aufsteigt, aus dem sich immer neue Früchte bilden; dass die einzelne Tat der Welle des Flusses gleicht, die steigt und versinkt und der Fluss selbst versiegen müsste, wenn er sich nicht stetsfort von der Quelle her erneuerte; dass die einzelne Tat ein Kind ist, das aus dem Schosse hervorgeht, der weitere Kinder, sehr zahlreiche Kinder gebären kann? Das Wort kann grosse, gewaltige, wunderbare Fruchtbarkeit: Lebenskraft, Schöpfungskraft, Zeugungskraft haben. Das wird uns sofort klar, wenn wir an besondere Worte denken: an die Worte der Bibel, die Worte der Propheten, die Worte Christi, die Worte der Apostel, die Worte der

Reformatoren. Ewig neu wachsen aus dieser Wurzel Früchte der Tat; ewig neu entspringen aus dieser Quelle die Ströme der Geschichte; ewig neu werden aus diesem Schosse die Kinder der Wahrheit geboren „wie Tau aus der Morgenröte". Ein einziges Bibelwort ist immer wieder imstande, ein Menschenschicksal und von da aus vielleicht Völkerschicksale zu bestimmen — man denke bloss an das Wort: „Aus Glauben allein selig" und den Strom der Reformation, der aus ihm gebrochen ist — aber auch sonst ein Wort, ein gewöhnliches Menschenwort, kann Fluch oder Segen, Verderben oder Rettung sein für Einzelne oder Viele.

Wenn dem so ist, so muss offenbar im Worte selbst schon die Tat angelegt, darin gleichsam konzentriert sein, wie die Krone, an der die Frucht wächst, in der Wurzel, der Fluss in der Quelle, das Kind im Schosse der Mutter. Und so ist es. Es ist darum so oberflächlich, ja gedankenlos, Worte und Taten in jenem Sinne der Geringschätzung für das Wort zu scheiden, *weil das rechte Wort selbst eine Tat ist*. Wahrhaftig, die müssen wenig vom Reden wissen, müssen auch an sich selbst bloss ein schlechtes Reden kennen, die tun, als ob das Reden eine leichte Sache und nur das davon unterschiedene Tun schwer und gewichtig wäre. Es mag schon sein, dass Viele das Reden auf diese Weise behandeln und dass dadurch das Reden entwertet wird, aber es ist tausend gegen eins zu wetten, dass bei Menschen von *solcher* Art diese Entwertung sofort auch das *Tun* ergreift, während umgekehrt bei wahrhaft ernsten Menschen gerade das Reden eine sehr ernste Sache wird. Und in der Tat, es gibt nichts Ernsthafteres. Oder was sollte ernsthafter sein als der Ursprung alles Lebens und damit alles Tuns? Das aber ist das Wort — das soll es sein. Wir behandeln es nicht ernsthaft genug, gewiss, aber es *ist* ernsthaft. So meint es wohl das Wort Christi: „Ich sage euch, die Menschen werden am Tage des Gerichtes Rechenschaft ablegen müssen von jedem schlimmen Wort, das aus ihrem Munde gegangen ist." (Matth. 12, 36.) Und solche Gerichtstage gibt es schon auf Erden nicht allzu selten! Darum ist das Reden ein Tun. Hinter einem Wort steht oft ein jahrzehntelanges Ringen, es bedeutet oft schicksalsvolle Entscheidung, es ist oft konzentrierteste Tat. Ich fürchte, das geringschätzige Verhalten gegen das Reden stamme oft aus einer inneren Unsicherheit, aus Mangel an Erfülltsein von einer das Leben tragenden Wahrheit, an Gegründetsein in einer solchen Wahrheit. Aus dieser Unsicherheit und Leere flüchtet man in die Tat. Umsonst! Man mag sich eine zeitlang durch solches Tun betäuben und sich damit über jene Unsicherheit und Leere wegbetrügen, vielleicht auch dadurch das Gewissen beschwichtigen — Faust flüchtet nach dem Verrat an Gretchen in die Tat — aber auf die Länge werden damit Unsicherheit und Leere nur noch grösser. Und die wahre Tat

stammt aus Kraft und Fülle allein. Der Wahrheit standzuhalten, ist eine Tat und wohl die Vorbedingung alles echten Tuns.

Lassen wir also dieses falsche Schlagwort: „Tun, nicht reden!" fallen und sorgen wir dafür, dass unser Reden immer mehr ein Tun sei, etwas, hinter dem gesammelt der ganze Mensch steht, etwas, worin Verantwortung lebt, etwas, das schafft, das aufbaut und niederreisst, etwas, das einen Auftrag ausrichtet, etwas, das — nun sei das Allerhöchste gesagt — ein Wort *Gottes* wird. Ja, ein Wort Gottes! Und nun erinnern wir uns daran, dass nach der Bibel die Welt aus dem Worte Gottes geboren ist und von ihm getragen wird,[1]) dass das Zeugnis gerade des lebendigen Gottes, der sich in Taten kund tut, sein *Wort* ist, dass gesagt wird, der Mensch lebe von jeglichem Worte, das aus seinem Munde gehe. Darum hat Faust, der tathungrige Intellektuelle, nicht recht, wenn er vor dem Beginn des Johannesevangeliums: „Am Anfang war das Wort", zweifelnd steht — „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen" — und lieber übersetzt: „Am Anfang war die Tat." Nein, am Anfang war und ist das Wort — das ist das Tiefere und dabei bleibt es. Freilich heisst es im gleichen Prolog des Johannesevangeliums: „Und das Wort ward Fleisch", aber diese Fleischwerdung des Wortes meint nicht jene falsche Unterscheidung; er, in dem das Wort Fleisch wird, er wird dies gerade auch als *Lehrer*. Das Wort wird bei ihm Mensch, ganzer, konkreter Mensch. Er *lebt* das Wort, gewiss, aber es ist sein *Wort*, das erleuchtet, beseligt, richtet, heilt, den Himmel öffnet und die Welt verändert.

Sicher soll das Wort nicht ohne die Tat sein. Es muss *existentiell* wirken, mit dem ganzen Tun und Wesen des Menschen aufs innigste Eins sein, aus ihm so notwendig hervorgehen, wie die Frucht aus der Wurzel, der Fluss aus der Quelle, das Kind aus dem Schosse der Mutter. Aber nun wäre es wieder falsch, zu meinen, das Tun müsse möglichst *äusserlich* sein, um als solches gelten zu können, es müsse möglichst sichtbar, greifbar werden, möglichst in die Augen springend, möglichst wägbar und messbar sein. Auf diesem Wege gelangt man dazu, vor allem das *körperliche* Tun, die Arbeit mit der *Hand* zu schätzen. Sie allein, meint man, ist ernsthaftes, reelles Tun, alles andere nur ein Schemen.

Um bei diesem Punkte einzusetzen, so ist es ganz in der Ordnung, wenn man die körperliche Arbeit gegenüber ihrer Geringschätzung durch einen falschen Aristokratismus oder Spiritualismus wieder zu Ehren bringt. Sie ist ehrwürdig, heilig, führt zu den „Müttern", macht Leib und Seele gesund (falls sie selbst gesund ist!), verbindet mit Gott und dem Menschen. Es ist auch begreiflich, dass Menschen, die für gewöhnlich bloss das tun, was man etwa Gehirnarbeit nennt, von einer wahren Gier erfasst werden,

[1]) Vgl. z. B. Hebräer 1, 3.

einmal auch etwas mit den Händen zu tun, dass sie es als eine tiefe Erquickung empfinden, einmal aus dem luftleeren Raum des rein intellektuellen Lebens in die Atmosphäre greifbarer Wirklichkeit zu kommen, dass der Geist in ihnen bei der Begegnung mit der Materie aufjauchzt. Denn Geist und Materie gehören auf alle Art zusammen. So ist es gut und recht und es ist eine ganz wichtige Forderung, dass allgemein die sogenannte körperliche und die sogenannte geistige Arbeit wieder zusammenkommen.

Aber ein flacher Irrtum würde daraus, wenn nun die körperliche Arbeit schon als solche mehr gelten sollte als die geistige. Ihm ist entgegenzuhalten, dass die körperliche Arbeit ja genau in dem Masse Wert hat, als sie Ausdruck und Sinnbild des G e i s t e s ist und genau in dem Masse, als dies nicht der Fall ist, zu blosser Sklaven- und Maschinenarbeit und damit zur Entwürdigung und Entmenschung des Menschen wird.

„Denn das ist's, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Dass er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.“

Aber noch aus einem andern wichtigen Grunde darf man das körperliche, wie überhaupt alles sichtbare, in seinen Folgen messbare, kurz, alles äussere Tun nicht überschätzen und es einem weniger sichtbaren und messbaren, mehr innerlichen, mit Geringschätzung gegen dieses entgegenstellen. Wonach bemisst sich denn überhaupt der Wert der Arbeit? Offenbar nach der Anstrengung, die sie kostet, der Kraft und Kunst, die in sie hineingelegt wird — um das Höchste zu sagen: nach dem O p f e r, das sie verkörpert. Es ist aber klar, dass es nicht anginge, körperliche Anstrengung, körperliche Kraft und Kunst und das Opfer des Körpers höher zu schätzen, als die entsprechende geistige Leistung. Vielmehr werden wir doch alles Tun des Menschen nach seinem s i t t l i c h e n Wert bemessen, und das heisst: nach dem W o l l e n, das darin zum Ausdruck kommt, nach der sittlichen Anstrengung und das heisst: nach der Selbstüberwindung und dem Gehorsam, die es kostet, nach der Gesinnung, aus der es fliesst. Es wäre grober Materialismus, nur ein möglichst äusserliches Tun als Tat gelten zu lassen. Vielmehr ist zu sagen — und damit langen wir bei ähnlichen Gedanken an wie vorhin — d a s s d i e w a h r e T a t g e r a d e e t w a s s e h r I n n e r l i c h e s ist, etwas dem Auge der Menschen, vielleicht sogar dem eigenen, Verborgenes, ins Geheimnis Gottes Gehülltes. Das ist die „Gerechtigkeit aus dem Glauben“ im Gegensatz zu der „Gerechtigkeit aus den Werken“, bei denen jene andere Art unweigerlich ankommt. Alles einseitige Gewichtlegen auf äusseres Tun führt zu Gesetzlichkeit, zu Moralismus und Pharisäismus

und zuletzt zur Unfruchtbarkeit. Wie die Wurzel, die Quelle, der Menschenkeim, so ruht der Ursprung, Sinn und Wert alles Tuns im Geheimnis des Innersten. Es ist auf alle Fälle der Geist, der Taten tut und die grössten, entscheidendsten Taten werden vielleicht von solchen getan, die in jedem Sinne keine Hand rühren können — werden vielleicht gerade darum von ihnen getan.

Damit haben wir schon den dritten und letzten Irrtum gestreift. Er ist besonders häufig und ist gerade darum umso gefährlicher, weil er von feinerer Natur ist. Man will etwas Besonderes tun — ich meine, man will etwa im Interesse einer guten Sache Taten tun, die diese erläutern, verherrlichen sollen. Man denkt sich gewisse Ideale, deren Verwirklichung man für wesentlich hält: zum Beispiel etwa das Zusammenleben in einer Siedelung, vielleicht gar den Verzicht auf alles persönliche Eigentum, den Weg des Franziskus — wie man meint — oder vielleicht auch irgend eine Art von besonderer Betätigung der Liebe in einer besonderen Einrichtung oder Bewegung. Man verzehrt sich im Streben darnach; man meint, wenn so etwas geleistet würde, das wäre endlich die Tat; man ist unglücklich, wenn man es nicht zu leisten vermag; man schaut mit Bewunderung auf die, welche solches leisten, oder auch — was dann freilich eine etwas minderwertige Form dieses Irrtums ist — man schaut mit Geringschätzung auf die, welche solches nicht leisten, oder es wenigstens nicht sichtbar, greifbar, fürs Schaufenster leisten.

Nun ist ja auch gegen ein solches besonderes Tun nichts zu sagen, wenn es echt ist. Echt aber ist es bloss, wenn es von selbst wird — wie die Frucht aus der Wurzel, der Fluss aus der Quelle, das Kind aus dem Mutterschoss — wenn es fast wider Willen wird, ganz ungesucht, ungemacht, so, dass solches Tun bloss ein selbstverständliches Symbol eines Geistes, einer Gesinnung wird. Dann kann Allergrösstes, Allerherrlichstes dem Boden der Menschenwelt entwachsen. Aber ein ganz schlimmer Irrtum wird sofort daraus, wenn dieses Tun rein als solches einen Wert haben soll, wenn man sich darauf versteift, als ob es darauf, gerade darauf ankäme. Sofort sind wir damit wieder auf dem Wege der Selbstgerechtigkeit mit all seiner Unwahrhaftigkeit und all seiner Qual. Das Tun als solches hat nie einen Wert und sei es so grossartig als es wolle. Am schlagendsten hat das Paulus gezeigt: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und liesse meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ (1. Kor. 13, 3.) Beachten wir: also gerade solche Werke der Liebe: Siedelung, freiwillige Armut, christlicher Kommunismus, Gang zu den geringsten Brüdern, sind an sich nichts nütze — sie sind nichts nütze ohne die Liebe. Die Liebe ist aber bei Paulus immer mit dem Glauben verbunden. Das bedeutet: diese

Werke haben keinen Wert, wenn sie selbstgemacht und willkürlich, wenn sie nicht Gottes *Auftrag* sind, und in diesem Auftrag aus seinem Geiste von selber fliessen. Man kann aber Gott ebensogut dienen, ohne gerade solche Werke zu tun.

Ja, das ist es: *Wir sollen gar nichts Besonderes tun, sondern sollen mit Gott Taten tun.* Das heisst: *wir sollen tun, was Gott uns durch sein Gesetz und seine Gnade, durch sein Wort und unser Gewissen aufträgt.* So sollen wir auch die *Liebe* tun — tagtäglich, stündlich, in den Lebensbeziehungen, in die wir hineingestellt sind, in den Gelegenheiten und Aufforderungen, die Gott uns im Alltag immerfort schickt. Das ist Liebe aus dem Glauben, oder „Glaube, sich in der Liebe auswirkend". (Gal. 5,6.) Wohl mag Gott einzelnen Menschen und gelegentlich einem Jeden auch etwas *Besonderes* auftragen, aber dann ist nicht das Besondere daran die Hauptsache, sondern der göttliche Auftrag. Und der Mensch, der ihn erhält, oder wenn er ihn erhält, wird dann sehr bescheiden; er ist weit davon entfernt, sich in seinem besonderen Tun zu sonnen oder die zu verachten, die dieses Besondere nicht tun. Wo man aber dieses Besondere als solches sucht, da ist wieder tausend gegen eins zu wetten, dass man das Nicht-Besondere, das Gewöhnliche, den offenkundigen Willen Gottes in der alltäglichen sittlichen Pflicht nicht genau nimmt. Dann versäumt man den Ernst der Arbeit, das Selbstgericht, die Treue, um dem Phantom eines Ausserordentlichen nachzujagen, in dem man unbewusst einen Rausch, eine Selbstverherrlichung sucht. Dann verlässt man die von Gott gewollten Wege, um selbstgewählte zu gehen. Dann ist man aber nicht auf dem Weg der Nachfolge Christi, sondern auf jenem ganz andern Weg, den Christus kennzeichnet: „Wehe euch, ihr Pharisäer und Schriftgelehrte, ihr Heuchler, die ihr Münze und Kümmel verzehntet und lasset dahinten das Schwerere im Gesetz: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue." (Matth. 23, 23.)

Wir sollen nichts Besonderes tun, sondern sollen tun, was uns aufgetragen ist, sei's Ausserordentliches oder Gewöhnliches, sei's Aeusseres oder Inneres, sei's „Tat" oder „Wort". Mit *Gott* sollen wir Taten tun, nicht aus unserem heftigen Verlangen, unserer Schwärmerei, unserem wallenden Eros heraus. Aus dem Glauben sollen wir handeln, nicht aus dem Gesetz. Auf sein Wort sollen wir lauschen, das uns im Grossen und Kleinen, im Allgemeinen und im Besonderen zum Gehorsam des Tuns treibt. *Es* ist immer auch bei uns „am Anfang". Es ist der *einzige* Anfang wirklicher Tat. Nur was so getan wird, ist wirkliche Tat. Mit Gott sollen wir Taten tun — und mit Gott *können* wir sie tun. Was wir *so* tun, das ist *unsere* Tat, das hat Verheissung. Und der Mensch, der sich so stellte — aber nur er! — könnte freilich *grosse* Taten tun.

L. Ragaz.

Das Christentum des Neuen Testamentes — und wir.[1])

I.

„Was uns umgibt, das ist alles in Widerspruch mit Gottes Verheissungen. Er verspricht uns Unsterblichkeit — wir aber sind von Sterblichkeit und Verderblichkeit umhüllt. Er verkündigt, dass wir vor ihm gerecht seien, wir aber sind mit Sünden bedeckt. Er bezeugt uns seine Gnade und seinen guten Willen, während alle Zeichen seines Zorns uns bedrohen. Was sollen wir tun? Uns ziemt es wohl, an uns selbst und all unserem Eigenen mit geschlossenen Augen vorüberzugehen, damit nichts uns aufhalte, an Gottes Wahrheit zu glauben. . . .

Der Geist Gottes zeigt uns eben verborgene Dinge, deren Kenntnis unseren Sinnen unzugänglich sind. Er verheisst uns ewiges Leben, uns, den Toten. Er redet uns von der seligen Auferstehung, uns, die wir von Verwesung umgeben sind. Gerechte werden wir genannt, und in uns wohnt die Sünde. Wir vernehmen, dass wir selig seien, inzwischen werden wir erdrückt von unendlichem Elend. Ueberfluss an allen Gütern ist uns verheissen, und reich sind wir nur an Hunger und Durst. Gott ruft: gleich werde er bei uns sein, und scheint taub zu sein auf all unser Geschrei. Was würde aus uns, wenn wir nicht *in der Hoffnung* selig wären, wenn unser Herz nicht auf den durch Gottes Wort und Geist erleuchteten Weg mitten durch die Finsternis über die Welt hinauseilte?“ (Calvin.)

Was man auch über das grosse Buch, das sich eine Auslegung des paulinischen Römerbriefes nennt, denken möge, die Stimmung dieser Worte von Calvin, die teils in der Vorrede, teils im Texte angeführt sind und die wohl als Grundstimmung des ganzen Werkes aufgefasst werden darf, wird immer einen gewissen Zauber über uns ausüben. Wir sind unmittelbar geneigt, diesen Worten beizupflichten, dieser Stimmung Gewalt über uns zu geben. *So* empfinden auch wir unsere Lage, Nachkriegsmenschen wie wir sind, die wir uns an eine andere Wirklichkeit, eine andere Welt haben gewöhnen müssen, als die in welcher wir aufgewachsen sind. *So* ist nach dem Kriege das Leben geworden, in diese Not sind auch wir hineingekommen, aus dieser Not möchten wir wieder heraus. Und die Worte Calvins kommen uns wahrer, wirklicher, realistischer vor als die Worte *des* Christentums, das uns die Kirche gegeben hat, und mit denen wir uns begnügen konnten, solange der Krieg uns die Wirklichkeit nicht enthüllt hatte, so wie sie wirklich ist. Es sieht ja aus, als ob Calvin uns hier einen Ausweg böte, als ob wir, wenn wir diese Worte in uns aufnehmen könnten und darnach tun,

[1]) Vgl. die redaktionellen Bemerkungen. D. Red.

das Christentum nicht aufzugeben brauchten, als ob wir es auch weiter festhalten könnten, trotzdem uns also die Wirklichkeit zeigt, dass dies Christentum doch auf recht schwachen Füssen steht. Wir sind gerettet — und das Christentum mit uns — wenn wir nur vermögen, unsere Augen der Wirklichkeit zu verschliessen und auf d i e s e Weise die Hoffnung festzuhalten und an Gottes Wahrheit zu glauben.

Es wird wohl immer nur wenigen gelingen — von denen jedenfalls, die diese Not wirklich als Not, als Qual empfinden. Calvin selbst gelang es vielleicht nicht immer. Luther, der eigentliche Erfinder dieses eigentümlichen Trostversuches, hat es vergebens versucht. Wenn er seine „Tagkriege" mit dem Papst und der Kirche und seinen zahlreichen menschlichen Gegnern führte, dann genügten ihm dieser Glaube und diese Hoffnung vollkommen. Wenn er sich aber in den „Nachtkriegen" von dem nichtmenschlichen Gegner angegriffen fühlte, dann half ihm dieser Glaube rein nichts. Dann, gesteht er selbst, hat der Feind ihn oft so weit gebracht, dass er nicht wusste, ob ein Gott da sei oder nicht. Und die Hoffnung wurde dann ganz von selbst eine Hoffnung auf den Tod, der den geplagten Menschen von seinem Elend erlösen sollte. Deshalb hat Luther in seinen letzten Jahren so viel von diesem „Jammertal" geredet. Genau dasselbe hat auch Kierkegaard erfahren — ihn brachten dieser Glaube und diese Hoffnung in den zwei letzten Jahren seines Lebens dicht an die Grenze der Hölle.

Es k a n n hinter Worten, wie die zitierten, der höchste und reinste Glaube liegen, ein Glaube, der sein „dennoch" festhält, allen scheinbaren Widersprüchen zum Trotz. Die Hoffnung ist dann Hoffnung auf eine Erfüllung, die noch nicht eingetreten ist, die aber sicher kommen wird. Es kann mit denselben Worten aber auch etwas weit geringeres als „Glaube" bezeichnet werden: eine tatsächliche Hoffnungslosigkeit, die mit Glauben im eigentlichen Sinn nichts zu tun hat, sondern entweder in Verzweiflung oder in Leichtsinn dieses ganze Leben preisgibt und sich nur mit einem Jenseits tröstet. Und dieser Glaube mag dann gar eine Selbstsuggestion sein, d. h. etwas, das ganz aus der Psyche des Menschen stammt, ohne mit Gott und seinem Geiste auch nur das geringste zu tun zu haben. Wer diese Selbstsuggestion zu leisten vermag, wird gewiss auch in unseren Tagen mit Hilfe dieses „Glaubens" sein Leben durchbringen können, jedenfalls solange die Not der Welt nur die Not der a n d e r e n bleibt und ihn selbst verschont. Die Geschichte der evangelischen Christenheit zeigt, dass diese Selbstsuggestion, als Glaube verkleidet, eine grosse Anziehungskraft auf die Menschen ausübt, die Gott nicht in der Not brauchen, sondern ihn nur als eine gewisse Dekoration des Alltags haben möchten. Sobald die Not, die innere oder die äussere, einem solchen Menschen nahe

tritt, ist aber dieser „Glaube“ dahin, und Zweifel und Verzweiflung stellen sich ein. Und das Beispiel Luthers und Kierkegaards zeigt, dass Anfechtung und Angst auch die Menschen angreifen, die neben der Selbstsuggestion (von der jedenfalls Luther nicht frei war) auch den wirklichen, tiefen und echten Glauben besitzen. Die wirkliche Not — und von aller Not ist wohl die Anfechtung die schwerste — kann eben nicht durch einen Glauben und eine Hoffnung überwunden werden, die sich nur mit einem Jenseits trösten, und von einem Eingreifen Gottes in diesem Leben nichts erwarten. Es lassen sich auf dem Grund des Jenseitsglaubens imponierende Babeltürme aufführen — auch eine imponierende Theologie; aber ein Menschenleben lässt sich auf diesem Grund nicht bauen — wer es versucht, wird erfahren, dass er auf Sand gebaut hat. Selbst Kierkegaard, der an diesem Glauben wohl ein Maximum geleistet hat, ist zerbrochen, weil ihm die Erlösung nur jenseitig war. Es fragt sich also, ob dieser Glaube und diese Hoffnung, die einzigen, die wir in der evangelischen Kirche kennen, der Glaube, der von einem Eingreifen Gottes in diesem Leben nichts erwartet und sich nur mit der Hoffnung auf eine „ewige Seligkeit“ begnügt, dasselbe seien, wie das, was in dem „Wort Gottes“, dem Neuen Testament, mit diesen Worten bezeichnet wird.

II.

Das Bild der Wirklichkeit, das uns aus den Blättern des Neuen Testaments entgegentritt, ist jedenfalls ein ganz anderes als das uns als Wirklichkeit bekannte. Es hebt sich aus den Evangelien, der Apostelgeschichte und den Briefen, und nicht zum wenigsten aus der Apokalypse, das Bild zweier Wirklichkeiten hervor, die feindlich einander gegenüber stehen. Die eine Wirklichkeit, die sichtbare, die welche auch wir kennen, soll durch die andere — die wir eben nicht mehr kennen — überwunden werden. Das ist die Aufgabe der Apostel und der Gemeinde überhaupt. Sie sind Kämpfer, alle ohne Ausnahme. Wer in die Brudergemeinschaft aufgenommen werden will, muss durch den Tod der Taufe gehen. Er muss sein altes Leben begraben lassen, seinem alten Herrn den Dienst aufkündigen und sich dem neuen ganz hergeben, von dem er dann als Geschenk das neue, erlöste Leben bekommt. Der grosse Kampf zwischen Gott und seinem Gegner, der so viele Jahrhunderte hindurch Menschenaugen verborgen vor sich ging und dessen Gegenstand das Schicksal des Menschen ist, ist im Neuen Testament offenbar geworden. In diesem Kampf gibt es keine Nonkombattanten. Jeder Mensch ist schon durch seine Geburt, als von Gott abgefallener Mensch, der Sklave Satans geworden, gehört seinem Reich zu. Durch die Ueberwindung Satans, die durch den Tod des Gottessohnes am Kreuze vollbracht wurde, wurde die Menschheit von

diesem furchtbaren Sklavenzustand befreit. Die Erlösung war von nun ab eine Tatsache, in der Auferstehung und der Ausgiessung des Heiligen Geistes den Menschen sichtbar geworden, jedem Menschen greifbar und erreichbar. Was von ihm gefordert wurde, war nur, dass er sich für oder wider die geschehene Erlösung und deren Herrn und Urheber entscheiden sollte. Durch die Entscheidung für sie und durch die darauf folgende Taufe wurde er dann der Erlösung teilhaftig. Die Sünde und ihre Wirkungen fielen von ihm ab wie das alte Kleid, das er vor der Taufe ausgezogen hatte, und das neue erlöste Leben, das heilig sein sollte, fleckenfrei wie das weisse Taufkleid, wurde ihm in der „Auferstehung“ aus dem Wasser geschenkt und war auch künftig möglich durch die Kraft des Heiligen Geistes, die ihm nach der Taufe durch die Handauflegung der Apostel oder der Aeltesten geschenkt wurde. Durch die Taufe bekam er seinen *neuen* Platz in dem grossen Kampf zwischen Gott und seinem Gegner; er gehörte nicht mehr dem Satansreich zu, sondern dem Gottesreich und musste in dem Kampf zwischen den zwei Reichen *treu* sein, sonst konnte er das Gewonnene verlieren und dem Gegner wieder anheimfallen. So wurde das künftige Leben der angespannteste Kampf, ein Kampf aber, dem der Sieg sicher war, wenn nur die Jünger treu blieben; denn der Gegner war gerichtet und überwunden und konnte nur seine alte Macht wiedergewinnen, wenn die Gemeinde versagte und in Mutlosigkeit oder in Untreue den Kampf aufgäbe. Und weil die Taufe die entscheidende Tat war, durch welche der Jünger den Dienst seines neuen Herrn antrat und ihm Treue schwur, so erhielt sie auch bald den Namen „Sacramentum“, d. h. Soldateneid.

Der Glaube der Gemeinde war *Vertrauen* — die freudige Zuversicht, dass *Gott Treue ist* — das ganze 11. Kapitel des Hebräerbriefes zeugt davon. Und die Hoffnung war die *lebendige Hoffnung* auf die Wiederkunft Christi, nicht freilich auf ein „grobes, brutales, theatralisches Spektakel, nach dessen Ausbleiben man sich getrost wieder schlafen legen konnte“, sondern die Hoffnung auf den endlichen und durchdringenden Sieg Gottes auf Erden, der den Widersacher entwaffnen und binden und der verwüsteten Erde und der geplagten Menschheit endlich die *grosse* Erlösung bringen sollte, nach dem die ganze Kreatur seufzte: die Königsherrschaft Gottes, das Reich Gottes auf der Erde.

Das ist das Bild der Wirklichkeit, das uns das Neue Testament vor Augen malt. Wie können wir dieses Bild mit dem anderen, das sich vor unseren menschlichen Augen zeichnet, vereinigen? Und wem sollen wir glauben: Calvin, Luther, Barth, unseren eigenen Augen? Oder Jesus und seinen Aposteln, so wie das Neue Testament, das „Wort Gottes“, uns ihre Auffassung und ihre Worte vermittelt?

III.

Die Parusie[1]) blieb aus, und mit ihr das Reich Gottes. Warum? Das ist eine Frage, die für sich untersucht und behandelt werden müsste. In aller Kürze lässt sich sagen, dass die Gemeinde ihren Kampf nicht bis zum Sieg durchführte, weil sie sich, durch die so viel ernstere und schwerere Lage, die durch das Versagen des jüdischen Volkes entstand, entmutigen liess. Die Hoffnung auf den Sieg, die ihre stärkste Waffe gewesen wäre, verlor sich und an Stelle der fröhlichen Siegesgewissheit trat um die Jahrhundertwende herum die Stimmung der Niederlage. Nach den Aposteln und Zeugen des ersten Jahrhunderts, die freudig und siegesfroh ihr Leben hingegeben hatten als eine Saat, aus welcher eine reiche Ernte wachsen sollte, kamen die Märtyrer des zweiten Jahrhunderts. Auch sie gaben ihr Leben hin, aber sie grüssten schon den Tod — den Feind, der durch Christus überwunden war — als Befreier von einem mühevollen Leben (Ignatius' Brief an die Römer). Nach ihnen kamen andere, die auch ihr Leben hingaben, aber darin eine Leistung sahen, die ihnen die „ewige Seligkeit" verdienen sollte. Diese trat ja im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts so vollständig an Stelle der Hoffnung auf das Reich, dass schon Eusebius von Cäsarea in seiner Kirchengeschichte geneigt ist, die Offenbarung Johannis dem Apostel nicht zuzuschreiben (auch damals wurde „Bibelkritik" geübt!), weil darin von einem tausendjährigen Reich auf Erden gesprochen wird. Ebenso bedauert Eusebius, dass Irenäus, den er sonst so sehr verehrt, sich von Bischof Papias (dem Leichtgläubigen!) dazu habe verleiten lassen, an ein Reich Gottes auf Erden zu glauben. Das ganze fünfte Buch des Irenäus „Gegen die Häretiker"[2]) handelt ja nur von diesem Gottesreich auf Erden und gibt uns neben dem Neuen Testament die deutlichste Vorstellung davon, wie sich die Jünger Christi im ersten und zweiten Jahrhundert (Irenäus war ja Schüler Polykarps und dieser des Apostels Johannes) das Reich Gottes auf Erden als ein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens, der gegenseitigen Liebe und in Folge davon des allgemeinen Glücks und Wohlergehens dachten. Irenäus war vielleicht ein wenig unmodern geworden, weil er nicht in einem der Kulturzentren lebte, sondern in Lyon, und hatte deshalb die ursprüngliche Auffassung länger festgehalten als seine Zeitgenossen.

Denn in den Kulturzentren war die Entwicklung — von Christus und dem Ursprünglichen weg — seinerzeit weiter gegangen. Nicht nur der Gedanke von dem Sieg der Gemeinde, von der tatsächlichen Erlösung und von der Königsherrschaft Gottes auf Erden war verloren gegangen. Auch die Gemeinde, als Bruder-

---

[1]) D. h. die Wiederkehr Christi, wie die älteste Christenheit sie erwartete. D. Red.

[2]) D. h. Ketzer. D. Red.

gemeinschaft, als corpus Christi war in Auflösung. Statt einer reinen, unbefleckten Jungfrau, wie Eusebius die Gemeinde der Apostelzeit schilderte, war sie im zweiten Jahrhundert einem Weizenfeld, mit Unkraut überwuchert, vergleichbar. Das zweite Jahrhundert war die Zeit der grossen Ketzerbewegungen. Die Ketzer des ersten Jahrhunderts, Simon und Kerinth, vermochten gegen die Apostel nichts, sondern wurden durch Petrus und Johannes leicht überwunden. Als die Apostel aber alle gestorben waren, nahmen die Häretiker überhand. Mit Marcion anfangend, sich in den Gnostizismus fortsetzend, tauchten von allen Seiten her die merkwürdigsten Erscheinungen innerhalb der Gemeinde auf. Der Feind war nicht länger ausserhalb der Tore, sondern war in die Gemeinde selbst eingedrungen. Dieser Gefahr musste eine Einheitsfront entgegengestellt werden, und aus der Gemeinde entwickelte sich allmählich eine Kirche, die das Unmögliche versuchte: das Unkraut von dem Weizen zu trennen. Diese Kirche aber hatte schon ihre Ueberwinderkraft verloren, und das Unkraut gedieh ruhig weiter, wenn auch in etwas wechselnden Formen. Wenn eine Häresie überwunden wurde, zeigte sich sofort eine neue, und statt des Reiches Gottes hatten die Gläubigen ein neues Ziel bekommen: die Einheit der Kirche!

So gab es schon im zweiten Jahrhundert des Christentums ähnliche Erscheinungen wie die, welche auch unsere Zeit kennt. Es gab die verborgene Innerlichkeit, in welcher sich die Märtyrerstimmung entwickelt hatte, und die sich in der Askese und dem Mönchtum des dritten und vierten Jahrhunderts fortsetzte. Es gab „ökumenische Bestrebungen“ der Kirche, die umso eifriger und notwendiger wurden, je mehr die innere Einheit verloren ging. Es gab die Häresien, die auch wir so gut aus unserer Zeit kennen: die Marcioniten, die den Schöpfergott von dem Erlösergott schroff unterschieden, die Montanisten — sollen wir sie mit der „Pfingstbewegung“ vergleichen? — die Valentinianer und andere gnostische Sekten, die mit ihren seltsamen Spekulationen uns teils an die Theosophie und Anthroposophie, teils an die moderne indisch geprägte Mystik erinnern. Es gab die verschiedensten halb religiösen, halb philosophischen Sekten. Und es gab — auf einmal, als Wirkung dieser ganzen Entwicklung vom Christus weg und selbst diese Entwicklung weiter führend — eine Theologie, die anfangs die Ketzer bekämpfen sollte, später aber selbst Ketzer zu Tausenden erzeugte, als sie im vierten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte und ihre schlimmsten Orgien feierte, in dem Streit zwischen Arius und Athanasius, dem Kamppf um Homousie oder Homoiusie.[1])

Die Keime der späteren Zersetzung der Christenheit liegen alle schon in diesem verhängnisvollen zweiten Jahrhundert verborgen.

[1]) D. h. Gleichheit oder Aehnlichkeit Christi mit Gott. D. Red.

Die nächsten Jahrhunderte zeigen nur eine Weiterentwicklung auf derselben Linie. Dass die Kirche immer weltlicher wurde, immer mehr dem Mammon diente, war nicht zum verwundern. Wie gesagt: in dem grossen Kampf zwischen Gott und seinem Gegner, der den innersten Kern des Weltlaufes bildet und dessen äussere Seite wir als Weltgeschichte bezeichnen, gibt es keine Nonkombattanten. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“ Wer Gott nicht dient oder ihm nur mit geteiltem Willen, mit halbem Herzen „dient“, der dient eo ipso seinem Gegner, dem Mammon, dem Gewaltgeist. Es war nur eine Selbstverständlichkeit, dass diese Degeneration der Gemeinde und der aus dieser sich entwickelnden Kirche auch einen äusseren, allen sichtbaren Ausdruck bekommen musste, wie es durch den „Sieg des Christentums“ unter Konstantin dem Grossen geschah, als das Christentum die offizielle Religion des römischen Reiches wurde. Seitdem gab es viele, viele Jahrhunderte hindurch nicht mehr eine ecclesia militans auf Erden, sondern nur eine „ecclesia triumphans“, d. h. eine verwesende Kirche. Wer Beweise haben will, der lese nur die Kirchengeschichten von Eusebius und Theodoret.

Und es ist bisweilen doch möglich, die Hand Gottes auch in den Weltbegebenheiten zu sehen. Diese Völker und diese Kirche konnten nicht mehr zum Ursprünglichen zurückgebracht werden. Die Kräfte der Zersetzung waren zu mächtig. So musste noch einmal eine Sintflut kommen — nicht mit Wasser, das hatte Gott versprochen nicht mehr zu tun — sondern mit Völkermassen. Es mussten neue Völker an die Reihe kommen. Denn noch einmal hatte sich das Wort erfüllt, dass die Eingeladenen der Einladung nicht wert waren, und vorläufig musste also das Alte in dieser Sintflut der hervorbrausenden Völkerscharen zugrunde gehen. So ging auch die altchristliche Kirche zugrunde und mit ihr die letzten Spuren der urchristlichen Gemeinde, der Gemeinde als Brudergemeinschaft, als corpus Christi. Seit der Völkerwanderung hat es nicht mehr eine Gemeinde im urchristlichen Sinn des Wortes gegeben — wenn auch vor und nach der Reformation immer wieder Anläufe dazu gemacht worden sind — sondern nur eine Kirche und eine unsichtbare Gemeinde. Und die neue Kirche, die während der Jahrhunderte der Völkerwanderung auf den Trümmern des Alten entstand, und in welcher das Christentum überwinterte, bis die Entwicklung der neuen Völker so weit fortgeschritten war, dass sie wieder Geistesträger sein konnten, und deshalb in der Reformation wenigstens teilweise zum Bewusstsein ihres Erbes erwachten, war die römische Kirche, die, trotzdem sie sich katholisch nannte, so weit davon entfernt war, die ursprüngliche Kirche Christi zu sein, dass sie vielmehr nur die Puppenhülle darstellte, in welcher das im Winterschlaf liegende Christentum seines Aufwachens

harrte.[1]) Die Volksreligion der katholischen Kirche war ein bunter Synkretismus.[2]) Der Polytheismus lebte als Heiligenkultus innerhalb der Kirche weiter, das Bedürfnis der Massen nach Mystik wurde durch die Sakramente, die nach und nach ganz in Magie verwandelt wurden, befriedigt, und die Autorität der Kirche gab dem Herdenmenschen die Stütze, die er eben nicht entbehren konnte.

IV.

Um die Jahrtausendwende herum muss sich innerhalb dieser Entwicklung ein Umschlag vollzogen haben. Es lassen sich innerhalb der Kirche im zweiten Jahrtausend zwei Entwicklungslinien unterscheiden: die Linie der Degeneration läuft weiter, aber neben dieser und innerhalb der allgemeinen Entwicklung lässt sich eine Linie der wirklichen Entwicklung, die in diesem Sinne ja nur eine „umgekehrte" sein kann, die einer Rückkehr zum Ursprünglichen, erkennen. Drei Begebenheiten heben sich vom 11. bis zum 13. Jahrhundert auf diesem Hintergrunde hervor: 1. Die Kreuzzüge, 2. das „Cur Deus homo" von Anselm von Canterbury und 3. das Leben des Franziskus von Assisi. Die Kreuzzüge zeigen symptomatisch den ganzen Abfall vom Urchristentum. Die Christenheit, die sich für den Kampf Gottes gegen den grossen Widersacher nicht hatte gewinnen lassen, kommt nun in eine ungeheure Bewegung, ihre Glieder ziehen als Gottes Kämpfer, als Kreuzträger unter dem Rufe „Gott will es" in die Welt hinaus. Um ihm die Erde zu erobern? Nein, um den „Ungläubigen" den Fleck Erde zu entreissen, auf welchem der tote Körper Jesu zwei Nächte und einen Tag geruht hatte!

Und gleichzeitig gibt die Kirche mit den theologischen Hauptwerken von Anselm von Canterbury den letzten Rest ihrer urchristlichen Auffassung preis, dass der Weltlauf ein Kampf zwischen Gott und Satan ist, und dass Christi Tod die Hauptschlacht dieses Kampfes bedeutet, durch welche der Gegner überwunden und gerichtet wird. Der Dualismus: Gott — Satan wird in der Theologie realiter aufgegeben und der Dualismus *in Gottes Person hineingelegt*: seine Gerechtigkeit, welche seinen Zorn begründet, und seine Liebe stehen einander feindlich gegenüber und müssen durch den Tod Christi „versöhnt" werden. Satan wird wohl auch in der Theologie weiter beibehalten als Feind des Menschen — nicht so sehr als Feind *Gottes* — und als Inhaber der Hölle, vor dessen Macht (nicht aber vor dessen Art und Wesen) man sich hüten muss. Die urchristliche Auffassung, dass Gott der *Vater* ist, lässt sich nach dieser Theologie nicht mehr aufrechterhalten. Er wird der *Richter*, vor dem man sich *fürchten* muss.

[1]) Womit freilich nicht geleugnet werden soll, dass es innerhalb dem Rahmen dieser Kirche viel Christusglauben und -Nachfolge gegeben habe.
[2]) D. h. eine Religionsmischung. D. Red.

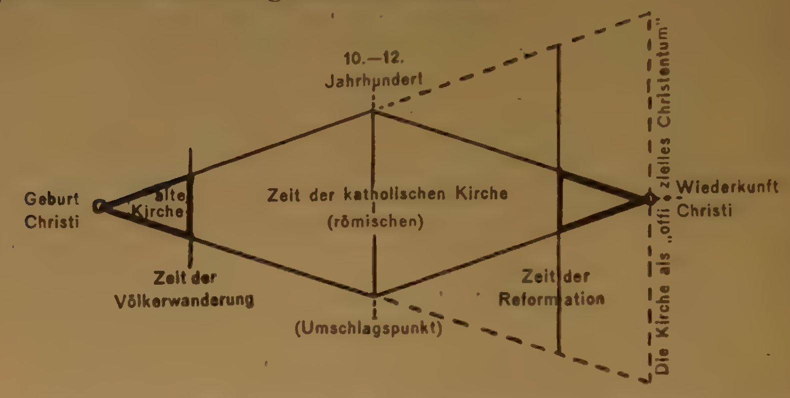
Nachdem der Dualismus in Gottes Person hineingelegt worden ist, hat der Mensch keine Zuflucht mehr. Der Glaube an seine Liebe und Treue muss sterben, Gott wird f u r c h t b a r e r als Satan. Und so entwickelte sich auf dieser Grundlage die entsetzliche Höllenfurcht, die furchtbare Gewissensangst, die im späteren Mittelalter immer mehr die Seelen folterte und von der Kirche in ihrer Ablasspraxis ausgebeutet wurde, bis endlich die Wiederentdeckung des Evangeliums, dass Christus der H e i l a n d ist — nicht nur der Richter — und Gott ein g n ä d i g e r Gott, aus den Aengsten und Seelenkämpfen des jungen Luther ans Tageslicht hervorbricht.

Leider entdeckte Luther nicht, dass Gott der V a t e r und die Liebe ist, sondern nur, dass er sich um Christi willen versöhnen lässt, seinen Zorn vergisst und den Menschen ihre Sünden nicht zurechnet. Die scholastische Versöhnungstheologie, die, auf Anselms Gedanken fussend, das Zentrum der mittelalterlichen Theologie überhaupt geworden war, ging ziemlich unverändert in die evangelische Kirche über. Auch Luther kann gelegentlich sagen, dass Gott „erschrecklicher und greulicher ist denn der Teufel." Und auch die evangelische Kirche hält noch in ihrer Theologie die Auffassung fest, dass Gott zornig sei und durch den Tod seines Sohnes versöhnt werden müsse. Nichts stösst in unseren Tagen so sehr die „Nicht-Gläubigen" vom Christentum weg, als eben diese Lehre. Und doch ist sie nur in der Theologie durchführbar, nicht aber im Leben. Selbst im Mittelalter, im „dunkelsten Mittelalter", haben die Seelen durch ihr tiefstes Erleben mit Gott diese Lehre innerlich überwunden, wenn sie sich vielleicht auch äusserlich nicht dagegen setzten. Das kritische Denken lag ja nicht in der Stimmung des Mittelalters, und die Frommen jener Zeit hatten keine „intellektuellen Schwierigkeiten".

Die Theologie Anselms hat aber zum Widerspiel das Wiedererwachen zum Urchristentum, das mit Franziskus von Assisi seinen Anfang nimmt, oder jedenfalls zum ersten Mal mächtig wird. Deshalb ist es berechtigt, des Franziskus Leben und Lebenswerk als die dritte entscheidende Begebenheit um die Jahrtausendwende herum zu betrachten. In ihm nimmt die Rückkehr zu Christus deutliche Gestalt an, wird die unsichtbare Gemeinde zum ersten Male wieder sichtbar, bricht das im Winterschlaf liegende Urchristentum hervor zu neuem Leben.

Denken wir uns die ganze Geschichte des Christentums unter dem Bilde eines mächtigen Kegels, innerhalb welchem ein kleinerer Doppelkegel liegt. Die beiden Gipfelpunkte des Doppeltkegels bedeuten dann das erste und das zweite Kommen Christi, und zwischen diesen Punkten liegt also die „Kirchengeschichte", richtiger: die Geschichte der Kirche und ihrer Theologie u n d die Geschichte der Gemeinde und des Evangeliums. Das Bild ist also räumlich zu

denken, legen wir aber, um die Sache einfacher zu machen, einen Schnitt durch den Kegel, so ergibt sich das Bild des Parallelogramms innerhalb des grösseren Dreiecks:



Zwei Abschnitte grenzen sich von selbst vom grösseren Körper ab: die Zeit der ältesten Kirche bis zur Völkerwanderung, und die Zeit nach der Reformation. Zwischen beiden Linien liegt also die Zeit der römisch-katholischen Kirche. Innerhalb dieses Zeitraums, um das 11. bis 12. Jahrhundert herum muss der Umschlag geschehen sein. Die Entwicklung v o r diesem Umschlag führt immer weiter von Christus, von der Urgemeinde, vom Urchristentum weg und wird deshalb durch zwei divergierende Linien bezeichnet, weil dieses „Christentum", sich immer weiter verbreitend, immer mehr an Tiefe, an Intensität verliert. Es wäre wohl richtiger, diese „Entwicklung" als eine immer weiter fortschreitende D e g e n e r a t i o n zu bezeichnen, deren Prachtblüte die weltumfassende und weltbeherrschende katholische Kirche ist. Diese entwickelt sich ja auch nach dem ersten Jahrtausend weiter, wie die p u n k t i e r t e Linie zeigt, und endet erst mit der Wiederkunft Christi. Der grosse Kegel (das Dreieck) stellt überhaupt die Entwicklung d e r K i r c h e — als offizielles Christentum — dar, nicht nur die der k a t h o l i s c h e n Kirche. Innerhalb dieser Kirche fängt aber nach dem Umschlagspunkt eine neue Entwicklung an, die in Franziskus ihren ersten und vorläufig reinsten Vertreter bekommt: die Entwicklung zum Urchristentum, zu Christus zurück. Diese Entwicklung wird durch die zwei k o n v e r g i e r e n d e n Linien bezeichnet. Weil die erste Entwicklung eine Degeneration war, die immer weiter vom Ziele Gottes: der Erlösung der Menschheit und dem Reich Gottes auf Erden als sichtbarer Auswirkung dieser Erlösung, wegführte, muss also die neue Entwicklung eine „umgekehrte" sein: sie muss denselben Weg umgekehrt zurücklegen, auf demselben Wege zum Ziele zurückkehren. Es wird wahrscheinlich sein, dass die Entwick-

lung auf diesem Wege die selben Stufen in umgekehrter Reihenfolge durchlaufen wird, die die erste Entwicklung zurückgelegt hat. Der Weg ist derselbe, nur die Richtung ist umgekehrt. Es ist der Weg zum Urchristentum, der Weg der Nachfolge Christi, der Weg zu Ihm.

VI.

Wird nun diese Auffassung von der gesamten Kirchengeschichte durch die Entwicklung im zweiten Jahrtausend der Kirche bestätigt? Wenn sie richtig wäre, dann gäbe sie ja uns, den Menschen der Nachkriegszeit, einen Schlüssel zur Weltentwicklung, zur Weltgeschichte, der uns den Weg nicht wenig erleichtern könnte, vor allem dadurch, dass es dann möglich wäre, von unserem eigenen Platz in dieser Weltentwicklung eine Ahnung zu bekommen, eine Ahnung, die, wenn die Wirklichkeit so aussähe, uns auch eine mächtige Hoffnung geben würde. Es wäre ja denkbar, dass Gott es so gefügt hätte, dass die Menschen, nachdem sie durch ihre Untreue und ihre Nachlässigkeit im grossen Kampfe seinen ursprünglichen Plan für die Erlösung der Menschheit vernichtet und dadurch ihre eigene Wüstenwanderung um ein paar tausend Jahre verlängert hatten, doch auch Ihm gehorchen mussten, dass also innerhalb dieser grossen selbsterwählten „Entwicklung" doch auch seine Pläne zur Verwirklichung gelangten, wenn auch nur eine kleine Anzahl von Menschen sich für diese Verwirklichung brauchbar zeigen würde. Das Neue Testament redet ja auch von einer „kleinen Herde", die vorläufig das Reich empfangen soll.

Betrachten wir also die verborgene Entwicklung, die mit Franziskus innerhalb der grossen Kirche angefangen hat. So demütig und unterwürfig sich auch Franziskus in den Dienst seiner Kirche stellte, so lag doch in seinem Bruch mit Mammon und Gewalt, in seiner Rückkehr zur Armut, ja zur Nachfolge Christi im wirklichen Sinn des Wortes, der Keim zum Sturz der katholischen Kirche, wenn dieses Leben in der Nachfolge Christi sich frei hätte entfalten können. Das sah die Kirche sehr wohl ein, und es gelang ihr, die Gefahr vorläufig abzuwehren durch ihren klugen und energischen Vertreter, den Kardinal Hugolin, der das schwächste Glied der Jüngerkette, den äusserlich so starken Bruder Elias, für sich gewann und ihn dazu bewog, die Rolle des Judas am Minoritenorden und seinem Meister auf sich zu nehmen, indem er, ihn mit den Lippen verehrend, durch sein eigenes Lebenswerk das Werk des Meisters zugrunde richtete. Es liessen sich jedoch die Wirkungen, die von diesem Nachfolger Christi und seinen ersten treuen Jüngern ausgegangen waren, nicht ganz vernichten, und bald hier, bald dort glimmte in die folgenden Jahrhunderte das Feuer in den vorreformatorischen Gestalten wieder auf, bis es in der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in hellen Flammen aufloderte. Ein

neues Stück des ursprünglichen Christentums wurde zurückerobert: Christus wurde wieder der Heiland, wenn auch freilich noch nicht der Erlöser. Er war nicht mehr der Richter, fast ebenso furchtbar wie Gott selbst. Das Christentum als Evangelium, als Frohbotschaft, leuchtete wieder auf. Und noch mehr: nicht die Kirche garantierte die Seligkeit — das Heil war Sache des einzelnen Menschen. Und es war eine Gottesgabe, nicht irgendwie eine Leistung des Menschen. Freilich wurde nur noch vom Heil der S e e l e gesprochen, nicht von einer Erlösung des g a n z e n Menschen oder gar der Menschheit. Aber der Gedanke des Reiches Gottes auf Erden erwachte doch auch zur Zeit der Reformation, wurde freilich in der lutherischen Kirche wieder unterdrückt, um dann seinem Wesen nach in der reformierten und freilich noch deutlicher in den „Sekten" weiter zu leben, während der Gedanke von der Wiederkunft Christi nie Bürgerrecht in der evangelischen Kirche erhielt, sondern bloss unter den Frommen in den Sekten und Konventikeln eine Zufluchtsstätte fand, nachdem er von seinem mehr als fünfzehnhundertjährigen Schlaf erwacht war.

Auch die Gemeinde lebte auf, wenn auch nicht als urchristliche Gemeinde, so doch als Annäherung dazu: in der deutschen Brüdergemeinde und unter den englischen Quäkern. Diese entdeckten auch wieder „das innere Licht", d. h. den Heiligen Geist als Lehrer, als Führer in alle Wahrheit. Auch gingen die Quäker noch einen grossen Schritt über das reformatorische Christentum hinaus: ihr Christentum war nicht nur wie dieses ein Christentum des Wortes und des Gefühls, sondern ein Christentum der Tat, wodurch sie noch in unserem Jahrhundert der Welt, die das Christentum schon als abgetan betrachtete, eine Ueberraschung bereitet haben. Auch diese Hilfsbereitschaft der Not der Welt gegenüber ist ja aber ein zurückerobertes Stück Urchristentum, dem die „Sünde" nie m e t a p h y s i s c h, sondern immer e t h i s c h war. Keine dieser Gemeinden vermochten sich doch in ihrer Reinheit über die allen religiösen Bewegungen so gefährliche zweite Generation hinaus zu erhalten. Das Wesentliche in Leben und Lehre der Quäker erfuhr aber im neunzehnten Jahrhundert besonders durch den jüngeren Blumhardt eine Auferstehung und weitere Entwicklung, unabhängig von dieser menschlichen Quelle, aber geboren aus der gemeinsamen göttlichen Quelle. Und auch der Pietismus trug im neunzehnten Jahrhundert zwei seltsame von ihrem Wurzelstamm sehr verschiedene Blüten: den älteren Blumhardt und Kierkegaard.

Auch der Protestantismus hatte ja Kirche gebildet und das Christusleben innerhalb dieser Kirche hatte sich dem Eifer nach der „reinen Lehre" nicht als ebenbürtig erwiesen. Eine tote Kirchlichkeit und eine erstarrte Theologie, das war das Einzige, was der offizielle Protestantismus in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahr-

hunderts den — allerdings wenigen — hungernden Seelen bot. In diese schwüle Luft hinein fuhr der Donner und Blitz Kierkegaards, sein Ruf zur Umkehr: „Das Christentum des Neuen Testament existiert gar nicht.“ Er hat die Macht der protestantischen Kirche prinzipiell gebrochen, wie Luther die der katholischen brach. Denn diese Macht bestand nur in der Suggestion, die sie über die Seelen aufrecht hielt: dass die orthodoxe Lehre der protestantischen Kirchen mit dem Christentum des Neuen Testaments identisch sei. Die verborgene Innerlichkeit Kierkegaards, die das offizielle Christentum überwand, hatte aber durch seinen Vater ihre Quellen in der herrnhutischen Brüdergemeinde.

Auch der ältere Blumhardt entstammte dem Pietismus. Und er e r l e b t e das, wonach Kierkegaard sehnsüchtig ausgeschaut hatte: das Christentum des Neuen Testaments, des ersten Jahrhunderts, das Evangelium von der Erlösung und von dem Reich Gottes auf Erden als Auswirkung dieser Erlösung des Einzelmenschen und der Menschheit überhaupt. Auch die Wiederkunft Christi wurde ihm wieder — wie in der allerersten Zeit — Gegenstand der lebendigen Hoffnung. Der Sohn Blumhardt entdeckte auch das „missing link“[1]) zwischen dem Einzelmenschen und dem Reich: die Gemeinde. Vorläufig nur als ein „Zion Gottes auf Erden“; die Zeit der Auferstehung der urchristlichen Gemeinde war auch in den Tagen des jüngeren Blumhardt noch nicht erfüllt. Auch hat Blumhardt vollends mit der Vorstellung von einer „ewigen Seligkeit“ nach dem Tode, die das eigentliche Ziel des Menschenlebens sein sollte, wie auch mit der Sünde als metaphysischer Grösse abgerechnet. Für Blumhardt besteht gar kein Zweifel daran, dass die Sünde immer e t h i s c h ist und sich hauptsächlich gegen den Nächsten äussert, weshalb auch die w i r k l i c h e Vergebung der Sünde etwas dem Menschen sehr Unangenehmes und Unerwünschtes werden kann, indem sie ihm seine schönen Zirkel der Behaglichkeit und Gemütlichkeit zerstört und ihn zum Dienst am Nächsten verpflichtet. Deshalb hat Blumhardt auch der „Rechtfertigung durch den Glauben“ kein grösseres Interesse gezeigt. Auch die Wunder des ersten Jahrhunderts lebten, wie wir wissen, in der Nähe der beiden Blumhardt auf, und der Heilige Geist hat, sich selbst erklärend, aus ihnen geredet, wie es wohl seit dem 2. bis 3. Jahrhundert nicht mehr geschehen ist.

Mit der Wiederentdeckung der Erlösung, der Gemeinde, des Reichs, des Heiligen Geistes als des lebendigen und wirksamen Lehrers der Gläubigen, als der Kraft Gottes, die sich in Wundern auswirkt und die Hoffnung auf die Wiederkunft Christi in eine l e b e n d i g e Hoffnung verwandelt, sind wir aber dem ursprünglichen Christentum sehr nahe gekommen. Es liesse sich wohl von einem Menschen, der dies alles miterlebt hätte, eine Glaubenslehre schrei-

[1]) D. h. das Bindeglied. D. Red.

ben, die eine sehr grosse Aehnlichkeit mit der Botschaft haben würde, die die Apostel in die Welt hinaustrugen.

Mit einer Lehre aber, selbst wenn sie das reinste Urchristentum enthielte, ist uns ja nicht geholfen. Das Christentum war auch ursprünglich keine Lehre, ja auch nicht nur eine Botschaft. Es war ein Zeugnis von etwas Erlebtem, von einer neuen Wirklichkeit, die das Leben dieser Menschen aus ihrem früheren Geleise hinweg und hinauf geführt hatte. Auch wir müssen die Erlösung als Wirklichkeit: die Gemeinde, die Kraft, die Klarheit, die Liebe des Heiligen Geistes, die als Wirkung unsere Erde in das Reich Gottes verwandelt, erleben. Gibt uns unsere Auffassung, dass wir mitten in einer Entwicklung stehen, deren Ziel das Wiedererwachen des Christentums der ersten Zeit, nicht nur als Lehre, sondern als Erlebnis ist, nicht eine Hoffnung darauf, dass wir dieses Grösste erleben werden?

VII.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt, zu den Worten von Calvin zurück. Es spricht aus ihnen, trotzdem sie von Glauben und Hoffnung reden, eine tatsächliche Hoffnungslosigkeit, eine Grundstimmung, in welche auch wir leicht zurücksinken. Wir sehen wohl ein, dass das Urchristentum Sieg und Erlösung war, aber was hilft das uns? Wir leben nun einmal nicht im ersten, sondern im zwanzigsten Jahrhundert, wir haben ein verwässertes und kraftloses Christentum, das fast nur noch in Worten besteht, von den Vätern übernommen. Wir lesen wohl das Neue Testament, und wissen auch, dass Menschen wie die beiden Blumhardt Dinge erlebt haben, die mehr ins erste als ins zwanzigste Jahrhundert zu gehören scheinen, aber wenn sie uns auch ein Zeugnis von dieser Welt hinterlassen haben — noch einmal: was hilft das uns? Wäre es nicht besser, das Christentum des ersten Jahrhunderts nie gekannt zu haben? Wenn es uns doch unerreichbar ist, dann kann das Wissen davon uns doch nur quälen.

Besinnen wir uns! Wir haben von einer Wirklichkeit geredet, hinter welcher Gott steht. Der Gott, der Treue ist und Liebe — nicht der Gott, der durch eine Eisregion von den Menschen getrennt ist, die er doch selbst geschaffen hat, und die ohne den Zustrom von ihm her in ihrem Elend zugrunde gehen müssen. Glaube bedeutet, nach dem Neuen Testament, nicht „Hohlraum", sondern Vertrauen, freudige Zuversicht, eine feste Ueberzeugung in bezug auf die Dinge, die diesen unseren menschlichen Augen nicht sichtbar sind. Ein solcher Glaube könnte von uns nicht gefordert werden, und könnte übrigens auch nicht in uns entstehen, wenn Gott nicht treu wäre. Die Treue Gottes ist die Voraussetzung des neutestamentlichen Glaubens.

Ist Gott aber treu, dann bedeutet es, dass er immer da ist und

immer zu finden ist. Dann kann es auch nicht eine Generation oder ein Jahrhundert geben, die nicht die Möglichkeit hätten, ihn so zu finden, wie sie ihn brauchen, wenn sie nur ernstlich darnach suchen und selbst treu sind!

Wir brauchen Gott mehr als die Menschen vor dem Kriege. Wir brauchen ihn so wie das erste Jahrhundert ihn hatte. Er muss uns wieder ganz wirklich werden. Wir müssen seine Hilfe, seine Wunder wieder erleben, und die Gemeinde als Brudergemeinschaft, als Leib Christi, dessen Seele Er selbst ist, muss in unserer Mitte wieder erstehen. Dann erst wird Gott uns wieder ganz konkret. Wir müssen aus unserer Unerlöstheit heraus, müssen Worte wie die Calvins als etwas Unwirkliches erleben, weil Gott wirklich antwortet, wenn wir bitten, uns tatsächlich das gibt, wonach wir rufen.

VIII.

Man verkennt die Stellung des Wunders in der ersten Zeit des Christentums ganz, wenn man es vor allem als „Mirakel" auffasst. Gewiss war das Wunder dem Nicht-Gläubigen ein Zeichen — und den Gläubigen eine Bestätigung — davon nämlich, dass hier eine grössere Wirklichkeit waltete, als die sichtbare und bisher erkannte. Aber das Wunder bedeutete vor allem das Erscheinen dieser neuen und grösseren Wirklichkeit selbst. Es war das Hervortreten der bisher unsichtbaren und unerkennbaren Gotteswelt, ein Eingreifen dieser Gotteswelt in die materielle, die man bis dahin für die einzige gehalten hatte. Deshalb war das Wunder nicht nur verständlich, es war notwendig. „Das Wunder ist keine Unregelmässigkeit in der Schöpfung; es ist eine Wiederherstellung der Regelmässigkeit." (Blumhardt Sohn.) Jedes direkte Eingreifen Gottes in diese Wirklichkeit, jedes Hervortreten seiner Wirklichkeit, muss dem gottentfremdeten Menschen ein Wunder sein. Das Wunder ist der „verlängerte Arm" Gottes, durch welchen er den Menschen seine Hilfe zukommen lässt.

Deshalb ist es ein so fundamentales Missverständnis, zu sagen, dass das Wunder nur in der ersten Zeit des Christentums notwendig war. Im Gegenteil: das Christentum (als Evangelium, als Botschaft von der Erlösung und von dem Reich) kann gar nicht ohne das Wunder bestehen. Das Wunder ist ihm so notwendig wie uns der Atem. Wäre es nach dem ursprünglichen Plan gegangen, hätte das Reich Gottes damals die Erde erobert, dann wäre gewiss das Wunder ein tägliches Ereignis geblieben. Denn das Wunder ist auch die Zuflucht des Jüngers und Nachfolgers Jesu in der Not; es ist die tatsächliche Hilfe Gottes. Wo das Wunder fehlt, wird Gott unwirklich.

Die evangelische Christenheit hat sich daran gewöhnt, Gott nur im Innern zu haben. Die Gotteserlebnisse waren hauptsächlich

psychologische: Empfindungen des Friedens und der Freude, ein gewisses Glücksgefühl darüber, dass man zu den „Geretteten" gehörte. Von da war nur ein Schritt bis zu dem „religiösen Geniessertum". Und dieses Christentum genügte vollkommen, solange man die gefürchtete Macht, die „Not" heisst, äussere oder innere, in gehörigem Abstand hatte! Nach dem Krieg empfinden wir immer deutlicher, dass *diese* „Innerlichkeit" und *dieses* „Christentum" ziemlich überflüssige Dinge sind. Unsere Welt ist tief in die Not hineingestellt worden, und das Christentum, wie man es im vorigen Jahrhundert und Anfang des jetzigen auffasste, ist in diesem Erdbeben zugrunde gegangen. Wir haben nicht einmal den falschen Trost des „Christentums", den unsere Väter noch hatten: dass wir, wenn wir Christen sind, immer die Freude und den inneren Frieden haben werden, die uns ermöglichen, das Leben dieses „Jammertales" zu tragen, bis uns dann nach dem Tode die „ewige Seligkeit" wie eine reife Frucht in den Schoss fällt. Was sollen wir tun in dieser Not?

Wir müssen zum ersten Jahrhundert zurückkehren. *Diese* Wirklichkeit muss uns wieder die grösste, ja die einzige Wirklichkeit werden. Wir kommen ohne das Wunder, ohne das tatsächliche Eingreifen Gottes, nicht mehr durch. Unsere menschliche Kraft reicht für die Aufgaben, die uns jetzt gestellt werden, nicht. Wie selten gelingt es uns, einem anderen Menschen wirklich *genügend* zu helfen? Wie oft müssen wir die Hungernden ungesättigt von uns gehen lassen! Am wenigsten empfinden wir vielleicht diese unsere Unfähigkeit der Krankheitsnot gegenüber; denn hier hat ja die ärztliche Wissenschaft einen Teil der Arbeit übernommen, die die Jünger Christi hätten tun sollen. Und wenn diese Wissenschaft auch nicht immer erfolgreich in ihren Behandlungen ist, so glaubt man doch an ihre Kunst und empfindet nicht mehr dieselbe Angst der Krankheit gegenüber wie noch vor einem Jahrhundert und in früheren Zeiten. Kann der Arzt sonst nichts tun, so kann er doch immer eine Morphiuminjektion geben! Aber die soziale Not, die längst nicht mehr nur die „Arbeiter" umfasst, sondern auch in den Reihen des Mittelstandes wühlt, die immer grösser werdende Armutsnot, die man nur symptomatisch durch „Wohltätigkeit" behandeln kann, weil sich die Ursachen nicht entfernen lassen, wobei sich der merkwürdige Umstand zeigt, dass die „Wohltätigkeit" im selben Verhältnis abnimmt, wie die Not wächst, weil der Egoismus sich jetzt hemmungslos entfalten darf, und „die Liebe kalt geworden ist" — die auch immer grösser werdende Not des persönlichen Lebens, die nicht nur damit zusammenhängt, dass Sünde und Laster sich jetzt freier austoben dürfen als früher, sondern auch damit, dass eigentlich kein Mensch mehr ein Privatleben hat (weil kein Mensch ja mehr sein eigener Herr ist, sondern nur ein „Angestell-

ter“) und auf vielerlei Weise mit der Umgebung, oft einer sehr egoistischen, harten und rücksichtslosen Umgebung verknüpft ist — die Seelennot, die in der evangelischen „Christenheit“ nicht mehr den Pfarrer sucht, wenn sie sich aussprechen muss, sondern — den Nervenarzt! „Wir leiden und bewirken, dass andere leiden — mehr wissen wir nicht!“ Dieses trostlose Wort eines dänischen Schriftstellers (Hermann Bang) könnten wir wohl als Motto über unsere Zeit setzen.

Es hat immer Menschen gegeben, die der allgemeinen Entwicklung vorausgeeilt sind, Menschen, in denen das Neue vorgebildet wurde, um dadurch den anderen, die auf ihrem Wege nicht so weit fortgeschritten waren, sichtbar zu werden. Das vorige Jahrhundert hat drei solche Gestalten gehabt: Kierkegaard, den Vertreter des zweiten Jahrhunderts, und die beiden Blumhardt, die bis zum ersten Jahrhundert vorgedrungen sind. In Kierkegaard hatte sich das zweite Jahrhundert verkörpert: sein Notschrei in die verweltlichte Christenheit hinein war von der Stimmung der Märtyrer der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts getragen — es war die Stimmung eines Menschen, der unter der Not der Wirklichkeit leidet und keine Hilfe vor sich sieht, die Stimmung, die den Tod als Befreier grüsst, weil die Hoffnung nicht mehr eine lebendige Hoffnung ist... Die Stimmung, die damals schon diese besonders empfindliche Seele füllte, ist nach dem Kriege auch unsere Stimmung geworden, die wir einen Versuch in der Nachfolge Christi gewagt haben. Auch wir fühlen uns oft verlassen und Gott scheint uns ferne. Der „liebe Gott“ ist uns eine etwas phantastische Gestalt geworden, und wir wünschen ihn auch nicht mehr so zu sehen. Aber ebensowenig können wir mit einem Gott etwas anfangen, der nur um seine Ehre eifert, während er sich um seine Geschöpfe nicht viel zu kümmern scheint. Und von diesem Gott wissen wir übrigens, dass er nicht Jesu Christi Vater ist. Wir suchen und tasten, um den Weg zu finden, der zum Erleben Gottes führt. Wir wünschen, dass sein Angesicht wieder über uns leuchten soll, damit auch ein Abglanz von diesem Leuchten die Menschen treffe, die auf uns schauen, weil wir uns Christen nennen, und sie den Weg, der zu Gott führt, verloren haben.

Die Welt um uns her zeigt ein ähnliches Bild wie die Zeit der Auflösung des römischen Reiches: alles in Verwirrung, alles nach neuen Wegen suchend, auf dem religiösen Gebiet ein bunter Synkretismus, der nach allem greift, was auch nur einen Anflug von Geist an sich hat. Und die Kirche? Die Kirche ist wie die Kirche zur Zeit Eusebius’ und Konstantins entzückt darüber, wie sie es herrlich weit gebracht. Trotz ihrer Gottesferne, trotz ihrer Ohnmacht, trotz dem, allen Augen — ausserhalb der Kirche — sicht-

baren, allgemeinen Abfall zeigt sie wegen ihrer vielerlei Wirksamkeiten, ihrer grossen Institutionen, ihrer „imponierenden Reichsgottesarbeit“, ihrer Heidenmission und Jugendarbeit, eine optimistische Stimmung, die einem realistischer eingestellten Menschen zwar nicht unglaublich, wohl aber — unglaublich l e i c h t s i n n i g — vorkommt, und einen an die Worte Offenbarung 3, 17 erinnert: „Du sprichst: Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, und weisst nicht, dass du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloss...“ Und die, welche ernster sein wollen, haben sich in die Wirklichkeit der Theologie geflüchtet und sehen ihre Aufgabe darin, „Gottes Wort“ auszulegen, während sie anderen die Wirklichkeit überlassen!

Eine solche „Auslegung“ aber, hinter welcher man die Not nicht spürt, wird gar zu leicht eine „Einlegung“. Und überhaupt — welch ein Missverständnis, Gottes Wort von der Wirklichkeit trennen zu wollen! Als ob Gottes Wort etwas anderes sein könnte als G o t t e s E i n g r e i f e n i n d i e W i r k l i c h k e i t! N i e kann Gottes Wort e i n B u c h sein, überhaupt nie etwas Vorübergegangenes, sondern immer nur etwas Gegenwärtiges. Das Wort ist nur der Ausdruck des Geistes und kann nicht selbständig weiterleben, wenn es vom Geiste losgelöst wird. Und nur der Geist kann uns ja übrigens das Wort erklären. Welch eine Armut, dass man uns vierhundert Jahre lang das Wort Gottes in dem B u c h e hingestellt hat als das e i n z i g e, worin wir Gott finden könnten!

IX.

Die Christen des ersten Jahrhunderts, die ein geschriebenes Wort Gottes noch nicht hatten, lebten in der immer aufs neue sichtbar werdenden W i r k l i c h k e i t G o t t e s. Er wurde ihnen auf mancherlei Weise konkret. Sie erlebten ihn in der Wiedergeburt der Taufe; er wurde ihnen ganz gegenwärtig in der Eucharistie; sie sahen seine Kraft in den Krankenheilungen; sie hörten seine Stimme durch den Mund der Propheten der Gemeinde; sie wurden durch die uns so unverständliche Freude gehoben, die die unwillkürliche Lobpreisung als „Zungenreden“ ihren Lippen entströmen liess; sie erlebten vor allem in der Gemeinschaft der Gläubigen die Gemeinschaft mit Gott, in der gegenseitigen Liebe s e i n e Liebe; sie erkannten die gesammelte Ueberwindungskraft der Gemeinde über das Böse und das Haupt des Bösen; sie erfuhren, dass alle Dämonen, alle unreinen Geister ihnen untertan waren und alle Krankheit ihnen weichen musste und dass die Not sich in nichts auflöste dieser mächtigen Kraft gegenüber. Und wir — wir sollen uns mit einem Buch begnügen, das uns einen B e r i c h t über diese Dinge gibt, einen Bericht, der uns vielfach unverständlich geworden ist, weil die Wirklichkeit, von der das Buch zeugt, sich unseren Augen ver-

borgen hat! Kein Wunder, dass nach einer so ungenügenden Nahrung auch der Glaube nur ein Schatten wird — nur „Hohlraum“ — die Liebe stirbt und von einer Zerknirschtheit abgelöst wird, die neben ihrem Sich-vor-die-Brust-Schlagen doch auch die Lebensweisheit des alttestamentlichen Predigers bejahen kann, weil dieses Leben hier doch so vollkommen gleichgültig ist. Und die Hoffnung auf den kommenden Christus und sein Reich („die Reichsgottesreligion der Blumhardt-Epigonen“) verwandelt sich in die Vorstellung von einem unanschaulichen Jenseits, während man das Diesseits seinem Untergang überlässt.

Nein! Hätten wir nur das Buch als Wort Gottes, dann müssten wir verzweifeln oder dem „Prediger“ nachfolgen. Wir schätzen das Buch hoch, aber leben können wir nur von dem lebendigen Wort, das aus Gottes Munde geht. Aber etwas mehr als das Buch haben wir doch. Der Geist Gottes lebt noch in uns. Nicht wie er in den Christen des ersten Jahrhunderts lebte. Es ist bei uns alles nur noch Keim, ist mehr als Verheissung da denn als Erfüllung. Aber der Geist in uns ist lebendig, ist eine Ausströmung von Gott. Und das ist das Entscheidende. Dann ist schliesslich der Unterschied zwichen dem ersten Jahrhundert und uns nicht ein Wesensunterschied, sondern nur ein Unterschied des Grades, der Intensität. Dann haben wir wieder die lebendige Hoffnung; denn dann ist es möglich, die Wirklichkeit des ersten Jahrhunderts zurückzugewinnen.

X.

Die beiden Blumhardt haben von einer grossen Erlösungszeit gesprochen, die über die Erde kommen solle, von einer erneuerten Ausgiessung des Heiligen Geistes. War das vielleicht nur eine phantastische Uebertreibung, eine Ausgeburt der Träume ihrer Herzen? So könnte man behaupten, wenn sie nur ahnend, prophetisch, geredet hätten, wenn sie verkündigt hätten, was kein Auge geschaut kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gekommen wäre. Dann hätte man ihre Worte hören können, wie man heute die Offenbarung Johannis, das „Buch mit den sieben Siegeln“, liest.

Wir wissen nun aber, dass in ihrer Nähe die Wirklichkeit Gottes den Menschen wieder in Wundern nahe trat und dass sie den Geist hatten, von dem sie redeten. Sie redeten von Dingen, die sie erlebt hatten, die uns aber noch unbekannt und unerkennbar sind und die wir erst wieder erkennen und verstehen werden in dem Masse, als wir sie wieder erleben. Die beiden Blumhardt sind Vorboten einer neuen Wirklichkeit. Sie haben nicht nur diese kommende Wirklichkeit verkündigt, sondern die Wirklichkeit selbst ist in ihnen vorgebildet worden. Die Wirklichkeit, in der sie lebten, war die des ersten Jahrhunderts, des Neuen Testaments, die Wirklichkeit des Heiligen Geistes. Denn die Wunder und die

Fülle des Geistes sind es, worin sich das erste Jahrhundert von allen späteren Jahrhunderten unterscheidet. Nicht nur die Botschaft also, sondern auch das Leben des Neuen Testamentes treten uns in Blumhardt entgegen.

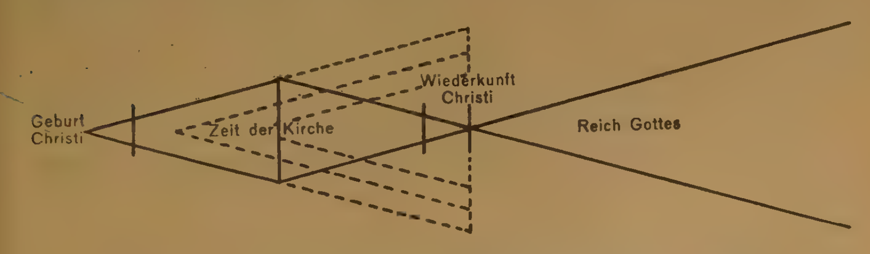
Und denken wir den Gedanken von der „umgekehrten" Entwicklung des Christentums und der „Christenheit" durch, denken wir daran, dass der Kegel immer kleiner wird, der Abstand der Peripherie von Zentrum immer geringer und der Weg von der Basis bis zum Gippfelpunkt immer kürzer, so bekommen wir jedenfalls eine Ahnung davon, was es bedeutet, wenn Jesus sagt, dass zuletzt alles „in einer Kürze" geschehen soll und er selbst „bald" komme, versehen, dass die doppelte Reihe der Aeusserungen über seine Wiederkunft, von welchen die einen darauf deuten, dass alles, seine Wiederkunft und das Kommen des Reiches sich innerhalb einer Generation abspielen würde, während die anderen sagen, dass der König erst „über eine lange Zeit" kommen werde und dass dann Mitternacht über der Erde herrschen und der Glaube fast erloschen sein werde, so aufzufassen sind, dass die Entwicklung, als er diese Worte sprach, seinen noch irdischen menschlichen Augen verborgen war — „Tag und Stunde weiss niemand, auch nicht der Sohn, sondern allein der Vater" — dass es aber diese beiden Möglichkeiten gab. Nach dem ursprünglichen Plan Gottes hätte es so gehen sollen, dass die Wiederkunft bald nach der Bekehrung des jüdischen Volkes hätte kommen sollen, die Gemeinde hätte sich dann über die ganze Erde verbreitet und überall das Reich Gottes verwirklicht. Das Ganze wäre dann als Expansion, als Evolution vor sich gegangen, und das Bild des grossen Kegels hätte, statt der Entwicklung der Kirche, die Entwicklung des Reiches Gottes dargestellt.



Nun ging es anders, weil erst das jüdische Volk und später um die Jahrhundertwende herum auch die Gemeinde versagte. Die klugen Jungfrauen schliefen ein, und der König musste auf sie warten, während sie nicht mehr auf ihn warteten. Statt durch die Tore des gelobten Landes zu gehen, trat die Gemeinde und mit ihr die Menschheit eine jahrtausendlange Wüstenwanderung an. Aber innerhalb des grossen Kegels — der Kirche — bildete sich dann der

kleine, die unsichtbare Gemeinde, die zum Schluss doch wieder sichtbar werden soll. Vielleicht steht jetzt wieder diese Gemeinde — die einzige, die es nun gibt — vor den Toren des gelobten Landes, in einer eben so kritischen Zeit wie um die erste Jahrhundertwende. Ist die Gemeinde jetzt bereit, den Geist und die Gaben Gottes zu empfangen (oder richtiger: lässt sie sich bereiten), lässt sie sich nicht durch die Mitternacht, die über der Erde liegt, entmutigen, sodass sie sich in Hoffnungslosigkeit wieder schlafen legt oder in einem verzweifelten Kampf wider den Gegner bloss ihre e i g e n e Kraft verzehren lässt, lernt sie vielmehr durch das Schweigen Gottes s o zu bitten, wie die Witwe den unrechtfertigen Richter bat, so werden sich vielleicht zuletzt doch die Begebenheiten „in Kürze" abspielen. Dann wird es auch wieder einen grösseren Zustrom des Heiligen Geistes geben können, der der ersten Ausgiessung ähnlich werden und die Gemeinde wieder in eine wie die urchristliche verwandeln kann. Eine Gemeinde, die dann den König empfangen kann, während sonst die Menschen den Untergang des Abendlandes erleben, so wie uns die Offenbarung Johannis eine Ahnung davon gibt.

Aber dann geht es noch einmal m i t d e m K ö n i g in alle Welt hinaus, u m m i t i h m die Erde zu erobern und in das Reich verwandeln. Dann fängt eine n e u e Entwicklung an, von der wir noch keine Ahnung haben können.



„Wir harren der Zeit, da das Wehen des Geistes wieder mächtiger wird und das Schweigen Gottes ein Ende nimmt. Mit einem Mal kann und wird mit erneuertem Kommen des Heiligen Geistes vieles sich anders machen in der grossen verderbten Welt, und von oben her ein Bezeugen Gottes sich wieder so fühlbar machen, dass alle Welt wird sagen: Es ist der Herr, der nicht fehlt mit der Erfüllung seiner Verheissung, und endlich dem Seufzen der Kreatur ein Ende machen wird. Wollen wir das Sausen Gottes, des Geistes Gottes in uns nicht übersehen und nicht verdrängen, wollen wir darauf achten und uns hergeben mit ganzem Herzen für das, was unser Heiland will, und also Gefässe werden, die mehr empfangen können, wenn seine Zeit ist zu geben und alles zu überfluten mit

der Erkenntnis seines Heils wie mit Meereswogen! Die Vernunft freilich, die muss hier weichen und kann dies Wunder nicht erreichen. Aber das Gemüt fasst es und sehnt es herbei. Ja, wie verlangend wird man doch, nicht nur nach einem Wehen des Geistes, sondern, möchte man sagen, nach einem Sturm von oben, der durch die Welt fährt und alles Unreine und Finstere wegfegt und dem Heiland Bahn macht in den Herzen der Menschen.“ (Blumhardt Vater.)

Julia Inger Hansen.



Zur Weltlage

Der sozialistische Bruderkrieg und seine Ueberwindung.

1. Die Spaltung.

Der Mensch gewöhnt sich ja schliesslich an alles. So haben wir uns auch an die Tatsache gewöhnen müssen, dass es an Stelle der einen, grossen sozialistischen Armee, die gegen den gemeinsamen Feind — das, was der Sozialismus abkürzend den Kapitalismus nennt — kämpfend und siegend, manchmal auch unterliegend, vordrängt, vielmehr zwei sozialistische Armeen haben, die einander viel leidenschaftlicher bekriegen, als den gemeinsamen Feind. Es war ein tragisches Erstaunen, als uns Vertretern der ältern sozialistischen Generation diese Tatsache nach und nach klar wurde. Als wir einst zum Sozialismus kamen, war dieser wirklich eine einheitliche Macht. Diese wurde durch die Sozialdemokratie repräsentiert. Sie war die Vertreterin des Proletariates, sie war d e r Sozialismus. Zwar gab es neben ihr einen Anarchismus, einen Syndikalismus, einen Kommunismus älteren Stils, auch immer einen religiösen Sozialismus, gab es in ihr selbst heftige Kämpfe um die Taktik, sich in dem Gegensatz von Radikalismus und Reformismus zusammenfassend, aber jene andern Richtungen des Sozialismus kamen neben der sozialdemokratischen gar nicht auf, sie waren unansehnliche, nur gelegentlich einmal ein bischen mehr hervortretende Seitengewässer eines grossen Stromes, und auch der Streit innerhalb der Sozialdemokratie vermochte diese grosse Einheit der sozialistischen Sache nicht zu zerstören. Diese Einheit war freilich nicht immer gewesen. Wir wussten ja auch, dass ihr ein langer, erbitterter Kampf oder besser, eine Reihe von solchen, vorausgegangen war, vor allem, auf dem internationalen Felde, der grosse Kampf zwischen Marx und Bakunin, zwischen der föderalistisch-anarchistischen Form des Sozialismus, die damals, in den fünfziger und sechsziger Jahren, alle

Aussicht hatte, die Zukunftsform des Sozialismus zu werden, und seiner zentralistisch-kommunistischen Form (Marx und Engels nannten sich ja lange noch Kommunisten), die dann durch Marxens überlegene, wenn auch nicht immer edle Taktik und Energie, und vielleicht auch durch geschichtliche Notwendigkeiten, die Oberhand und zuletzt die Alleinherrschaft gewann, daneben aber besonders in der deutschen Sozialdemokratie die heftige Auseinandersetzung zwischen der Lasalleschen und der Marx-Engelschen Richtung, die ebenfalls diese zum Siege führte. Aber das war Vergangenheit, recht schwer glaubliche, jetzt, in der Gegenwart, war ja die selbstverständliche Einigkeit vorhanden. Und nun, in dem Augenblick, wo der Sozialismus die Hand nach dem lang geweissagten, lang ersehnten, lang auch wieder unwahrscheinlich gewordenen Sieg ausstreckte, brach er in zwei Hälften auseinander. Das sozialistische Heer ist im Begriff, mit fliegenden Bannern in die feindliche Festung einzudringen, deren Mauern und Türme durch ein Erdbeben zerrissen sind — da ereignet sich ein seltsames, unglaubliches Schauspiel: dieses Heer spaltet sich, die beiden Hälften wenden sich wütend gegeneinander, auch zur nicht kleinen Verwunderung und grossen Freude des Gegners — die Mauern und Türme der Festung aber schliessen sich rasch wieder, werden fester als zuvor wieder aufgebaut.

Es ist eine gewaltige Tragik, besonders für uns, die wir die frühere Zeit, die Zeit der Einheit erlebt haben. Der alte Widerpart aller guten und grossen Sachen, der viel wacher ist als wir, hat wieder einen wundervollen Zug getan. In den Jahren etwa von 1917 an bis 1920, oder noch ein wenig länger, gab es in Europa keinen Widerstand gegen den Sozialismus mehr. Die schwere Niederlage, die der Umstand bedeutete, dass er den Weltkrieg nicht verhindert hatte, dass seine Anhänger einander auf den Schlachtfeldern der Bourgeoisie und des Imperialismus mordeten, war verwunden, war in den Hintergrund getreten vor der Tatsache, dass die andere Welt, die Welt, die er bekämpfte, noch deutlicher ihren Bankrott vollzog. Er war die kommende Macht; jedermann war gerüstet, sich mit ihr abzufinden. Es musste freilich ein Sozialismus von weiter, umfassender Art sein, ein Sozialismus, der das aus der Katastrophe aufgestiegene neue Sehnen der Völker auf allen Lebensgebieten erfüllte. Ihm standen alle Herzen und alle Tore offen; die Wälle und Mauern des Feindes waren verlassen, seine Fahnen eingezogen. Da kam der gewaltige Sieg des bösen Geistes: die Tragödie des Sozialismus. Da tauchte Lenin auf. Vorausgegangen war jene im Lärm und Wirbel des Weltkrieges von wenigen genügend beachtete, durch die Namen Zimmerwald und Kienthal markierte Arbeit, die an Stelle einer Umkehr und Besinnung des Sozialismus, wodurch er, aus der Niederlage eine Vorbedingung

des Sieges schaffend, sich für die neue Aufgabe vorbereitet hätte, die Losung des verschärften Klassenkampfes und des in den Bürgerkrieg zur Herbeiführung der Weltrevolution überzuleitenden Weltkrieges ausgegeben wurde. Nun wurde Lenin mit seinem Stabe durch Ludendorff aus der Schweiz nach Russland gebracht und es begann die Tragödie. Es tauchte, immer deutlicher sichtbar werdend, zuletzt im russischen Weltreich siegend und von da aus nach Westen und Osten vordringend, ein Sozialismus auf, der nicht eine Ueberwindung der alten Welt mit ihrem Gewalt- und Blutgeist war, sondern eine Ueberbietung: die Proklamation eines sozialistischen Gewaltglaubens, die Errichtung eines sozialistischen Militarismus, die Schaffung einer sozialistischen Diktatur, die Ersetzung der Schrecken des Welt-Völkerkrieges durch die noch viel grösseren des Welt-Bürgerkrieges. Da aber auf dieser blutroten Fahne, die über der Welt aufstieg, doch das Zeichen des Friedens und der Freiheit zu stehen, da hinter ihr die Sonne eines neuen Tages aufzugehen schien, wurde sie vom Enthusiasmus der gequälten Massen begrüsst und schwuren allerorten viele der feurigsten und entschlossensten Herzen ihr zu. Aber die Fahne des sozialdemokratischen Sozialismus wendete sich, von denen der alten Welt begrüsst, gegen jene. In furchtbaren Strassenschlachten standen sich, kaum dass die Kanonen des Weltkrieges verstummt waren, Arbeiter und Arbeiter gegenüber. Von der Soldateska der Sozialdemokratie wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, wie auch der so anders geartete Gustav Landauer gemordet und zerstampft. In Blut und Grauen ging die junge Siegessonne des Sozialismus wieder unter. Jahrelang zog sich bald blutig, bald bloss geistig, dieser Bruderkrieg der Arbeiter hin, in welchen Lenins Weltrevolutions-Bürgerkrieg übergegangen war, und noch geht er weiter. Das Ende war die neue, schwerere Katastrophe des Sozialismus.

Es ist nicht möglich und nicht notwendig, die Folgen dieses Bruderkrieges zu schildern. Sie sind so offenkundig, wie ein Schlachtfeld nach ausgetobtem, oder auch bei vielleicht noch fortgehendem Kampfe, offenkundig ist, und sie sind so ungeheuer, dass kein Mensch sie ganz zu überblicken vermag. Wir haben sie schon vorhin wenigstens angedeutet. Durch den Bruderkrieg des Sozialismus vor allem ist diesem der schon so gut wie sichere Sieg entrissen worden. Der ganz am Boden liegende Gegner erholte sich. Zunächst moralisch. Einem Sozialismus der neuen Gerechtigkeit, der wirklichen Ueberwindung des Kapitalismus und Militarismus hätte die Welt nicht widerstehen können, vor ihm hatte sie schon die Waffen gestreckt, aber vor einem Sozialismus, der bloss ihren eigenen Geist vertrat, der diesen sogar noch überbot, der sogar noch das preisgab, was an ihr immerhin noch ein Schimmer des Rechtes und des Guten gewesen war: die Demokratie, die Freiheit

der geistigen Bewegung, die Anerkennung — wenigstens diese! — eines der Gewalt überlegenen Ideals, vor einem solchen Sozialismus richtete sie sich wieder auf. Ihm fühlte sie sich auch moralisch gewachsen, ja überlegen. Der moralischen folgte ihre politische und wirtschaftliche Wiederherstellung. Die ganze Wucht der Reaktion setzte ein. In der Arbeiterschaft aber ging die umgekehrte Entwicklung vor sich. Die revolutionäre Flamme brach in sich zusammen und wurde zu jenem wüsten, versumpften Schwelen, das wir in der heutigen kommunistischen Revolutionsromantik vor uns haben. Der Glaube an den Sozialismus wurde im Herzen der Arbeiterschaft selbst gebrochen. Es kam jene grosse seelische Erlahmung des Sozialismus, die wir auch heute noch nicht überwunden haben.

2. Die Sehnsucht nach Einheit.

Muss dieser Zustand *bleiben*? Ist der sozialistische Bruderkrieg ein Fatum, in das wir uns nun einmal zu finden haben, ungefähr so wie, bis vor kurzem wenigstens, die Christen die Spaltung der Christenheit in eine protestantische und eine katholische Hälfte und die Protestanten lange die Spaltung in eine reformierte und eine lutherische Hälfte, nebst einem Strom von „Sektentum“, hingenommen haben? Wenn man auf die Breite des sozialdemokratischen wie des kommunistischen Lagers schaut, dann ist die Stimmung wohl so, dass die Sozialdemokratie hofft, die Verirrung des Kommunismus mit der Zeit überwinden zu können, dabei auf den Sturz des bolschewistischen Systems in Russland zählend, während der Kommunismus damit rechnet, die sozialdemokratische Entartung durch Revolutionierung der Arbeitermassen doch noch zu besiegen. In der Tat, wenn man die Leidenschaft erlebt, womit die beiden Gegner sich bekämpfen, erscheint jeder Gedanke an eine Versöhnung derselben, an eine Wiederherstellung der sozialistischen Einheit als lächerliche Utopie. Und doch wieder — muss nicht gerade diese Tatsache uns die unbedingte Notwendigkeit zeigen, dennoch und trotz alledem nach einem Weg zur Einheit zu suchen? Sind Ereignisse, wie die vom ersten Mai in Berlin oder — was auch hieher gehört — der Magdeburger Parteitag der deutschen Sozialdemokratie für Sozialisten noch erträglich?

Es hat darum immer auch Sozialisten gegeben, die diesen sozialistischen Bruderkrieg nicht für eine unabänderliche Gegebenheit hielten, und es gibt auch heute solche, ja, ich meine fast, ihre Zahl sei im Wachsen begriffen. Wohl die bedeutendste Vertreterin dieser Gesinnung ist heute die Holländerin Frau *Henriette Roland Holst*. Wir haben von dieser wahrhaft grossen Frau schon bei Anlass des Berichtes über die sozialistische Tagung in Heppenheim geredet. Frau Roland Holst ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Kenner das grösste dichterische Genie Hollands. Es ist die

gleiche Frau, von der nun ein Buch erschienen ist, von dem ich, nachdem ich es zweimal gelesen, kühnlich erkläre, dass es neben denen von Hendrik de Man „Zur Psychologie des Sozialismus" und „Der Kampf um die Arbeitsfreude" und dem von Frau Gertrud Hermes: „Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters" (das bei diesem Anlass endlich genannt sei!) das weitaus bedeutendste Dokument der sozialistischen Literatur der letzten Periode sei. Es ist charakteristisch, dass alle diese sozialistischen Bücher den sehr deutlichen Stempel einer Individualität tragen. In dem Buch der Frau Roland Holst ist neben der Bedeutung des Inhaltes die gewiss ganz unbewusst formende Hand der Künstlerin, die schmerzvolle Leidenschaft eines dem Grössten geweihten Herzens und das Leuchten vom Glanz einer hohen Seele das, was den Leser besonders fesselt und ergreift. Es ist ein Buch, das man jedem Menschen gönnen möchte, dessen sozialistisches Herz durch die Erfahrungen dieser Zeiten verwundet ist. Möchte es bald eine Uebertragung ins Deutsche erleben, die ihm möglichst wenig von Reiz und Kraft der ursprünglichen Form raubte.

Frau Roland Holst ist eine grosse Dichterin. Da liegt nun die Vermutung nahe, dass sie dafür eine schlechte Politikerin sein müsse. Aber es könnte wohl auch das Gegenteil zutreffen, und es trifft nach meinem wohlerwogenen Urteil zu. Denn nicht nur zeugt ihr Buch auf jeder Seite von der tiefsten und genauesten Kenntnis und Erkenntnis des Gegenstandes, um den es sich handelt, nicht nur ist es die reife Frucht jahrzehntelanger, von der völligsten Hingabe erfüllten Mitlebens, Mitstreitens, Mitleidens der Arbeiterbewegung, sondern es offenbart sich gerade an diesem Buche die ganze Tiefe und Wahrheit des Wortes von dem „Frauendenken" in der Politik. Der rein politische Gedanke wird hier überboten durch den menschlichen, der Kalkül des Kopfes durch das Schauen des grossen Herzens, und damit wird eine Wahrheit erschlossen, welche nur so erschlossen werden konnte und welche nun die Wahrheit ist. Diese Ueberbietung der blossen „Politik" durch den „Menschen" scheint mir das Grösste und Verheissungsvollste an diesem Buche einer grossen Dichterin und grossen Frau über den Weg zur sozialistischen Einheit.[1])

Frau Roland Holst ist ganz besonders berufen, in dieser Sache die Wahrheit zu sehen. Sie ist in Russland aufgewachsen, hat das russische Wesen tief in sich aufgenommen, trägt offenbar selbst etwas davon in sich; sie hat auch den russischen Sozialismus der früheren Phasen, diese Erscheinung, die zum Gewaltigsten und Erschütterndsten gehört, was die Welt an Herrscherhingabe je gesehen hat, kennen gelernt und, wenn ich nicht irre, zum Teil mitgemacht. Sie ist dann selbst zum Kommunismus gegangen, wie viele andere damals

[1]) De Weg tot Eenheid. Erschienen bei Em. Anerido, Amsterdam.

aus dem Drang einer idealistischen Natur zum Unbedingten hin, vor allem auch aus der Sehnsucht des Dichtergemütes nach einer schöneren Welt und der noch tieferen, übrigens damit an der Wurzel verbundenen Sehnsucht einer von tiefster Liebesglut erfüllten Seele nach dem Tag der Gerechtigkeit und nach der Erlösung des Proletariates, also aus dem Radikalismus einer im weitesten Sinn des Wortes religiösen Seele heraus. Sie hat sich dann, auf Grund schlimmer Erfahrungen, gewiss unter tiefen Schmerzen und Erschütterungen, vom politischen Kommunismus abgewendet, gleichwie Angelika Balabanoff und Klara Zetkin. Da wäre zu erwarten, dass sie sich, nach Art der „Konvertiten" oder „Apostaten" mit Leidenschaft und Ungerechtigkeit gegen diesen wende. Aber nun ist es die Grösse dieser Frauenseele, die Grösse dieser Liebe, möchte ich sagen, dass sie dies nicht tut, sondern dass sie gerade die Verkündigerin der Sehnsucht nach einer neuen Einheit wird.

3. Die Gegner und ihr Kampf.

Diese Einheit kann nur zustande kommen, wenn man das Wesen des Streites bis auf den Grund durchschaut, seine Wurzeln aufdeckt, und sie kann nur zustande kommen, wenn man das Recht, das die beiden Gegner vertreten, völlig und in Klarheit versteht. Beides trifft auf diese edle Friedestifterin im reichsten Masse zu. Ja, sie ist dafür, wie ich schon angedeutet, eine besonders Berufene.

Sie lehrt uns den Kommunismus verstehen, seinen Ursprung, seine Entwicklung, seine Entartung. Man kann, wenn man sich nicht bloss mit dem Verurteilen begnügt, sondern auch bei Erscheinungen, die einem tief antipathisch sind, nach Verständnis dürstet, gerade für den Teil des Buches, das die „Krise des Kommunismus" behandelt, nicht dankbar genug sein. Frau Roland Holst zeigt, wie der Kommunismus zunächst einmal aus der russischen Geschichte und Volksart entsprungen ist. Er ist eine Reaktion auf den jahrtausendlangen furchtbaren Druck eines Gewaltregimentes. Als solche ist sie natürlicherweise selbst gewaltsam, ja vom Gewaltdogma beherrscht. Dieses ist ja auch aus dem Marxismus leicht abzuleiten. Der Marxismus aber wird die Religion der intellektuellen russischen Jugend. Im Gegensatz zu einem versteinerten Christentum, das der Verbündete jenes Gewaltabsolutismus wird, ergreift sie auch den Materialismus und Atheismus des marxistischen Systems — oder dessen, was sie daraus macht — mit einer religiösen Leidenschaft. Sie bringt zu dem logisch-wissenschaftlichen, aus dem Geiste des Westens erwachsenen Charakter dieses Systems etwas hinzu, was aus den Tiefen des russischen Wesens entsprungen ist: den Drang zum Unbedingten, die Fähigkeit zu einer völligen Hingabe und den Willen zu einer Verwirklichung des Sozialismus durch das ganze Leben und die ganze Persönlichkeit. Dabei ist nie zu

vergessen, dass dem russischen Geisteswesen eines der Grundelemente fehlt, auf denen die ganze Kultur des Westens ruht: der Sinn für den Wert der freien Persönlichkeit. Russland hat eben weder die Reformation noch die französische Revolution erlebt. Diese letzte Rücksicht, die den Menschen des Westens doch immer irgendwie bestimmt: die auf die freie Persönlichkeit jedes Einzelnen, kennt er nicht; er kennt nur das Ganze, das ein unbedingtes Recht über den Einzelnen hat. Aus dieser Denkweise kann das Nicht-Widerstehen Tolstois aber auch die Gewaltlehre Lenins entstehen.

Aus den Tiefen des russischen Wesens also, das mit seiner Geschichte zusammenhängt, ist der Glutstrom des Kommunismus entsprungen. Er wendet sich nach Westen und trägt sein Recht mit sich. Auch die Lage jener Jahre seiner Entstehung und ersten Entwicklung unterstützt dieses Recht. Es ist begreiflich, dass die Tat der russischen Revolution der Bewegung, durch die sie vollbracht wurde, und ihren wichtigsten Trägern in den Augen der in den Fluch des Weltkrieges verstrickten sehnenden Massen einen strahlenden Glanz und eine fast grenzenlose Autorität verleihen musste. Der Glanz dieser Autorität wurde nur umso grösser, als sich der Sozialismus der Sozialdemokratie unfähig erwies, seine Revolution durchzuführen. In jenen Jahren war also die Abhängigkeit der ganzen revolutionären Bewegung von der russischen fast selbstverständlich. Ebenso kann man begreifen, dass zur Durchführung des furchtbaren und gewaltigen Werkes jener Weltrevolution, welche die Voraussetzung und das Endziel der russischen Bewegung bildet, eine straffe, zentralisierte Organisation und eine eiserne Disziplin unentbehrlich schienen. Man darf ferner sagen, dass der Grundsatz, alle Mittel gut zu finden, die diesem letzten Ziele zu dienen scheinen, viel von seiner Bedenklichkeit verlor, solange das Ziel selbst rein und hoch vor den Kämpfern stand, wie er denn — nach Frau Roland Holst — bei Lenin selbst nie zu Konsequenzen führte, die einen offenkundigen Verrat am Sozialismus selbst bedeutet hätten. Aber das alles wurde anders, als einerseits jenes ursprüngliche Ziel in die Ferne rückte und verblasste, und anderseits die alten grossen Führer, vor allem Lenin selbst, abtraten oder wie Trotzky von der Leitung verdrängt wurden. Nun wurde die Abhängigkeit von Moskau immer mehr zu einer Diktatur, die das besondere Wesen und Recht der Arbeiterbewegungen der andern Völker und Kulturen vergewaltigte, an Stelle des organischen Schaffens die mechanische Schablone, an Stelle des eigenen Denkens das Dogma setzte und damit vom Leben und der Wahrheit ab und von einem Fehler in den andern führte. Nun wurde an Stelle einer verantwortungsvollen Führerschaft das demagogische Strebertum der Kreaturen Moskaus gesetzt. Nun wurde der Amoralismus des Helden zu dem des Lumpen. Nun

spielte namentlich das russische G o l d eine furchtbar korrumpierende Rolle. Nun geriet man durch diesen Amoralismus und das immer äusserlicher und brutaler verstandene Gewaltdogma selbst in den Kompromiss hinein: man denke an die Verbindung mit Mussolini und Kemal Pascha, und verfiel auch sonst — zum Beispiel im Stil der Lebenshaltung — tief in das Wesen der bürgerlichen Welt. Damit verlor man die Berufung, einer verbürgerlichten, in Koalitionspolitik und Kompromiss verstrickten Sozialdemokratie als Stachel und Vorwurf zu dienen. Ein ganz von aller Wirklichkeit losgelöster Radikalismus der Phrase, der sich, um die Lauheit der Sozialdemokratie zu beschämen, in unmöglichen Forderungen erging, konnte diese Berufung so wenig glaublich machen als das frevle Spiel mit dem Leben der Arbeiter, das die kommunistische Revolutionsromantik treibt. Kurz, das Ende dieses grossartig betretenen Weges ist Sand und Sumpf, politisches und moralisches Fiasco.

Die Darstellung dieser Entwicklung, die Frau Roland Holst gibt, ist vielleicht die grossartigste Partie ihres Buches. Es klingt darin wie etwas von dem Ton der Dramen Shakespeares. Diese Tragödie wirkt umso erschütternder, als man spürt, wie viel persönliches Erleben und Erleiden darin mitschwingt und als bei aller Offenheit der Darstellung überall doch die Milde des warmen weiblichen Herzens redet.

Aber nun zeigt sich die Berufung dieser Frau für diese Aufgabe auch von der entgegengesetzten Seite aus. Sie, die Recht und Unrecht des Kommunismus beurteilen kann, wie vielleicht niemand sonst, weil sie von i n n e n her sieht, während wir andern von aussen her sehen, kann auch die S o z i a l d e m o k r a t i e im rechten Lichte zeigen wie wenige, weil sie von a u s s e n her sieht, während wir andern von innen her sehen. Ich meine dies so: diese eigenartige V e r b i n d u n g der beiden Arten des Sehens verleiht ihrem Urteil einen besonderen Wert. So sieht sie mit grosser Klarheit die Gefahr der Koalitions- und Kompromisspolitik, die der sozialdemokratische Reformismus treibt, sieht sie die Einseitigkeit, womit er Sowiet-Russland und den Kommunismus bekämpft, sieht sie, wie er immer tiefer in die V e r b ü r g e r l i c h u n g gerät. Auch hier sieht sie zwar ein R e c h t walten. Die Stellung des Arbeiters in der heutigen Welt ist vielfach anders, als sie vorher war. Er hat einen gewissen Anteil an der Kultur erhalten, hat im Boden der heutigen Gesellschaft Wurzeln geschlagen, ist dadurch sogar zur politischen Macht gelangt. Es sind aus der neuen Lage auch neue sozialistische Aufgaben entstanden, die man nicht einfach mit den Formeln des Marxismus lösen kann. Aber sehr gross ist die Gefahr, dass ob der Anbequemung an diese Lage der ursprüngliche Sinn und Geist des Sozialismus, ob den kleinen Gewinnen des

politischen und gewerkschaftlichen Tageskampfes der Ausblick auf die neue Welt, ob dem Rechnen mit den Gegebenheiten der revolutionäre Drang verloren gehen und wir zuletzt bei jener Verbürgerlichung des Sozialismus anlangen, die gegenwärtig seine schlimmste Gefahr ist. Eine Form dieser Verbürgerlichung ist, dass eine grosse Zahl von Trägern der Bewegung auf diesem Wege zu bürgerlichen Ehren und gesicherter Stellung gelangt und dann natürlich eine Welt, worin man selbst so viel gilt, worin man sich so ganz ordentlich wohl fühlt, und die man selbst stützt, gar nicht mehr so sehr revolutionsbedürftig findet. Ja, es ist sogar begreiflich, wenn man recht bald findet, dass sie auch wert sei, mit Waffen verteidigt zu werden, worauf man dann beim Panzerkreuzer und bei einer Erneuerung des Militarismus und Nationalismus durch den Sozialismus angelangt ist. Frau Roland Holst wirft dem Reformismus (wie sie sich etwa in Kürze ausdrückt) besonders gerade dies vor, dass sein Kampf gegen den M i l i t a r i s m u s keine echte Kraft habe. Er fahre viel zu sehr im Kielwasser des bürgerlichen Pazifismus und überlasse (was freilich für die Schweiz nicht zutrifft) die Befriedung der Welt viel zu sehr dem Völkerbund, wie er heute sei, statt energisch an dessen Umgestaltung zu arbeiten und im übrigen einen eigenen Weg zu gehen. Ebenso wirft sie ihm vor, dass er keinen rechten Sinn für die ungeheure Aufgabe habe, die durch die Erhebung der „Kolonialvölker“ dem Sozialismus gestellt sei. Wenn der Kommunismus hierin sündigt, indem er diese Erhebung nur im Lichte seiner eigenen Interessen zu sehen vermag, so der Reformismus nicht weniger. Denn er beurteilt sie viel zu sehr nach den momentanen wirtschaftlichen Nachteilen dieser Revolution für die europäisch-amerikanische Arbeiterklasse, statt sie unter den Gesichtspunkt des sozialistischen Ideals zu stellen. Es zeigt sich dabei freilich der Grundfehler des Marxismus, den Sozialismus bloss auf das egoistisch und materiell verstandene Klasseninteresse zu bauen. Das blosse Klasseninteresse kann den amerikanischen Arbeiter nicht bewegen, das Recht des chinesischen und japanischen und den englischen nicht, das des indischen anzuerkennen. Dieser Blick für die gewaltigen Weltaufgaben des Sozialismus mag Frau Roland Holst durch die Tatsache leichter gemacht sein, dass sie als Holländerin Bürgerin eines Landes mit einem grossen Kolonialreich ist, er gehört aber zweifellos auch zum Wertvollsten an ihrem grossgearteten Buche.

So sieht Frau Roland Holst das Verhältnis von Kommunismus und Sozialdemokratie. Nun ist an ihrem Buche wieder besonders fesselnd die Darstellung der tragischen Dialektik, worin der Gegensatz der beiden sich auswirkt und wodurch, wie zwischen zwei Mühlsteinen, auch die Sache, die sie doch beide vertreten wollen,

der Sozialismus, aufgerieben wird. Die Sozialdemokratie fühlt sich vom Kommunismus leidenschaftlich angegriffen, ja in ihrer Existenz bedroht. Kein Wunder, dass sie sich ebenso leidenschaftlich gegen ihn zur Wehr setzt. Sie tut das, indem sie alle seine Fehler und Misserfolge rücksichtslos, ja mit Schadenfreude aufdeckt, was ihn natürlich gegen sie nur umso mehr erbittert. Ebenso einseitig beurteilt sie Sowiet-Russland, und dieses vergilt ihr mit den gleichen Mitteln. Dabei kommen sie von einander doch nicht los; ihre Taktik ist wesentlich durch diesen Gegensatz bestimmt. In der Sozialdemokratie kann eine radikale Opposition nicht recht aufkommen, weil man ihr sofort vorwirft, dass sie im Fahrwasser des Kommunismus segle, im Kommunismus hat ein Ruf zur Mässigung ebenso wenig Erfolg, weil man ihn sofort als Menschewismus verdächtigen kann. Vielleicht darf man, diese Darstellung von Frau Roland Holst ergänzend, hinzufügen, dass noch schlimmer eine andere Folge ist: wenn man mit dem Kommunismus in Radikalismus konkurrieren will und sich dadurch bestimmen lässt, allerlei halbbolschewistische Schlagworte, wie etwa das von der Diktatur des Proletariates, zum Schein aufzunehmen, wo man doch in Wirklichkeit weit davon entfernt ist, damit Ernst machen zu wollen, während der Kommunismus von der andern Seite der Barrikade her mit der gleichen Absicht allerlei Reform-Massregeln vorschlägt, welche durch den Schein unmittelbarer Hilfe die Proletariermassen der Sozialdemokratie entfremden sollen und welche doch nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung haben. So treibt dieser Bruderkampf die Gegner nur immer weiter auseinander, indem er sie als Gegner immer ärger sich ineinander verkrampfen lässt, und bringt sie beide immer weiter vom Sozialismus ab. Und Bruderkrieg ist der schlimmste Krieg.

4. Die Ueberwindung des Bruderkrieges.

Wo gibt es hier eine Hilfe? Gibt es eine?

Ganz abstrakt genommen ist der Weg zur Einheit klar: Es muss Recht und Wahrheit jeder Partei, von dem damit verbundenen Irrtum geschieden, mit Recht und Wahrheit der andern verbunden werden. Das Recht und die Wahrheit des Kommunismus besteht in seinem Radikalismus, seiner Unbedingtheit, seinem revolutionären Schwung, seiner Betonung des sozialistischen Endzieles, das Recht und die Wahrheit der Sozialdemokratie in ihrer treuen und gewissenhaften Gegenwartsarbeit, in ihrer Erkenntnis, dass zur Verwirklichung des Sozialismus eine lange und geduldige Erziehungsarbeit nötig ist, in ihrer realistischen Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse, die nicht einfach ignoriert oder übersprungen werden dürfen, in ihrem nüchternen Rechnen mit dem Weg zum Sozialismus. Diese beiden Grundelemente des Sozialismus, die nun in

zwei streitende Richtungen und Heerlager auseinander gegangen sind, müssen in der einen und einheitlichen sozialistischen Bewegung verbunden sein. Der g a n z e Sozialismus muss den Idealismus des Endziels mit dem Realismus des Weges, den revolutionären Schwung mit der evolutionären Arbeit zu e i n e m Leben und Kampf verbinden. Um die Formel anzuwenden, die ich selbst liebe: der Sozialismus als Ganzes muss die äusserste S c h ä r f e des Gegensatzes zu der bürgerlich-kapitalistischen Welt verbinden mit der äussersten menschlichen W e i t e des Herzens. Was so oft als G e g e n s a t z auseinander fährt, muss als P o l a r i t ä t in der e i n e n Bewegung wirken.

Diese Lösung ist prinzipiell gewiss klar und gegeben. Aber wie soll sie in die Wirklichkeit übertragen werden?

In der theoretischen und praktischen Beantwortung dieser Frage müssen I r r t ü m e r vermieden werden, die zum Teil nahe liegen.

Ganz verkehrt wäre natürlich, wenn man versuchen wollte, aus den Programmen der Sozialdemokratie und des Kommunismus das auszuwählen, was etwa am besten zusammenzupassen scheint — wobei es natürlich ohne allerlei nur halb aufrichtige Konzessionen und Kompromisse nicht abliefe — um dann ein solches Programm zur Plattform der Einigung zu machen. Diese wäre unwahr, käme nicht von Herzen, bliebe rein äusserlich, hätte wenig Wert und würde auch nicht lange dauern.

Es ist überhaupt — nach Frau Roland Holst — keine Aussicht, dass der Gegensatz der beiden Sozialismen d o g m a t i s c h und o r g a n i s a t o r i s c h überwunden werden könnte. Dafür sind nicht nur die Gegner zu verbittert und verbissen, sondern es handelt sich auch tatsächlich bei diesem Gegensatz zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie um zwei charakteristische, sozusagen innerlich notwendige Ausgestaltungen des sozialistischen Prinzips, die als solche ein ebenbürtiges Recht haben und die für bestimmte Kulturen, denen sie entsprechen, notwendig sind. Die Sozialdemokratie ist die dem Westen, Amerika inbegriffen, angemessene Form des Sozialismus, der Kommunismus ist die des Ostens, Asien inbegriffen. An einen Sturz des Sowietsystems ist nach Frau Roland Holst nicht zu denken, bloss an eine Läuterung und Umgestaltung. Ebensowenig ist wohl in ihrem Sinne eine Eroberung des Westens durch den Kommunismus wahrscheinlich.

Es muss aber nach Frau Roland Holst überhaupt der Gedanke an eine dogmatische und organisatorische Einigung des Sozialismus aufgegeben werden. Wir können auf keine Weise erwarten, dass es in absehbarer Zeit wieder gelingen werde, ein Gedankensystem zu schaffen, das beanspruchen dürfte, den ganzen Sozialismus in seinen Rahmen einzuspannen. Nein, nicht auf Grund einer neuen oder alten sozialistischen Dogmatik und Organisation, sondern nur auf Grund

gemeinsamer Aktion wird eine gewisse Einheit des Sozialismus sich vollziehen können. Frau Roland Holst kommt also auch hierin zu der These, die wir seit einem Jahrzehnt vertreten. Aehnlich wie wir formuliert sie auch die Punkte, auf die eine solche gemeinsame sozialistische Aktion sich richten müsse: „Kampf gegen den Militarismus und den militaristischen Geist; Kampf für den Schutz und die Lebenssicherheit aller Leidenden und Unterdrückten, politisches und wirtschaftliches Mitspracherecht; Kampf gegen den Faschismus und die Unterdrückung der farbigen Rassen.“ Für die prinzipielle Begründung und taktische Verwirklichung dieser gemeinsamen Ziele aber muss die grösste Freiheit der Bewegung erlaubt werden.

Aber wie — soll denn auf Einheit und Einigung verzichtet werden?

Keineswegs! Nur sollen sie nicht durch Dogma und Organisation geschaffen werden, nicht durch eine äusserliche Zusammenfügung der Elemente, sondern dadurch, dass ein Punkt gefunden wird, der über dem Gegensatz liegt, oder mit einem andern Bild, dass unterhalb dieses Gegensatzes, in der Tiefe, die Quelle des wirklichen Sozialismus aufgegraben wird. Der Weg zur Einigung ist eine Erneuerung des Sozialismus aus dem Geiste des Sozialismus. Das bedeutet eine Ueberwindung des Marxismus, insofern dieser den Sozialismus zu einseitig auf das wirtschaftliche Motiv, das Klasseninteresse, und den so verstandenen Klassenkampf begründete und ihn auf dem Wege politischer Machtgewinnung glaubte schaffen zu können. Hier mündet der Weg von Frau Roland Holst ganz von selbst in den von De Man und Frau Hermes gezeigten ein, der längst auch der unsrige ist. Jeder von uns ist von seinem besonderen Ausgangspunkt selbständig auf diesen gleichen Weg gelangt, was gewiss für seine Wahrheit spricht. Dieser erneuerte Sozialismus wird die beiden Elemente, die in dem Gegensatz von Kommunismus und Sozialdemokratie feindselig auseinandergehen, in einer lebendigen Einheit verbinden. Er wird Glaube sein, nicht Dogma, und beides haben: die Schärfe und die Freiheit echten Glaubens. Er wird den Sozialismus und die Arbeiterbewegung ebenso vor dem Gewaltdogma und der ihm entsprechenden Klassenkampflehre auf der einen Seite, wie vor der Verbürgerlichung auf der andern bewahren, wird sie mit einem neuen revolutionären Schwung erfüllen, der aus dem Feuerquell des Unbedingten stammt und ihr doch die Lust, Liebe und Geduld zu treuer Gegenwartsarbeit verleihen. An dieser Stelle steht die Aufgabe des religiösen Sozialismus. Sie ist seine Berufung innerhalb von Sozialismus und Arbeiterbewegung. Ueber ihn sagt Frau Roland Holst viel Herzliches und Tiefes. Sie erhofft viel von ihm, sie selbst eine in dieser Sache auf dem Wege Befindliche.

Das ist der Weg zur Einheit, den dieses grosse, glühende, seherische Frauenherz zeigt. Ich glaube, dass es wirklich d e r Weg ist. Es ist ein Weg, der in die Höhe und Tiefe führt, der schliesslich zum Ort der Entscheidung führt. Er schliesst allerlei Quacksalberwege aus. Es hülfe in der Tat nichts, wenn wir etwa versuchen wollten, durch Verhandlungen zwischen den beiden Gegnern diese zusammenzuführen. Nur in dem Masse, als die Quellen des erneuerten Sozialismus fliessen, als seine Frühlingswinde zu wehen und seine Geisteskräfte zu brausen beginnen, wird auch jener Gegensatz in sich zusammenbrechen, weil er ü b e r b o t e n wird. Wer seine Ueberwindung will, muss also an d i e s e m Punkte einsetzen. E i n Gesichtspunkt erscheint mir darin immer mehr als ausschlaggebend: Was immer noch etwa wertvolle Elemente aus der Arbeiterschaft und auch aus andern Kreisen zum Kommunismus zieht — anderwärts freilich mehr als bei uns in der Schweiz — das ist sein Radikalismus, seine wirkliche oder auch nur scheinbare Unbedingtheit, und ist auf der andern Seite der Umstand, dass die Sozialdemokratie immer mehr zu einer Partei der Funktionäre (milde ausgedrückt) zu werden droht. Der beste und wohl — auf d i e s e r Linie — einzige Weg zur „Ueberwindung" des Kommunismus ist daher e i n e e c h t e R a d i k a l i s i e r u n g d e r S o z i a l d e m o k r a t i e im Sinne einer Rückkehr zum Geist des Sozialismus, einer Rückkehr, die natürlich zugleich eine Vorwärtsbewegung sein muss.

Stellen wir uns zum Schlusse nochmals auf die Höhe, zu der wir durch diese Frau geführt wurden, so fällt von ihr aus ein tröstliches Licht auch auf die ganze T r a g i k dieser Entwicklung, die uns in den sozialistischen Bruderkrieg geführt hat. Diese Tragik löst sich auf. Es war ja doch auch gut, dass gewisse falsche Elemente im Sozialismus, vor allem sein falscher Materialismus (der vom echten ja sehr zu unterscheiden ist) und sein Gewaltglaube in mächtigen und freilich tragischen Erscheinungen zutage traten. So können sie überwunden werden, so treibt die Entwicklung in die Höhen und Tiefen, wo die heiligen Quellen entspringen, aus denen die wahrhaft sozialistische Welt entstehen kann. Ja, es war bei aller Schwere dieses Erlebnisses wohl auch gut, dass der Parteirahmen der sozialistischen Einheit zerbrach. Denn der Sozialismus soll mehr als eine Partei und mehr als eine grosse Sektenbewegung werden — er soll eine aufquellende n e u e W e l t sein. S i e bricht über dem Kampfesfeld unserer Tage, auch dem des sozialistischen Bruderkampfes, mit allem, was dazu gehört, an, s i e ist es, die auch zur Rettung und Erfüllung des Sozialismus kommen muss. Und sie kommt.

10. Juli 1929. L. R a g a z.

Monatsschau.

1. Weltpolitisches.

Die Weltpolitik steht im Berichtsmonat stark unter dem Zeichen der Auswirkung der Reparationskonferenz und der englischen Arbeiterregierung. Dazu gehören vor allem die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten zum Zweck der Verständigung und Abrüstung, ebenso die mit Sowiet-Russland zur Wiederherstellung geordneter diplomatischer Beziehungen und endlich die über die Räumung der Rheinlande und des Saargebietes. Diese letzte Frage steht im Vordergrund. Und hier ist nun eine allgemeine Bemerkung zu machen. Die Räumung der Rheinlande und der Saar ist gewiss eine dringliche Notwendigkeit, wie wir denn ja immer diese Besetzung für einen Fluch gehalten haben — für eine fluchvolle Folge des falschen Friedens. Und so sollte rasch noch manche Reparation dieser Art geschehen. Aber schade, bitterschade ist, dass die durch das Aufkommen der englischen Arbeiterregierung herbeigeführte Wendung der Dinge nicht auf ein anderes Deutschland trifft, dass sie nicht einem wirklich demokratischen und pazifistischen Deutschlande zugute kommt, dass sie nicht aufgenommen und unterstützt wird von einer international wirklich vertrauenswürdigen deutschen Sozialdemokratie. Wir stehen vor der offenkundigen Tatsache, dass vielmehr diese Wendung in Deutschland als ein Zeichen zur völligen Wiederherstellung des alten Deutschland wirkt, des alten Heeres, der alten Grenzen (mit Einbeziehung sogar des Elsasses, wozu gewisse frühere Artikel der jetzigen englischen Minister einzuladen scheinen) und der alten Machtpläne und Machtträume. Damit aber würde nicht die Befriedung Europas erreicht, die ja die Arbeiterregierung im Auge hat, sondern umgekehrt die Aufpeitschung aller halb entschlafenen Kriegsgeister. Schade, bitterschade wäre, wenn die Arbeiterregierung selbst sich in ihren Plänen nicht bloss durch grosse, dazu aber realistisch ausgestaltete Friedensprinzipien leiten liesse, sondern auch ein wenig durch franzosenfeindliches und sogenanntes deutschfreundliches Ressentiment. Auf dieses Element deuten die Reden eines Snowden, die man schlechterdings einen internationalen Skandal nennen muss und die alles andere eher schaffen als Frieden und guten Willen. Viel mehr auf der Linie der wirklichen Aufgaben der Arbeiterregierung liegt es, wenn unser Freund Walter Ayles im Unterhaus über die ungarischen Rüstungen interpelliert. Denn das erhoffen wir ja, wie wir in der Monatsschau wiederholt angedeutet, von der englischen Wendung, dass durch sie die Diktaturen und Faschismen in aller Welt und der ganze Rachekriegsplan, der von Mussolini über Ungarn zu den Alldeutschen reicht, gründlich erschüttert werde. Wenn dagegen berichtet wird, dass nun auch die Arbeiterregierung Trotzky den Aufenthalt in England verweigert habe, so mag sie dafür ähnliche Gründe haben, wie die von den Sozialdemokraten geführte deutsche Regierung (vor allem die Rücksicht auf gute Beziehungen mit der Sowiet-Regierung), aber ein solches Verhalten ist doch eine missliche Konzession an die Politik im gewöhnlichen Stil und entbehrt jedenfalls aller Freiheit und Grossartigkeit.

Kehren wir zu Deutschland zurück, so scheint ganz deutlich zu sein, dass die Pläne der Reaktion reifen. Hugenberg erstrebe eine Art deutschen Faschismus, eine gemilderte Diktatur. Der Stahlhelm rückt mit seinen Plänen offener heraus. Der Owen Young-Plan, dessen Verwerfung das Ziel eines Volksbegehrens werden soll, bietet den Anlass. Das letzte Ziel ist die völlige Abschüttelung der Folgen des Krieges und jene vorhin angedeutete Wiederauf-

richtung des alten Deutschland. Die offene Wiederherstellung der alten Heeresmacht will man auf zwei Wegen erstreben, von denen man je nachdem den einen oder andern geht: entweder so, dass auch die andern, besonders Frankreich, zur Abrüstung gezwungen werden, worauf dann Deutschland ohne weiteres wieder der Stärkste wäre, oder so, dass nach gescheiterter allgemeiner Abrüstung die offene Aufrüstung Deutschlands sich sogar auf Bestimmungen des Friedensvertrages berufen dürfte.

Dass solche Pläne die Führer des heutigen Deutschland bewegen, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein, ist wohl nicht zu bezweifeln. Der Vorstoss soll auf der ganzen Linie der innern und der äussern Politik gleichzeitig erfolgen, freilich, wie es scheint, so, dass zunächst der auf der innern Linie reif geworden ist. Man darf vielleicht die Vermutung wagen, dass die Freundlichkeit gewisser sozialdemokratischer Führer gegenüber der Reichswehr im Hintergrund von dem Gedanken bestimmt wird, diese von der Koalition der reaktionären Mächte zurückzuhalten und vielleicht mehr auf die rein nationale Linie zu lenken — womit man sich natürlich arg verrechnen würde. Jedenfalls soll die englische Wendung für alle diese Pläne ausgenützt werden. Und nun meine ich, die Arbeiterregierung müsste für diese Tatsachen offene Augen haben und sich nicht durch eine rein doktrinäre, bloss durch die Opposition eingegebene sogenannte Deutschfreundlichkeit blind machen lassen. Dann müsste sie t r o t z d e m den eingeschlagenen Weg gehen, im Glauben an die Sache des Friedens, der Gerechtigkeit und Wahrheit, nur mit sehenden, statt mit blinden Augen — w a s e i n e n g r o s s e n U n t e r s c h i e d m a c h t !

Um aber auf die R e p a r a t i o n s f r a g e zurückzukommen, so möchte ich noch einmal den Standpunkt präzisieren, den ich diesem und verwandten Problemen gegenüber einnehme. Ich halte den Owen Young-Plan genau wie seinerzeit den Dawesplan nicht für etwas E n d g i l t i g e s, sondern bloss für einen Schritt auf dem Wege, aber für einen, der jetzt eine gewisse Notwendigkeit hat, damit man überhaupt auf dem Wege zu einem neuen Europa weiter komme. Darum ist es auch nicht so e n t s c h e i d e n d wichtig, wie viel Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit er einschliesst. Wie ich schon oft erklärt habe: Reparationen sind notwendig. Die Frage ist nur, in welcher Form sie geschehen sollen oder geschehen s i n d. Gewiss ist es an sich nicht in der Ordnung, dass England, Frankreich, Italien, Belgien und so fort von riesigen Kriegsschulden beschwert, mehr als ein halbes Jahrhundert Amerika und einander tributpflichtig und auch nach innen verschuldet blieben, während Deutschland, besonders auch infolge der Inflationspolitik, davon frei wäre. Gewiss ist es in der Ordnung, dass Deutschland zum Aufbau des verwüsteten Frankreich beitrage. (Es leistet nach dem Owen Young-Plan etwa einen Drittel dieser Kosten!) Gewiss tut es einem grossen Teil des deutschen Volkes gut, dass es durch diese sehr sichtbare und greifbare Reparationspflicht daran erinnert wird, was Krieg ist. Aber dann entsteht die Frage, ob diese deutsche Reparation nicht auf a n d e r e Weise schon geleistet sei, vielleicht überreichlich, vor allem durch den Verlust eines Teils von seinem früheren Territorium, aber auch unmittelbarer. Es wäre zu untersuchen, wie nun, nach der „Liquidation des Krieges“ (die in Wirklichkeit noch sehr lange dauern wird) sich die ökonomische Lage der einzelnen Länder gestalte. Dass darin eine gewisse „Gleichheit der Chance“ bestünde, wäre die Forderung einer Gerechtigkeit, die als Grundlage des Friedens dienen könnte. Damit würden wir in allerlei sehr verwickelte, vielleicht unentwirrbare Probleme geführt.

An dieser Stelle erhebt sich aus der Schuldenfrage wieder neu die S c h u l d f r a g e. Sie wird von Deutschland im Zusammenhang mit der endgiltigen Regelung der Reparationsfrage und der zehnjährigen Wiederkehr des Friedensschlusses (28. Juni!) mit verstärktem Nachdruck gestellt. Warum soll

denn Deutschland allein bezahlen? Nur wegen der Schuldlüge! Diese muss also bekämpft und getilgt werden. Namentlich kirchliche Kreise machen sich zum Sprachrohr dieser Denkweise.

Es ist dieser allerlei entgegenzuhalten. Einmal bezahlt nicht nur Deutschsand, sondern die andern auch und zwar sehr viel.[1]) Sodann ist der Zusammenhang zwischen dieser Reparationspflicht Deutschlands und seiner behaupteten Schuld (von der kein Mensch behauptet, dass sie *Alleinschuld* sei!) keineswegs so wesentlich, wie diese Kreise annehmen. Die zwei Tatsachen, auf die es ankommt, sind vielmehr das verwüstete Frankreich und die ungeheure Kriegsschuld der Alliierten gegen Amerika auf der einen und der von Deutschland verlorene Krieg auf der andern Seite. Besonders sollten *kirchliche* Kreise die Frage der Schuld am Krieg ganz aus diesem Zusammenhang loslösen. Es ist doch eigentlich selbstverständlich, dass sie die Schuldfrage im Lichte *Gottes* sehen müssten, statt im Lichte der Kriegspolitik. Dann wäre Deutschland auf alle Fälle schuldig — und zwar *unendlich* schuldig, weil vor Gott *jede* Schuld unendlich ist. Freilich ist in diesem Lichte auch England, Frankreich, Amerika, ja auch die Schweiz ebenso schuldig, aber das zu erkennen ist dann *ihre* Sache, während es Deutschlands Sache ist, seine besondere Schuld zu erkennen. Wenn es dann von diesem Orte her, wo es vor *Gott* gestanden hat, wieder zu den Menschen und den rein politischen Aspekten der Schuldfrage kommt, dann wird eine grosse Veränderung geschehen sein: diese werden nicht mehr im Geiste der *Selbstgerechtigkeit*, sondern im Geiste der *Busse* betrachtet. Dann sieht alles anders aus. Dann ist der Weg zum Frieden und zur echten Reparation frei. Es ist sehr tröstlich, dass nicht nur unser Freund *Emil Fuchs* (im letzten Hefte der „Neuen Wege“), sondern auch *Martin Rade* in der „Christlichen Welt“ (No. 13) tapfer und energisch auf eine solche Behandlung der Schuldfrage, die *christlich*, nicht *nationalistisch* wäre, hingewiesen haben.

Um aber einen Augenblick noch zu den *weltlichen* Beziehungen der Reparationsfrage zurückzukehren, so wäre auch noch Folgendes zu bedenken: Was Deutschland nach dem Owen Young-Plan jährlich zu bezahlen hat, macht noch nicht einmal die Höhe der früheren jährlichen Kosten für Heer und Marine aus. Ich bitte, über die Tragweite dieser Tatsache nachzudenken! Dazu füge man eine Stelle aus der Eingabe, welche die „Deutsche Friedensgesellschaft“ unter dem Datum vom 16. April dieses Jahres an den Reichskanzler gerichtet hat:

> **„Ein Land, das ohne irgendwie gefährdet zu sein, 700 Millionen für seine Wehrmacht ausgibt, kann unmöglich wirtschaftlich so schwach sein, wie seine Regierung und seine Presse es darstellt.“** —

wobei zu bedenken ist, dass zu diesen 700 Millionen noch ein paar Hundert verschleierte Posten kommen.[2]) Und endlich vergesse man nicht: *Getragen* wird die Reparationsschuld hauptsächlich von den Schultern, die es am wenigsten vermögen; von dem arbeitenden Volke. Mit Recht hat man erklärt, es komme weniger darauf an, wie hoch diese Schuld sei, als wer sie trage. Man lese unter diesem Gesichtspunkt, was in der Rubrik „Kulturelles“ über das Leben gewisser deutscher Kreise steht, bedenke aber, dass es in den Ländern der Alliierten genau so und schlimmer zugeht. Dann öffnet sich neben der *religiösen* Lösung der Reparationsfrage die *soziale*!

---

[1]) Was für eine harte Nuss war für Frankreich die Ratifikation des Schuldabkommens mit Amerika!

[2]) Ich erinnere auch an die ungeheuren Ausgaben für Alkohol und so fort, die ebenso ungeheuren, grösstenteils unnötigen Pensionen. Sie gehen, wenn ich nicht irre, ebenfalls stark in die Milliarden. Um von der Entschädigung der Fürsten zu schweigen!

Lenken wir nun von diesen gegenwärtig wieder im Vordergrund stehenden Dingen den Blick noch auf einige andere Vorgänge dieser Berichtsperiode. Die Freisprechung des elsässischen Autonomisten Dr. Roos, und die darauf folgende Amnestie der im Colmarer Prozess Verurteilten, dazu die Freisprechung des Attentäters Benoit, darf man als gute Zeichen registrieren. Ebenso eine Verständigung der wallonischen und flämischen Sozialisten in Belgien über die Sprachen- und Kulturfrage. Die polnisch-deutschen Beziehungen schwanken stets zwischen hochherzigen Versöhnungsbemühungen kleiner Kreise (Frauenliga, Versöhnungsbund, Liga für Menschenrechte und so fort) und den durch nationalistische und andere Treibereien verursachten Störungen (Oppeln!). Zwischen Ungarn und der Tschechoslovakei sind bei Anlass eines der üblichen Grenzzwischenfälle einige Flammen aus dem stets schwelenden Zwietrachtsherd aufgefahren. In Rumänien versucht der Faschismus einen Putsch. Bulgarien und Südslavien müssen von England und Italien zum Frieden ermahnt werden. Die südslavische Diktatur, der nationalistische Terror erbittert die Gemüter; der politische Meuchelmord ist an der Tagesordnung. Die Kerker sind stetsfort voll von politischen Gefangenen; der Kommunismus schürt von Norden, der Faschismus vom Süden, man bewaffnet sich — besonders nach dem Ausgang der Abrüstungskonferenz — fieberhaft: dorthin müssen sich die Blicke aller Friedensstifter (Matth. 5, 9) vor allem immerfort auch lenken.

In all dieses Wesen fällt die Kunde, dass Briand geradezu eine Aktion zur Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa eingeleitet und schon „ziemlich viel" Zustimmung von Seiten der durch ihn begrüssten Regierungen empfangen habe. Möchte das Wahrheit sein! Jedenfalls ist Briands Aktion ein sehr bedeutungsvolles Symptom und zwar doch wohl überwiegend ein gutes.

Wenn wir aber den Blick nach China und Indien streifen lassen, dann stossen wir auf die schon oft gezeichnete Lage. In China ist die nationale Befreiungsbewegung in eine vorläufig siegreiche bürgerliche und eine vorläufig besiegte proletarische Strömung auseinandergegangen. Hinter jener stehen die imperialistischen Mächte, vor allem — bis jetzt! — England, hinter dieser Russland. Der neuerliche Zusammenstoss zwischen Russland und China (d. h. der Nanking-Regierung) ist bloss eine Aeusserung dieses Gegensatzes. Ein Krieg wäre noch vor zwanzig Jahren in einer solchen Lage fast selbstverständlich gewesen, während er jetzt wohl nicht zu fürchten ist. Es ist ein gutes Zeichen, welch eine Rolle in diesem Zusammenhang der Kellogg-Pakt spielt. Il y a quelque chose de changé dans le monde.[1]) Hoffen wir im übrigen, dass die englische Wendung auch hier eine solche schaffe, dass der nichtbolschewistische Sozialismus sich endlich dieser Dinge ganz anders annehme als bisher.[2]) In Indien aber kämpft Gandhi, wie es scheint, einen verzweifelten letzten Kampf mit denjenigen Vertretern der Freiheitsbewegung, die nicht seinen Weg gehen wollen. Gespannt warten wir darauf, wie die Arbeiterregierung diesem Riesenproblem begegnen wird.

Und die Hungersnot in China! Was tut der Völkerbund? Was die Kirchen? Nichts?

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Auf dem weltweiten, reichbewegten Kampfesfeld, auf dem die antimilita-

[1]) Die Verhandlungen im Haag wegen dem Zonen-Konflikt zwischen Frankreich und der Schweiz mit den tagelangen Plädoyers der Franzosen Boncour und Basdevant und dem Genfer Logoz haben eine allgemeine, weit über den (bei uns von gewissen Leuten aufgebauschten) Anlass hinausgehende Bedeutung. Ein internationales Gericht, statt Krieg, das heilige Recht statt des Schwertes.

[2]) Vergl. den Aufsatz: „Zur Weltlage".

ristische Bewegung mit ihrem Gegner ringt, sind dem Chronisten in dieser Berichtswoche folgende Begebenheiten aufgefallen:

Zunächst schweizerische Vorgänge. Dieser Kampf ist gegenwärtig wohl in keinem Lande so heftig und dramatisch wie in der Schweiz, die einst das am meisten kriegerische Volk der Welt sah. Unser Militarismus versucht es jetzt eine Zeitlang mit der starken Manier. Zwei Lehrer aus dem Kanton Solothurn hatten als Sanitätsrekruten in Basel von der dortigen religiös-sozialen Konferenz Flugblätter gegen den Krieg mitgenommen und diese in der Kaserne an ihre Mitsoldaten verteilt, sich auch weitere von der Zentralstelle kommen lassen. Diese Flugblätter enthalten keine Aufforderung zur Dienstverweigerung oder zu militärischem Ungehorsam, sie schildern bloss den Krieg und fordern zur Abrüstung auf. Auch hatte die Sache keine weiteren Folgen. Da kam hinterher eine Denunziation, von pädagogischer Seite ausgehend, auf die hin der Oberarzt der Armee nicht faul die beiden Lehrer zu je zwanzig Tagen Arrest verurteilte, die der eine von ihnen sofort antreten musste. Die Zentralstelle, darauf aufmerksam gemacht, reichte dagegen beim Militärdepartement Beschwerde ein. Dieses bestätigte aber, nach einigem Hin und Her, die Strafe. Vergeblich hatte schon der militärische Untersuchungsrichter und dann die Beschwerde darauf aufmerksam gemacht, dass man, wenn solche Lektüre verboten sei, auch alle sozialistischen Zeitungen von den Kasernen fernhalten müsste, dass der schweizerische Soldat „Bürger im Wehrkleid" sei und dass es ihm also erlaubt sein müsse, alle die Fragen zu überlegen und zu diskutieren, die den Bürger beschäftigen, darunter auch die Abrüstungsfrage. Das Militärdepartement entschied, dass die Verteilung (und wohl auch die Lektüre?) solcher Literatur „gegen die militärische Zucht und Ordnung und gegen das Ziel des Rekrutenkurses" sei, dass sie schliesslich doch zur Auflehnung führen könnte, wie denn Bietenholz, Ceresole und Ragaz, Mitglieder des Komitees der Zentralstelle, von der die Blätter herausgegeben würden, für die Dienstverweigerung einstünden. Mit andern Worten: alles, was dem schweizerischen Soldaten den Gedanken nahe bringen könnte, dass Krieg, Militär, Oberste nicht heilige, gottgewollte, ewige Einrichtungen seien, muss von den Kasernen verbannt sein. Man wird also nächstens wohl auch das Neue Testament verbieten — nicht wahr, Herr Scheurer? — und die Feldprediger über Texte aus der Edda (oder aus dem Militärstrafrecht?) predigen lassen. Jedenfalls sieht man wieder, was für eine miserable Lüge im Munde dieser Leute das Wort von der „moralischen Abrüstung" ist. Wenn physische Abrüstung verlangt wird, dann wird auf die moralische verwiesen, die vorausgehen müsse, wenn aber Menschen diese an die Hand nehmen, wirft man sie, falls sie Soldaten sind, in Arrest, oder wenn sie Lehrer sind, dann sinnt man auf ihre Absetzung, während Leiter von Lehranstalten völlig unbehelligt, ja unter Beifall militaristische Propaganda treiben dürfen.

Ganz miserabel war auch die Verhandlung im Grossen Rate von Baselstadt über den Fall Bietenholz. Sowohl die sozialdemokratische Fraktion als die Evangelische Volkspartei interpellierten die Regierung über ihr schändliches Vorgehen gegen Bietenholz.[1]) Die Diskussion bewegte sich auf einem traurig tiefen Niveau. Einige Verbeugungen vor dem Charakter und sittlichen Mut des um seine Stellung Gebrachten, dann aber unisono: „Wer den Militärdienst verweigert, leugnet den Staat und soll die Konsequenzen ziehen." Eine Unwahrheit — man kann den Militärdienst verweigern gerade um des Staates, d. h. um einer neuen und wirklichen Gemeinschaft willen, und so meint es Bietenholz. Oder: „Ein Beamter darf nicht das Gesetz des Staates, dem er dient, verletzen, muss vielmehr dieses Gesetz vertreten. Denken darf er, was er will, aber in die Tat umsetzen soll er sein Denken nicht." Dass heisst:

[1]) Vgl. „Neue Wege" No. 3, Rundschau.

der Staat kann nur Leute zu Beamten brauchen, von denen er nie weiss, ob sie Charakterlumpen sind oder nicht. Das heisst weiter: Es kommt bei einem Beamten nicht bloss darauf an, ob er ein ehrenhafter Mensch und ein tüchtiger Mann ist, sondern ob er die Gesinnung hat, die das herrschende System für richtig und seinen Interessen angemessen hält. Das heisst: Es genügt nicht, dass ein Staatsbeamter innerhalb seines Bereiches seine Pflicht erfüllt (und w i e hat sie Bietenholz erfüllt!), sondern er muss auch sonst sozusagen diesen Staat repräsentieren, so wie ihn die Mehrheit versteht. Das heisst endlich: das, worauf es bei einem Beamten vor allem ankommt, ist seine Stellung zum Militär. Diese ist identisch mit seinem Wert als Staatsbürger. Eine Verletzung des „Du sollst nicht ehebrechen" würde nicht so leicht zur Absetzung eines Beamten führen, obschon der Ehebruch doch wohl auch gegen die Gesetze verstösst, auf denen der Staat ruht, wohl aber tut es die Erfüllung des „Du sollst nicht töten". Summa: An Stelle des Gewissens tritt der Staat und sein oberstes Heiligtum ist die Kaserne. Und das wird in der gleichen Zeit festgelegt, wo man in Basel eine prunkvolle Reformationsfeier [1]) mit viel Gerede vom Wort Gottes und Gewissen begeht und wird von dem gleichen Magistraten durchbehauptet, der bei dieser Feier eine der Hauptreden hält. (Matth. 23, 29 ff.) Und dabei wird man wütend, wenn man von einem schweizerischen M i l i t a r i s m u s redet!

Wie gesagt, das Niveau der Verhandlung war so niedrig als möglich. Es ist freilich nicht zu erwarten, dass das traurige kommunistische Gerede den Bürgerlichen ein Licht darüber aufstecke, dass Antimilitarismus und Kommunismus nichts miteinander zu tun haben. Einem Kirchenrat und Frommen blieb es vorbehalten, Bietenholz des religiösen Egoismus zu beschuldigen, indem die Dienstverweigerung so ausgelegt wurde, als ob es ihren Vertretern in erster Linie darauf ankomme, ihre eigene Seele zu retten. Um eine religiöse Verleumdung waren die Frommen noch nie verlegen. Nicht e i n bürgerlicher Abgeordneter redete und stimmte gegen die Regierung. Dafür ist der Umstand, dass die eine Motion stark von Parteigesichtspunkten beherrscht war, keine Entschuldigung.

Im gleichen Sinn, wenn auch in einem andern Stil, verlief die Angelegenheit des Pfarrers E r n s t M e r z in Rain im Aargau. An ihn stellte das Kommando der in der Nähe manövrierenden Truppen das Gesuch, er möchte seine Kanzel [2]) an einem bestimmten Sonntag für einen Feldgottesdienst abtreten. Pfarrer Merz erwiderte, dass er das nicht tun könne, weil Schwert und Kreuz nicht zusammen gingen und die Stellung eines Feldpredigers in seinen Augen dem Geist des Christentums widerspreche. Daraufhin mächtige Gemüterwallung, Zeitungsgeschrei im üblichen Stil, Anklage auf Antastung des Heiligsten. Trotzdem die Mehrheit der Gemeinde, besonders das einfache Volk, den Pfarrer durchaus verstand und zu ihm hielt, sah er sich veranlasst, seine Demission zu nehmen. Pfarrer Ernst Merz, unser einstiger lieber Schüler, ist eine stille, feine, durch und durch adelige Natur. Er steht nicht auf dem Boden des radikalen Antimilitarismus, widersetzt sich aber jedem religiös gefärbten Militarismus. Alles liegt diesem Manne ferner als lärmender Kampf und agitatorisches Auftreten. Wenn er so gehandelt hat, wie er es getan, so gehorchte er sicher einem kategorischen inneren Gebot. Und er handelte klar, fest, unerschütterlich. Seine Tat hat grossen Eindruck gemacht. Sie wird in seiner Gemeinde stärker nachwirken als all seine Predigten (so trefflich diese auch waren — es wird später davon geredet werden); sie ist das Amen zu ihnen. Und auch ihm selbst wird sie zum Segen gereichen. Es bleibt aber charakteristisch: ein Pfarrer muss gehen, weil er das Kreuz über das Schwert setzt.

[1]) Und nachher eine grosse Missionsfeier!

[2]) Es handelte sich um eine sogenannte Feldkanzel.

Der Fall Ody d. h. die Geschichte des Zusammenstosses zwischen einem hochangesehenen, allerdings auch etwas impulsiven Arzt und Chirurgen ersten Ranges mit der Anmassung gewisser Offiziere beleuchtet ebenfalls den gegenwärtigen geistigen Zustand der Träger unserer militärischen Herrlichkeit. Dass die (übrigens ganz bürgerliche) Genfer Regierung sich gegen die militärische Clique in einem Schreiben an den Bundesrat gewehrt und nachdem dieser auf eine so unerhörte Unbotmässigkeit ihr sein nur schlecht verhehltes entrüstetes Erstaunen ausgedrückt, ihm sehr männlich und ohne jede Unterwürfigkeit geantwortet hat, sieht fast aus wie ein Zeichen des Erwachens. In der Tat: der unter uns übliche Respekt vor diesem Pygmäentum unserer Magisträtlein gehört zu den Dingen, die wir gründlich los werden müssen, wenn der Sumpf unserer politisch-moralischen Korruption endlich abgegraben werden soll. Ebenso ist es wenigstens ein kleines erfreuliches Zeichen des Umschwungs der öffentlichen Meinung, wenn die Graubündner Kirchensynode eine Resolution annahm, in der, auf freilich sehr sanfte Weise, den Militärgerichten nahe gelegt wird, in ihren Urteilen über Dienstverweigerer von einer Absprechung der bürgerlichen Rechte abzusehen. Auch sonst regt sich gegen diese Aburteilung mancherorts der Widerstand — ein wenig Tagesanbruch!

Wie tief sich der Fluch des Militarismus in der Schweiz schon eingefressen hat, beweisen im übrigen auch folgende Tatsachen: Die unter der Leitung der deutschen Finanz stehende Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon in Oerlikon bei Zürich, betreibt eine ganz mächtige Fabrikation von äusserst wirksamen Waffen und entsprechender Munition, die sie nach aller Herren Länder liefert. Aus aller Herren Länder ist auch die Gesellschaft selbst zusammengesetzt. „Im Frieden" streichen sie die Gewinne für die Mordwerkzeuge ein, womit dann, wenn einmal der Vorräte zu viele sind, die durch die patriotische Lüge aufgepeitschten Völker in heiligem Gemütersturm auf einander losgehen.[1]) 50 Meter von begangenen Strassen, 100 Meter von Arbeitsräumen, 300 Meter von Wohnräumen entfernt halten sie, ohne jeden Schutz, die gefährlichsten Uebungen ab. In ebenso ungeschützten Räumen werden die Teufeleien der neuen Geschosse ausprobiert. Bei der Herstellung von alledem werden billige Arbeitskräfte, Mädchen und Buben im Alter von 15 Jahren beschäftigt. Und eine solche Pest sollen wir unter uns dulden müssen?[2])

Mit dieser Gesellschaft in Arbeitsgemeinschaft steht die Neuhauser Waffenfabrik (Industriegesellschaft Neuhausen) und wer weiss, was für andere Teufelsnester dieser Art es noch unter uns gibt?

In die gleiche Rubrik gehört die Tatsache, dass ausgerechnet zwei Schweizer in der letzten Zeit Erfindungen gemacht haben, die einen Rekord in militärischer Teufelstechnik darstellen: der eine soll ein ganz besonders vollkommenes (d. h. zerstörungskräftiges) Unterseeboot erfunden haben, der andere das wirksamste Maschinengewehr der Welt. Da kann es ja, mit dem Schützenfest in Bellinzona zusammen, unserem Lande an Segen nicht fehlen![3])

Der antimilitaristische Kampf ist natürlich nicht, wie einige Dummköpfe bei uns meinen, auf die Schweiz beschränkt. In Bulgarien ist der pazifistische Lehrer Andreas Krester heimlich umgebracht worden. — In Finnland haben Vaino Sarrka und Joiva Rautenen den

---

[1]) Es sei noch einmal auf Lehmann-Rüssküldt: „Die blutige Internationale" aufmerksam gemacht.

[2]) Ich gebe diese Mitteilungen nach einem Bericht des „Volksrechts" (Nummer 165), weiss aber auch aus andern, sehr sichern Quellen, dass das Wesentliche daran auf Wahrheit beruht.

[3]) Vom Schützenfest in Bellinzona, dieser neuesten Leistung schweizerischen Flinten-Patriotismus, das nächste Mal!

Militärdienst verweigert, letzterer aus religiösen Gründen. Es wird gegen diesen nichts getan, jenem aber ein Jahr Bedenkzeit gelassen. In Frankreich hat Henri René Abrial aus Gewissensgründen den Dienst verweigert und ist zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Eine grosse Reihe der führenden Geister Frankreichs haben sich für ihn eingesetzt. Eine ganze Anzahl von französischen Kriegsdienstverweigerern schmachten in der französischen Strafkolonie von Guyana mitten unter gemeinen Verbrechern in unmenschlichen Zuständen. Die amerikanischen Vorkämpfer des Pazifismus, Roger Baldwin, Paul Jones und John Nerin Sayre machen in einem Aufruf auf diese Tatsache und das ganze Greuelwesen dieser Strafkolonie aufmerksam.

Warum leiden diese Menschen? Weil sie die Welt vor dem Schicksal erretten wollen, dem neuerdings in Tokio 2000 Menschen verfallen sind, welche durch einer Munitionsfabrik entwichene Giftgase getötet wurden. (Davon haben unsere bürgerlichen Blätter nichts gemeldet!) Es ist überhaupt merkwürdig, wie immer neues Unheil aus diesen militärischen Vorbereitungen aufsteigt: Explosionen von Munitionsfabriken, Absturz von Fliegern, Untergang von Kriegsschiffen und so fort. Auf alledem liegt Fluch.

Der schwedische Oberst K. A. Bratt hat aus der Tatsache des chemischen Krieges eine andere Konsequenz gezogen als unsere Militärrichter: Er hat die Armee verlassen und ist Dienstverweigerer geworden. Vivat sequens!

3. Sozialismus und soziale Frage.

Der soziale Kampf durchzuckt in allerlei Formen die Menschenwelt. Nicht nur in Europa und Amerika. In Indien, besonders in Bombay, streiken seit langem etwa hunderttausend Arbeiter der Textilindustrie. Ihre Verhältnisse sind unsagbar elend. Kein Wunder, dass sie auf die Stimme des Kommunismus hören. In England steht eine riesige Aussperrung in der Textilindustrie vor der Türe. In der Schweiz hat ein Metallarbeiterstreik gute Erfolge errungen. Von Ford wird berichtet, dass er in seinen brasilianischen Gummiplantagen sehr weit davon entfernt sei, die sonst von ihm gepriesenen humanen Prinzipien anzuwenden. Die Arbeiter im Urwald kommen halt nicht als Käufer von Automobilen in Betracht. Ueber die in Afrika und anderswo noch vielfach übliche Zwangsarbeit hört man weiteres. Wenigstens finden diese Zustände an der Arbeitskonferenz in Genf eine Beleuchtung. Schwere Klagen kommen immerfort aus Deutschland über die Notlage der Landwirtschaft.

In England geht die Arbeiterregierung energisch an die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. In Freiburg in der Schweiz aber glaubt die Regierung das soziale Problem am besten dadurch zu lösen, dass sie das Tragen und Aufpflanzen der roten Fahne als „Aufruhr" verbietet, ebenso die aufrührerischen Schriften. In Freiburg sollen offenbar nur Kirchen- und Militärfahnen wehen. Im geistesverwandten Lausanne (die Nachbarschaft wird ansteckend wirken) fällen Gerichte bei Anlass eines Maurerstreikes Klassenurteile bekannter Art. Aber Zürich hat keinen Anlass zur Selbstgerechtigkeit. Denn die Freisprechung des aus Bayern stammenden Streikbrechers Dorsch, der im Zusammenhang mit einer Streikaffäre ganz ohne ernstliche Notlage einen völlig Unbeteiligten niedergeschossen hat (er war vier Jahre als Unteroffizier im Kriege tätig und des Niederknallens gewohnt), durch ein ausgesiebt reaktionäres Geschworenengericht, mit Unterstützung eines reaktionären Staatsanwaltes, ist auch ein Klassenurteil krassester Art. Wir werden es infolge davon sehr schwer haben, in Zürich einen Sozialismus ohne Gewalt zu vertreten. Wer ist es denn, fragen wir angesichts solcher Vorkommnisse, der Klassenkampf und Klassenhass sät? Diese Freisprechung ist ein böses Symptom der Lage. Kein gutes auch, dass beim Prostet gegen sie der Streit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten durch die Schuld jener wieder wüste Formen annimmt.

Den Kommunisten (an denen unsere Reaktionäre ihre tiefe Freude haben) will, wie es scheint, der Bundesrat auf den 1. August durch ein Versammlungsverbot und vielleicht auch etwas Entfaltung unserer Militärherrlichkeit, deren geheimer Sinn ja auf den „innern Feind" geht, ein Relief geben. Die Loorbeeren vom letzten Basler Palmsonntag locken halt!

Es geht im übrigen innerhalb des Sozialismus manch erfreuliche Wandlung vor sich. In Wien haben 50,000 jugendliche Sozialisten für die Demokratie und den Sozialismus und gegen den Militarismus demonstriert. In England haben dreizehn Geistliche für die Arbeiterpartei kandidiert. Sollmann, der bedeutende rheinische Führer der Sozialdemokratie, verkündete auf dem Parteitag zu Magdeburg unter starkem Beifall, dass in der sozialdemokratischen Partei volle Freiheit in Bezug auf das religiöse Denken herrschen müsse. Er wandte sich damit gegen einen Vorstoss der Freidenker. In München beklagen sich die Freidenker, sogar evangelische und katholische Sozialisten fänden in der dortigen Parteipresse Raum, aber den Freidenkern wehre man jede Mitarbeit. Das Auftreten eines Freidenkerführers gegen eine Aktion Pfarrer Eckerts in Göppingen habe jenem sogar eine Rüge des Parteivorstandes zugezogen.

4. Kirchliches.

Solche Zeichen sollten eine Kirchenbehörde abhalten, gegen einen Mann wie Pfarrer Eckert vorzugehen. Er wurde bekanntlich beim badischen Oberkirchenrat angeklagt, durch seine Vorwürfe gegen die Kirche „die Kirche verächtlich gemacht zu haben." Es reichte doch bloss zu einem Verweis, der eine Freisprechung bedeutet. Jene Vorwürfe sind gewiss scharf. Pfarrer Eckert ist ein Draufgänger. Man mag gegen seine Taktik und Denkweise allerlei einwenden. Aber es ist lächerlich, gegen ihn gerade mit jener Anklage vorzugehen. Als ob es in erster Linie darauf ankäme, dass die Würde der Kirche gewahrt werde. Mit dieser Würde wird ohnehin genug operiert und mit dem bekannten Erfolg. Die Vorwürfe gegen die Kirche können gar nicht stark genug sein. Sie sind auch bei Eckert eher zu schwach als zu stark. Die Lage der Christenheit ist heute nicht anders als zur Zeit Luthers, Zwinglis und Calvins, nicht anders als die Israels zur Zeit des Jeremia. Wenn die Kirche solche Anklagen bitter ernst nimmt, sogar dort, wo in ihrer Form etwas Falsches, oder der Ankläger nicht einwandfrei sein sollte, so wahrt sie am ehesten ihre eigene Würde und die ihrer Vertreter, mit jedem anderen Vorgehen kompromittiert sie sich nur immer mehr.

Mit Selbstkritik ist einer wirklichen Kirche, d. h. einer, die sich wirklich zu Christus halten will, besser gedient als mit Machtgewinn. Und die richtige christliche Bewältigung gerade des sozialen Problems ist für die Zukunft des Protestantismus sehr viel entscheidender als glänzende kirchenpolitische Erfolge wären. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem auch das Konkordat des Vatikans mit Preussen beurteilt werden muss. Gewiss bedeutet es einen Erfolg der römischen Politik und die Möglichkeit eines Machtzuwachses für die römische Kirche. Aber wie rasch können solche Gewinne verwelken oder ins Gegenteil umschlagen. Gewinne an mehr oder weniger weltlicher Macht haben noch keiner Kirche gut getan und die Kirchengeschichte zeigt uns Beispiele jähen Sturzes von höchster kirchlicher Machtfülle in tiefste Erniedrigung und Entartung.[1]) Aehnlich zeugt es von wenig Verständnis für das

---

[1]) Diese weltliche Herrlichkeit des Papsttums illustriert auch folgende Notiz:

„Das päpstliche Auto. Der Wagen seiner Heiligkeit, des Papstes Pius XI., der laut „Europa auf Reisen" Nr. 212 „an prächtiger Ausstattung wohl alles je Dagewesene übertrifft", ist ein achtzylindriger Isotta Fraschini

Wesentliche, wenn man meint, die Zukunft der Sache Christi hange von etwas mehr oder weniger Religionsunterricht ab. Es liesse sich eher die These vertreten, dass mit dem wachsenden Quantum des Religionsunterrichtes lebendiger Christusglauben abzunehmen pflege. Und jedenfalls ist Religionsunterricht eine sehr schwere Sache. Man sollte sich also nicht zu sehr über den Beschluss einer sozialistischen zürcherischen Schulpflege aufregen, den Lehrern in Bezug auf das religiöse Thema Zurückhaltung zu empfehlen. Wird die Sache Christi unter uns wieder recht lebendig, dann ergreift sie die Gemüter auch ohne Religionsunterricht, geschieht dies nicht, dann nützt aller Religionsunterricht nichts, wohl aber kann er sehr viel schaden.

Man erfährt gegenwärtig in Russland, wie wenig man mit sogenannter wissenschaftlicher Aufklärung oder gar staatlichen Zwangsmitteln etwas gegen die Religion ausrichtet, dass man damit keine Religion tötet, die noch einen Funken Lebenskraft in sich hat, wohl aber eine halb erstorbene wieder lebendig machen kann. Der bolschewistische Kampf gegen die Religion befindet sich nach seinem eigenen Zugeständnis in äusserster Verlegenheit und darf als gescheitert gelten. Lebendiger Glaube gedeiht am besten in der Luft des Kampfes und der Verfolgung, jede Protektion ist ihm tötlich, auch jede allzueifrige menschliche „Pflege".

5. Kulturelles und Unkulturelles.

Die Spielbankenherrlichkeit entfaltet sich so, wie ihre Verfechter sie gewünscht haben. Ein Kurort nach dem andern stellt sie wieder her oder führt sie neu ein. Man lädt (z. B. neuerdings in Ragaz) die den Spielbanken freundlich gesinnte, d. h. die freisinnige und die katholische Presse (von der „Berner Tagwacht" habe ich nichts vernommen!) zu ihrer Eröffnung ein. Musy, Schulthess und Häberlin konnten wohl wegen Bellinzona nicht dabei sein?

Einen andern Weg schweizerischen Aufstiegs bezeichnet auch folgende, durch Prof. Dr. A. Hartmann in Aarau aufgestellte vergleichende Statistik der Ausgaben des Schweizervolkes für die verschiedenen Arten von Getränken:

	Millionen Liter	Millionen Franken		Millionen Liter	Millionen Franken
Milch	1100	360	Limmonaden	30	30
Bier	220	100	Schnaps	25	50
Wein	200	360	Mineralwasser	5	5
Gärmost	150	45	Kunstgetränke	5	3

Auf der gleichen Aufstiegslinie zum Untergang stossen wir auf das entsetzliche Verbrechen, das in der Nähe von Luzern verübt wurde. Es hat auch früher scheussliche Taten gegeben, sicher, aber diese Ermordung (das Wort ist noch zu gut) einer alten Frau und ihres vierjährigen Enkelknaben durch einen Bekannten trägt — für die paar Leute, die noch Augen dafür haben — allzudeutlich die Züge unserer heutigen Kultur, der Kultur der „neuen Sachlichkeit".

952 Todesurteile sind in Polen während der letzten zehn Jahre vollzogen werden. Welch eine furchtbare Zahl! Der staatliche Bericht darüber erklärt ihre Höhe aus der Verwilderung, die der Krieg erzeugt habe. Ge-

---

Type 8 A. Er ist amarantrot lackiert, die Kotflügel sind etwas dunkler gehalten. Das Innere ist mit rotem Damast tapeziert; auch die Kissen des Coupees sind mit diesem Damast überzogen. Den Boden bedeckt ein Teppich aus weissem chinesischem Lammpelz. Die Türdrücker sind aus Gold. Neben „allen Bequemlichkeiten" sind vorhanden: ein Kästchen mit einem Getränkeservice, ein Brevierträger, eine goldene Uhr und eine Medaille des heiligen Christophorus. Zur Verständigung mit dem Chauffeur dient eine Tastatur." — „Des Menschen Sohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlege."

wiss mit Recht! Ob aber nicht die Urteile selbst als solche auch ein Zeugnis dieser Verwilderung sind?

„Ganz Deutschland“ ist stolz darauf, dass ein Deutscher namens Schmeling einen Portugiesen im Boxkampf zusammengeschlagen hat. Was sind dagegen Eckhart, Bach und Kant!

Und die gewaltigen Gegensätze dieser Zeit. Im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ steht folgendes:

„Sie wissen nicht, wohin mit dem Geld. Der „Lokalanzeiger“ schildert ein Fest, das ein Grossindustrieller in seiner Berliner Villa gab. Das Fest „Spiel der Wellen“ war eine Art Fastnachtsball und die Gäste wurden gebeten, im Strandkostüm à la Lido zu erscheinen. Man muss gestehen, dass die Damen in ihren kostbaren Badekostümen angezogener waren als in ihren tiefdekolletierten Ballkleidern. Es fiel auf, dass die beiden grossen Säle, in denen sonst getanzt und gespeist wurde, ängstlich verschlossen gehalten wurden. Nach einigen Cocktails, deren Zusammenstellung selbst den besten Kennern rätselhaft blieb — die Wirkung hingegen kamen alle zu spüren — erscholl laute Jazzmusik aus den Nebenräumen, die Flügeltüren wurden von Bademeistern auseinandergezogen und ein Riesenschwimmbassin bot sich den Augen, das beide Räume ausfüllte. Das Riesenbassin war eine mit äusserstem Raffinement und grosser technischer Findigkeit erdachte und ausgeführte Arbeit eines bekannten Technikers, dem es gelang, zwei grosse Wohnräume unter Wasser zu setzen, ohne den Räumen Gewalt anzutun. Ein Anschlag an der Wand verkündete, dass das Wasser 24 Grad Wärme hatte. Gummipuppen, Bälle und Pferdchen schwammen im Wasser umher, und an den Wänden des kleinen Saales führten kleine Treppen zu puppenhaften Badekabinen, die alles enthielten, was zwei Menschen für eine glückliche Stunde benötigen. Den Höhepunkt des Festes bildete ein schwimmendes kaltes Büffet mit den erlesensten Speisen und Getränken. Die Gäste stürzten sich ins Wasser und blieben stundenlang darin. Es war ein Wasserfest, wie es wohl keine Stadt der Welt bisher gesehen hat. Elektrische Trockenapparate trockneten die Gäste in wenigen Sekunden. Um 24 Uhr gab es eine Ueberraschung: Hunderte von lebenden Fischen wurden aus Netzen in das Bassin getan, und nun begann ein Wettfischen, das die Lustigkeit noch erhöhte. An den Wänden zogen sich vielmeterbreite Gänge entlang, auf denen Angler standen. Man fischte sich aber nicht nur junge Hechte und Schleien, auch auf Frauen und Männer legte man die Angel an, und es fiel auf, dass hier die Damen der weit aktivere Teil waren!!!

Diese Vorgänge erinnern lebhaft an die Zustände im alten, zerfallenden Rom und kennzeichnen so recht den Tiefstand unserer heutigen Kultur.“

Gleichzeitig wird berichtet, dass in der Nähe von Stuttgart ein grosses Treffen der — Vagabunden stattfand, deren „Führer“ Gregor Gog ist. Auch ein bekannter Schweizerpfarrer, der das geistige Vagabundieren liebt, war dabei, sogar als Redner. Das ist eine der grossen Hoffnungslinien in den Nöten der Gegenwart: dass es gegen gewisse gewaltige Uebel zu gewaltigen Umschlägen kommen werde. Möchte es bald geschehen!

24. Juli. L. R.

Zur auswärtigen Politik der englischen Arbeiter-Regierung.

(Aus dem Wahlmanifest: Labour and the Nation. Fortsetzung.)

„Die Arbeiterpartei glaubt, dass in der Führung der auswärtigen Politik (foreign affairs) die wahren Interessen Grossbritanniens Friede und Fortschritt sind und dass diese einzig durch eine Politik gefördert werden können, die auf Gerechtigkeit und Billigkeit (fair play), Vernunft und Zusammenarbeit im Verhältnis zu allen Völkern der Erde gegründet ist. Das unheilvollste Beispiel von Abwesenheit dieses Geistes bilden heute die durch das Verhalten der konservativen Regierung zwischen Grossbritannien und Russland ge-

schaffenen Beziehungen. England ist das grösste Industrievolk Europas, Russland das mächtigste unentwickelte Reservoir von Lebensmitteln und Rohstoffen. Es liegt auf der Hand, dass beide durch den Handelsverkehr miteinander etwas zu gewinnen haben. Die konservative Regierung hat in ihrem Eifer, durch Benutzung des Popanzes der Revolution einen flüchtigen politischen Vorteil zu erlangen, das Handels-Uebereinkommen von 1924 mit Russland zerrissen, mit dem Ergebnis, dass Aufträge für Maschinen und Waren, die tausenden von britischen Arbeitern Beschäftigung gegeben hätten, unserem Lande verloren gingen. Aktionen solcher Art mögen grossartig erscheinen, aber sie entsprechen weder dem gesunden Menschenverstand noch dem Geschäftsinteresse. Eine Arbeiterregierung würde, trotz ihrer Opposition gegen die Einmischung der russischen Regierung in die innere Politik anderer Völker, sofort Schritte tun, um diplomatische und kommerzielle Verbindungen mit ihr herzustellen, sie würde durch Verträge oder anderswie alle vorhandenen Differenzen beilegen, und würde alle Anstrengungen machen, um eine Wiederbelebung des Handels mit Sowiet-Russland zu ermutigen.

Es ist ferner die Politik der Arbeiterpartei, Schritte zu tun, die engere politische und ökonomische Beziehung zwischen Grossbritannien, Indien und den autonomen überseeischen Dominions und den andern die Britische Völkerrepublik (British Commonwealth of Nations") bildenden Bestandteile herzustellen. Sie glaubt an das Recht des indischen Volkes auf Selbstregierung und die Politik der Arbeiterregierung würde in einer stetigen Zusammenarbeit mit ihm sein, mit dem Endziel, Indien so rasch als möglich und mit seiner freien Zusammung zu einem mit allen andern gleichberechtigten Glied der Britischen Völkerrepublik zu machen.

Sie würde für einen engern persönlichen Kontakt zwischen der Regierung Grossbritanniens und denen der Dominions und der andern Glieder der Britischen Völkerrepublik besorgt sein und an den Konferenzen der Republik (Commonwealth Conferences) würde sie sicherstellen, dass die britische Abordnung ebenso Vertreter der Opposition wie solche der Regierungsmeinung einschlösse.

Eine Arbeiterregierung würde die in Betracht kommenden Staaten dringend ersuchen, mit ihr zusammen eine Uebersicht über den gesamten Bodenbesitz der Britischen Republik herzustellen, zu dem Zwecke, die private Benutzung des Bodens einer im allgemeinen Interesse liegenden und wissenschaftlichen Prinzipien entsprechenden Neuverteilung der Bevölkerung auf demselben unterzuordnen und durch Verbesserung der Bodenbewirtschaftung vermehrten Zufluss von Lebensmitteln für seine Bevölkerung und von Rohstoffen für seine Industrien zu schaffen.

Programme für die Auswanderung und die Ausbildung dafür bilden einen Teil der Politik der Arbeiterregierung. Eine Arbeiterregierung würde darnach trachten, für solche, die an Auswanderung denken, verlässliche Auskunft zu vermitteln; sie würde Zentren schaffen, in denen diese eine entsprechende Ausbildung für ihr neues Leben bekommen; sie würde den Apparat der Arbeiterkonferenz der Republik, durch welche die Arbeiterbewegung in Grossbritanniens bereits in enger Berührung mit den Arbeiterbewegungen in den Dominions ist, dazu benutzen, ein gewisses Mass von Aufsicht und Kontrolle über deren Aussichten und Verhältnisse herzustellen.

Die Arbeiterpartei fasst mit ernstem Gefühl ihrer Verantwortlichkeit die entsetzlichen Uebel ins Auge, welche die kapitalistische Ausbeutung in gewissen tropischen und subtropischen Teilen der Britischen Völkerrepublik hervorgerufen hat. Sie ist der Ansicht, dass das Wohlergehen der eingebornen Rassen, ihr wirtschaftliches Gedeihen und ihr Fortschritt in Kultur und Zivilisation das oberste Ziel der kolonialen Verwaltung sein muss, der alle andern Interessen sich streng unterzuordnen haben. Sie stellt mit Ge-

nugtuung fest, dass dort, wo dieser Grundsatz durchgeführt worden ist, primitive Völker in verhältnismässig kurzer Zeit Ergebnisse erreicht haben, die endgiltig die Behauptung widerlegen, dass sie für sozialen Fortschritt unfähig seien.

Eine Arbeiterregierung wird also keinen Kompromiss mit einer Politik schliessen, welche die wirtschaftliche Entwicklung rückständiger Gebiete durch Methoden beschleunigen will, die deren Unabhändgigkeit, die sozialen Einrichtungen und die sittliche Haltung der Einwohner untergraben und welche dadurch für sie selbst, aber zuletzt auch für die arbeitenden Klassen Europas verderblich werden. Sie wird jedes in ihrer Macht befindliche Mittel benutzen, um sie im Besitz und Genuss ihres Bodens zu schützen, Zwangsarbeit unbedingt zu verhindern, in welcher Form sie auch auftrete, sicherzustellen, dass Verträge zwischen eingeborenen Arbeitern und europäischen Unternehmern in Freiwilligkeit und nicht unter Druck geschlossen werden, dass solche Verträge den Behörden vorgelegt werden müssen und dass sie Bestimmungen enthalten, die dem Arbeiter billige Lebens- und Arbeitsbedingungen gewähren. Sie wird die Entwicklung der Fürsorge für Gesundheit und Erziehung ermutigen. Sie will von Herzen mit der Mandatkommission des Völkerbundes zusammenarbeiten und jede Anstrengung machen, um deren Autorität zu verstärken und auszudehnen ..."

(Schluss folgt.)

Neues von der chinesischen Hungersnot und ihrer Bekämpfung.

Nach den neuesten Feststellungen bedürfen 50 Millionen Menschen in China dringend der Hilfe. Die Hungersnot ist besonders schlimm in acht Provinzen: Suiyuan, Kansu, Schensi, Honan, Chatsar, Schantung, Schansi und Hopsi (Chili). In diesen Provinzen sind von den 57 Millionen ihrer Gesamtbevölkerung 21 Millionen so schlecht daran, dass es von ihnen heisst: „Sie sterben wie die Fliegen." Es wird auch berichtet, dass die Gesamtlage während des Sommers nur noch schlimmer werden wird. Um in den acht Provinzen die grösste Not zu beseitigen, wären, so hat man berechnet, 857,000 Tonnen Getreide nötig, d. h. in Geld ausgedrückt, 130 Millionen Mark. Bisher wurden nur 2,2 v. H. der nötigen Getreidemenge durch die Hilfsaktion beschafft. Eine chinesische Wohltätigkeits-Gesellschaft brachte bisher 1,000,000 Mark, die chinesische Regierung 20 Millionen Mark auf, aus Amerika erwartet man, ausser den schon gespendeten Sachen, weitere 40 Millionen Mark. In Kansu, wo es am schlimmsten steht, sind monatlich 5 Millionen Mark nötig, man bekam bisher monatlich aber nur 10,000 Mark. Gaben für die Hungernden in Schantung nimmt nach wie vor entgegen die Ostasien-Mission, Berlin W .57, Pallasstrasse 8/9, Postscheck: Berlin 6457. Professor D. Dr. Witte.

Verdankung.

Für die Hungernden in China sind bei der Redaktion eingegangen von: Ungenannt in D. Fr. 50.—; J. R. in Z. Fr. 100.—; J. M. in R. Fr. 5.—; Fr. St. in B. Fr. 43.—; M. St. in Z. Fr. 50.—; Kirchenkollekte von Erlach (Kt. Bern) Fr. 22.—. Total Fr. 270. Herzlichen Dank!

Aus der Arbeit

Die Reichenauerkonferenz

ist auf Sontag und Montag, den 18. und 19. August angesetzt. Beginn Sonntag nachmittags 4 Uhr. Referent für den Sonntag ist Herr Pfarrer Lauterburg aus Saanen. Er wird über „Freude und Gemein-

schaft, Erfahrungen mit Volksbildungsarbeit" reden und dabei viel Anregendes aus seiner grossen Tätigkeit heraus mitteilen. Referent für die Montagskonferenz ist der Unterzeichnete. Thema: „Die Gerechtigkeit des Gottesreiches und unsere Besitzordnung".

Wir hoffen auf zahlreichen Besuch.

Präz, den 19. Juli 1929. Georg Felix.

Heimvolkshochschule Habertshof, Elm, Bezirk Kassel.

Mädchenlehrgang vom 18. August bis 16. November 1929.

Der Mädchenlehrgang geht in seinen Vorträgen und Besprechungen im Wesentlichen von der Industrie-Arbeit aus. In den Kursen der Heimlehrer und einzelner Gastlehrerinnen kommen zur Behandlung: Mensch und Maschine; Proletariat und Kirche; Gesetzgebung und Arbeiterschaft; Freizeitgestaltung; Meine Wohnung; Gesundheitslehre und häusliche Krankenpflege; Erziehungsfragen; Hauswirtschaftslehre.

Die Kurse finden in Form von Besprechungen statt. In Verbindung mit der täglich 2½ Stunden dauernden Arbeit im Haushalt wird ein Kochkurs gegeben Ausserdem wird Unterricht im Schneidern, Stopfen und Flicken erteilt; die Teilnehmerinnen des Lehrganges können sich dabei ihre eigenen Kleidungsstücke anfertigen. Dieser Unterricht wird ergänzt durch Anleitung in praktischen Handarbeiten (Handweberei, Bastarbeiten). Gymnastische Uebungen und Singstunden finden regelmässig statt.

Kosten: Das Kursgeld beträgt für Verpflegung und Unterricht insgesamt Mk. 70.— monatlich. In begründeten Fällen kann Antrag auf Ermässigung gestellt werden. Erwerbslose mögen sich zwecks besonderer Regelung an die Schule wenden.

Mitzubringen sind: 1 Federbett, Hausschuhe, Wanderschuhe, Schürzen, Gymnastikanzug. Die Leibwäsche muss gezeichnet sein.

Die Eisenbahn gewährt für direkte Her- und Rückfahrt 50 % Fahrpreisermässigung. Die zur Reise benutzte Fahrkarte ist unter Hinweis auf diesen Umstand nicht an der Bahnhofsperre, sondern bei uns abzugeben, weil die Herfahrt zunächst voll bezahlt und die Erstattung der Ermässigung durch das Heim bewirkt werden muss. — Für die Rückfahrt ist ein Lichtbild-Ausweis erforderlich.

Der Anmeldung ist ein kurzer Lebenslauf beizufügen, aus dem Wohnung, Alter, Beruf zu ersehen sind. Ein ärztliches Zeugnis ist der Anmeldung beizulegen. Anmeldung und Anfragen sind zu richten an die Leitung des Schulheims Habertshof, Post Elm, Bezirk Kassel.

Der Habertshof liegt 20 Minuten über dem Bahnhof Elm und 1½ Stunden von Schlüchtern entfernt. Gepäck ist stets bis Elm zu senden. — Postscheckkonto: Siedlung Habertshof, Elm, Frankfurt a. M. 21 281

Aenderungen des Planes bleiben vorbehalten. Alle Auskünfte erteilt die

Geschäftsstelle des Schulheims Habertshof,
Elm, Bezirk Kassel.

Druckfehler.

In dem Aufsatz „Katholizismus und Sozialismus" ist der erste Abschnitt auf Seite 288 (Ketteler über das Eigentum) an die falsche Stelle geraten. Er sollte nach dem Passus aus der Enzyklika stehen.

Seite 307, Zeile 1 von unten, ist das „bereits" zu streichen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Das Juli- und das Augustheft sind, wie gewöhnlich, zusammengezogen worden. Dafür soll, zum Ausgleich, das Septemberheft früher als gewöhnlich erscheinen.

Der grössere Umfang des Heftes erlaubt, den Aufsatz von Julia Inger Hansen: „Das Christentum des Neuen Testamentes — und wir“, auf einmal zu bringen. Er bildet eine Fortsetzung des im Aprilheft erschienenen Beitrages der gleichen Verfasserin über die „Anfechtung“, der in unserem Leserkreise eine starke Wirkung gehabt hat. Die Bedeutsamkeit auch dieses zweiten Aufsatzes wird jedem verstehenden Leser ohne weiteres klar sein. Es ist vielleicht nicht unnötig, zu bemerken, dass die Verfasserin neben der Medizin auch die Theologie gründlich und „fachmässig“ kennt, besonders auch die alte und älteste „Kirchengeschichte“.

Diese beiden Aufsätze, besonders der zweite, bilden wohl gleichsam einen Auftakt zu sehr wichtigen Verhandlungen im Rahmen der Neuen Wege, neben denen die alten Aufgaben, vielleicht in immer wieder erneuter Gestalt, hergehen werden. Einige „Personalia“ das nächste Mal.

Wieder bitte ich die Leser, die „Ferien“ zu eifriger Verbreitung der Neuen Wege benützen zu wollen. Probehefte stehen zur Verfügung.

Religiös-sozialer Ferienkurs in Casoja
vom 6. bis 13. Oktober 1929.

Eine Sache wie die des sogenannten religiösen Sozialismus bedarf immer neuer Besinnung auf ihr Wesen und ihren Weg, immer neuer Selbstprüfung, Klärung, Vertiefung, und dies erst recht in einer Zeit voll Gärung und Wechsel. Dieser Aufgabe war besonders auch der Ferienkurs gewidmet, der vor drei Jahren einen Kreis von Freunden für fast eine Woche in Bad Lostorf zusammenführte. Damals wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchte einmal ein ganzer Kurs den Glaubens- und Weltanschauungsproblemen unserer Sache gewidmet werden. Nun soll dieser Wunsch seine Erfüllung finden. Es ist uns für diesen Zweck das Volkshochschulheim Casoja von dessen Leitung freundlich zur Verfügung gestellt worden. Als Zeitpunkt erschien aus allerlei Gründen die Woche vom 6. bis zum 13. Oktober am geeignetsten. Wir haben das Programm so formuliert:

Die Glaubens- und Weltanschauungsgrundlagen der religiös-sozialen Bewegung.

1. Die heutige Lage unserer Sache. Referent: Max Gerber.
2. Der Umschwung im Geistesleben und die neue Aufgabe des Sozialismus. Referentin: Henriette Roland Holst.
3. Unser Glaube und der Sozialismus. Referent: Leonhard Ragaz.
4. Unser Glaube und die Theologie. Referent: Paul Trautvetter.
5. Unser Glaube und das Proletariat. Referent: Robert Lejeune.
6. Aussprache über unsere praktischen Probleme und Aufgaben.

Wir denken uns diese Themen gleichsam als weite Rahmen, in welche hineingestellt werden soll, was die Teilnehmer in bezug auf das Gesamtproblem der Zusammenkunft und unserer Sache überhaupt bewegt. Für die Aussprache wünschen wir grösste Freiheit der Bewegung, Offenheit und Vertraulichkeit. Der ganze Charakter des Zusammenseins wird dafür sorgen, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht. Wir wollen uns auch die Beweglichkeit wahren, neu auftauchende und weittragende Fragen ohne allzuviel Rücksicht auf das Programm aufzugreifen und zu behandeln. Den äusseren Verlauf denken wir uns so, dass am Vormittag jeweilen der Vortrag mit der Aussprache stattfindet, der Nachmittag bei hellem Wetter für Spaziergänge, Ausflüge, Spiel und freundschaftliches Zusammensein freibleibt, der Abend aber gemeinsamer Unterhaltung und Aussprache dient. Wir erwarten, dass die Teilnehmer bis zum Sonntagabend, den 6. Oktober, eintreffen. Am Samstagmittag, den 12. Oktober, wollen wir schliessen. Wer aber noch länger bleiben möchte, möge sich darüber mit der Leitung von Casoja verständigen.

Wir hoffen, dass bei dieser wichtigen Aussprache keiner der Freunde und Mitarbeiter, dem die Zukunft der Sache, der wir dienen, mit anvertraut ist, fehle, wenn er nicht am Kommen durch zwingende Gründe verhindert ist. Zum Ernst der Aufgabe gesellt sich der herrliche Rahmen. Die Herbsttage sind in der Höhe oft besonders schön und dazu in Stille getaucht. Casoja aber ist ein wundervoller Ort für ein solches Zusammensein. Herrlich im Herzen Graubündens gelegen und doch verhältnismässig leicht erreichbar, mit dem schönen Lenzerheidsee hart daran und dem Blick auf Wälder, Wiesen und Weiden, wie auf das Hochgebirge in Nähe und Ferne, mit der grossen Stille ringsum, mit der Schönheit und Traulichkeit des Heimes selbst bietet es Leib und Seele Freude, Erquickung und Erhebung und damit auch eine Vorbedingung zur Sammlung im Suchen der Wahrheit. Möchte die geistige Arbeit, die wir im Herbst an dieser Stätte tun wollen, einen neuen gesegneten Impuls für unsere Sache bedeuten.

Für die Freunde der Neuen Wege:
L. Lejeune.

Für die Vereinigung Arbeit und Bildung:
L. Ragaz.

Für den religiös-sozialen Aktionsausschuss:
Lejeune, Ragaz, Trautvetter.

Die Kosten betragen fünf bis sieben Franken per Tag. Anmeldung, bittet man, bis Mitte September an Frau Prof. Klara Ragaz (Gartenhofstrasse 7) Zürich, zu richten. Casoja erreicht man von Chur aus entweder mit dem Postauto (Station Valbella) oder zu Fuss in vier Stunden auf Strasse und Waldweg.

Allfällig notwendig werdende kleine Aenderungen in bezug auf die Themen und Referenten sollen im Septemberheft angezeigt werden.

Ein Rest wird bleiben.

Gleich einer Terebinthe oder Eiche,
von denen beim Fällen ein Stumpf bleibt:
ein heiliger Same wird dieser Stumpf sein.
Jes. 6, 13.

Es ist ein wiederholt auftretender Trostgedanke der Propheten: „Ein Rest wird bleiben.“ Mag auch alles zugrunde gehen, an was man seine Seele gesetzt hatte, mag unter den Blitzen des göttlichen Gerichtes zusammenbrechen, was hoch und üppig dastand, wenn etwas dabei war, was aus Gott stammte, etwas, woran das Hoffen, Glauben, Leiden seiner Getreuen gesetzt, etwas, das mit Herzblut benetzt worden war, dann wird dieses sich als „heiliger Same“ erweisen, woraus zu seiner Zeit neues Leben brechen muss.

Besonders eindringlich und ergreifend tritt dieser Gedanke — der doch mehr ist als ein blosser Gedanke — in dem gewaltigen Bericht von der Berufung des Jesaja hervor. Er wird berufen. Zögernd, tieferschrocken, wegen seiner Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit für diesen Auftrag, gehorcht er zuletzt: „Hier bin ich, sende mich.“ Aber was soll er verkündigen? Etwas sehr Seltsames, Widerspruchvolles: „Höret immerfort — doch ohne zu verstehen! Sehet immerfort — doch ohne zu erkennen! Verstocke das Herz dieses Volkes, verhärte seine Ohren, verblende seine Augen, dass es mit seinen Augen nicht sehe und mit seinen Ohren nicht höre und sein Herz nicht verständig werde und sich bekehre und Heilung erfahre.“ Das bedeutet: „Du darfst bei deiner Verkündigung nicht auf Verständnis für Gottes Willen und Gehorsam gegen ihn rechnen, sondern musst auf völlige Unempfänglichkeit und gänzlichen Misserfolg gefasst sein. Aller Anschauungsunterricht der Ereignisse wird unverstanden bleiben, deine Worte werden in der leeren Luft verhallen, die Herzen werden durch deine Busspredigt nur verhärtet werden und deine Verheissung werden sie verhöhnen. Nur immer ärger wird es werden.“ Wahrhaftig, eine düstere Aussicht, ein merkwürdiger Ansporn für prophetisches Wirken! Es ist, als ob spätere Erfahrung in die Erinnerung an die Berufung einflösse und einem Element, das ursprünglich bloss keimhaft darin enthalten war, eine grössere Rolle anweise. Jesaja antwortet Gott: „Bis wann?“ und erhält den Bescheid: „Bis die Städte verheert sind, dass keine Bewohner mehr darin zu treffen, die Häuser menschenleer und die Aecker zur Wüste verheert sind, bis Jahwe die Menschen in die Ferne geschickt hat und die Verödung gross geworden ist im Lande. Und wenn noch ein Zehntel darin ist, so soll auch dieses wieder der Vertilgung anheimfallen. Aber wie bei einer Terebinthe oder Eiche beim Fällen ein Stumpf bleibt, so soll ein Rest bleiben, als heiliger Same!“

Es ist dann so gekommen. Die Eiche Judas fiel, wie die Terebinthe Israels vorher gefallen war. Das Volk wanderte ins Exil, zuerst ein Teil, dann der andere. Der Tempel zu Jerusalem wurde ein Trümmerhaufen und die heilige Stadt eine Behausung der Schakale. Alles schien aus und vorbei. Aber es blieb ein Rest. Es blieb das, was die Propheten geglaubt, gekämpft, gelitten, geweissagt hatten. Ganz wenige nur waren es gewesen, die es in sich aufgenommen hatten — was waren diese paar einflusslosen Leute gegenüber dem Haufen der Politiker, Priester und falschen Propheten und der blinden Masse des Volkes? Aber diese wenigen, diese Geringgeschätzten und Verhöhnten, als Landesverräter Verschrieenen wurden der heilige Same, aus dem Israel wieder erstand. Vielmehr: das prophetische Wort und Werk wurde dieser heilige Same, aus dem der Baum wuchs, der das Leben der Menschheit geworden ist. Aus Israel ist zuletzt Christus hervorgegangen, und sein Reich, das Reich Gottes, wird das letzte Wort der Geschichte sein.

Diese Losung: „Ein Rest wird bleiben!“ ist mir die letzte Zeit im Zusammenhang mit dem Nachdenken über die s c h w e i z e r i s c h e Lage immer wieder in den Sinn gekommen. Sie scheint mir auch für diese unser letzter und wohl einziger Trost zu sein. Denn es steht im übrigen böse. Alles, was in diesen entscheidungsvollen Zeiten, sei's von Einzelnen, sei's von ganzen Kreisen, zur Erneuerung und Rettung der Schweiz unternommen worden ist, alle die neuen Ziele, die gezeigt, alle die neuen Lebensformen, die begründet, aller Glaube, alle Hoffnung, alle Liebe, die vertreten wurden, alle Verkündigung von Gericht und Gnade — gestehen wir es offen, es ist wenig oder nichts daraus geworden. Politiker, Priester, Intellektuelle, sie haben ihre Ohren dafür verschlossen und ihre Herzen verhärtet, die Masse aber gehorcht, als ob sie nie etwas von einem Worte Gottes aus Gerichtswetter und Rettung vernommen hätte, ihrem dumpfen und wilden Lebenstrieb und lässt sich bloss von den Parolen der Demagogie bewegen. Blüten und Blätter sind vom Baum unserer Hoffnung gefallen, und wer weiss, ob nicht eines Tages der Blitzschlag einer schweren Katastrophe auch den Stamm trifft? Verdient hat unser Volk diesen Gerichtstag reichlich und überreichlich.

Wie denn? Sollen wir die Hand vom Pfluge ziehen? Sollen wir verzweifeln?

Nein, denn „Ein Rest wird bleiben“. Dessen dürfen wir sicher sein. Blüten und Blätter mögen vergehen; vieles, vieles von unseren Bemühungen mag sich als nebensächlich und zeitweilig erweisen, ja, es mag der Stamm stürzen, die geschichtliche Katastrophe, die von Politikern, Zeitungsschreibern, Priestern und falschen Propheten, Geschäftsmagnaten, Literaten, Intellektuellen, und auch von der verblendeten Masse, sozusagen mit Stricken herbeigezogen wird

(auch ein prophetisches Bild!), unser Land verheerend treffen: bleiben wird der heilige Strunk, bleiben wird, was unser Herz mit seinem Blut gedüngt; es wird aufwachsen zu seiner Zeit, schöner, herrlicher als wir's gedacht. Bleiben wird die Schweiz um dessenwillen, was ein über das Land verstreuter kleiner Kreis von Menschen aus allerlei Lagern und Parteien für sie geglaubt, gehofft, geliebt, gelitten hat. Das ist die Auferstehungskraft, durch die sie aus der Katastrophe sich erheben wird. Arbeiten wir darum getrost weiter inmitten von aller Enttäuschung, aller Erfolglosigkeit, aller Erbärmlichkeit, arbeiten wir nur immer treuer, immer lauterer, immer entschlossener, immer wieder von der Glut des göttlichen Gerichtes gereinigt: nichts, gar nichts wird umsonst sein. „Ein Rest wird bleiben", und in diesem „Rest" wird alles, alles, was wir aus Gott getan, ja, sogar alles, was wir bloss aus unserem schwachen Herzen und trüben Sinn aber in Treue getan, wohl aufbewahrt sein, scheinbar verringert, aber geläutert, gesegnet, geheiligt.

Unter den gleichen Gesichtspunkt müssen wir, meine ich, all unser Tun in der heutigen Weltzeit stellen. Wir leugnen durchaus nicht, dass wir, neben der Erwartung der kommenden Gerichte und Katastrophen, die uns durch das Leben begleitet hat, immer auch edle Hoffnungen in uns gehegt und strahlende Ziele für Arbeit und Kampf vor uns gesehen haben. Der Krieg hat beides: die Gerichtsstimmung, wie auch die Hoffnung (die Theologen nennen das die eschatologisch-apokalyptische Erwartung) gesteigert. Diese Hoffnung nun war — und ist — nicht nur die allerhöchste und letzthinige, das Reich Gottes selbst, sie hatte — und hat — auch menschliche, vorläufige Formen, als da sind: Demokratie, Sozialismus, Besiegung des Krieges, neue Geisteskultur, bessere Gemeinschaftsformen und vieles dieser Art. Nun aber müssen wir, wenn wir uns nicht selbst betrügen wollen, gestehen, dass die heutige Welt dafür wenig Aussicht gewährt. In dieser Welt wächst weder Demokratie noch Sozialismus, noch neue Kultur. Was uns zunächst bevorsteht, ist der Verfall. Diese Periode mag lange dauern, mag sogar die überdauern, die jetzt noch jung sind. Was zunächst kommt, ist die fortschreitende Verödung des Geisteslebens, die fortschreitende Verflachung der Kultur, die fortschreitende Mechanisierung, Brutalisierung und Dämonisierung. Es wird immer sinnloser werden, noch von Kultur zu reden: wir versinken Tag für Tag mehr in die Barbarei jeder Art. Demokratie? Sozialismus? Neue Kultur? Es ist zum Lachen! Diktatur des Mammons und der Gewalt, Brot und Spiele, wildestes Ausschäumen der gottlosesten Selbstsucht und Brutalität — das ist der Ausblick auf das, was vorläufig kommt. Ja, dieser Ausblick kann noch dunkler werden. Wird denn diese ganze heutige Welt überhaupt noch eine Zukunft haben? Ist nicht wenigstens der Untergang des Abendlandes besiegelt?

Weisen nicht für den, der sehen kann, alle Zeichen darauf hin? Ist überhaupt der Welt noch Frist gegeben? Naht nicht die grosse Wende, die das Wort von der Wiederkunft Christi bezeichnet? Werden wir nicht in steigendem Masse das Ausschäumen und Aufsteigen aller gottfeindlichen, dämonischen, ja satanischen Mächte erleben? Wird nicht der Antichrist immer deutlicher seine Herrschaft antreten? Und umgekehrt: Sollen wir nicht alle unsere Kraft und Sehnsucht auf das *eine* Ziel spannen: das Kommen *Gottes* mit seinem Reich zum Gericht, aber vor allem zur Gnade? Wozu sollen wir uns in einer solchen Zeit, beim Blick auf *solche* Zeichen, noch mit jenen menschlichen und vorläufigen Dingen abgeben? Es ist doch alles umsonst!

Was ist darauf zu antworten?

Wieder: Wie immer die Entwicklungen dieser Zeiten sich gestalten mögen: „Ein Rest wird bleiben." Was wir heute für diese edlen menschlichen Ziele und Hoffnungen tun, für Demokratie, Sozialismus, Frieden, neue Kultur, das mag wie in Sand und Sumpf gestreut sein, mag vorläufig ganz aussichtsslos scheinen, umsonst wird es nicht sein. Es ist ein Beitrag zu dem Reich des Guten, das alle Zeiten überdauert, das der Sinn und das Ziel aller Geschichte ist. Es ist heiliger Same für eine Zukunft, die nahe, aber auch fern sein mag — was tuts? Was wir heute tun, wenn wir es tun *müssen* — was ich dreimal unterstreiche! — wenn es heute notwendig, organisch gefordert ist, nicht etwa bloss zurechtgemacht, nicht etwa bloss geträumt, das ist notwendig auch für die Zukunft, das bereitet diese vor, das bewahrt ihre Wurzeln. Und das wird mitleben, wenn aus diesen Wurzeln, aus dem heiligen Strunk das Neue emporwächst. Es gibt niemals in der Geschichte bloss Abbruch und Aufhören, es ist überall auch Zusammenhang und Fortsetzung. Was die Propheten Israels in scheinbarer Hoffnungslosigkeit taten — vor dem Abbruch, vor dem Aufhören — *das* war die Zukunft. *Daran* schlossen die Propheten des neuen Tages an. Auf einen Jesajas baute ein Deuterojesajas und auf einen Jeremias die Psalmsänger, bis aus der fast verwelkten „Wurzel Isais" das Reis entsprang, welches das Heil der Welt wurde. Als einst die ganze antike Welt mit ihrer Herrlichkeit zu Grabe ging, da schrieb Augustin, sozusagen unter dem Lärm der Vandalen, die seine afrikanische Bischofsstadt bestürmten, sein Buch vom „Gottesstaat", das vielleicht nur damals ein Mensch schreiben konnte und das über jenen Weltuntergang hinweg in den neuen Aeon wies.

Also arbeiten wir getrost weiter. Arbeiten wir ruhig auch für Demokratie, Sozialismus, Weltfrieden, neue Bildung. Wenn wir das nicht als Sport treiben, sondern aus einem Auftrag heraus, in organischem Anschluss an die gottgewollte Entwicklung dieser Zeiten, dann arbeiten wir am besten auch für die Zukunft und für alle Zeiten.

Und wenn auch die *unmittelbaren* Ziele unserer Arbeit wertlos wären, überholt wären, dann behielte seinen Wert unser Arbeits-*Wille*, behielten ihren Wert unsere Hingebung und Treue, behielte seinen Wert unser Dienst Gottes und des Menschen. Sie blieben aufbewahrt, würden zum „heiligen Samen" getan.

Man könnte dagegen allerdings einwenden, ein Arbeiten, das nicht auf unmittelbaren Erfolg hoffen dürfe, ein Arbeiten auf so lange Sicht, ein Arbeiten ins Unsichtbare hinein, müsse jener Freudigkeit entbehren, ohne die es doch kein gedeihliches Tun gebe, es sei zu stark mit Resignation belastet. Gewiss, dieses Bedenken hat nicht ganz unrecht. Resignation ist in mancher Beziehung wohl das Los unseres Geschlechtes. Und Resignation kann lähmen. Ja, aber sie kann auch stärken, beleben. Indem sie von Illusionen befreit, kann sie die Hoffnung erwecken, indem sie falsche Wege versperrt, kann sie zu jenen tiefsten Quellen alles Tuns führen, die aus dem *Ewigen* kommen, worin alles Tun, das aus ihm stammt, auch lebt und Erfolg hat, und zwar unmittelbaren. Wer es fassen kann, der fasse es! Aber ich füge hinzu, dass ja gerade über dem Verfall unserer Zeit eine neue Welt emporsteigt, dass das Morgenrot eines neuen Tages über den Gipfeln steht und da und dort schon ein Strahl der neuen Sonne in die Tiefen fällt. Gerade einige der allergrössten Hoffnungen sind mit dem Bilde *dieser* Weltzeit verbunden, so die Friedenshoffnung, der Ausblick auf eine neue Einheit der Völkerwelt, ja sogar die Verheissung einer neuen Gotteszeit. Sollte das nicht eine Quelle der Begeisterung sein, tief und mächtig genug? Und wenn gewisse Ziele in den bisherigen Formen wirklich überlebt sein sollten, könnten sie dann nicht in neuen wiedererstehen? Könnte statt der Demokratie nicht eine neue Brüderlichkeit kommen, die auch Freiheit wäre? Und statt der neuen Kultur nicht neue Gotteserkenntnis, neues Gottesleben? Könnten die Ziele, denen wir heute dienen, nicht vermummte Gestalten sein, die ihre Maske abwerfend herrlicher wären, als wir es gedacht? Könnte nicht gerade die ungeheure Not dieser Zeit — ich meine jetzt vor allem die *geistige* Not — Vorstadium und auch Vorbedingung einer völligen Wende sein, einer Wende zu Gott und zum Menschen hin? Und könnte es nicht so sein, dass wir manchmal gerade durch die Arbeit an überholten Zielen zu den lebendigen und heute giltigen vordrängen, während wir ohne diese Arbeit einfach in Sand und Sumpf erstickten?

Dass ich alles in das Eine zusammendränge: Wenn Gott lebt und wir für ihn arbeiten, mit ihm „Taten tun", dann können wir auch in dieser Zeit mit Freude arbeiten. Denn Gott ist in allen Zeiten Freude, und zwar die einzige Freude. Er hat zu allen Zeiten Arbeit für uns, die seine Freude einschliesst. Wer ihm dient, arbeitet nie ohne Hoffnung, nie ohne „Erfolg".

Das alles gilt auch, wenn wir so sagen dürfen, für den äussersten Fall. Auch wenn das Ende der Zeiten nahe wäre, müssten wir arbeiten, und täten es nicht umsonst. Arbeitend muss der Herr uns finden, wenn er kommt. Denn nur der Arbeitende bleibt wach. Wer nicht arbeitet, schläft ein, wie die törichten Jungfrauen einschliefen, und gerät ins Träumen. Arbeiten aber können wir nur für menschliche, konkrete, vorläufige Aufgaben. In diesen begegnet uns Gott. Er hält sich nicht für zu gering, dies zu tun — das meinen nur Theologen und Fromme, die Bibel aber lehrt überall das Gegenteil — es ist sozusagen seine allgemeine Menschwerdung, dass er uns so begegnet. Wenn wir also die Arbeit tun, die wir als notwendig empfinden, wenn wir für menschlich edle und hohe Ziele kämpfen, mögen sie auch nur vorläufig sein, so bereiten wir damit am besten die Wiederkunft Christi vor, so bereiten wir uns selbst am besten darauf vor. Ja, wir dürfen und müssen sagen: nicht im luftleeren Raum der blossen Theologie oder Frömmigkeit, sondern im Ringen mit den gottgegebenen Aufgaben dieser Zeit spüren wir den Hauch, der vor dem Kommen Gottes hergeht und unser Herz wird von der höchsten Freude erfüllt, die eben Gott selbst ist. Und wir dürfen dabei auch wissen: Gott braucht uns! Denn er kann nicht zu Untätigen kommen, er kann nicht zu Schlafenden kommen, er kann nur zu Bereiten kommen, zu Gespannten, zu Wartenden, und das sind Arbeitende. Darum ist gerade in solchen Zeiten unser Tun notwendiger und darum, ich wiederhole es, auch freudiger als je, wenn wir nur alles recht verstehen.

Endlich dürfen wir diesen trostvollen Gesichtspunkt auch auf unser persönliches Leben anwenden. Auch hier ist es ja so: vieles, vieles, vielleicht das Meiste, was wir im Einzelnen erstreben, verwelkt. Blüten und Blätter fallen ab. Es wird nicht, was wir ersehnten. Ja, es sind auch hier Katastrophen möglich, Zusammenbrüche, sei's im Einzelnen, sei's gar im Ganzen. Besonders tragisch tritt dies oft im Leben derer hervor, die wir die Grossen nennen. Was hat sich von Luthers, was von Zwinglis, was von Pestalozzis, was von Wilsons (ich wage auch ihn zu nennen!) grossen Hoffnungen unmittelbar verwirklicht? So vieles, vieles ging den andern Weg. Zwingli fiel zu Kappel unter dem Streich eines Reisläuferhauptmanns, auf Luthers Grab stand ein Jahr nach seinem Tode Karl V. mit Herzog Alba, Pestalozzi sann im Neuhof als verlassener Greis über den Untergang seines Werkes, Wilson starb im Dunkel.

Und dennoch — auch hier: „Ein Rest wird bleiben.“ Aus dem Strunk des vom Blitz gebrochenen Baumes ist die zwinglische und die lutherische Reformation neu emporgewachsen, und vielleicht erleben wir die Tage, wo dem Besten und Letzten, das sie wollten, eine neue Entfaltung winkt; aus des greisen Pestalozzi Schwanen-

gesang ist der mächtige Chor einer neuen Liebe zum Volk geworden, der immer stärker wird; Wilsons Völkerbund lebt. Und so wird es auch mit uns sein, den Kleinen und Kleinsten. Mag noch so viel von unserem Werke zerstieben, Blüten und Laub fallen, ja auch ganze Aeste abbrechen, mag die Katastrophe, der völlige Misserfolg das Ende sein, das erste Ende: „Ein Rest wird bleiben." Aus dem innersten Kern dessen, was wir geglaubt und gewollt haben, aus seiner heiligen, von Gott gepflanzten Wurzel, wird es emporwachsen, auch anders vielleicht, als wirs etwa gedacht, aber auch ungeahnt schön und herrlich. Es wird gerade aus den schwersten Niederlagen, den schlimmsten Enttäuschungen, dem bittersten Herzeleide emporwachsen, äusserstes vorläufiges Misslingen wird vielleicht die Vorbedingung des letzten Gelingens sein. Seien auch wir nur getrost und seien wir immer treuer, völliger, entschlossener, lauterer, säen wir besonders willig den heiligen Samen des Leidens, die Saat wird einst, wenn wir sie nicht mehr mit irdischen Augen sehen, wunderbar auf Gottes Ackerfeld stehen. Es ist vielleicht gut, dass wir sie jetzt nicht sehen.

Nochmals, für alles und im stärksten, heiligsten Sinn: „Ein Rest wird bleiben!"

L. Ragaz.

Theologie und Gemeinschaft.

I.

Fragt man irgend einen unserer gebildeten Zeitgenossen, was Theologie sei und was er von ihr halte, dann wird er einen wie peinlich berührt oder verwundert anschauen und etwa dies antworten: Theologie? Ein noch lebendes Fossil, ein Rudiment aus einer längstentschwundenen Zeit. Es gab einmal eine Zeit — das theologische Zeitalter nennt es die positive Philosophie Comtes —, da spielte die Theologie eine führende Rolle im Geistesleben Europas. Aber diese Zeit ist ebenso gründlich entschwunden wie die schöne romantische Zeit des Posthorns oder der Perücke. Wir haben wichtigeres zu tun. In den Blättern dieser Zeitschrift wird so von der Theologie nicht gesprochen. Man weiss, dass die Sache, um die es irgendwie auch der Theologie geht, trotzdem, was der Durchschnittsgebildete von heute davon denkt, nicht tot ist, sondern verhüllt und begraben unter viel Oberflächenschutt, das Grösste und Lebendigste, was es auch heute gibt. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Aber — Theologie? Eine Grossmacht, gewiss; ist sie es jetzt nicht mehr wie sie es war, so könnte sie es wohl wieder werden, aber keine Macht zum Segen, sondern eher zur Verderbnis. Denn was kann dem Evangelium schlimmeres widerfahren, als dass es zur Theologie, zum komplizierten ausgeklügelten Gedankensystem wird? Wenn aber nicht gefährlich, dann jedenfalls harmlos,

unbedeutend, quantité négligeable. Etwas Lebensfernes, eine Studierstubensache, gelehrter Kram — vielleicht auch besseres als das, solang sie bescheiden in ihren engen Grenzen bleibt.

Wie Verschiedenes einem bei demselben Wort in den Sinn kommen kann! Ist von Musik die Rede, so denkt der eine an Jazz, der andere an die Matthäuspassion. W a s ist Musik? Und w a s ist Theologie? Mir jedenfalls schweben, wenn von Theologie die Rede ist, einige Bilder vor Augen, die weder Harmloses noch Verderbliches noch Vergangenes bedeuten. Da sitzt ein Mann tief in die Nacht hinein in einer Zeltmacherbude und diktiert seinem Gehilfen seltsame Worte, sechszehn lange schwere Kapitel voll welterschütternder Gottesweisheit, theologischer Belehrung über Eigengerechtigkeit des Menschen und göttliche Gnade. Anderthalb Jahrtausende später ein junger Mönch und Theologieprofessor, der einer begierig lauschenden, viel hundertköpfigen Studentenschar seinen Kommentar über eben diese sechszehn Kapitel, den Römerbrief des Apostels Paulus, vorträgt, Gedankendynamit, das zwei Jahre später die gesellschaftliche Struktur ganz Europas erschüttern wird. Fast gleichzeitig mit ihm der junge Leutpriester am Grossmünster in Zürich, der am Sonntag in der Predigt den Matthäus auslegt und die Woche hindurch alltäglich in der „Profezey" griechisch und hebräisch seinen Kollegen die Bibel eröffnet in einer Weise, dass daraus das Schweizerland in Gärung gerät und Zürich ein neues Aussehen bekommt. Und wieder fünfzehn Jahre später schreibt ein junger Gelehrter, ein feingebildeter Humanist und Jurist in Basel einsam und unerkannt auf der Durchreise nach Italien ein kleines theologisches Buch, eine „Dogmatik", die unter den Namen „Unterweisung in der christlichen Religion" die Grundlage seiner weltbewegenden Genfer Reformation wird. Endlich 300 Jahre später ein seltsamer Eigenbrödler in Kopenhagen, der in mühsamer und leidenschaftlicher Gedankenarbeit gleichzeitig die die Zeit beherrschende Philosophie und die sein Volk in falsche Sicherheit wiegende orthodoxe Theologie aus den Angeln hebt. Von solchen Vorgängen, denen ähnliche in den Theologennamen Irenäus, Athanasius, Augustin eingeschlossen sind, scheint mir, muss man ausgehen, um zu verstehen, was „eigentlich" Theologie bedeutet, ebenso wie wir, um zu wissen, was Musik ist, uns besser an Bach als an den Jazz halten.

Theologie, so wollen wir zunächst etwas unbestimmt sagen, ist Bemühung um die Erkenntnis Gottes, also das Bemühen, den Sinn des Daseins, die Wurzel alles Wahren und alles Guten zu verstehen. Theologie heisst: Gott-Lehre. Das ist zweideutig; gerade in dieser Zweideutigkeit fasst sich die christliche Theologie seit alters auf. Denn im Unterschied zur Philosophie, die, wo immer sie in die Tiefe gräbt, auch immer irgendwie Gotteserkenntnis sein will, ist

sich die christliche Theologie bewusst, dass der Mensch Gott nicht erkennen kann. Einen Gott, den ich erkennen könnte, sagt Pascal, könnte ich nicht verehren. Er wäre nicht Gott. Theologie, Gott-Lehre gibt es darum nur, sofern und weil Gott sich offenbart, weil er sich selbst zu erkennen gibt, selbst uns über sich „lehrt". Das heisst: christliche Theologie ist begründet auf die Tatsache der göttlichen Offenbarung, und zwar — davon hat sie ihren Namen — auf die Tatsache der Gottesoffenbarung in Jesus Christus. Alle echten, grossen christlichen Theologen — also diejenigen, von denen wir lernen sollen, was Theologie „eigentlich" ist — wollen nicht über Gott aus der freien Luft spekulieren; ihr Denken vollzieht sich nicht im leeren Raum, sondern in einer strengen geschichtlichen Bindung, die wir mit zwei Worten ausdrücken können: sie denken auf Grund des christlichen Bekenntnisses und im Lebenszusammenhang mit der christlichen Gemeinde oder Kirche. Theologie ist das besorgte Bedenken des Glaubensbekenntnisses der christlichen Kirche.

II.

Das älteste und grundlegende Bekenntnis der christlichen Gemeinde lautet: Kyrios Christos, Christus ist unser Herr. Dieses Bekenntnis spricht den Glauben der christlichen Gemeinde an allen Orten und zu allen Zeiten aus, von allem Anfang an. Der Apostel Paulus hat dieses Bekenntnis, diesen Glauben bereits in jenen Gemeinden, die er als Pharisäer Saul verfolgte, vorgefunden als das, was diese Leute zusammenhielt und worin sie ihr Leben, ihre Erlösung fanden. Dieser Glaube ist, vom Menschen aus gesehen, das, was diese Einzelnen zu einem Ganzen, zur Christengemeinschaft, zur Kirche macht. Nichts anderes als dies haben sie, was sie von der Welt rings um sie her unterscheidet. Aber dieses Eine ist für sie alles. Dass sie Christus ihren Herrn nennen können, darin bezeugt sich ihnen der heilige Geist, das ist für sie die Kraft Gottes zur Rettung; aus dieser Quelle fliesst ihnen der neue Geist, den sie „Liebe" nennen. Aus ihm stammt die Hoffnung, dass das Reich Gottes, das die Juden als ein mehr oder weniger begrenztes und äusserliches hofften, als das Reich der Vollkommenheit und Seligkeit mit der Auferstehung der Toten anbrechen werde. Denn Christus der Herr meint nicht: Jesus der Führer, das Ideal, das Vorbild, der höchste Künder von Wahrheit, sondern: der, in dem Gott selbst die Menschheit „heimgesucht", der Auferstandene, der Welterlöser, der Gottessohn. Der Glaube, dass dieser Jesus der Christus, der Herr sei, der auch jetzt als der „Erhöhte" die Weltgeschichte ihrem Ende zuführt und sie im Ende erfüllt, ist der Magnet, der diese vorher zersplitterten, unverbundenen Menschen zur unauflösbaren Einheit, zur Kirche zusammenbindet.

Denn „Kirche“, ekklesia nennen sie diese Gemeinschaft im Unterschied zu aller anderen darum, weil sie im Glauben es wissen, dass nicht erst ihr Glaube sie zu dieser Einheit macht, sondern dass sie von Gott aus der Welt heraus zur Einheit heraus und zusammengerufen sind. Ekklesia ist das von Gott zusammengerufene Volk. Nicht auf ihrem Glauben beruht also in erster Linie die Einheit, die sie bilden, sondern auf der Tatsache, dass in und durch Jesus Christus, durch diesen Herrn mit Gottesvollmacht, Gott sie zur Einheit beruft. Sie wurden in diese Einheit von Gott selbst hineingestellt. Was sich individuell als ihr Glaube darstellt, das ist zugleich ihr Einssein-in-Christus, das sie nicht anders als im Bilde eines „Leibes, an dem Christus das Haupt ist“, sich auslegen können. Der individuelle Glaube, der doch ein gemeinschaftlicher ist, wird lautbar im Bekenntnis „Christus der Herr“, und das Einssein in Christus, dem Herrn und Spender des neuen Lebens wird sichtbar in der Tatsache ihrer Gemeinschaft, die ebensowohl eine Kultgemeinschaft, d. h. eine Gemeinschaft der Verkündigung, Anbetung und Feier, als eine Lebensgemeinschaft ist.

Das Bekenntnis „Christus der Herr“ ist aber nur der kurze zusammenfassende Ausdruck eines Glaubens, der nicht etwa bloss „das Leben Jesu“, sondern die ganze Gottesoffenbarung, in der dieses Leben Jesu das Ende bildete, umfasst. Die Schöpfung der Welt durch den souveränen Gott, der nichts ihm Gleichgestelltes oder Gleichewiges hat, sein Bund mit seinem Volk, das Gesetz und die Propheten mit ihrer Weissagung der kommenden Gerichte, der Vollendung und Erlösung, das alles ist die gottgegebene Offenbarung, die in Jesus Christus nicht bloss ihren Höhepunkt und Abschluss, sondern — wenn ich so sagen darf — ihre „pointe“, ihren Sinn hat. Auch die Welt, die Natur wie die Geschichte, lässt etwas ahnen von ihrem Schöpfer, aber wie das Heidentum zeigt: undeutlich, zweideutig. Sie lässt nicht erkennen, was Gott von uns will und vor allem nicht, was er für uns will. Der „Name Gottes“, sein Persongeheimnis wurde offenbar durch das Wort, das er den Gottesmännern des alten Bundes gab und das in Jesus Christus seinen vollkommenen Sinn enthüllte, da wo das Wort Fleisch ward. Denn Jesus *sagt* nicht bloss wie die Propheten von Gott: Er sagt Gott mit seinem *Sein*. Er *ist* es. So ist er der Mittelpunkt des Alten und Neuen Testamentes; er ist das Wort. In ihm ist Gottes Weltwille enthüllt nicht nur, sondern zugleich wirksam. Er selbst ist das Heilsgeschehnis. Darum lässt sich die ganze Gotteserkenntnis und Endhoffnung des Alten Testamentes in diesen einen Namen, der das Neue ausmacht, zusammenfassen. So wusste es die älteste Gemeinde: Es ist in keinem anderen das Heil und ist uns kein anderer Name gegeben, darin wir sollten gerettet werden.

III.

Was hat nun Theologie mit alledem zu tun? Man könnte sagen: Theologie ist grundsätzlich überall da vorhanden, wo Menschen das Wort Gottes, das an sie ergangen ist, in ihre Worte fassen. Wir haben in diesem Sinn kein Wort in der Bibel, das nicht schon Theologie ist. Aber so wahr es auch ist, dass keine grundsätzliche Grenze zwischen diesem ursprünglichen Zeugnis von Gottes Wort und dem, was man üblicherweise Theologie nennt, gezogen werden kann, so wollen wir doch das Wort Theologie — obschon eingedenk dieser fliessenden Grenze — im gewöhnlichen engeren Wortverstand gebrauchen. Wir wollen also unterscheiden zwischen dem Glaubensbekenntnis, dem Glaubenszeugnis, der Verkündigung einerseits und der Theologie als Besinnung über diese Verkündigung und dieses Bekenntnis anderseits. Warum muss es diese Besinnungsarbeit geben? Worin gründet die Notwendigkeit der Theologie innerhalb der Glaubensgemeinschaft? Auf zwei Tatsachen hat die Antwort hinzuweisen. Erstens: das primäre Offenbarungszeugnis, die Bibel Alten und Neuen Testamentes, ist nicht ohne weiteres jedem zugänglich. Sie bedarf, wie schon die ersten Christen es empfanden, der Auslegung; sie bedarf vor allem im Lauf der Jahrhunderte der Uebersetzung, d. h. der Arbeit, die das Fremde und Ferne und insofern Tote gegenwärtig und lebendig macht. Zweitens ist der Sinn des göttlichen Wortes, des ursprünglichen Glaubensbekenntnisses und -zeugnisses an sich grundsätzlich etwas Fremdes und Anstössiges in der Welt. Die Welt, d. h. wir Menschen, haben die Tendenz, dieses Aergernisses ledig zu werden, und wir tun das in doppelter Weise. Einmal, indem man zum offenen Angriff auf diese Botschaft übergeht und sie als Unsinn und Lüge zu brandmarken unternimmt. Sodann — und dies ist das viel Gefährlichere — indem man das Evangelium in einer Weise umdeutet, die zwar zu ihr, der Welt passt, aber das Evangelium seinem Sinn gänzlich entfremdet. Man spricht wohl noch die alten Bekenntnisse und Bibelworte aus, aber man legt ihnen einen ganz neuen — vielmehr den nicht neuen, alten Sinn des weltlichen Denkens unter. Die Theologie hat von daher die Aufgabe, den Sinn des Bekenntnisses klar zu machen und rein zu erhalten. Das ist die zweite Aufgabe der Theologie.

Die erste, die der Uebersetzung im weiteren Sinn des Wortes, ist selbstverständlich keine bloss philologische Arbeit. Von welch ungeheurer Bedeutung sie ist, wird uns vielleicht am deutlichsten, wenn wir an die weltgeschichtliche Epoche denken, die Luthers Bibelübersetzung bedeutete. An ihr erkennen wir aber auch zugleich, dass zu dieser Arbeit mehr als nur philologische Kenntnisse nötig sind. Diese Bibelübersetzung war die reife Frucht der theologischen Arbeit Luthers, die ihrerseits in lebendigster Wechsel-

wirkung mit seiner Glaubenserkenntnis stand. Wir können den Theologen und Glaubensmann Luther, den Beter, den Bibelübersetzer und den Erklärer der Glaubenslehren schlechterdings nicht trennen. Nur begrifflich können wir die Theologie als die Arbeit der „Uebersetzung“ und Erklärung der Bibel vom „Glauben“ Luthers unterscheiden.

Die zweite Arbeit aber ist leider, dank dem „natürlichen“ Widerstand der menschlichen Art gegen das göttliche Wort und ihrer Schlauheit, nicht minder notwendig als jene erste. Machen wir uns klar, um was es da ging, wo diese Arbeit im grossen Stil geleistet wurde. Es galt jedesmal, den köstlichsten Schatz vor der Verschleuderung und Verfälschung zu behüten; in der ersten Zeit kam die Gefahr mehr von aussen, später aber — und das sind die vielen Jahrhunderte bis zur Aufklärung — von innen. So ging es einem Irenäus und Athanasius darum, den Schöpfer Himmels und der Erden von einem bösen Untergott bestimmt zu unterscheiden und das „Christus der Herr“ gegen ein latentes Heidentum, das aus Jesus ein mythologisches Zwischenwesen machen wollte, abzugrenzen durch die Lehre, dass in der Person Jesu keine andere als die Person Gottes selbst mit uns handle und zu uns rede. So handelte es sich einem Augustin darum, die Botschaft von der Erlösung durch Christus gegen einen humanistischen Moralismus zu sichern; so einem Luther darum, den Worten Glaube und Kirche ihren ursprünglichen Sinn, den sie durch die Entwicklung der katholischen Kirche und Lehre verloren hatten, wieder herzustellen, d. h. der Menschheit wieder zu zeigen, dass und warum Glaube das Heil und neue Leben sei; so sah — um einen grossen Sprung in die neue Zeit zu machen — Kierkegaard seine Aufgabe darin, den Glauben, der im Begriff war, in idealistische Philosophie sich zu verwandeln, und der anderseits in bequemen theoretischen Kopfglauben ausgeartet war, zur Lebens- und Entscheidungsbedeutung des neutestamentlichen Glaubens zurückzurufen. In all diesen Fällen war harte, zähe und oft verzwickte theologische Besinnungsarbeit nötig, um den Verfälschungen wirklich auf den Grund zu kommen, sie erfolgreich aufzudecken und, so wie ein Arzt ein Krebsgeschwür bis in die letzten Verästelungen herausschneiden muss, wenn die Operation etwas taugen soll, um den eingedrungenen faulen Glauben aus dem lebendigen herauszulösen. Eine wesentlich negative, aber nichts desto weniger lebensnotwendige und lebenschaffende Arbeit, die wohl ein Leben — und mehr als eines — eines geistigen Riesen wie Luther, Calvin oder Augustin zu füllen vermochte.

So hat also alle theologische Arbeit zwei Aufgaben: Die Bibel in ihrem eigenen Reichtum auszuschöpfen als die wahre Lebensspeise des Glaubens und seiner Gemeinschaft. Und die Sache der

Bibel in ihrer Einheit zum Verständnis zu bringen, zu zeigen, dass die Bibel kein Sammelsurium von Allerlei ist, sondern eine Botschaft enthält, dass die Wörter der Bibel sozusagen einen einzigen Satz bilden, das Wort Gottes, in dem Gott selbst uns seinen Willen — was er für uns will und was er von uns will — kund tut. Diesen einen Sinn der göttlichen Offenbarung in der unendlichen Mannigfaltigkeit der biblischen Geschichten, diese eine Gottesgeschichte in dem unabsehbaren Reichtum der biblischen Lehren, Begriffe und Gesetze deutlich zu machen, in ihrer Bedeutung für uns wirkliche Menschen in unserer wirklichen Welt: das ist die Aufgabe gerade derjenigen Theologie, die vor allem unter dem Verdacht steht, ein müssiges Gedankenspiel oder eine gefährliches Verderbnis wahrer Gotteserkenntnis zu sein: der systematischen Theologie, der „Dogmatik".

Das Misstrauen gegen diese Theologie ist freilich durchaus nicht etwa ungerechtfertigt. Denn sobald sich das menschliche Denken des göttlichen Wortes bemächtigt, ist die Gefahr gross, dass es seinem Sinn entfremdet werde, und es ist insbesondere nicht ohne guten Grund, dass dieser Verdacht sich gerade gegen die Systematik dieses Denkens richtet. Nicht nur macht uns unmittelbar jedes System den Eindruck eines intellektuellen Spiels und einer intellektuellen Vergewaltigung der Wirklichkeit, nicht nur ist es ohne weiteres einleuchtend, dass die Wirklichkeit Gottes sich niemals in das künstliche Gefüge eines Systems zwängen lässt; ein anderes, auf das ich hier besonders den Finger legen möchte, weil es weniger bekannt ist, ist von vielleicht noch grösserer Bedeutung. Das Denken ist zeitlos. Indem ich denke, stehle ich mich sozusagen aus dem Lebensraum, wo gekämpft und gelitten wird in einen stilleren, dem Lebenskampf entrückten Zuschauerraum zurück und verwandle die zeithafte Wirklichkeit in zeitlose Wahrheit. Im selben Akt verwandelt sich das Wort Gottes, das mich mitten in meiner Lebenswirklichkeit treffen und dort zur praktischen Entscheidung aufrufen sollte, in eine Theorie, die ich betrachtend darstelle. Wie dieser „Raum" der Wirklichkeit entrückt ist, so werde auch ich selbst und wird mir Gott in diesem Denken unwirklich. Diesem Wort gegenüber bin ich nicht mehr ein Entscheidender, sondern lediglich ein Betrachtender. Die Beschäftigung mit Gottes Wort wird so zum intellektuell-ästhetischen Genuss und Spiel. Der Glaube aber, der aus diesem Umwandlungsprozess hervorgeht, ist nicht mehr ein persönliches Verhältnis zum persönlich anredenden Gott, sondern ein intellektuelles Verhältnis zu einer Lehre. Der Glaube und das Wort Gottes sind intellektualisiert, sie sind aus einer unmittelbar praktischen zu einer theoretischen Sache geworden. Ist damit nicht die Theologie „erledigt"?

Keineswegs, schon darum nicht, weil gerade die Erkenntnis die-

ser Gefahr eine durchaus theologische Erkenntnis ist; mehr noch: es ist die Erkenntnis, die alle rechte Theologie auf Schritt und Tritt begleitet. Jene Aufgabe, den Sinn der göttlichen Botschaft rein, und das heisst in ihrem eigenen Zusammenhang, zu verstehen, besteht trotz dieser Gefahr; ja gerade um dieser Gefahr willen ist gründliche, d. h. auf den Grund gehende Theologie notwendig, gerade um alle bloss intellektuell-ästhetischen Surrogate des Glaubens als solche aufzudecken. Es sei gestattet, dies durch eine Analogie zu verdeutlichen. Auch das Heiligtum echten Glaubens, das Gebet, kommt nur zustande durch einen zeitweiligen Rückzug aus dem Kampfraum des Lebens in die Stille der Besinnung. Man muss sich dazu Zeit nehmen (... so geh in dein Kämmerlein und schliesse die Tür hinter dir zu). Es besteht aber, wie die Geschichte der Religion uns zeigt, immer die Gefahr, in diesem Rückzug und dieser Besinnung, die dem Leben dienen soll, einen Selbstzweck zu machen. Der Glaube entartet — nicht intellektuell — ästhetisch diesmal, sondern gefühlsmässig ästhetisch. Die „kultische" Religion ist da, wie vorhin die intellektuelle Orthodoxie. Aber um dieser Gefahr willen diesen „Rückzug" im Dienst der wirklichen Gottesgemeinschaft zu verwerfen, hiesse dem Glaubensleben die Lebenswurzel abschneiden. Rechtes Gebet vergisst die „Wirklichkeit draussen" nicht, sondern bedenkt sie vor Gott. So wird auch rechte Theologie im Vollzug ihres Denkens die Wirklichkeit des Lebensraumes im Auge behalten, ja aus ihr den Antrieb zu ihrer Arbeit gewinnen.

Eine christliche Gemeinschaft oder Kirche kann ohne Theologie nicht leben, weil sie ohne beständige Besinnung auf den Sinn der göttlichen Offenbarung nicht leben kann. Es gibt wohl eine Religion, die ohne Theologie auskommt — oder wenigstens auszukommen scheint, aber es ist niemals die christliche, sondern entweder die Mystik oder ein religiöser Moralismus. Die Mystik bedarf keiner eigentlichen Theologie, weil sie nicht vom Tatwort Gottes, sondern von unmittelbarer „göttlicher Erleuchtung", oder — wie die Religion des Idealismus — von „unmittelbar in uns selbst" liegender göttlicher Wahrheit lebt. Der religiöse Moralismus bedarf ihrer nicht, weil er an die Stelle der göttlichen Offenbarungstat das Gewissen und an Stelle der göttlichen Erlösungsverheissung die menschliche Selbsterlösung durch die Tat setzt. Sie beide stehen nicht auf dem Wort Gottes in der Bibel, sondern wollen „unmittelbar" — darum auch jeder für sich allein — mit dem Göttlichen in Kontakt sein. Wo immer gegen die Theologie als solche — nicht gegen eine falsche Theologie — Sturm gelaufen wird, da ist zu vermuten, dass dies nicht wirklich im Dienst des christlichen Glaubens, sondern einer Mystik oder eines Moralismus geschehe, der sich vielleicht selbst mit christlichem Glauben verwechselt.

IV.

Damit stehen wir unmittelbar vor dem zweiten Begriff unseres Themas: der Gemeinschaft. Religiöse Spekulationen und Theorien gibt es als Produkte individuellen Denkens, ausserhalb aller Gemeinschaft. Theologie aber gibt es wesensnotwendig nur in der Gemeinschaft, in der „Kirche", ebenso wie es echten christlichen Glauben nur in der Gemeinschaft, in der Kirche gibt und geben kann. Nicht nur das, sondern Theologie ist als Besinnung über den Grund der Kirche wesentlich Besinnung über den Grund der Gemeinschaft, der wahren, wirklichen, umfassenden, unbedingten Gemeinschaft, der Gemeinschaft, die einzig diesen Namen verdient. Wenn es wahr ist, dass Kirche, im neutestamentlichen, echten Sinne des Wortes, die einzig wahre Gemeinschaft ist, dann ist Theologie als Besinnung über Wesen und Grund der Kirche und ihre Unterscheidung von allem, was nur in abgeleiteter Weise Gemeinschaft heissen kann, auch die massgebende Besinnung über Grund und Wesen der Gemeinschaft.

Es gibt ausserhalb der Gemeinschaft des Glaubens zweierlei Arten von „Gemeinschaft": sogenannte natürliche und sogenannte geistige. „Natürliche" Gemeinschaft ist wesentlich begründet auf die Gemeinsamkeit des Blutes und des Schicksals. „Geistige" Gemeinschaft ist begründet auf Wahl, auf gemeinsame Interessen und Zwecke. Dort: die Familie, das Volk, der Staat; hier die Vereinigung, der Verein, der Bund usw. Dort wird man „hineingeboren", hier „tut man sich zusammen". Beides sind nicht unbedingte, sondern nur bedingte und darum nicht im vollen Sinn des Wortes Gemeinschaften. Der Blutsgemeinschaft haftet zu viel Aeusserlichkeit und Zufälligkeit an, die Vereinigung aber ist zu sehr durch die sachlichen Zwecke und Interessen bestimmt, um wirklich Gemeinschaft zu sein. Wahre Gemeinschaft gibt es weder dort, wo die Menschen zusammen sein müssen, noch wo sie zusammen sein wollen, sondern wo ihr Müssen ein freies und ihr Wollen ein gebundenes ist, wo es also weder aus der Natur noch aus ihrem Geist, sondern aus dem göttlichen Willen kommt. Wirkliche Gemeinschaft ist identisch mit dem durch Gott Zusammengerufensein, also mit dem, was das Neue Testament Kirche heisst. An den Anderen wirklich *gebunden* werde ich weder durch Freundschaft noch durch „Liebe" — das Wort im Sinn der Dichter verstanden —, sondern dadurch, dass ich den Anderen als mir von Gott zugewiesen erkenne und anerkenne, also im Glauben. Aber diese Gemeinschaft *durch* Glauben scheint doch etwas anderes zu sein als die Gemeinschaft *des* Glaubens, die wir Kirche heissen? Kirche ist „Kultgemeinschaft", wir aber meinen jetzt Lebensgemeinschaft. Dass diese beiden, recht verstanden, eins sind, ist wohl deutlich zu machen.

Glauben im ganzen, vollen, ungeteilten Sinn des Wortes, christ-

lichen Glauben gibt es nur auf Grund der göttlichen Offenbarung. Dass Gott mich anredet, das allein macht mich zum Glaubenden. Unter dieser Offenbarung versteht nun aber der heutige Mensch einen individuellen, einen sozusagen ganz und gar privaten Vorgang, der zwischen mir und Gott sich direkt abspielt, also etwas Unmittelbares. Der christliche Glaube aber weist, wenn er auf seinen Grund hinweist, auf eine „öffentliche" Tatsache hin: auf das Wort Gottes der heiligen Schrift, auf Jesus Christus. Das ist das Wort Gottes, das ihn zum Glaubenden gemacht hat und immer wieder macht. Dieses Wort Gottes aber vernehme ich nicht aus dem blauen Himmel herunter. Von Jesus Christus weiss ich durch die Tatsache der Verkündigung allein. „Der Glaube kommt aus der Predigt." Ohne Verkündigung erreicht mich das, was in Jesus Christus geschehen ist, nicht. Die Predigt aber geschieht durch die Gemeinde der an Jesus Christus Glaubenden. Sie ist es, die durch ihr Zeugnis mich mit dem, was Gott in Jesus Christus mir sagen will und für mich getan hat, verbindet. Mit ihr muss ich in Berührung kommen, durch sie sagt mir Gott sein Wort. Ich kann nicht Glauben bekommen, ausser von dieser Gemeinschaft her, ebenso wie ich, wenn ich Glauben wirklich bekomme, unmittelbar in diese Gemeinschaft mich eingeleibt weiss. Darum gibt es, trotzdem das Glauben das allerpersönlichste und individuellste ist, was es gibt, keinen christlichen Glauben, der nur individuell bleiben kann. Es gibt kein Privat- sondern nur Gemeinschaftschristentum. Glaubender werden und an die Kirche, d. h. an die Gemeinschaft der Glaubenden, die mir das Wort von Christus verkündet, gebunden sein ist eins und dasselbe.

Wäre Offenbarung das, was sich der moderne Mensch darunter denkt, so gehörte zum Glauben keine Gemeinschaft. Jene Offenbarung setzt ihn nicht mit einer Gemeinschaft in Beziehung; es ist ja ein „privater" Akt, der nicht durch eine Gemeinschaft von Glaubenden vermittelt ist. Man steht dann mit seinem religiösen Erlebnis ganz allein. Man kann nachher vielleicht das Bedürfnis haben, sich mit anderen gleich Gesinnten zusammenzuschliessen zu einem religiösen Verein. Aber notwendig ist das nicht und ein Nachträgliches ist es auf jeden Fall. Diese Art von „Glaube" und „Offenbarung" ist wesentlich individualistisch. Sie macht den Einzelnen ebenso unabhängig von der Gemeinschaft, wie der christliche Glaube einen unmittelbar und notwendig an die Gemeinschaft bindet. Die idealistische Religion, die Mystik, der Moralismus sind wesentlich individualistisch, ebenso wie der christliche Glaube wesentlich gemeinschaftsbedingt und -bedingend ist.

In dieser, der christlichen Gemeinschaft aber ist „Kult"- und „Lebensgemeinschaft" darum eins, weil es die Verkündigung des Wortes ist, in der sie wurzelt und die wiederum aus ihr mit Not-

wendigkeit hervorbricht. Durch die Predigt entsteht sie, die Verkündigung des empfangenen Wortes ist ihre erste Aufgabe. Aber durch diese Verkündigung ist sie ohne weiteres Lebensgemeinschaft, da Gott in seinem Wort uns wirklich und ganz, d. h. mit der ganzen Person an sich und aneinander bindet. Darum heisst es von der ersten Gemeinde: sie blieben einmütig versammelt im Brotbrechen und Gebet und: sie hatten alle Dinge gemein. Der Sozialismus oder Kommunismus im Sinn der totalen und universalen Lebensgemeinschaft, die communicatio omnium bonorum, ist der Sinn der christlichen Gemeinschaft. In ihr allein ist er als ebenso persönliche und unbedingte wie alles umfassende Gemeinschaft begründet. Glieder am Leib, da Christus das Haupt ist; das ist keine Idee, sondern die — wenn auch unvollkommene — Wirklichkeit der christlichen Gemeinde; das „Volk Gottes", dessen König der in Christus offenbare Gott ist; die „Königsherrschaft" — oder wie wir gewöhnlich übersetzen — „das Reich Gottes", als werdendes, das seiner Vollendung jenseits der geschichtlichen Grenzen Tod und Sünde gewiss ist.

Diesen Sinn und Grund der Kirche klar zu machen und damit den Sinn und Grund wahrer, d. h. unbedingter persönlicher und universaler Volksgemeinschaft aufzuweisen, das ist eine der vornehmsten Aufgaben der christlichen, und zwar gerade der systematischen oder dogmatischen Theologie. Aber sie kann diese Aufgabe nur erfüllen, wenn sie überhaupt ihre Aufgabe ernst nimmt, d. h. wenn sie überhaupt, nicht nur gerade an diesem Punkt, unbeirrt durch den Vorwurf der Lebensfremdheit ihre Besinnungsaufgabe durchführt. Dass die Besinnung über die Wurzel, Möglichkeit und Art wahrer Gemeinschaft keine lebensferne ist, das dürfte jedermann einleuchten. Denn hier wird unsere Wirklichkeit direkt, unmittelbar anvisiert. Aber wenn die Theologie — wie sie muss, um gerade dieses zu können — sich besinnt über Schöpfung und Erlösung, über Sünde und Gnade, über Gottes Heiligkeit und Barmherzigkeit, über das Geheimnis der göttlichen Persönlichkeit, nicht um es zu ergründen, sondern um es vor Verfälschung zu behüten, so muss sie sich sofort den Vorwurf der Lebensfremdheit gefallen lassen.

Dieser Vorwurf ist nicht ohne Analogie auf anderen Gebieten. Es entspricht der Oberflächlichkeit des Durchschnittsmenschen (und wer von uns ist nicht zumeist dieser Durchschnittsmensch?), nur das Sichtbare und Greifbare, nicht aber seine verborgenen Wurzeln in Betracht zu ziehen. Holz verbrennen wollen alle —, aber Wälder pflanzen? Früchte lesen wollen alle, aber den Baum pflegen, dass er den Saft hat, der Früchte schafft? Technik, nutzbar gemachte Wissenschaft schätzen alle, aber die mühsame und so unendlich lebensferne mathematische Arbeit, ohne die keine Technik möglich ist? Das elektrische Licht anknipsen will jeder —, aber die Infinitesimalrechnung eines Leibnitz, ohne die es nie Elektrotechnik gege-

ben hätte, gilt ihm als müssig. Das mag eine, wenn auch ferne Analogie zur Bemühung der Theologie sein. Ihr Resultat ist — wenn sie recht getan wird — Erkenntnis wahrer Gemeinschaft; aber um zu diesem Resultat zu gelangen, muss sie ernsthaft, ja mit leidenschaftlichem Ernst „von Anfang anfangen“. Das leidenschaftlich ernste Ringen Luthers um den Sinn des Wortes Busse hat Europa eine neue Gestalt gegeben, hat sich ausgewirkt bis in die wirtschaftliche, politische, gesellschaftliche Struktur der modernen Welt; die Abweichung Zwinglis und Calvins in der Auffassung des Verhältnisses von Gesetz und Gnade von Luther ist, obschon der verborgenste, so doch nichtsdestoweniger der hauptsächlichste Faktor der spezifischen Entwicklung des reformierten Westens gegenüber dem lutherischen Osten.

So ist auch die heimliche oder offene Ersetzung des christlichen Glaubens durch das Denken der Aufklärung und des deutschen Idealismus der Grund für den heute alles Denken und Leben beherrschenden „westlichen Individualismus“, für die Atomisierung der Gesellschaft, die ebenso im modernen kapitalistischen Liberalismus wie im marxistischen Sozialismus zum Ausdruck kommt. Die Theologie im Verein mit der Philosophie hat die Aufgabe, der modernen Welt zu zeigen, worin die Wurzeln des Individualismus liegen, den heute alle Einsichtigen in seinen Auswüchsen beklagen, ohne doch seine Wurzeln zu sehen. Es ist die Aufgabe der Theologie, den Gemeinschaftsgedanken des Christentums von den Pseudogemeinschaftsbegriffen, die heute in Erziehung und Literatur allen eingeflösst werden, deutlich zu unterscheiden nach Art und Auswirkung, vor allem aber auch nach dem Wurzelgrund, aus dem sie hervorwachsen. Das Problem der Gemeinschaft ist zwar auch ein soziologisches, ein pädagogisches, ein ethisches, ein psychologisches, aber es ist vor allem ein theologisches. Nicht weil der Theologe einen besonderen Beitrag zu bieten hätte, sondern weil die Frage der Gemeinschaft — negativ und positiv — im Evangelium von Jesus Christus durch das Wort Gottes, das dem Glauben der Kirche geschenkt ist, uns erst recht gestellt und zugleich beantwortet ist. Die Frage der Gemeinschaft vom Evangelium aus zu verstehen suchen, das heisst wahrhaft Theologie treiben, und umgekehrt: nur wer wahrhaft Theologie treibt, ist in der Lage zu sagen, was vom Evangelium aus zur Frage der Gemeinschaft zu sagen ist.

Eine Frage bleibt uns zum Schluss, eine peinliche und schwere: Wo ist denn *diese* Theologie und *diese* Kirche? Haben wir sie? Auf diese Frage antworten wir am ehrlichsten mit nein. Wir haben weder diese Kirche, die darum, weil sie wirklich auf dem Wort Gottes gegründet ist, wahre Lebensgemeinschaft ist, noch haben wir diese Theologie, die in einer Weise wie die reformatorische auf den Grund der aktuellsten Frage der Gegenwart, der

Gemeinschaftsfrage, zu leuchten vermöchte, darum weil sie ein wahrhaft gründliches Verständnis des göttlichen Wortes gewonnen hat. Wir haben diese Kirche nicht, weil wir diese Theologie nicht haben, und haben diese Theologie nicht, weil wir diese Kirche nicht haben.

Was heute Kirche heisst, ist — nicht Nicht-Kirche, nicht Un-Kirche; woher sonst als von der Kirche wüssten wir von Jesus Christus und der wahren Kirche? Wohl aber ist es kranke und erstarrte Kirche. An ihrer Krankheit nimmt auch die Theologie teil. Keine „Luther- und Calvinrenaissance" vermögen diese Krankheit zu beheben. Die Gesundung aber kann nur darin liegen, dass die Kirche sich wieder dessen bewusst wird, was wahre Kirche wäre und worauf sie beruht und dass die Theologie sich wieder bewusst wird, was rechte Theologie wäre und was ihre Aufgabe und Möglichkeit ist. Die Besinnung der Kirche auf ihren Grund und die Besinnung der Theologie auf ihre Aufgabe, das ist der einzige Weg vorwärts. Nicht aber ein „weg von der Kirche!" und „weg von der Theologie!" Diese Parole kann nur den Prozess der Auflösung beschleunigen, dem entgegenzutreten unsere Aufgabe ist.

Emil Brunner.



Aussprache

I.

Zur deutschen Lage.

1.

Verehrter, lieber Herr Professor!

Erlauben Sie, dass ich Ihnen wieder einmal schreibe. Ich lese Ihre „Neuen Wege" mit grossem Interesse und innerem Gewinn und freue mich, dadurch sozusagen mit Ihnen in innerer Fühlung zu bleiben. Aber das, was Sie in der „Rundschau" Ihres neuestens Heftes über die Lage in Deutschland schreiben, erregte doch so meinen Widerspruch, dass ich es, glaube ich, schreiben muss. Sie meinen, in Deutschland wehe gegenwärtig ein sehr reaktionärer Wind und es sei eine Wendung in der Richtung auf das alte Deutschland mit dem Ziele der Wiederherstellung des alten Heeres, der alten Grenzen und Machtträume zu beobachten. Soweit ich die Sache beobachten kann, stimmt das in keiner Weise. Es sind immer dieselben deutschnationalen und völkischen Kreise, die solche Träume von jeher gehabt haben und heute noch haben (selbst da nicht ohne Einschränkung). Aber diese Kreise sind in keiner Weise die Mehrheit oder auch nur im Wachsen. Sie schreien jetzt etwas mehr, weil sie in der Opposition sind, wo man sich das ruhig gestatten kann, aber eine nochmalige Wahl würde sie ebenso vernichtend schlagen wie das letzte Mal. Das Gros des Volkes will nichts mehr von der alten Machtpolitik und irgend welcher Aufrüstung. Auch meine Bauern, die aus wirtschaftlichen Gründen fast alle rechts wählen, wollen doch vom Krieg nichts und meine sehr deutlichen Predigten, in denen ich den Krieg scharf verurteile, haben noch nie Anstoss erregt. Ich darf dabei doch auch an den Riesenerfolg des Buches

„Im Westen nichts Neues" erinnern (jetzt 800,000). Bei uns im Süden ist auch die Bewegung der Vaterländischen Verbände, die in der Zeit des Ruhrkampfes gewaltig um sich gegriffen hat, völlig zusammengebrochen. Ich habe selbst einen Schwager, der Polizeihauptmann ist und sich dabei führend beteiligte, der seine Arbeit nun aber völlig aufgegeben hat. Alle die Wehrübungen, Regimentsfeiern u. s. f. sind völlig eingestellt, trotzdem wir in Württemberg eine Rechtsregierung haben. Natürlich kann eine weitere Verelendung des Volkes infolge zu drückender Tribute oder sonstige Erfahrungen intransigenter Haltung unserer ehemaligen Feinde, Bedrückungen aller Art, die „nationale Bewegung" wieder neu aufflammen lassen, aber gerade deshalb bedauere ich es, wenn z. B. Förster die Franzosen zu einer solchen Haltung geradezu aufmuntert. Er verhindert dadurch geradezu die Befriedung der beiden Völker. Jede neue Schwierigkeit, die man z. B. der Rheinlandräumung macht, stärkt die militaristische Stimmung in Deutschland, wie umgekehrt jedes wirklich grosszügige Entgegenkommen, wo man nicht immer wieder markten und feilschen würde, die pazifistische Stimmung stärken würde. Die Behandlung des hilfesuchenden Zeppelin durch die Franzosen hat in dieser Hinsicht sehr gut gewirkt. Darum hoffe ich auch sehr, dass von der Arbeiterregierung in England ein grosszügiges Entgegenkommen und damit ein weiterer Schritt zur Befriedung der Gegensätze gemacht wird, und ich würde es bedauern, wenn da Misstrauen gesät würde, das nicht angebracht ist. Ich muss es durchaus bestreiten, dass Pläne der Aufrüstung „die Führer des heutigen Deutschlands bewegen". Höchstens Kriegsminister Gröner könnten vielleicht solche Gedanken bewegen. Aber auch Stresemann will das nicht. Und vollends die Sozialdemokratie denkt nicht daran, trotz des Magdeburger Parteitags. Sie hat die Wehrmacht nie anders gedacht denn als eine Art Grenzschutz und den Krieg als Mittel zur Austragung der Gegensätze auch da deutlich verurteilt. Lesen Sie doch die Betrachtungen der sozalistischen Presse jetzt in diesen Augusttagen zum Kriegsanfang. Sie sind doch ganz darauf eingestellt: nie wieder Krieg.

Eines muss ich allerdings zugeben: Die Misstimmung gegen das gegenwärtige parlamentarische System ist sehr gross und das nützen jetzt die Rechtskreise aus. Daher ihre Pläne einer Diktatur und eines Volksbegehrens. Aber es ist auch etwas Jammervolles um unsere Parlamente. Der Egoismus der Parteien, die Kleinlichkeit und Hässlichkeit der Kämpfe ist sehr betrübend. Ich sehe vorläufig keinen Weg aus dieser Not. Trotzdem glaube ich, dass die Diktaturpläne scheitern werden, wenn der Reichstag sich nicht selbst das Grab gräbt. Daher auch die Notwendigkeit der Koalitionspolitik der Sozialdemokratie, die ich für unumgänglich halte. Sonst wäre allerdings kaum mehr ein anderer Ausweg als die Diktatur, da sonst eine lebensfähige Regierung nicht zustande kommt und auch eine Neuwahl schwerlich etwas daran ändern würde.

So sehe ich die Sache an. Ich kann wirklich nichts von einer Restauration des alten Deutschland entdecken, sondern nur das, dass die jetzt wieder in die Opposition gedrängten Rechtskreise diese Stellung ausnützen, ohne dass sie an wirklicher Macht gewonnen hätten. Ich habe schon lange den Eindruck, dass man im Ausland diese Stimmen trotz des letzten Wahlausfalles stark überschätzt.

Vielleicht erhalten Sie auch von anderer Seite Zuschriften, die meine Auffassung bestätigen oder berichtigen. Ich schreibe das nicht, um Deutschland rein zu waschen, wozu gewiss kein Anlass vorhanden ist, sondern um der Saat des Misstrauens entgegenzuarbeiten, die meiner Ansicht nach eines der stärksten Hindernisse der Befriedung Europas ist.

Mit herzlichem Gruss

Ihr

Eberhard Lempp.

2.

Parpan, 2. September 1929.

Lieber Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen aufrichtig dafür, dass Sie mir geschrieben haben. Immer bin ich dankbar, wenn ich Gelegenheit bekomme, irgend eine Aeusserung die ich in den „Neuen Wegen“ oder anderwärts getan, erläutern, wenn nötig auch berichtigen zu dürfen. Reden und schreiben heisst ja, Missverständnisse erzeugen, und gerade die Ausführungen der „Monatsschau“ haben oft etwas Eiliges an sich und dazu etwas Fragmentarisches. Das gilt besonders — ich gestehe es durchaus zu — von dem im letzten Heft an jener Stelle über die innere deutsche Lage Gesagten, wie es übrigens auch von dem über das Reparationsproblem Gesagten gilt. Ich setze eben voraus, dass der Leser meine früheren Aeusserungen über solche ständigen Themen noch im Gedächtnis habe, wie ich selbst, und die neuen bloss als Ergänzung verstehe — was sicher zu viel verlangt ist.

Meine erste Aufgabe ist, zu zeigen, wie ich es gemeint habe. Und da muss ich nun bekennen, dass ich mich besonders an einer Stelle nicht glücklich ausgedrückt. Ich erkläre (S. 362): „Dass solche Pläne [d. h. die Wiederaufrichtung des „alten Deutschland“, um es kurz zu sagen] die Führer des heutigen Deutschland bewegen, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein, ist wohl nicht zu bezweifeln.“ Selbstverständlich meinte ich nicht alle Führer, sonst hätte ich ja nicht hinzugefügt: „bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein,“ aber ich hätte mich schon genauer ausdrücken und dazu auch zwischen den verschiedenen Arten von Plänen unterscheiden sollen. Denn ein Hermann Müller hat bei aller nationalen, ja nationalistischen Befangenheit, die ich ihm zutraue, natürlich doch andere Pläne als ein Hugenberg. Meine Meinung ist: die grosse Mehrzahl der politischen (N.B.!) Führer des heutigen bürgerlichen Deutschland und nicht wenige sozialdemokratische stellen sich zu der Tatsache der englischen Arbeiterregierung und überhaupt zum europäischen Problem nicht so ein, wie es auch im deutschen Interesse dringend zu wünschen wäre.

Es war sodann nicht meine Meinung, dass die Pläne der Reaktion (die ich vorwiegend im Auge hatte) gelingen müssten. Was ich behauptete, war bloss, dass sie „reiften“ (S. 362). Das ist selbstverständlich nicht das Gleiche. Wie gross ihre Aussichten auf Gelingen seien, kann ich nicht mit einiger Sicherheit beurteilen. Gewiss würden sie starken Widerstand finden. Man darf allerdings die Frage aufwerfen, ob das Chaos, das dann leicht entstehen könnte, oder auch die angekündigte Diktatur der Linken nicht eine Atmosphäre schüfen, die zuletzt doch der Reaktion zugute käme.

Darauf brauche ich aber nicht einzugehen. Was mich vor allem interessiert und worüber zu sprechen ich als Schweizer eher ein Recht habe, das ist Deutschlands Stellung zu den internationalen Problemen und vor allem zur Sache des Friedens.

In dieser Beziehung sei nun wieder einmal festgestellt, dass niemand den Friedenswunsch der grossen Mehrheit des deutschen Volkes bezweifelt. Und wie sehr wünschte ich mit vielen, dass Sie mit Ihrem ganzen Urteil über die deutsche Lage recht hätten! Welche Aussichten auf eine grosse Wendung zum Guten für die Welt und für Deutschland eröffneten sich dann! Und Sie können ja recht haben, ich bin durchaus geneigt, es zu glauben. Aber wir sind gebrannte Kinder, wir haben schlimme Erfahrungen gemacht und fühlen uns verpflichtet, auf der Hut zu sein. Wir wollen glauben, wollen Vertrauen walten lassen gegen das deutsche Volk und andere, aber es muss ein sehendes Glauben, ein Vertrauen mit offenen Augen, also ein wirkliches Glauben und Vertrauen sein, nicht ein blosser gutherziger Optimismus, wie ihn pazifistische Kreise oft für Pflicht halten. Wir erwarten auch vom bestgemeinten Selbstbetrug nichts Gutes. Glauben im Vollsinn gibt es ja nur, wo

auch Zweifel möglich ist, Glaube ist „eine Zuversicht dessen, was man hoffet, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“. Und wenn wir die Augen offen behalten, Realisten sein wollen, so bedeutet das ja nicht, dass wir Militaristen werden. Wir bleiben „Pazifisten“. Wir sind selbstverständlich für die Räumung der Rheinlande, selbstverständlich für jegliche „Liquidation des Krieges“, selbstverständlich für die allgemeine Abrüstung, aber wir sind es nicht aus einem freiwillig blinden Nichtsehenwollen dessen was ist, sondern mit offenen Augen — dennoch! Das allein scheint uns ein wirklicher Weg, nicht ein bloss aus Wolken gebildeter.

Und da sind es nun zwei Punkte, an denen wir realistisch Halt machen und den Weg suchen müssen.

Zum Ersten: Wir wissen, wie gesagt, sehr wohl, dass die grosse Mehrheit des deutschen Volkes heute keinen Krieg will. Aber da entsteht die grosse Frage: Ist darauf Verlass, Verlass für alle Fälle? Ist diese Stimmung bloss eine Folge der Ermüdung oder ist sie wirklich in der Gesinnung begründet, in einem Friedensglauben, der negativ gewendet eine Absage an den Gewaltglauben ist, in einem Glauben an die Mächte des Guten, an das heilige Recht, das Recht vor allem auch des Andern, begründet in einem Denken, das über die nationalen Ziele hinaus sich auch den menschheitlichen zuwendet, sich diesen verpflichtet fühlt, in gewisser Beziehung sogar mehr als den nationalen? Vor allem aber: Wird diese Friedensstimmung standhalten? Wird „im Ernstfall“ nicht eine entschlossene und skrupellose Minderheit mit geschickt gewählten Losungen und mit raffinierter Anwendung des bekannten Betäubungs- und Hypnotisierungsapparates, der auch vor krassen Lügen nicht zurückschreckt, die Masse wie die Intellektuellen (und diese am leichtesten!) zu allem bringen können, was diese Minderheit will? Auf diese Frage antworten fast alle Deutschen, denen ich sie seit Jahren vorlege, unbestimmt oder auch bestimmt verneinend in bezug auf den ersten, ebenso bestimmt bejahend in bezug auf den zweiten Teil, und nur wenige umgekehrt. Auch das Standhalten der Sozialdemokratie sei unsicher. Und in der Tat, wie soll man nach allem bis in die neueste Zeit Erlebten der internationalen Haltung der deutschen Mehrheitssozialdemokratie vertrauen dürfen? Wie sollten wir ihr vertrauen dürfen, wenn wir, wie neuerdings, sehen, dass Männer wie Wilhelm Sollmann und Karl Bröger sich am Kampfe gegen die „Schuldlüge“ im Sinne einer Reinwaschung des hohenzollerischen Deutschland beteiligen? Wenn aber gar die Deutschen selbst so reden, was sollen wir denn sagen? Wir hörten, noch einmal versichere ich es, noch so gern das Gegenteil. Wie viel leichter würde dann unser eigener Kampf!

Das ist auch Försters Stellung, nur dass sie viel entschiedener und leidenschaftlicher ist als die unsrige, und dies wohl einfach darum, weil Förster selbst Deutscher ist. Auch er ist durchaus von jener Friedensstimmung des überwiegenden Teils des deutschen Volkes überzeugt, aber noch mehr als wir ist er von Misstrauen gegen den Macht- und Herrschaftsdämon, den Schwert- und Gewaltglauben jener Minderheit erfüllt und bis zum Aeussersten entschlossen, ihr das Spiel zu verderben, ihr nicht zu erlauben, dass sie noch einmal Deutschland und die Welt in Blut und Grauen stosse. Das ist Försters Meinung und Wille, nichts anderes. Wer will feststellen, ob er recht hat oder nicht?

Wir andern sind jedenfalls in übler Lage. Auf der einen Seite möchten wir so gern an ein neues Deutschland glauben und ihm alles warmherzige Vertrauen schenken, auf der andern Seite möchten wir, auch im Interesse Deutschlands, uns vor Täuschung hüten, möchten im Element der Wahrheit bleiben, um stets den rechten Weg zu sehen und nicht, im Nebel der Illusionen verirrt, in den Abgrund stürzen.

Wer erlöst uns von diesem schmerzlichen Zwiespalt? Wer schafft uns Klarheit und Sicherheit?

Ich komme damit zum zweiten Punkt. Wir wissen also, wie viel edler Friedenswille und auch wie viel starkes und tiefes Friedens-Denken im heutigen Deutschland lebt. Zu der Friedensstimmung der Masse gesellt sich der Friedenskampf einer Elite von Männern und Frauen, zu denen die ganze Welt in Bewunderung und Sympathie aufblickt, — und zu denen trotz allem auch Förster gehört! Aber was wir vermissen, ist eines: eine Friedensstimme, die man wirklich als die des deutschen Volkes betrachten dürfte, eine Friedenshand, deutlich und sichtlich im Namen des deutschen Volkes der Welt entgegengestreckt. Um sofort konkret zu werden: was ein Herriot, ein MacDonald, ein Briand getan haben, das hat noch kein Deutscher getan. So hat Stresemann noch nie geredet. Auch trauen wir ihm nicht so ganz fest. Wenn das aber einmal käme, das wäre ein grosser Tag!

Dass das aber noch nicht gekommen ist, hat doch wohl ganz tiefe Ursachen. Ich nenne zunächst eine Tatsache, die ich schon vorhin angedeutet habe: immer wieder fällt es uns auf, wie schwer es dem Deutschen wird, in politischen Dingen (von ästhetischen und philosophischen rede ich nicht) über sein Volk hinaus zu denken, menschheitliche Ziele als verbindlich und den nationalen übergeordnet zu betrachten. Immer und immer wieder wird das Umgekehrte getan: das Menschheitliche in den Dienst des Nationalen gestellt; es wird nicht gefragt, was die Welt nötig habe, es wird bloss gefragt, was für Deutschland tauge, was alles für Deutschland bedeute. Missverstehen Sie mich bitte nicht: ich weiss selbstverständlich, dass der nationale Egoismus überall gross ist, aber es scheint mir, das deutsche Wesen sei in der Stellung zu diesem Problem durch ein geistiges Erbe gefesselt. Damit hängt ein Zweites zusammen. Es fällt uns auch auf, wie wenig ein Bekenntnis zu den Mächten des Guten besonders bei den deutschen Intellektuellen Echo findet, verstanden wird, wie sehr umgekehrt ein gewisser Pessimismus sie anspricht, ein gewisser Glaube an den Erdgeist ihnen kongenial scheint. Kurz, der Kriegsglaube hat im deutschen Geiste besonders tiefe Wurzeln geschlagen. Ich könnte hier weit ausholen, könnte versuchen, in die Tiefe zu gehen, in der deutschen Anlage und Geistesgeschichte diesen Wurzeln nachzugehen, käme dann auf Luther, Hegel, vielleicht auch auf Eckhardt, aber ich kann und will das in diesem Brief nicht tun. Ich habe es anderwärts zu tun versucht und will es wieder zu tun versuchen. Lassen Sie mich heute nur sagen: Es muss sich im deutschen Wesen eine sehr in die Tiefe gehende Wendung vollziehen, damit diese Wurzel des Kriegsglaubens und der nationalen Isolierung abgegraben und eine neue Wurzel gepflanzt werden kann, aus welcher Friedensglauben und Menschheitsdenken erwachsen. Vielleicht könnte ich auch sagen: es muss die andere Wurzel, die auch im deutschen Wesen vorhanden ist, es muss Kant und auf seine Weise Goethe stärker werden — um den höchsten, aber allen Völkern gemeinsamen Namen nicht zu nennen. Wenn diese Umkehr erfolgt — und ich glaube, dass sie im Werden ist — dann mag, wie Förster hofft und glaubt, das deutsche Volk das zentrale Friedensvolk, das Volk der „Mitte“ werden. Dann wird aus ihm jene repräsentative Friedensstimme kommen, dann aus ihm jene das ganze Volk vertretende Friedenshand der Welt entgegengestreckt werden. Und dann werden neue Dinge vorhanden sein!

So viel für heute. Zu einer weiteren Erörterung bin ich gerne bereit. Und nun vergessen Sie nicht: wir reden jetzt nur von Deutschland. Was andern Völkern für ihre Friedenspflicht fehlt, steht auf einem andern Blatt und mag ein andermal dran kommen. Jetzt, in der gegenwärtigen Lage, ist die von mir angedeutete, klare und sichere Wendung im deutschen Verhalten entscheidend, für Deutschland nicht weniger als für die Welt.

Innig darauf hoffend und deutlich sehend, was im heutigen Deutschland schon zu dieser Hoffnung das Recht gibt, grüsst Sie

Ihr

L. Ragaz.

II.

Zur Verhandlung über Remarque.

1.

Aalen, 11. Juni 1929.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Als Leserinnen der „Neuen Wege“ erlauben wir uns, Ihnen im Anschluss an das Aprilheft beiliegenden Ausschnitt aus der Sonntagszeitung von E. Schairer (Nr. 21 vom 26. Mai 1929) zuzusenden. [Er enthält eine Reihe von Urteilen über Remarque. D. Red.]

Wir möchten noch hinzufügen, dass uns leider der Satz: „Wer dieses Buch gelesen hat, der ist mit dem Krieg fertig“ viel zu optimistisch erscheint. Nach unseren persönlichen Erfahrungen macht Remarque auf Kriegsteilnehmer keinerlei Eindruck. Wir bezweifeln, ob überhaupt ein derartiges Buch ernsthaft in Betracht kommt, wo es sich darum handelt, die Menschheit von der Notwendigkeit des Pazifismus zu überzeugen.

Wir fühlen uns dazu gedrängt, Ihnen unsere Ansicht mitzuteilen, weil wir denken, es schade vielleicht der Sache des Pazifismus, wenn sich zu grosse Hoffnungen an die Wirkung dieses Buches knüpfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hedy Bruckmann.
Klara Wiedmann.

2.

Parpan, 7. September 1929.

Verehrte Leserinnen!

Endlich komme ich dazu, Ihren Brief wenigstens in Kürze zu beantworten. Ich tue das gern öffentlich, weil der Streit über die Bedeutung des Remarqueschen Buches ja viele bewegt und einen guten Sinn hat.

Zuerst ein Geständnis: Wenn ich geschrieben habe (vgl. „Neue Wege“ Nr. 4, S. 202) „Wer dieses Buch gelesen hat, der ist mit dem Kriege fertig“, so war das gewiss etwas unvorsichtig und ist es aus dem starken, frischen Eindruck des Buches, unter dem ich stand, zu erklären. Ich hätte genauer sagen müssen: „*Ich* bin, nachdem ich dieses Buch gelesen, mit dem Kriege fertig.“ Weil es *mir* so ging, meinte ich, es müsse andern auch so gehen. Ich selbst war eben einst auch Militarist und Kriegsromantiker. Trotz des Weltkrieges und der Lektüre vieler „Kriegsbücher“ (Barbusse, Lazko, Frank, Nägelen und so fort) war noch ein Rest von jener Kriegsromantik in mir geblieben. Es schien mir, als ob das Buch von Remarque diese für immer aus meiner Seele getrieben habe. Tatsächlich spüre ich nichts mehr davon in mir. Es ist, als ob die Lektüre von Remarque dafür die letzte Kur gewesen wäre. Weder Barbusse, noch Nägelen, und erst recht nicht Lazko und Frank haben diese Wirkung gehabt.

In der Tat glaube ich, *dies* sei für das Urteil, ob „Im Westen nichts Neues“ mehr „pazifistisch“ oder umgekehrt mehr „militaristisch“ wirke, der entscheidende Gesichtspunkt. Das, was am Krieg verführt, ist seine scheinbare Romantik, ist das scheinbar Heroische dran. *Das* allein *fürchte* ich. Aber von Romantik und Heroismus kann nun bei Remarque wirklich nicht die Rede sein. Wenigstens kann ich dergleichen darin auch mit dem Mikroskop nicht entdecken. Auch das Element der Kameradschaft, das darin einzig und allein noch das Menschliche vertritt, kann dafür nicht genügen; es kommt gegen das andere nicht auf und geht selbst in bitterer Tragik unter.

Darum aber, meine ich, verehrte Leserinnen, mag es wohl sein, dass das Buch auf Kriegsteilnehmer keinen Eindruck macht — für die ist es ja auch nicht geschrieben — ja, dass es Leser gibt, die es sogar für den Krieg *begeistert*. Aber auch diese kommen nicht in Betracht. Sie werden doch vorwiegend vom

Schlimmen darin angezogen, vom Abenteuer der Hölle. Der Krieg lebt aber von dem Guten und Schönen, das man in ihm sah und zum Teil noch sieht. Wenn die edleren Seelen sich von ihm mit Ekel abwenden, dann ist er gerichtet.

Freilich, freilich, auch die Hölle hat ihre Anziehungskraft, Darum darf es nicht bei Remarque bleiben. Mir gefällt die Sensation, die er geworden ist, auch nicht. Auch gestehe ich offen, dass ich nicht sicher bin, ob nicht einiges an dem Buche darauf berechnet ist. Trotzdem — es war, scheint mir, recht, dass dieses Buch kam. Ich halte es für ein gutes Zeichen, dass es geschrieben und in diesem Masse gelesen werden konnte. Denn vorher war der Krieg wie ein Gespenst, dem man nicht ins Auge zu sehen wagte, Gespenster aber flössen Angst ein und Angst ist eine Mutter alles Bösen, namentlich aber auch des Krieges. Es ist gut, dass das Gesicht des Krieges entschleiert worden ist. Jetzt aber genug davon! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Keine weiteren Kriegsbücher dieser Art mehr, natürlich auch keine romantischen, beschönigenden. Dafür das andere her, das Positive, das Gute, das Schöne, die Romantik und der Heroismus nicht des Todes, sondern des Lebens, nicht der Hölle, sondern des Himmels. Sie verstehen schon, wie ich es meine! Nur dieses Positive vermag den Krieg aus den letzten Gründen der Seele zu vertreiben.

Darum aber, weil Remarque sicher auch eine Gefahr sein kann, weil es eine andere Seite dieser Sache gibt und weil besonders eine Remarque-Mode ganz und gar vom Uebel wäre, muss man für die Warnung dankbar sein, bin ich auch Ihnen, verehrte, unbekannte Freundinnen, dankbar.

Ihr L. Ragaz.



Zur Weltlage

Zion und die Völkerwelt.

Um die Mitte Juli fand in Zürich der Zionistische Kongress statt. Es war ein gewaltiges und einzigartiges Schauspiel. Wer wie der Schreibende die Ehre hatte, bei der Eröffnung des Kongresses im Stadttheater als Gast anwesend zu sein und durch seine historisch-theologischen Studien dafür besonders vorbereitet war, der konnte Eindrücke empfangen, die er nicht so rasch vergessen wird. Eindrücke ähnlich denen des sozialistischen Friedenskongresses in Basel anno 1912. Wenn man dieses Volk sah, von den Enden der Erde, von China, Australien, Indien, Südafrika, Arabien, Persien, Egypten, Amerika, Griechenland, Russland, Polen, Skandinavien England, Frankreich, Deutschland, Spanien, hier zusammengeströmt, Rabbiner, sozialistische Arbeiter, Gelehrte, Schriftsteller, Politiker, Männer der Grossfinanz bunt durcheinander gemischt, alle verbunden durch die Zugehörigkeit zur jüdischen Volksfamilie und die Sehnsucht nach der alten Heimat, dem „Erez Israel“ (Land Israel), wenn man von der Bühne her rings herum aus dem Munde heutiger, durchaus europäisch gekleideter und sich benehmender, keineswegs immer als Juden erkennbarer Männer und Frauen in selbstverständ-

lich etwas modernisierter Form die Sprache des Amos und Jeremias reden hörte, die wir einst aus dem Alten Testament mehr oder weniger erlernt und selbstverständlich als für immer „tot“ betrachtet hatten, dann eröffneten sich gewaltige und ergreifende Perspektiven, in deren Mitte die wunderbare Auferstehung eines Volkes mit seiner scheinbar längst untergegangenen Sprache und nationalen Kultur, vielleicht auch seiner Religion, im Vollsinn des Wortes, stand. Wenn wir so mit unseren Ohren hörten und dazu mit unseren Augen sahen (denn es waren ja auch jüdische Siedler aus Palästina in grösserer Anzahl da und man konnte sie wohl unterscheiden), wie dieses Volk, das viel umgetriebene, viel gemarterte, sich anschickt, in seine seit fast zwei Jahrtausenden verlassene alte Heimat zurückzukehren, zum „Erez Israel“, zum Land Abrahams, Isaaks und Jakobs, dann musste man tief erschüttert an seinen einstigen Einzug in dieses Land unter Josua, an den tausend Jahre später (nach dem Exil) erfolgten Wiedereinzug unter Esra und Nehemia denken und zugleich den Blick vorwärts fliegen lassen zu dem letzten Ziel der Geschichte, das ja diese Heimkehr der Juden nach einer alten christlichen Auffassung wie nach der Meinung der tieferen Zionisten verwirklichen oder doch weissagen soll und das durch das Wort Zion angedeutet wird.

Der Zionismus ist gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein Faktor des öffentlichen Lebens geworden, ganz besonders durch das Buch Theodor Herzls über den „Judenstaat“. Schon lange gibt es zionistische Kongresse, schon lange jüdische Siedelungen im heiligen Lande und noch viel, viel länger trauern die Juden an der Klagemauer, dem letzten Rest des Tempels in Jerusalem, die zum Symbol der Sehnsucht Israels nach seiner verlorenen Heimat geworden ist. Aber es hätte vielleicht noch lange gehen können, bis er zu einer grossen geschichtlichen Macht geworden wäre, wenn nicht die Weltgeschichte mit ungeheuren Erschütterungen ihm zu Hilfe gekommen wäre. Der Weltkrieg, der das Türkenreich stürzte, öffnete dem Judentum den Weg in sein Land. Palästina wurde ein Mandatsgebiet Englands und dessen damaliger Aussenminister Balfour erklärte in einer nun berühmt gewordenen Note, dass es eine Heimstätte für die Juden werden solle. Es war etwas Aehnliches geschehen, wie damals, wo der Sturz des Babylonischen Reiches durch den Perserkönig Cyrus den in Babylon exilierten Juden die erste Rückkehr in die Heimat ermöglichte. Rasch vermehrten sich seither die Siedelungen in Palästina, es entstand die jüdische Universität, der Zionismus ergriff mehr und mehr das ganze Judentum. Der Kongress von Zürich bedeutete eine Art Krönung seines Werkes, insofern als seine Sache nun die Sache des ganzen jüdischen Volkes werden sollte.

Gross war denn auch der Enthusiasmus, den das Ereignis dieses

Kongresses erweckte, und er blieb nicht auf den Kreis des Judentums beschränkt. Dem tiefer Blickenden freilich konnten schon allerlei Bedenken kommen. Das grosse Problem des Kongresses war, wie soeben angedeutet wurde, ob die auf die Wiedergewinnung des „Erez Israel" gerichtete Bewegung und Organisation wie bisher Sache des Zionismus bleiben oder eine Angelegenheit des ganzen jüdischen Volkes, das bekanntlich nur zum kleineren Teile zionistisch denkt, werden solle. Gegen eine nicht sehr grosse Minderheit wurde das Letztere beschlossen und das ganze Werk einer Organisation übergeben, die nun als Jewish Agency die ganze Judenheit repräsentiert. Man konnte diese Entwicklung für unsausbleiblich und unvermeidbar halten und ihr doch nicht ohne Sorge folgen. Würde durch das Hinzuströmen von Elementen, die der Sache nur halb zugetan sind, nicht der tiefere Sinn des Zionismus verschüttet werden? Würde der Zionismus nicht rasch das Schicksal so vieler, vieler andern Bewegungen erfahren, die im Geiste begannen und im Fleische endeten? Würde das schönste Ziel des Zionismus: die soziale Theokratie in Form eines enger oder weiter gestalteten religiösen Sozialismus oder Kommunismus im Sinne des alttestamentlichen Grundwortes: „Das Land gehört Gott" und die von s o l c h e n Gedanken bestimmte Rückkehr zur Scholle möglich sein, wenn Diktatoren der kapitalistischen, gottfremden Welt, wie ein Warburg, Wassermann und Mond (jetzt Lord Melchett) an der Leitung des Werkes stünden? Hätte dann nicht der Baal Mammon mehr Aussichten als der Messias? Es regte sich in Zürich und in der Judenschaft etwas wie ein jüdischer nationaler Machtwille, dem eine grosse weltliche Verheissung gegeben schien — war das Gottes Wille mit Israel? War das Zion?

Die Antwort der Geschichte (oder dürfen wir so kühne sein, zu sagen: Gottes?) ist viel rascher erfolgt, als wir erwartet hatten: in Gestalt der furchtbaren Ereignisse in Palästina. Diese Antwort ist eine der Judenverfolgungen grossen Stils, wie sie die Geschichte dieses heimgesuchtesten aller Völker durchziehen. Was sollen wir dazu sagen?

Es ist selbstverständlich, dass diese Ereignisse, deren Grauen nur von den Betroffenen oder tief miterlebenden Augenzeugen voll ermessen werden konnte, uns erschüttern. Hunderte von Toten, noch mehr Hunderte von Verletzten, verbrannte jüdische Siedelungen (mit wie viel Liebe, Mühsal und Heroismus aufgebaut!), Verstörung und Schrecken, „Grauen ringsum" (Jeremia.)!

Und welches ist die Ursache?

Wir müssen uns klar machen, dass es sich diesmal nicht um eines der nur allzugewöhnlichen Pogrome handelt, sondern um ein umfassenderes, tiefer greifendes und zugleich konkreteres Problem. Wenn wir andern von den Plänen des Zionismus hörten, so musste

bei aller Sympathie für diese Bewegung — namentlich für deren tiefere Form, wie sie unter den älteren etwa von Achad Haam und unter den neueren von Martin Buber und Hans Kohn vertreten wird — doch die Frage aufwerfen, ob sie denn im Angesicht bestimmter Tatsachen nicht als utopisch erschienen. Palästina ist ja heute nicht weniger ein schon bewohntes Land, als es zur Zeit Josuas war. Es leben dort seit mehr als tausend Jahren weitaus vorwiegend die Araber, die mit dem Islam eingezogen sind. In Jerusalem steht an der Stelle des alten Tempels die sogenannte Omar-Moschee, eines der schönsten und verehrtesten Heiligtümer der mohammedanischen Welt. Der Islam nimmt Palästina als s e i n heiliges Land in Anspruch. Dass es daneben, u n s er, der Christen heiliges Land ist, das Land, an das sich u n s e r e heiligsten Erinnerungen knüpfen, brauche ich nicht zu sagen. Ein bei aller Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse doch so zäh in seiner Tradition und darum auch in der selbstverständlichen Ueberzeugung, dass Kanaan i h m gehöhre, wurzelndes Volk wie die Juden mochte diese Tatsachen, die es ja nie gebilligt hatte, leicht übersehen, es schaute über die Jahrhunderte hinweg auf Erez Israel als auf s e i n Land. Aber wie würde es nun gehen, wenn dieser Anspruch dreier Religionen von einer einzigen von ihnen verschlungen und die ansässige Bevölkerung von einer neuen verdrängt würde? Zwar wussten wir ja, dass in Palästina, dem verfallenen und verödeten, Raum für eine weitaus grössere Bevölkerungszahl wäre, wenn es richtig angebaut würde, aber mehr als eine bis höchstens drei Millionen Juden fänden auch so dort nicht Platz, und es gibt heute etwa sechszehn Millionen Juden. Und wie würden die Ansässigen dieses Eindringen der Juden aufnehmen? Es war den Juden freilich durch die Balfour-Note eine Heimstätte in Palästina zugesprochen worden, aber hatte England dazu eigentlich das Recht? Konnte es ihnen das nötige Land verschaffen?

Die Antwort ist der Aufstand der Araber. Mögen darin noch so trübe Elemente geflossen sein, so ist er doch nicht unverständlich. Tiefer blickenden Juden kommt er nicht ganz unerwartet. Sie haben schon vor einiger Zeit darauf hingewiesen, dass das Verhältnis zu den Arabern das Kernproblem des Zionismus sei, soweit eben die Gewinnung Palästinas in Betracht komme. Sie haben davor gewarnt, dass man den arabischen Grossgrundbesitzern um hohe Preise das Land abkaufe, worauf dann die armen Pächter (die Fellachen) von Grund und Boden weichen müssten. Sie haben darauf gedrungen, dass der Zionismus auch für die Araber G u t e s bedeuten müsse, wenn sein Werk gelingen solle. Offenbar hat man nicht genügend auf sie gehört.[1]) Dazu kam aber noch der neue

[1]) Ich verweise besonders auch auf die Schrift unseres Mitarbeiters Dr. H a n s K o h n: „Z i o n i s t i s c h e P o l i t i k“, welche jene Auffassung des Zionismus entwickelt, die ich für die richtige halte, dazu auf die andere: „D i e

arabische Nationalismus, den das gleiche Ereignis erweckt hat, das den Juden den Weg ins Erez Israel weit zu öffnen schien: der Weltkrieg mit seinen Folgen. Jene unlauteren Elemente mögen dann auch ins Spiel getreten sein, religiöser Fanatismus mag sich beigemischt haben, die Ereignisse an der Klagemauer wurden zum Anlass für den Ausbruch des Feuers, aber den Brennstoff bildete doch jene tragische Lage, dass Israel in sein altes, ihm von Gott verliehenes Land einziehen will und es schon besetzt findet.

Und nun, ist der Zionismus gescheitert? Es gibt wohl viele Juden und Nichtjuden, die dies in der ersten Bestürzung meinen mögen. Das ist aber durchaus nicht meine Ansicht. Der Zionismus ist in seinem Kern von Gott gewollt — das ist mein Glaube — und wird darum seine Erfüllung sehen. Aber freilich nur in seiner t i e f e r e n Form. Die Juden werden durchaus darauf verzichten müssen, das g a n z e Palästina in Beschlag zu nehmen. Warum auch? Wenn das ihnen gelänge, blieben immer noch vier Fünftel des Volkes in der Galuth (Verbannung, Diaspora). Aber es bleibt durchaus möglich, dass sich das verwirkliche, was Kern und Stern des Zionismus ist: eine „Heimstätte" im Erez Isreel, eine hebräische Universität, die dauernde Wiederbelebung der hebräischen Sprache, der Wiederanschluss an den Boden, ein eigenes Land zum Teil als Besitz, zum Teil als Symbol, ein Wiederaufleben Zions als heiliger Mittelpunkt des Volkes und damit die Befreiung seiner Seele für das letzte Ziel Israels.

Und welches ist das letzte Ziel Israels?

Sicher nicht der „Judenstaat", von dem Herzl und nach ihm manche Zionisten träumten. Dass dieser n i c h t Israels Bestimmung ist, darüber hat Gott in der Geschichte deutlich genug geredet. Der „Judenstaat", wenn er denkbar wäre, was zweifelhaft ist, würde Israels Verhängnis. Nein, nicht das ist's, was das Judentum braucht. Das ist's, was die „Völker" wollen, das Judentum ist zu Grösserem berufen. Israel heisst: Gotteskämpfer, man darf vielleicht sagen: Gottesträger. A l s g a n z e s V o l k nicht nationale Macht und Grösse zu suchen, sondern G o t t e s Willen und das heisst: das Reich seiner G e r e c h t i g k e i t, in der Völkerwelt zu vertreten, das ist seine Bestimmung, die höchste, die es gibt. So oft es von diesem „heiligen Wege" abwich und werden wollte „wie die andern Völker", geriet es unter das Gericht Gottes und ins Elend.

---

p o l i t i s c h e I d e e d e s J u d e n t u m s." Beide sind auch für Christen ausserordentlich lehrrreich. Ebenso gehört hierher das grosse Werk: „G e s c h i c h t e d e r n a t i o n a l e n B e w e g u n g i m O r i e n t", das für jeden unentbehrlich ist, der einen entscheidend wichtigen Teil der heutigen Weltentwicklung verstehen will.

Die Schriften Dr. Kohns sollen sobald als möglich im Zusammenhang besprochen werden. Ich erinnere bei diesem Anlass auch an seinen Aufsatz über das Judentum in einem früheren Jahrgang.

Aber das Problem des Zionismus und das letzte Ziel Israels weisen noch höher hinauf. Ich erinnere wieder an die Tatsache, dass die drei Religionen sich um das heilige Land streiten. Wie soll das Problem, das damit dem Zionismus, und ich denke im Grunde uns allen, gestellt ist, seine Lösung finden?

Ich meine: g a n z v o n i n n e n h e r. Das, was Zion im höchsten Sinne meint, ist auf der einen Seite ihnen ja allen gemeinsam — man bedenke überhaupt recht, dass diese drei Religionen, die um das heilige Land streiten, aus e i n e r Wurzel stammen — und auf der andern Seite haben sie alle (das Judentum inbegriffen) es mehr oder weniger vergessen. Sie müssen es alle suchen und finden, und in dem Masse als sie das tun, wird der Streit um das geographische heilige Land aufhören. Man wird ein a n d e r e s heiliges Land entdecken, das ü b e r der Erde liegt, das „nicht von dieser Welt" ist, aber i n aller Welt sich verwirklichen will. Denn Zion liegt ü b e r den Ländern und darum überall. D i e s e s Land suchend, d i e s e m Zion dienend, werden die Juden Palästina zur Heimat gewinnen und niemand wird es ihnen neiden. Es bleibt damit auch u n s e r heiliges Land. Bis vor kurzem bot gerade Jerusalem immer wieder das Bild wilden Streites der Religionen. Besonders bekämpften sich an der im äusserlichen Sinne heiligsten Stätte der Christenheit, der Kirche des heiligen Grabes Christi in Jerusalem, die christlichen Konfessionen bis zum Blutvergiessen (sodass die türkischen Soldaten den Frieden wieder herstellen mussten), während die Juden an der Klagemauer ein längst Vergangenes beweinten. Noch früher hatten sich jahrhundertelang Islam und Christenheit um dieses Grab zerfleischt. Wie nun — stellt damit nicht das heilige Land uns allen ein Problem, das mit den Entwicklungen dieser Zeit gewaltig vor uns aufsteigt: dass wir jene höchste Einheit der Religionen suchen und finden, in der sie sich als Religionen auflösen, um dafür Gott und sein Reich für die Erde, das Reich seiner Gerechtigkeit unter den Völkern zu finden? Das ist Zion, das Zion, das G o t t will. Nicht an die Klagemauer, das Sinnbild der Vergangenheit, des zerbrochenen Tempels, darf die Gemeinde des lebendigen Gottes sich klammern, sie muss vorwärts schauen auf das von den Propheten verkündigte letzte, geistige Heiligtum, das in der Gerechtigkeit und im Frieden Gottes unter den Menschen besteht. Diesem Zion dienend, wird der Zionismus seinen tiefsten Auftrag verwirklichen. Im heiligen Land und von dort aus für die Welt Vorderasiens und überall sonst, ein Licht des Friedens und der Gerechtigkeit Gottes, der ganzen heutigen Welt ein Zeichen der Rückkehr zu Gott zu sein, das ist doch der tiefste Sinn des Zionismus. D a f ü r ist der Weg jetzt mehr als je frei.

In diesem Lichte gewinnen die Ereignisse in Palästina einen

andern Sinn als sie auf den ersten Blick hatten. Sie mahnen zur Besinnung, zur „Umkehr“. Aber sie sind nicht entmutigend, sie weisen erst recht zur Höhe. Erst recht leuchtet darüber Zion auf.

L. Ragaz.

Anmerkung. Ich darf vielleicht bei diesem Anlass wieder an meine Schrift: „Judentum und Christentum“ erinnern, die den ganzen Zusammenhang bietet, in den das oben Ausgeführte gehört.

Rundschau

Monatsschau.

Die Geschichte hat keine Sommerferien gemacht. Während an den grossen Kurorten in den Bergen und am Meere die neue Bourgeoisie, die vom „Mammon der Ungerechtigkeit“, sei's dem des Krieges, sei's dem der Nachkriegszeit, vollgesogene, ihre tiefe Verderbnis ausbreitete, mit ihrer frevlen Gottlosigkeit die Schöpfung schändend, an stilleren Orten die Menschen der bescheideneren Börsen und weniger verfetteten Herzen Erholung suchte, die Scharen der Wanderer aber sich über Täler und Höhen ergossen, ging dem Auge der meisten verborgen das Spiel jener dämonischen Kräfte fort, aus denen Völkerkrieg und Bürgerkrieg entstehen und schlugen da und dort einzelne Flammen hervor, welche den neuen und schlimmern Weltbrand verkündigen, der trotz allen Löschvorkehrungen mit der Sicherheit der Naturgesetze kommen wird, wenn die Welt nicht auf ihrem heutigen Wege umkehrt. (Vgl. Matth. 24, 37—39.)

1. Weltpolitisches.

Die Welt ist allerdings nun voll von dem nach allen Hässlichkeiten dieses Jahrmarktes der Diplomaten am Ende erzwungenen „Gelingen“ der Haager Konferenz. Aber ich fürchte, es sei mit diesem Gelingen nicht weit her. Man hat zuletzt über einen wüsten Kampfplatz einige künstliche Blumen gestreut, aber die bösen Geister, die sich auf ihm getummelt, werden sich wohl wirksamer erweisen, als der rhetorische und journalistische Parfum dieser Blumen. Offen gestanden wäre dem Schreibenden ein sichtbares Scheitern der Konferenz fast lieber gewesen, als dieser äussere Erfolg bei innerem Fiasko. Durch ein solches Scheitern wären vielleicht bessere Geister geweckt worden, es hätte vielleicht die Gewissen gemahnt, während nun dieser doch nur erzwungene Erfolg bloss einen Vulkan von Misstrauen und Erbitterung verdeckt.

Dass es so gekommen, ist leider das schlimme Verdienst des „Sozialismus“, d. h. der englischen Arbeiterregierung. Prompt, allzu prompt ist dieses Versagen eingetreten und genau an dem Punkt, wo wir es am meisten gefürchtet haben. Sozialisten von verschiedener Färbung haben das Verhalten eines Snowden zu verteidigen versucht. Es sei damit eine wirkliche sozialistische Politik auf den Plan getreten, die sich um die der Konservativen nicht kümmere, Snowdens Haltung habe bloss den französischen Rüstungen und dem Faschismus gegolten. Nun wissen meine Leser, dass es mir an Sympathie für die Arbeiterregierung wahrhaftig nicht fehlt, und ich füge hinzu, dass ich von früher her auch solche für Snowden hegte. Aber die Argumente, die sein Verhalten verteidigen, fast hätte ich gesagt: beschönigen wollen, scheinen mir völlig haltlos und künstlich zurechtgemacht. Sozialistische Politik? Es nimmt mich

wirklich wunder, mit welchem Mikro- oder Makroskop man im Haag solche entdeckt hat. Was man sehen (und hören) konnte, war eine kleinliche, hochmütige und brutale Betonung und Verfechtung des englischen Eigeninteresses. Sollte das Sozialismus sein? Schönen Dank dafür! Dafür hat die Welt nicht auf die Lektion des Sozialismus warten müssen. In England selbst feiert man Snowden auch noch dafür, dass er das englische Prestige wiederhergestellt habe. Auch dieses Verdienst will mir nicht gerade besonders sozialistisch vorkommen; ich meine, ich hätte davon auch bisher schon gehört. Zwar hätte ich volles Verständnis dafür gehabt, wenn die Arbeiterregierung versucht hätte, bei diesem Anlass für das furchtbare Problem der englischen Arbeitslosigkeit Lösungen vorzubereiten, aber dafür hätte es wahrhaftig sozialistischere Methoden gegeben, als dieses miserable Feilschen um einige Millionen (die zum Teil viel ärmeren Völkern abgezwackt werden sollen) und einige andere Bestimmungen des Owen Young-Planes. Und was den Kampf gegen den französischen Militarismus und den italienischen Faschismus betrifft, so ist das gewiss eine wohlwollende Fiktion, womit man Snowden Gedanken unterlegt, die er in diesem Zusammenhang schwerlich gehabt hat, sonst aber wäre zu bemerken, dass es dazu für eine englische Arbeiterregierung wahrhaftig andere und bessere Methoden gäbe, als die von Snowden angewendeten und dass er mit diesen den Faschismus nur gestärkt hat (da sie einen sofortigen neuen Zusammenschluss zwischen Frankreich und Italien bewirkten), während der Kampf gegen den französischen Militarismus, in dieser Form von einem Engländer geführt, umso sinnloser wäre, als es ja England war und nicht Frankreich, das seinerzeit das von Herriot in Verbindung mit MacDonald zustande gebrachte Genfer Protokoll zunichte machte. Ich kann endlich auch nicht glauben, dass ein so protziger und grober Stil, wie ihn Snowden angewendet, gerade besonders sozialistisch, und wenn dies, für die Zukunft besonders verheissungsvoll sei. Es wird von sozialistischer Seite zur Verteidigung dieses Stils behauptet, Snowden habe sich damit gegen das „Zuleichtgenommenwerden durch das Diplomatenpack“ schützen müssen, aber dieses Argument ist so haltlos wie alle andern. Ein englischer Minister braucht vorläufig für das Ernstgenommenwerden nicht zu sorgen, und wer bloss durch solche Mittel dazu gelangen könnte, stellte sich ein übles Armutszeugnis aus.[1])

Nein, was dieser Vertreter einer Arbeiterregierung bewirkt hat, ist statt einer Reinigung und Beruhigung der internationalen Atmosphäre eine tiefe Verstimmung, ja Verbitterung, ein neues allseitiges Misstrauen. Und glaubt denn dieser merkwürdige sozialistische Weltpolitiker, dass die Völker, die er nun in ihren Vertretern demütigen durfte, sich das so leicht gefallen liessen? Es so leicht vergässen?

Die Motive dieses Verhaltens sind gewiss ebenso geringwertig wie das Verhalten selbst.

Allzu nahe liegt freilich die psychologische Erklärung, dass ein von der Natur wenigstens leiblich verkürzter Mann nun die Gelegenheit benützt habe, als Träger der Machtfülle eines Weltreiches möglichst viele andere zu demütigen und damit sein Minderwertigkeitsbewusstsein, das übrigens ganz unberechtigt wäre, zu sättigen. Wenn diese Vermutung zuträfe, so schaute wieder wenig Sozialismus heraus. Wahrscheinlicher erscheint mir, dass jenes während des Krieges und nachher angesammelte Ressentiment gegen Frankreich, von dem ich letztes Mal geredet, nun explodiert sei. Aber ein Staatsmann, der sich von solchen Subjektivismen leiten lässt, ist keiner, am wenigsten ist er ein Sozia-

[1]) Wenn im übrigen eine sozialistische Korrespondenz meint, sozialistische Politiker könnten von Snowden die Anwendung des Wortes lernen: „Eure Rede sei Ja Ja, Nein Nein“, so wollen wir gerne hoffen, dass sie d a m i t Gehör finde.

list. Es kam jetzt darauf an, mit dem demokratischen und sozialistischen Frankreich, das wieder ans Ruder kommen wird, neu anzuknüpfen und seinen Sieg zu unterstützen, nicht persönliches Ressentiment zu befriedigen. Nun ist das Gegenteil erreicht, der Revanche der Exzellenz Philipp Snowden zu Ehren. Diese französische Linke wird es nun schwer haben.

Erreicht ist also zweierlei: Eine neue tiefe Verstörung Europas und eine starke Verminderung des moralischen Kredites der Arbeiterregierung, der doch zum edelsten Kapital dieser Zeiten gehörte. Auch über das Zweite muss man sich ganz klar sein. Das Schauspiel, das sie im Haag geboten hat, mag einige ganze oder halbe „Marxisten" befriedigt haben, für Menschen, die Snowdensche Methoden weder im öffentlichen noch im Privatleben für wertvoll halten, hatte es wenig Anziehungskraft. Wenn nun MacDonald in Genf Abrüstung predigt, so mag er Theaterbeifall finden, aber seine Stimme hat von ferne nicht mehr die Ueberzeugungskraft von ehedem. Nicht nur die abgebrühten Diplomaten, die in Genf sitzen, sondern auch viele Andere, nicht von vornherein Verhärtete, werden in ihrem Herzen sagen: „So wie ihr's im Haag getrieben habt, so können wir's auch — ohne Sozialismus!"[1])

Haag ist in meinen Augen eine böse moralische Niederlage derjenigen Macht, von der man, menschlich betrachtet, am ehesten allerlei Gutes für die Welt erwarten darf. Dies den Labour-Leuten mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu sagen (wobei man vielleicht sogar ein wenig den Snowdenschen Stil nachahmen dürfte), wäre für diese und den Sozialismus wie für die Welt überhaupt sehr viel wertvoller als alle künstlichen Reinwaschungen.[2])

Ob diesem grossen Defizit der Konferenz kann man sich über einen wirklichen Erfolg derselben, die nun endlich beschlossene Räumung der Rheinlande, nur halb freuen. Denn wenn diese nun doch nicht die Frucht einer Umstimmung, sondern bloss eines Zwanges auf der einen und eines befriedigten Ressentiments auf der andern Seite ist, so bedeutet sie keinen ganzen Gewinn, sondern mehr eine Umstellung der Kräfte, und vielleicht sogar auch Schaden, insofern als sie neuen Bündnissen und Machinationen ruft, wovon die Annäherung zwischen Italien und Frankreich nur ein Beispiel ist. Jedenfalls hätte die Räumung sich auch auf andere, bessere Weise herbeiführen lassen.

Während der Sozialismus im Westen bei diesem Anlass wahrhaftig wenig moralische Werbekraft entfaltete, hat er im Osten auch keine erhebende Rolle gespielt. Ich glaube zwar, dass im Streit zwischen Russland und China, was den nächsten Anlass, den Kampf um die ostchinesische Eisenbahn betrifft, Russland das grössere Recht für sich hat — während freilich, wenn man weiter zurückgeht, die Schuld zum grössten Teil auf den russischen Imperialismus und auf den Bolschewismus fällt, insofern dieser in China wahrhaftig keine selbstlose Rolle gespielt hat — aber dies Säbelgerassel, diese Aufpeitschung ganz gewöhnlicher patriotischer und imperialistischer Gefühle mit den gewöhnlichen Mitteln in Russland, hat den Kredit des sozialistischen Antimilitarismus und der sowjetrussischen Abrüstungspolitik wahrhaftig auch nicht vermehrt.[3])

---

[1]) Das hat sich inzwischen bestätigt. Nicht MacDonald, sondern Briand hat das Ohr der Welt.

[2]) Dieses Urteil wird auch von englischen Sozialisten geteilt, z. B. von so hervorragenden Führern wie Brailsford und Fenner Brockway, aber auch von Männern wie Vandervelde und Leon Blum.

[3]) Es ist aber wohl zu beachten, dass dieses Verhalten doch nur eine Art Heuchelei ist. Denn Russland empfindet vor allem eine tiefe Furcht vor einem „imperialistischen Angriff" Europas. Von diesem Gedanken ist es ganz hypnotisiert. Das hat uns neuerdings ein so unbefangener Zeuge wie unser Freund, der Amerikaner Nevin Sayre berichtet, der soeben aus Russland

Wenn wir also auf dieser Linie das starke Versagen menschlicher Kräfte feststellen müssen und wir uns auf Grund davon nicht erlauben dürfen, die weltpolitische Lage in allzu hellem Lichte zu sehen — es sei denn im Lichte von Feuersbrünsten und von allerlei Wetterleuchten — so ist damit nicht gesagt, dass in und neben diesen Entwicklungen nicht auch Erfreuliches zu sehen sei. Wie die Annahme des Owen Young-Planes mit den von mir stets geltend gemachten Vorbehalten als erfreulich zu bezeichnen ist, und selbstverständlich, trotz allem, in noch höherem Masse die Räumung der Rheinlande, so gewiss auch die Tatsache, dass es nun zwischen Russland und China doch nicht zum Kriege gekommen ist, während dies früher unter solchen Umständen selbstverständlich gewesen wäre. Zu diesem Ergebnis mögen allerlei „realpolitische" Erwägungen mitgewirkt haben, vor allem die innere Schwäche der beiden grossen Reiche, aber es hat sich doch auch gezeigt, dass der Ausbruch eines grossen Krieges heute sehr erschwert ist, dass starke Kräfte ihm entgegenwirken. Auch hat es seine Bedeutung, dass beide Parteien sich auf den Kelloggpakt beriefen, wie denn auch wohl ganz sicher Amerika einer der Hauptfaktoren der Verhinderung des Krieges gewesen ist. Pax Americana!

Da wir gerade bei der Wirkung der internationalen Friedensorganisationen sind, so sei schon hier etwas erwähnt, das sich, verglichen mit diesen Geschehnissen, sehr klein ausnimmt, das aber doch eine grosse prinzipielle Bedeutung besitzt: ich meine das Urteil des Haager Schiedsgerichtes in Sachen des zwischen Frankreich und der Schweiz schwebenden Streites um die Zonen. Für die nichtschweizerischen Leser sei bemerkt, dass es sich um eine Bestimmung des Wiener Vertrages von 1815 handelt, nach welcher zwischen Genf und einigen savoischen Landstrichen am Genfersee ein freieres Regime des Güteraustausches herrschen sollte, wodurch die Versorgung Genfs mit Lebensmitteln erleichtert würde. Bei den Verhandlungen, welche den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund begleiteten, hatte die Schweiz in eine Aufhebung des Vorrechtes gewilligt, aber mit dem Vorbehalt einer gütlichen Verständigung zwischen den beiden Staaten. Diesen Vorbehalt in seinem Machtrausch missachtend, hatte Frankreich hart an der Grenze Zollhäuser errichtet und damit nicht nur einen Beweis krasser Undankbarkeit gegen die Stadt gegeben, der es so viel verdankt und die während des Krieges so treu und wirksam zu ihm gestanden, sondern auch gezeigt, dass ihm unter Umständen trotz jenem Kampf pour le droit et la justice Gewalt vor Recht gehe. (Es wird natürlich, wie in solchen Fällen ja immer, nur von den Regierungen gesprochen.) Die Schweiz hat darauf an den Völkerbund appeliert und Frankreich musste wohl oder übel einwilligen, dass die Sache vor das Haager Schiedsgericht kam. Dieses hat nun, nach Anhörung beider Teile und langer, sorgfältiger Beratung mit neun gegen drei Stimmen zu Gunsten der Schweiz entschieden. Die Wichtigkeit dieses Entscheides liegt nicht in der Materie selbst — in dieser Beziehung ist die Sache bei uns vor allem durch diejenigen Kreise, deren „schweizerische Politik" in der Verhetzung unseres Volkes gegen Frankreich und Indienstnahme der Schweiz für alldeutsche Ziele besteht, gewaltig aufgebauscht worden — sondern in dem Prinzip, das in dem Urteil zum Ausdruck kommt. Es hat damit auf sehr bedeutsame Weise das Recht über die Gewalt gesiegt und der Kleine gegen den Grossen recht bekommen. Und nun stelle man sich einmal vor, wir hätten gegen Frankreich unser Recht mit dem Schwerte vertreten wollen! Kann es einen eindringlicheren Anschauungsunterricht für die Wahrheit geben, dass das Schwert uns gerade im sogenannten Ernstfalle nichts hilft, wohl

---

zurückgekehrt ist. Statt also immer mit der moskowitischen Gefahr zu drohen, wäre richtiger, Russland durch ein grossartiges Entgegenkommen, wie es Wilson plante und übte, von seiner Angsthypnose zu befreien — falls einem daran wirklich gelegen ist!

aber das Recht, dass es daher gilt, die Macht des Rechtes dadurch zu stärken, dass wir ihm vertrauen und darum das Schwert, das rostige, ohnmächtige, nur Fluch eintragende, zerbrechen?[1])

Darum hat diese Sache quantitativ keine, qualitativ eine grosse Wichtigkeit, und dies nicht nur für die Schweiz, sondern für alle Welt. „Und ein Richter ist wieder auf Erden."

Weiterhin ist es eine gute Sache, dass die englische Arbeiterregierung in Egypten eine neue Politik betreibt. Sie hat den egyptischen Oberkommissär, Lord Loyd, einen besonders hartköpfigen Träger der Politik der Gewalt, durch einen andern ersetzt. Sie hat auch mit Egypten einen neuen Vertrag geschlossen, der unter anderem eine Aufhebung der militärischen Besetzung des Landes vorsieht in dem Sinne, dass sie sich künftig bloss noch auf eine bestimmte Zone am Suezkanal beschränken wird, und der auch den Eintritt Egyptens in den Völkerbund stipuliert. Also ein Schritt weiter zum British Commonwealth of Nations. Auf diesem Gebiete wird die Arbeiter-Regierung vielleicht ihre weltgeschichtlich wichtigste Aufgabe zu lösen haben. Und dies namentlich in Indien. Dort ist die letzte Viertelstunde. Bringt die Arbeiter-Regierung nicht den Mut auf, Indien die Selbstregierung (self-government, Dominion status) anzubieten, auf die Gefahr hin, darüber zu stürzen, so kann es zu schlimmen Dingen kommen.

Nur eine Andeutung, was dann zu erwarten stünde, wären die Ereignisse in Palästina. Ueber sie wird an einer andern Stelle geredet. Hier sei nur bemerkt, dass diese Ereignisse selbstverständlich, sei's mit Recht, sei's, wie ich meinen möchte, mit Unrecht, aufs Debet der Arbeiter-Regierung geschrieben werden. Ein Weltreich zu regieren ist halt kein Spass!

Der Kommunismus wartet begierig darauf, dass auch Labour den falschen Weg einschlage. Denn er hofft von den unterdrückten Völkern her immer noch auf den Anstoss zur endgültigen Weltrevolution. Ein Organ für diese Hoffnung ist die „Liga gegen den Imperialismus", die vorwiegend unter kommunistischem Einfluss steht. Sie hat vor kurzem in Frankfurt ihren zweiten Kongress abgehalten, nachdem der erste, grosses Aufsehen erregende bekanntlich vor zwei Jahren in Brüssel stattgefunden hat. Zwei Strömungen hoben sich scheints an dieser zweiten Versammlung noch deutlicher als vorher voneinander ab: die soeben gekennzeichnete vulgärkommunistische und eine nichtkommunistische, aber ebenfalls radikale, vertreten durch Maxton von der englischen Opposition in der Labour Party und durch Frau Dr. Helene Stöcker und Bartholome de Light. Es scheint auch, dass die Erstern rasch zur Alleinherrschaft gelangen und dass namentlich die unterdrückten Völker vorläufig noch immer fast nur im Kommunismus ihr Heil und in Moskau ihr Mekka erblicken. Desto wichtiger wäre, dass ihnen auch von nichtkommunistischer Seite ehrlich und tapfer die Hand entgegengestreckt würde. Und desto entscheidender wird das Verhalten der Arbeiter-Regierung. Leider scheint sie in ihren Verhandlungen mit Russland bisher wenig Weitblick und Grossartigkeit bewiesen zu haben, dies besonders insofern, als sie die Wiederaufnahme normaler Beziehungen zu Russland, die

---

[1]) Das scheinen unsere Militaristen zu spüren und schweigen darum dieses Ereignis tot oder verkleinern es. Rusch erzählt in seinen „Republikanischen Blättern", er habe in einem Hotel ein Gespräch zwischen Intellektuellen belauscht, in welchem einer sein Bedauern über diese Wendung ausdrückte, weil damit Wasser auf die Mühle der Pazifisten geleitet werde. So sind diese Leute. Wenn wir die Abrüstung fordern, so erklären sie, zuerst müsse eine sichere Rechtsordnung vorhanden sein, wenn diese aber ihr Vorhandensein beweist, so sind sie betrübt und verraten damit ihr Herz: dass es ihnen um jeden Preis darauf ankommt, das Militär zu behalten und alles andere nur Ausrede ist.

doch selbstverständlich hätte sein sollen, von der Bezahlung der englischen Schulden abhängig machte. So scheint auf der kommunistischen Seite der Hass gegen die Arbeiter-Regierung stärker zu sein, als der gegen die konservative. Freuen wir uns wenigstens, dass in der Labour Party ein Mann wie Fenner Brockway steht und bedeutenden Einfluss hat. In Indien aufgewachsen, versteht er seine Verhältnisse und Bedürfnisse von Grund aus und er kämpft mit englischer Entschlossenheit für sein Recht.

Wir sind mit diesem Kapitel schon von selbst auf das Feld des sozialen Krieges gelangt. In dieser Beziehung sind die Vorgänge in Oesterreich während der Berichtsperiode stark in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Zu St. Lorenzen in der Steiermark ist es am Sonntag, den 18. August, zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen einer sozialdemokratischen Volksversammlung und der sie überfallenden „Heimwehr“ gekommen. Die ohnehin schon grosse Spannung zwischen den beiden Lagern, den Sozialdemokraten auf der einen und der immer mehr faschistisch werdenden Heimwehr auf der andern Seite, ist damit bis zu dem Punkte gesteigert worden, wo jeden Augenblick die Flamme des offenen Bürgerkrieges ausbrechen kann. Wenn dies geschähe, so könnten die Folgen sehr weittragend sein. Ein Sieg des österreichischen Faschismus würde leicht auf andere Länder, auch auf Deutschland wirken, eine Intervention der Nachbarstaaten würde wahrscheinlich und der Weltbrand wäre da. Ganz besonders tragisch wird die Lage dadurch, dass die katholische Landgeistlichkeit in ihrer grossen Mehrheit mit den Heimwehren geht, in der Hoffnung, durch sie die „gottlose“ und „jüdische“ Sozialdemokratie zertrümmern zu können.

Wir reden von diesen österreichischen Dingen noch an andern Stellen. Möge es einem Aufgebot aller guten Geister gelingen, den Dämonen, die auf den Trümmern der alten Habsburgerherrschaft sich tummeln, ihr Spiel zu verderben und wenn möglich sogar „Gutes aus dem Uebel“ zu schaffen.

Der Kampf zwischen Faschismus und Demokratie steht auch sonst fast überall auf der Tagesordnung. In Deutschland haben die Nationalsozialisten Hitlers einen Aufschwung genommen. Blutige Auftritte bei Anlass ihrer Tagung in Nürnberg haben ihren Geist kund getan und neuerdings werden wiederholte Attentate gegen Amtsgebäude und Aehnliches ihnen zur Last gelegt.[1]) Hugenberg hat vor dem Denkmal des Arminius im Teutoburgerwald gegen Deutschlands „Versklavung“ durch den Owen Young-Plan demonstriert. Dem gegenüber haben Sozialdemokraten wie Grescynsky erklärt, wenn Diktatur sein solle, dann die der Arbeiterschaft, und es käme ihr dann nicht darauf an, ihre Gegner an die Laterne zu hängen. Das klingt nicht gerade demokratisch-pazifistisch! Die wohl regissierte Zehnjahresfeier der deutschen Republik konnte über diese Dinge nicht völlig trösten.

Doch auch über die deutsche Lage ist schon anderwärts geredet. Fügen wir hinzu, dass in Frankreich Poincaré aus gesundheitlichen Gründen zurücktreten musste und eine Wendung nach links prophezeit wird.

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Da der Kampf zwischen Kriegsgefahr und Friedensbemühungen ohnehin das Bild der Weltlage so stark bestimmt, ist es nicht leicht, den zwischen Militarismus und Antimilitarismus auszuscheiden, doch gibt es immerhin einige Geschehnisse, die unter diese Rubrik besonders eingereiht werden müssen. Verzeichnen wir denn zuerst die Tatsache, dass am 27. August der Kelloggpakt endgültig in Kraft getreten ist. Möge er wirklich und tatsächlich in Kraft treten und nicht bloss Schein bedeuten! Vieles lässt darauf hoffen. Dann, wenn das geschehen ist, mag der Vorschlag, jenen Tag seines Inkrafttretens zu einem internationalen Feiertag zu machen, ernsthaft werden. —

[1]) Das hat sich inzwischen als Irrtum erwiesen. 14. IX.

Eine Folge der Annäherung zwischen England und den Vereinigten Staaten ist die Einstellung von schon beschlossenen Kreuzerbauten, sowohl in England als in Amerika. Wenn nur die Admiräle nicht doch noch die Oberhand behalten! — Die sogenannte demokratische Friedensbewegung, deren Führer Marc Sangnier ist, hat in den Wochen vom 6. August bis zum 4. September einen grossen Friedenskreuzzug veranstaltet, der einen Teil der deutschen Jugend nach Frankreich führte, wo sie begeistert empfangen wurde. Ob bei solchen etwas theatralisch-sentimentalen Demonstrationen viel für den Frieden herauskommt, ist mir doch etwas zweifelhaft. Unvergleichlich bedeutungsvoller, ernster, wirksamer ist jedenfalls die Dienstverweigerung. Ich verzeichne für die Schweiz den eigenartigen Fall von Raymond Bertholet, Elektriker in Genf. Er weigerte sich, in die Sanitätsrekrutenschule zu gehen und bekam dafür am 25. Juli vor dem Divisionsgericht I in Lausanne zwei Monate Gefängnis mit zwei Jahren Entzug des Aktivbürgerrechtes. Das Urteil nahm er lachend mit einem „Merci beaucoup" entgegen. Seine Mutter aber, die als Zeugin auftrat, erklärte: „Ich bin froh über die Tat meines Sohnes. Sein Verbrechen ist die grösste Genugtuung, die er mir, seiner Mutter, hat gewähren können. Ich habe ihn auf diese „schiefe Bahn" gewiesen. Ich habe meinen Sohn erzogen in Liebe und im Vertrauen auf Gott. Und hoffte... Heute hat sich mein Hoffen erfüllt. Mich solltet ihr daher verurteilen, ihr Herren Richter, mich, nicht meinen Sohn. Ich bin die Schuldige, ich, seine Mutter!" Das ist ein „Neues Lied!"

Zum Schlusse dieses Kapitels noch etwas Lustiges. Der zu zweitausend Mann in Solothurn versammelte schweizerische Unteroffiziersverein hat die Resolution gefasst, die man weiter hinten lesen wird.

Ein Kommentar könnte die erheiternde Wirkung dieses Dokumentes nur stören. Bloss das Eine muss erwähnt werden, besonders für nichtschweizerische Leser, dass die Zitierung des Schultheissen Nikolaus Wengi ein arger Lapsus ist. Es verhält sich mit diesem nämlich so: Als im Jahre 1535 die Erregung des Kampfes zwischen Katholiken und Reformierten in der Stadt Solothurn sehr gross geworden war und die Katholiken schon gegen die im Rathaus versammelten Reformierten Kanonen aufgefahren hatten, da stellte sich Nikolaus Wengi, der Bürgermeister, vor eine der Kanonen, deren Lunten schon angezündet waren und rief: „Soll Bürgerblut fliessen, so fliesse meines zuerst" und verhinderte damit den Ausbruch des Bürgerkrieges. Ausgerechnet einen solchen typischen Mann des Friedens zitieren die Unteroffiziere für ihre Sache! Nun, man darf von solchen Patrioten ja keine Kenntnis der Schweizergeschichte erwarten — der Patriotismus, mit etwas Alkohol begossen, tuts!

3. Schweizerisches.

Auch das, was wir diesmal aus der Schweiz zu berichten haben, steht vorwiegend unter dem Zeichen dieses Kampfes. Da ist vor allem das Schützenfest in Bellinzona. Es stand, als wir die letzte Monatsschau schrieben, auf seinem Gipfel, ist aber jetzt schon halb vergessen. Wie sein Vorgänger war es ein grosser Spektakel, für den Durchschnitts-Helvetier ein Anlass zu einer Sommerfahrt nach dem Tessin mit einigen Tagen patriotischen Müssiggangs und reichlichem Genuss des „Nostrano" (des Tessiner Landweins) im besten Fall zum Gewinn einer Ehrengabe, für einige Politiker, Regierungsräte, Nationalräte und Bundesräte (die meistens auch Obersten sind) eine Gelegenheit, vor einer angesäuselten Menge dumme Reden zu halten und in alkoholisiertem Schiess-Patriotismus zu machen. Diese Möglichkeiten wurden denn auch von Volk und Oberen reichlich ausgenützt. Amüsant aber wurde eine geistliche Episode. Es wurden zur Weihe des Ganzen natürlich auch zwei sogenannte Gottesdienste veranstaltet, ein katholischer und ein protestantischer. Sie sollten dem ganzen Mars- und Bachusfest noch ein wenig „religiöse Weihe" geben. Aber siehe da, während zum katholischen

Kultus eine grosse Menge strömte, fand sich zum protestantischen ausser einer bestellten Musik nur — der Pfarrer und ein Kollege ein, sodass der Pfarrer es vorzog, seine Predigt ungehalten zu lassen. Darob grosse Bestürzung sowohl bei den patriotisch-religiösen Schützen und Stammtisch-Brüdern, als bei jenen zahlreichen Theologen, die, weil sie ein paar reaktionäre alte Weiber (ich denke dabei an solche männlichen Geschlechtes!), die Angst vor dem Umsturz haben, auf Seiten ihrer besonderen neuen Kirchlichkeit wissen, sich einbilden, schon die Welt an ihren langen Rockschössen zu haben. Man verfiel auf die Erklärung, dieses Fernbleiben sei ein Protest gegen die antimilitaristischen Pfarrer gewesen und unsere schiessgewehr- und säbelfreudigen schweizerischen Katholiken, die Cäsar so viel höher ehren als Christus und auf die päpstlichen Friedensenzykliken pfeifen (sich darin so stark von ihren Glaubensgenossen in andern Ländern unterscheidend[1]) zeigen mit Stolz

[1]) Ich verweise dafür auf die von der Internationale der Kriegsdienstgegner herausgegebene Flugschrift „Katholische Stimmen gegen den Krieg". Sie enthält Beiträge von Jesuitenpater Rostworowsky, Polen, Don Luigi Sturzo (dem Führer der „Popolari", jetzt als Flüchtling in London), Abbé Henri Demulier, Frankreich, Professor der Theologie Dr. Franz Keller, Deutschland, Pater Franziskus Straatmann O. P., Deutschland, Professor der Theologie Dr. Johannes Uhde, Oesterreich, dazu ein Vor- und Nachwort von Martha Steinitz. Die Schrift sollte in die Hand eines jeden Antimilitaristen, der mit Katholiken zu tun hat. (Sie ist bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit", Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, zu haben.)

Wer den ganzen Radikalismus kennen lernen will, den man in der katholischen Friedensbewegung antreffen kann, der lese zum Beispiel auch das August / Septemberheft (Friedensheft 1929) der Zeitschrift „Vom frohen Leben", das in Würzburg (Werkbundverlag) erscheint. Eine solche Entschiedenheit der Gewissensforderung, eine solche tapfere Wahrhaftigkeit in der Behandlung der Kriegsschuldfrage und eine solche Kühnheit im Aufruf zur Dienstverweigerung wird man im Protestantismus umsonst suchen — etwa wegen seiner grösseren Tiefe? Damit vergleiche man dann folgende protestantischen Aeusserungen: Im „Journal Religieux de la Suisse Romande" schreibt einer (jedenfalls ein Pfarrer) und die „Semaine Religieuse" druckt es zustimmend ab: „Es ist gewiss richtig, dass in der deutschen Schweiz einige Pfarrer unter dem Einfluss von Professor Ragaz ihre antimilitaristischen Ueberzeugungen auf der Kanzel zum Ausdruck gebracht haben, aber in seiner ungeheuren Mehrheit anerkennt der protestantische Klerus, wenn er auch von Herzen alles unterstützt, was die Völker einander näher bringen und den Krieg beseitigen will [?], doch beim gegenwärtigen Stand der Dinge, [besonders beim gegenwärtigen Stand des Pfarrer-Christentums! d. Red.] die Notwendigkeit der Landesverteidigung. Unseres Wissens ist bisher noch kein Pfarrer und kein Theologiestudent wegen Verweigerung des Militärdienstes oder der Militärsteuer vor den Kriegsgerichten erschienen." Nein, die „Diener Christi" haben es den Laien, meistens einfachen Arbeitern überlassen, Christus gegen den Moloch und Satan zu vertreten. Sie beschränken sich darauf, die Geschichte von den alten christlichen Märtyrern in der Kinderlehre erbaulich zu erzählen. Das geht ja entschieden auch leichter. Dieser wundersame Vertreter der Sache Christi fährt dann fort: „Eine Anzahl Pfarrer, denen es ein Leichtes gewesen wäre, sich davon zu befreien, tun als einfache Soldaten oder als Offiziere Dienst, und was die Theologiestudenten betrifft, befindet sich oft ein so grosser Teil von ihnen unter den Fahnen, dass der Betrieb der Fakultäten darunter leidet." Schade, dass diese „Prediger des Evangeliums" nicht gerade unter den Fahnen bleiben und Instruktionsoffiziere werden, Christus wäre damit besser gedient. (Vgl. „Semaine Religieuse", Nr. 33.)

Ungefähr auf der gleichen Höhe des Protestantismus steht ein Einsender

auf die katholischen Priester, die mit dem Gewehr über der Sutane in den Schiesstand gegangen seien. Lassen wir ihnen diese Ehre und freuen wir uns darüber, falls die protestantischen Schützen nicht bloss aus Gleichgültigkeit (was wohl bei der Mehrzahl der Fall gewesen ist), sondern vielleicht auch ein wenig aus „Angst vor Christus" nicht zu diesem geplanten Mars-Christus-Kultus gegangen sind.

Wenn im übrigen dieses Schützenfest eine Demonstration gegen den Faschismus und für die Unabhängigkeit und schweizerische Art des Tessin sein sollte, so war sie oberflächlich und kindisch, wie vieles, was dieser heutige Schweizer anstellt. Nicht nur lässt sich Mussolini durch unsere Flinten wenig imponieren (können doch die wichtigsten Schweizerstädte samt den Gotthardfestungen durch die italienischen Kanonen, um von den Luftgeschwadern ganz zu schweigen, zerstört werden, ohne dass ein Schweizergewehr zum Schiessen käme), den Tessin aber würde man wirksamer mit der Schweiz verbinden, wenn man seiner ökonomischen Notlage ernstlicher abhülfe und vielleicht ihm auch noch eine Universität ermöglichte.

Ueberhaupt ist von dem Eifer, mit dem die vom Faschismus verursachten Vorgänge im Tessin bei uns verfolgt werden, zu sagen: trop de zèle! Gewiss, es geht dort allerlei Arges. Arg ist die Verhaftung des Eisenbahnarbeiters P e r e t t i, der so unvorsichtig war, sich nach Italien zu wagen und der nun in einem italienischen Kerker sitzt, ohne dass man auch nur genauer wüsste, warum, offenbar bloss, weil er dem Faschismus verhasst geworden ist. Aber wenn man bedenkt, wie das gleiche Schweizervolk staarblind ist für die geistige und wirtschaftliche Eroberung, die von a n d e r e r Seite her es durchdringt, dann muss man sich über diesen Mangel an Instinkt wundern, der dort lärmt, wo die Gefahr mehr scheinbar, und dort schweigt, wo sie sehr wirklich ist. Und ganz unrecht hat Francesco Chiesa, der Dichter und Schuldirektor, nicht, wenn er seine Landsleute vor s c h w e i z e r i s c h e r K l e i n l i c h k e i t warnt. Sie ist eine unserer schwersten Gefahren.

Jedenfalls sind die i n t e r n a t i o n a l e n M u n i t i o n s f a b r i k e n, zu denen sich neuerdings noch eine in S o l o t h u r n gesellt habe, eine noch grössere Bedrohung für die Schweiz als der Faschismus im Tessin! Point d'argent, point de Suisse!

Aber halt doch — wer mag auch von Gefahren reden, denen die Schweiz ausgesetzt wäre, da „wir" doch im P i s t o l e n m a t c h in Stockholm Sieger geblieben sind!

4. Soziales.

Das soziale Leben zeigt nicht weniger als das politische das Bild einer weiten vulkanischen Landschaft, aus welcher da und dort Rauch oder auch Flammen hervorbrechen, die unterirdisch schwelende Glut verratend.

Der Kampf zwischen S o z i a l i s m u s u n d F a s c h i s m u s, von dem

---

im „Freien Rätier": „Sicher ist, dass der Tessiner Bergpfarrer, der mit seinen „Convallereani" die edle Schiesskunst pflegt, fester im Volke verwurzelt ist [besonders, wenn er mit ihm noch im Wirtshaus sitzt und den Jass macht, was ja als Ideal eines volkstümlichen „Prädikanten" gilt. D. Red.] als der weltfremde evangelische Pfarrer, der seine Bauern mit pazifistischen und antimilitaristischen Sprüchen füttert [was selbstverständlich keiner tut. D. Red.] und je länger je mehr zur Kirche hinauspredigt [was oft nicht das schlimmste ist]."

Wie weit muss es mit einem Protestantismus gekommen sein, der nur noch protestiert, wenn sich der Protest des Gewissens gegen gottwidrige Mächte erhebt und sich diesen als durchaus brav und harmlos, ja als zuverlässige Stütze empfiehlt. Wahrhaftig, wenn die Kirchen eines solchen Protestantismus leer werden, so ist das für Christus lauter Gewinn.

vorhin geredet wurde, bleibt einer der dauernden Züge, des im übrigen stark wechselnden Bildes. Soziologisch interessant und für ein sozialistisches Empfinden tragisch ist aber die stets wiederkehrende Erfahrung von der zwischen ihm und dem Bolschewismus herrschenden Sympathie. Sie hat sich in der Berichtszeit durch gegenseitige Flieger- und (wenn ich nicht irre) Kriegsflottenbesuche aller Welt lärmend kund getan. Was ist es wohl, das diese Sympathie erklärt? Ist es die gegenseitige Freude am Gewaltglauben und seinen Scheinerfolgen, auch wenn sie, wie in Italien, auf Kosten des andern errungen sind? Ist es überhaupt die nahe Verwandtschaft, die sich gelegentlich als Sympathie äussert?

Der Faschismus in Italien hat in diesen Monaten neben den üblichen Gewalttaten (z. B. dem Fall Roselli, den Fall Peretti haben wir vorhin genannt, es sind natürlich nur einige Beispiele von vielen) einige arge Korruptionsaffären gezeigt. Der faschistische Bürgermeister von Mailand musste wegen unerlaubtem Millionengewinn durch Terrainspekulationen abgesetzt werden und aus Turin werden schwere, durch hervorragende Faschisten begangene Erpressungen gemeldet. Soweit scheint es also mit der berühmten faschistischen Reinigung nicht her zu sein. In Russland zeigt die analoge Affaire von Astrachan mit andern ähnlichen Fällen dasselbe Bild. Tyrannei und Korruption gehören immer zusammen. Ueber die italienische Wirtschaftslage wird sehr Bedenkliches berichtet. Das verhindert nicht, dass Mussolini 200 Millionen Liren nur für Spionage zur Verfügung hat.

Bei uns in der Schweiz haben am 1. August der Bundesrat und einige Kantonsregierungen, diese durch das ganz unnötige Verbot von kommunistischen Versammlungen, wieder selber in Kommunismus gemacht. Dass dahinter eine recht raffinierte Taktik steckt, bleibt meine Ueberzeugung. Wo man die Kommunisten ruhig machen liess wie in Zürich, geschah nicht das Geringste. Besonders bedenklich ist die Tatsache, dass dem eidgenössischen Personal die Beteiligung an kommunistischen Versammlungen ausdrücklich verboten wurde. Wie man sich im übrigen zu den Kommunisten stelle, so muss jedenfalls diese politische Bevormundung des eidgenössischen Personals als Verstoss gegen die Bundesverfassung und gegen die bürgerlichen Rechte verurteilt werden. Die Kontrolle der politischen Gesinnung der Angestellten, gelegentlich mit Massregelung verbunden, scheint auch sonst immer mehr zuzunehmen. Dagegen wird in Bälde eine sehr scharfe Aktion notwendig sein, sonst entsteht daraus eine unerträgliche Tyrannei und Korruption, und Kommunisten kann man damit natürlich auch züchten.

Korruption und Kommunistenzüchtung muss man es wohl auch nennen, wenn in Deutschland der Sohn von Hugo Stinnes, der an ganz üblen, mit der Inflation, vielmehr der Aufwertung zusammenhängenden Spekulationen beteiligt war, die den Staat um Millionen bestehlen sollten, freigesprochen und die Schuld einigen Angestellten zugeschoben wurde. Es ist die alte, immer wahrer werdende Geschichte von den kleinen und den grossen Dieben.

Von Arbeitskämpfen ist vor allem das Ereignis von Lupeni in Rumänien zu melden. Bei einem Streik von Bergleuten, die jammervoll bezahlt und behandelt werden (jenes ganze grosse Land ist trotz der neuen Regierung von Korruption angefüllt bis zum Rande) wurden sechszig von diesen erschossen und natürlich entsprechend viele verletzt. Auch bei diesem Anlass soll ein gewisses Zusammenwirken faschistischer und kommunistischer Elemente stattgefunden haben.

Die grosse Aussperrung von Textilarbeitern in Lancashire ist durch eine Vereinbarung, die nur teilweise für die Arbeiter günstig lautet, aufgehoben worden. Ein Streik in der Konfektionsindustrie von neun Städten der Vereinigten Staaten, der gegen 80,000 Arbeiter (wohl vorwiegend weiblichen Geschlechtes) umfasste, hat einen für diese sehr günstigen Abschluss erfahren.

Die Gewerkschaftsbewegung wächst in aller Stille.[1]) Es scheint Aussicht zu bestehen, dass es zu einem Zusammenschluss der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale mit dem amerikanischen (d. h. nordamerikanischen) Gewerkschaftsbund, der American Federation of Labour (A. F. L.) kommt, die sich bisher, dem übrigen Beispiel der Vereinigten Staaten folgend, abseits hielt. Freilich müsste die Internationale dafür den Preis bezahlen, dass sie ihren Einfluss auf die südamerikanischen Gewerkschaften aufgäbe. Ob dieser Preis nicht zu hoch wäre? Aber ein Zussmmenschluss der Internationale mit diesem wichtigen Teil der Arbeiterbewegung ist im übrigen schon aufs höchste zu wünschen.

Die Amsterdamer Internationale hat auch Richtlinien für eine Wirtschaftspolitik der Gewerkschaften herausgegeben. Sie sind sehr vorsichtig, sehr auf das unmittelbar Erreichbare gerichtet. Vielleicht wäre etwas mehr Kühnheit der Zielsetzung doch besser. Auch für den Kampf mit den Kommunisten, der ja auch auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens tobt. Es gibt ja eine „Rote“, d. h. kommunistische Gewerkschaftsinternationale, die durch „Zellenbildung“ überall in die andere einzudringen versucht. Der Streit hört nie auf. Aber eine zu grosse Behutsamkeit (deren Gegensatz noch nicht Demagogie sein müsste) bringt die Gefahr mit sich, die im guten Sinne radikalen Arbeiter zu den Kommunisten zu treiben. In England freilich scheint diese Gefahr gering. Dort melden sich aufs neue sogenannte wirtschaftsfriedliche Bestrebungen (in Form einer Zusammenarbeit zwischen Arbeitern und Unternehmern), die auch von „radikalen“ Führern warm empfohlen werden.

Fügen wir noch hinzu, dass die Kohlenkrise eines der wirtschaftlichen Hauptprobleme der Zeit, nicht zum wenigsten wegen dem Zusammenhang mit den Reparationen immer mehr in den Vordergrund der Verhandlung tritt.

In der Schweiz zeigt die Wirtschaftspolitik (das Wort ist zu schön für die Sache) des Bundesrates ihre üblen Folgen immer wieder. Er hat neuerdings den Zoll auf Butter und Schweinefett so stark erhöht, dass lebhafte Klagen der Konsumenten laut werden, und handhabt die statistischen Gebühren, die mit der Regelung der „Getreidefrage“ zusammenhängen, so, dass daraus wieder eine Art Verzollung wird. Das Schlimmste an der Sache — weswegen wir sie auch nennen — ist, dass damit der Zwiespalt zwischen Bauer und Arbeiter immer wieder genährt wird. Es ist den in Betracht kommenden Politikern durchaus zuzutrauen, dass diese Absicht dahinter steckt. Darum sollte die Führung der Arbeiterschaft darauf nicht hineinfallen. Sie muss auch wissen, dass die Not eines Teiles der Landwirtschaft gross ist, wer immer sie verschuldet haben mag. Grosses Entgegenkommen ist geboten und bei der guten, zum Teil glänzenden Lage von Handel und Industrie auch möglich. Nur sollten die Methoden anders werden.

5. Kirchliches und Religiöses.

Um beim Sozialen anzuknüpfen, so bewegt es doch wieder mehr und mehr die Kirchen und das Christentum überhaupt. In Oesterreich haben unsere Freunde, die katholischen religiösen Sozialisten sich an den Wiener Erzbischof Piffl gewendet mit der Bitte, doch dafür zu sorgen, dass die katholische Kirche nicht länger für die Heimwehren Partei ergreife, damit die politische Neutralität der Kirche preisgebe und den Bürgerkrieg

[1]) Um welche Kräfte es sich dabei handelt, zeigt z. B. die Notiz, dass allein die Einnahmen der deutschen Gewerkschaft im Jahre 1927 182,252,326 Reichsmark betrugen. Davon wurden 62,540,817 auf „Unterstützungen“ und 32,540,817 auf „Arbeitskämpfe“ verwendet.

herbeiführen helfe. Wir bringen die Eingabe an anderer Stelle. Es ist jedenfalls ein weiser und wirksamer Schritt, zu dem wir unsern Freunden nur gratulieren können.

Wenig weitsichtig ist das Verhalten des Erzbischofs von Freiburg im Breisgau gegenüber Vitus Heller, dem Führer der deutschen „Christlich-sozialen Reichspartei", den er wegen angeblichen Verstössen gegen die katholische Lehre in eine Art Bann getan hat. In Wirklichkeit handelt es sich mehr um einen Verstoss gegen die konservative Auffassung von Politik und Ethik, die dieser Kirchenfürst, wie so viele Theologen und Laien aller Konfessionen, mit dem Christentum verwechselt. Vitus Heller (den wir in unserm Aufsatz über Katholizismus und Sozialismus auch zitiert haben) ist eine der eigenartigsten und erfreulichsten Gestalten des heutigen Deutschland. Er vertritt einen proletarischen religiösen Sozialismus auf katholischem Boden. Dazu einen religiösen Antimilitarismus so radikal als möglich. Seine Zeitung „Das neue Volk" ist eine herzerquickende Lektüre.[1]) Solche Männer retten die Kirche, von deren Priestern sie verurteilt werden.

Das Gleiche gilt — im protestantischen Lager — von einem Mann wie Pfarrer Emil Fuchs in Eisenach, unserem Freund und Mitarbeiter. Dieser goldlautere, tiefe, ebenso versöhnungsbereite als tapfere und entschiedene Mann, einer der Besten, den sie draussen haben, muss sich nicht nur von politischen Gegnern die unflätigsten Beschimpfungen gefallen lassen (ein gewisser Wilhelm Stapel, Herausgeber der Zeitschrift „Deutsches Volkstum", hat sich neuerdings dadurch ausgezeichnet; er sei hiermit an den Pranger gestellt!), sondern ist immer auch Anfechtungen von seiten der kirchlichen Kreise und Behörden ausgesetzt. Gottlob und Dank übrigens — so schwer das oft für ihn sein muss! Denn was wäre eine solche Sache, wenn sie nicht Anfechtung aller, auch der schlimmsten Art, eintrüge! Matth. 5, 10—12.

Bei uns in der Schweiz hat sich inzwischen in Safenwil eine sehr interessante Wendung vollzogen. Die kirchlichen Separatisten, die sich einem altkatholischen Pfarrer (und freisinnigen Logenbruder!) gegen Pfarrer Ott verschrieben hatten, sind, 130 Köpfe stark, zur altkatholischen Kirche übergetreten. Man stelle sich das vor: diese Leute haben bis vor kurzem zum weitaus grössten Teil gewiss keine Ahnung vom Vorhandensein und Wesen einer altkatholischen Kirche, und nun treten sie mit Sack und Pack zu ihr über. Warum? Weil in Safenwil ein Pfarrer predigt, der sich weder vor Mars noch vor Mammon verbeugt. In solchen Fällen behält der Geschichtsmaterialismus recht. Ich bin längst überzeugt, dass ein nicht kleiner Teil unserer Bettags-, Tauf-, Konfirmations-, Trauungs- und Beerdigungschristen nach irgendwelchem „Glauben" griffe, wenn er ihnen nur Sicherheit vor Sozialismus und Antimilitarismus gewährte. Man wird in dieser Beziehung vielleicht noch allerlei erleben. Dass es aber etwas gibt, das allem „Materialismus" überlegen ist, beweist doch auch wieder die gleiche Gemeinde Safenwil, die ruhig den Abzug der grossen Geldsäcke erträgt und, wie man vernimmt, mit nur immer grösserer Begeisterung zu ihrem Pfarrer hält. Und dass auch die christkatholische Kirche in ihren besten Gliedern an solchen „Bekehrungen" wenig Freude hat, beweist der Protest, den man anderwärts liest.

Gegenüber diesen Problemen werden die mehr theoretischen (die an sich ja wichtig genug sind, aber im rechten Zusammenhang) bald wieder sehr an Bedeutung zurücktreten. Die Fälle Knote in Baireut, Busch in Dresden, zweier Pfarrer, die wegen Verstössen gegen die Gottesdienstordnung, d. h. Ablehnung des Apostolicums (im Fall Knote) und gegen das Dogma (im Fall Busch) gemassregelt werden — beides scheinen ausgezeichnete Pfarrer zu sein, Busch war einmal Mitarbeiter der „Neuen Wege",

---

[1]) Sie erscheint in Würzburg, Karthause 11a.

Knote kennen wir persönlich — sind unzeitgemäss im schlimmen Sinne. Die Kirche hat jetzt anderes zu tun und nur viel extremere Fälle dieser Art, als sie vorzuliegen scheinen, könnten sie zum Einschreiten veranlassen. Sie gehe einen andern Weg und diese Fälle werden von selbst verschwinden. Matth. 6, 33.

5. Kultur und Unkultur.

Man muss in diesen Zeiten zunehmender Entmenschung alle Tatsachen, die eine andere Linie, die der Menschwerdung, innehalten, sorgfältig festhalten. Eine solche ist es, wenn die Frau des Präsidenten Hoover den Mut hatte, die Frau des Negerabgeordneten von Illinois, de Priest, ins Weisse Haus zu einem offiziellen Tee einzuladen. Dreimal bravo! Denn das bedeutet in Amerika etwas. Gross war der Entrüstungssturm der hundertprozentigen Amerikaner, aber Frau Hoover hat eine Tat getan, die ihres Quäkertums und ihrer Stellung würdig ist.

In Amerika geht zurzeit ein Krieg seltsamer Art vor sich, dem wir bei weitem nicht genügende Aufmerksamkeit schenken: den Prohibitionskrieg kann man ihn nennen. Zwischen den Alkoholschmugglern auf der einen und der Regierungspolizei auf der andern Seite findet tatsächlich zu Wasser und zu Land ein solcher Krieg statt und wird mit äusserster Erbitterung geführt. Kleinere wohlbewaffnete Motorboote und auch grössere Kriegsschiffe verfolgen die natürlich ebenfalls bewaffneten Schmuggler auf den riesigen Grenzseen gegen Kanada hin, und an den Ufern des Ozeans und auch in den Strassen der grossen Städte kommt es zu ganzen Gefechten, in denen es Tote und Verwundete gibt. Man mag von der Prohibition halten, was man will, dieser Krieg hat jedenfalls etwas sehr Bedeutsames. Er erinnert fast an die Vorgänge, die den grossen Sklavenbefreiungskrieg einleiteten. Präsident Hoover scheint fest entschlossen zu sein, dem Gesetz Nachachtung zu verschaffen.

Solch grossen Dingen gegenüber ist es eine unbedeutende Sache, soll aber doch gemeldet werden, dass das Stimmvolk von Baselstadt mit grosser Mehrheit an einem Verbot des Schnapsausschankes in den frühen Morgenstunden, das die Wirte und ihre Freunde beseitigen wollten, festgehalten hat.

Jedenfalls sind solche Dinge für die Zukunft der Menschheit unvergleichlich wichtiger als der Weltflug des Zeppelin, von dem die Zeitungen aller Hemisphären voll sind. Ich versage solchen Leistungen ein für allemal diese Art von Respekt. Nichts ist heute leichter als technische Erfolge. Wir wissen nun längst, dass der homo faber und homo intellectualis dergleichen vermag, möchten aber gerne etwas mehr sehen, ob er auch anderes vermag, nämlich Selbstüberwindung, Besiegung der dämonischen Mächte, die uns mit Untergang bedrohen. Wenn zwei junge Schweizer — Käser und Lüscher — vom Rekordfieber überwältigt, bei ihrem unbedachten Versuch, mit einer ganz ungenügenden Ausrüstung den Ozean zu überfliegen, ums Leben gekommen sind, so haben freilich die Philister, die sie im Falle eines Erfolges vergöttert hätten, gänzlich kein Recht, sie zu verurteilen (wie Rusch ihnen klassisch nachweist), aber schlimm ist es doch, wenn die Jugend durch Technik und Sport so ganz auf äusserliche Abenteuer hingelenkt wird. Bei alledem kommt für den wirklichen Fortschritt des Guten doch rein nichts heraus. Die Tat der Frau Hoover ist in meinen Augen mehr wert als verschiedene Zeppelinflüge um die Welt. Wen das beisst, der kratze sich!

Bedeutsamer auch als der Zeppelinflug ist die ungeheure Sauerstoffexplosion in Berlin-Tegel, die uns wieder einen Vorgeschmack davon gibt, was uns erwartet, wenn wir nicht auf diesem Wege umkehren, ähnlich wie es die unaufhörlichen Katastrophen in den Munitions- und Giftgasfabriken tun. Mene tekel! Es sind in die Hand des heutigen, gottentfremdeten, aller höheren Bindung entbehrenden Menschen gigantisch-dämonische Kräfte gegeben. Wehe, wehe, wenn dieser Mensch sie benützt und selbst von ihnen benützt, von ihnen besessen wird!

Parpan, 6. September 1929. L. Ragaz.

Nachtrag zur Monatsschau.

1. Zur Weltpolitik. Die mit der gegenwärtigen Versammlung des Völkerbundes verknüpften Ereignisse halte ich für sehr wichtig: der Beitritt Englands und seiner Dominions zur obligatorischen Gerichtsbarkeit (der sogenannten fakultativen Klausel), dem nun endgültig Frankreich, dazu Italien und viele andern Staaten gefolgt sind, schliesslich wohl alle übrigen noch folgen werden, ist doch wohl ein grosses Ereignis. Ebenso ist wichtig Hendersons und Anderer Vorschlag, den Kelloggpakt derart in den Völkerbundspakt einzubauen, dass die darin bisher noch enthaltene Erlaubnis zur Kriegsführung aufgehoben würde. Endlich haben die Reden MacDonalds, Briands, Stresemanns und Anderer trotz aller Vorbehalte, die man machen muss, ihre grosse Bedeutung. Darüber das nächste Mal mehr.

Es ist auch zu melden, dass die Verständigung über die Abrüstung der Flotten zwischen England und den Vereinigten Staaten auf gutem Wege und der Beitritt der Letzteren zum Haager Schiedsgerichtshof gesichert ist.

2. Zum Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus. Sehr wichtig sind die Enthüllungen Shearers, der als bezahlter Agent sowohl einiger der wichtigsten amerikanischen Schiffsbau- und Stahlwerk-Gesellschaften als auch der Admiralität den Auftrag hatte, an der Konferenz für Flottenabrüstung im Jahre 1927 die Bestrebungen der eigenen Regierung zum Scheitern zu bringen. Das ist nur eine weitere Illustration dessen, was Lehmann-Rusbüldt in seiner Schrift: „Die blutige Internationale" nachweist. Ob den Völkern über solchen Dingen endlich die Augen aufgehen?

3. Zum Sozialen. In Genf tritt die Wirtschaftspolitik immer mehr in den Vordergrund, was sehr bedeutsam ist. Es soll das Kohlen- und Zuckerproblem von einer besonderen Konferenz behandelt werden und ist ein Zoll-Waffenstillstand von zwei Jahren vorgeschlagen.

Sonntag, den 8. September, haben an mehreren Orten der Schweiz jene grossen Demonstrationen für den Frieden stattgefunden, die unseres Wissens auf Beschlüssen der Zweiten Internationale beruhen. Eine gewisse Regie hat durch die ganze Anordnung dieser Demonstrationen, die Auswahl der Redner und anderes dafür gesorgt, dass die Sache nicht so ernsthaft wurde, wie es der Stimmung der Arbeiterschaft wohl entsprochen hätte.

4. Zum Kirchlichen. An der Versammlung des Welt-Kirchenbundes in Eisenach wurde unter anderem auch die sorgfältige Ausbildung christlicher Journalisten beschlossen. Was würde wohl Kierkegaard dazu für ein Gesicht machen? — Der Kampf des Bolschewismus gegen die Religion verschärft sich. Neuerdings hat er einen grossen Schlag geführt: auf Befehl des Volkskommissärs für Erziehung, Lunatscharsky, wurde das altheilige Bild der iberischen Gottesmutter aus der Kapelle am Eingang zum Kremel weggenommen und irgendwohin gebracht. Von diesem Kampf auch ein ander Mal mehr.

5. Zum Kulturellen. Aus Indien wird eine furchtbare Ueberschwemmung gemeldet, die ein Gebiet doppelt so gross wie die Schweiz betroffen habe.

14. September.

Dokumente.

1. **Die Resolution der Unteroffiziere.** Die zu einem Rapport zusammenberufenen Sektionspräsidenten des schweiz. Unteroffiziersverbandes fassten einstimmig folgende von Unteroffizieren aller Waffen, Zürich, eingebrachte Resolution:

„Wir, die Unteroffiziere und Soldaten aller eidgenössischen Orte, Waffen und Altersgrenzen, aller Konfessionen, sozialen Schichten und Landessprachen, zu ernster Arbeit in der alten Soldatenstadt Solothurn versammelt, erheben

hiemit feierlichen Einspruch gegen die ständigen Versuche der Entmännlichung unserer Jugend durch vaterlandslose evangelische Prediger und extremistische Lehrer, die jene verherrlichen, die sich der Erfüllung der verfassungsmässig festgelegten Dienstpflicht entziehen. Wir erwarten von unseren selbstgewählten Behörden, dass sie den Mut aufbringen, rücksichtslos gegen die Diener des Staates vorzugehen, die bereit sind, ihr Vaterland einem unerreichbaren Ideal zu opfern. Wir geloben, im Gedanken an den Schultheissen Wengi, unentwegt für unser volkstümliches Verteidigungsheer einzutreten und — wenn das Schicksal es will — unser Leben für die Erhaltung und den Schutz unserer schönen Heimat zu opfern. Es lebe das Vaterland, es lebe die Armee!"

2. **Der Bund der religiösen Sozialisten Oesterreichs** (Abteilung katholische Arbeitsgemeinschaft) **an den Kardinal Piffl in Wien.** „Die blutigen Ereignisse von St. Lorenzen haben alle Welt erkennen lassen, in welchem Grade die Gefahr eines Bürgerkrieges in Oesterreich angewachsen ist.

Die Zuspitzung der politischen Gegensätze ist derart, dass alle, die sich im Gewissen verpflichtet fühlen, den Gefahren eines Bürgerkrieges mit aller Kraft zu begegnen, auch kein Mittel unversucht lassen dürfen, das diesem Ziele ernstlich dienen kann.

Von solchen Erwägungen ausgehend, erlauben wir uns daher im Namen der Katholischen Arbeitsgemeinschaft im Bund der religiösen Sozialisten, aber auch in dessen Namen und im Namen aller, die aus christlichem Gewissen heraus an der Aufrechterhaltung des inneren Friedens arbeiten, die Aufmerksamkeit E. E. darauf zu lenken, wie sehr der inneren Befriedung unseres Staates dadurch gedient wäre, wenn Sie Vorkehrungen treffen würden, die es unmöglich machen, dass Wehrformationen aller Art in geschlossenen Zügen und uniformiert an kirchlichen Feiern teilnehmen und dass Wimpelweihen für Wehrverbände stattfinden.

Wie die Tatsachen beweisen, werden solche religiöse Feiern von rechtsstehenden Wehrverbänden derzeit mit Bedacht dazu missbraucht, um die von den Landeshauptleuten im Bereich Ihrer Diözese erlassenen und für alle Wehrverbände geltenden Aufmarschverbote zu umgehen. Die dann in der Folge solcher religiöser Feiern auftretenden politischen Demonstrationen und Exzesse gefährden im höchsten Grade den inneren Frieden, sie tun auch das ihre, um religiöse Einrichtungen in Misskredit zu bringen.

Eine Aktion wie jene, um die wir mit obigem Hinweis ersuchen, wäre nicht nur eine Tat zur Aufrechterhaltung des inneren Friedens und der Sicherung der Weiterentwicklung unseres Staates auf legalem Wege, sie wäre zugleich ein sichtbares Zeichen für die Neutralität der Kirche in politischem Kampfe und für den Verständigungswillen in bezug auf das Verhältnis zwischen der Kirche und dem sozialistischen Proletariat, von welchem Verständigungswillen die letzte katholisch-soziale Tagung nach dem Willen der Bischöfe zeugen sollte.

Eine solche Aktion liegt also derart im allgemeinen und im Interesse der Kirche selbst, dass wir sie wohl zuversichtlich erwarten können."

3. **Erklärung christkatholischer Geistlichen.** „Die unterzeichneten Geistlichen der christkatholischen Kirche der Schweiz erklären öffentlich ihr tiefes Bedauern bezüglich der Stellung, welche der christkatholische Pfarrer von Aarau, Ludwig Meier, in der Angelegenheit der reformierten Kirchgemeinde Safenwil (Kt. Aargau), entgegen der ablehnenden Haltung der christkatholischen Zentralbehörde, infolge seiner freimaurerischen Verbundenheit eingenommen hat. Sie tun dies aus folgenden Gründen:

1. Weil sie der Ansicht sind, dass die in Safenwil entstandenen Schwierigkeiten eine Teilwirkung jener allgemeinen Krisis darstellen, die überall zu

erwarten ist, wo das Evangelium ohne Ansehen der Person verkündigt und mit dem Gehorsam, den Christen ihrem alleinigen Herrn schulden — nicht zuletzt im sozialen Leben — ernst gemacht wird;

2. weil sie der Ueberzeugung sind, dass es sich im vorliegenden Fall durchaus um eine protestantisch-innerkirchliche Angelegenheit handelt, welche die Einmischung eines Geistlichen anderer Konfession nicht verträgt;

3. weil das Verhalten von Pfarrer Meier — welches im Dienst einer offensichtlichen Boykottbewegung steht — von ihnen als dem Geiste der ökumenischen Zusammenarbeit der christlichen Kirchen, für deren Sinn und Ziel sich die christkatholische Bewegung von Anfang an eingesetzt hat, entgegen gerichtet erachtet wird.

Einige der unterzeichneten Geistlichen haben schon vor dem allgemeinen Bekanntwerden des Falles gegen das Verhalten des betreffenden Pfarrers Verwahrung erhoben. Sie würden es im wohlverstandenen Interesse der christkatholischen Kirche und um der rechten zwischenkirchlichen Beziehungen willen begrüsst haben, wenn die christkatholischen Behörden ihre ablehnende Haltung gleich zu Beginn durch eine öffentliche Erklärung dargetan und ihrer Aeusserung durch eine klar gestellte Alternative Nachachtung verschafft hätten.

Unterschriften:
Prof. Dr. A. Gilg, Bern; Pfr. O. Gilg, Luzern;
Pfr. H. Gschwind, Zürich; Pfr. M. Heinz, Zürich;
Pfr. P. Heinz, Hellikon; Pfr. Lic. E. Stuiber, Biel.

Professor Einstein als „Anstifter". Unsere Militaristen werden nicht müde, diejenigen unter uns, die Krieg und Militär nicht für Heiligtümer halten und nach einem viereinhalbjährigen Weltkrieg mit alles in allem dreissig Millionen Toten es nicht für nötig halten, ihre Meinung zu verbergen, als „Anstifter" zu verleumden, die, hinter dem warmen Ofen sitzend, die andern zur Dienstverweigerung aufhetzten, sich selbst aber klug in Sicherheit hielten. Davon nächstens ein kräftiger Spruch, wir kommen nicht mit allem nach.

Heute wollen wir einem andern das Wort geben, nämlich dem berühmtesten Gelehrten der Gegenwart und einem der grössten aller Zeiten, Professor Albert Einstein, der zugleich zu den wenigen gehört, die 1914 nicht umgefallen sind.

Die in Prag erscheinende Monatsschrift „Die Wahrheit" hat einer Reihe von Persönlichkeiten, die mit der Friedensbewegung verbunden sind, die Frage vorgelegt: „Wie würden Sie sich für den Fall des Wiederausbruches eines Krieges, respektive Weltkrieges, verhalten?" Die Antwort Einsteins, wie die anderer Kriegsdienstgegner zu veröffentlichen wurde der „Wahrheit" (mit verbundenem Munde) von der Zensur nicht gestattet. Von fünfzehn Antworten wurden acht unterdrückt. O Masaryk, und das in deinem Lande!

Die Antwort Einsteins lautet: **„Ich würde mich unbedingt weigern, direkten oder indirekten Kriegsdienst zu tun, und ich würde meine Freunde zu derselben Haltung zu überreden suchen, ganz ohne Rücksicht darauf, wie wir die Ursachen des Krieges beurteilen würden."**

Bei einem andern Anlass äusserte sich Einstein folgendermassen:

„Friedliche Streitschlichtung ist nur möglich, wenn die Kampfheere allenthalben abgeschafft werden und ebenso jede Militärpflicht. Einstweilen wäre es förderlich, wenn alle Menschen von Ansehen für die prinzipielle Militärdienstverweigerung einträten."

Aus: Records of Progress (Dokumente des Fortschrittes, April 1929).

Redaktor Rusch zum Bellenzer sogenannten Gottesdienst. Redaktor Rusch schreibt in den Republikanischen Blättern vom 10. August zu dem berüchtigt gewordenen Bellenzer Schützen-Gottesdienst unter anderem folgendes:

„Gott, wie danken wir dir, dass wir nicht sind wie diese Reformierten.“ Bekanntlich hat man den Bellenzer Schützenrummel religiös zu garnieren gesucht und zwei mächtige Feldgottesdienste veranstalten wollen. Beim katholischen Feldgottesdienst hielt Monsignore Baccarini, der Bischof von Lugano, selber die Festpredigt. Dieser Gottesdienst war in Massen besucht, teils von Neugierigen, teils von Katholiken, welche diesen etwas erleichterten Anlass, Gott und dem Festgeist dienen zu können, benutzten. Zum gleichzeitig veranstalteten reformierten Feldgottesdienst hat sich tatsächlich sozusagen niemand eingefunden, sodass er gar nicht abgehalten werden konnte. Das hat nun eine Reihe katholischer Zeitungen veranlasst, über das reformierte Christentum unseres Landes wie über eine zum Abbruch ausgeschriebene Kirche zu schreiben und von den Prädikanten zu behaupten, sie hätten kein Volk mehr um sich. Zu diesen Ueberheblichkeiten steht uns Katholiken gar keine Befugnis zu. Fürs erste ist der reformierte Christ durch kein Kirchengebot gehalten, dem sonntäglichen Gemeindegottesdienste beizuwohnen. Die reformierte Religiösität beruht auf Freiwilligkeit und innerem Bedürfnis. Und zum zweiten ist der reformierte Christ in religiösen Dingen konsequent. Diejenigen nicht zahlgeringen Reformierten, welche in der den meisten Katholiken unbekannten, starken religiösen Strömung stehen, welche seit etwa zwanzig Jahren unser Land durchflutet, sind nicht nach Bellinzona gegangen und werden an eidgenössischen und kantonalen Festen überhaupt nicht zu treffen sein, weil sie wissen, dass in dieser Festerei ein Geist zur Geltung kommt, gegen den jeder, dem etwas an der Lebendigwerdung Christi im Volke liegt, wenigstens durch passive Resistenz, zu protestieren verpflichtet ist, weil unter der Herrschaft dieses Geistes unsere Nation verblödet und entartet. Diejenigen aber, mit der Kirche ohnehin ausserhalb eines intimeren Verhältnisse stehenden Reformierten, die an der eidgenössischen Knallerei mitgemacht haben, waren wenigstens so logisch, um einzusehen, dass ein christlicher Gottesdienst nicht zum Schützenstand passt und dass man besser Gott nicht in ein Getriebe hereinzerrt, in welchem ihm doch sonst herzlich wenig darnach gefragt wird. Es ist keine Unehre und ist kein Zeichen geistigen Todes, wenn, was richtig ist, das reformierte Christentum auch unseres Landes gegenwärtig eine heftige innere Krise durchmachen muss, die in die tiefsten Tiefen prinzipieller Entscheidungen geht. Dass in Bellinzona kein reformierter Schützenstandgottesdienst möglich war, beweist, dass sehr viele diese Entscheidung schon getroffen haben. Die einen im Sinne der Welt. Die waren dort, aber nicht um Gottesdienst zu feiern. Die andern im Sinne des Evangeliums. Die waren nicht dort, weil sie nicht mehr schiessen als sie unbedingt müssen. Daran ist nichts auszusetzen und vom katholischen Standpunkt aus nur zu wünschen, dass die Zeit nicht mehr zu fern sei, da auch Bischöfe sich dafür bedanken, als Dekoration für ein Schützenfest beigezogen zu werden. Die Kirche darf diese Rolle füglich unseren festfreudigen Bundesräten überlassen, die überall dabei sind, wo das Volk in unverantwortlicher Weise Geld verschleudert und dem Alkoholkapital Opfer bringt, die man für einen vernünftigen Zweck je länger je weniger aus ihm herausbrächte.

Sogenannte Wehrhaftigkeit des Proletariates, österreichische Vorgänge und Religiös-Soziale. Nationalrat Dr. Arthur Schmid, Redaktor des sozialdemokratischen „Freien Aargauer“ hat es für angebracht gehalten, die österreichischen Vorgänge zu einem Vorstoss gegen die Religiös-Sozialen auszunützen. Er wiederholt zu diesem Zwecke den stereotypen Vorwurf, wir wollten die Arbeiterschaft für den Grundsatz der vollkommenen „Gewaltlosigkeit“ gewinnen und sie damit wehrlos der Reaktion ausliefern, die natürlich nicht versäumen würde, sie „abzuschlachten“. (Das ist das Wort, das man in diesem Zusammenhang gewöhnlich braucht. Arthur Schmid braucht es in seinem Artikel nicht, aber wir hören es von dieser Seite oft.) Die österreichischen Ereignisse

aber zeigten uns deutlich, dass das Proletariat bei allem guten Willen, seine Ziele auf friedlichem und demokratischem Wege zu erreichen, doch für alle Fälle gerüstet und auf seine „Wehrhaftigkeit" bedacht sein müsse. Dieser Artikel ist in mehreren sozialistischen Blättern abgedruckt worden und ist offenbar das Bekenntnis einer gewissen Richtung in der schweizerischen Sozialdemokratie.

Indem ich mir vorbehalte, das ganze Problem „Sozialismus und Militarismus" sobald als möglich noch einmal gründlich zu behandeln, beschränke ich mich diesmal auf einige Bemerkungen.

Zuerst muss wieder einmal Protest gegen die Fiktion erhoben werden, dass wir „Religiös-Soziale" der Arbeiterschaft ein Bekenntnis zur Tolstoischen Gewaltlosigkeit zumuteten. Diese Behauptung kann bona fide nicht mehr aufrecht erhalten werden, nachdem ich in einem Aufsatz, der vor Jahren am Parteitag in Bern verteilt wurde, sie in aller Form zurückgewiesen habe. Auch dürfte man wohl einem Doktor juris und Nationalrat zumuten, Ansichten, die man bekämpfen will, zuerst kennen zu lernen. Es wäre nicht zu viel verlangt, wenn er z. B. meine Schrift über „Sozialismus und Gewalt" läse, worin unsere Haltung in bezug auf diesen Punkt mit vollkommener Klarheit dargestellt ist. Aber es ist natürlich gar zu verlockend, unter Hintansetzung der Wahrheit, den Arbeitern durch eine solche Schauermär von der „Abschlachtung", der wir sie kaltherzig ausliefern wollen, das Gruseln vor uns beizubringen. In Wahrheit ist dies unsere Stellung: „Gewaltlosigkeit" ist eine Haltung, die man nur Menschen zumuten darf, die auf dem Boden eines bestimmten, seis religiös, seis ethisch formulierten G l a u b e n s stehen. Einen solchen Glauben dürfen wir vorläufig bei unserer Arbeiterschaft nicht einfach voraussetzen. Es ist uns darum nie eingefallen, ihr zuzumuten, dass sie sich in irgend einer Situation passiv und wehrlos sollte „abschlachten" lassen. Was wir ihr zumuten und wofür wir sie gewinnen möchten, das ist eine völlige und entschiedene Absage an allen G e w a l t g l a u b e n, eine Befreiung von der auch von Arthur Schmid vertretenen Art, die ich H a l b b o l s c h e w i s m u s nenne und die in einem haltlosen Schwanken zwischen der entschiedenen Gewalttheorie des Bolschewismus und einer wirklich und ernsthaft demokratisch-pazifistischen Denkweise besteht, wie sie etwa die englische Unabhängige Arbeiterpartei vertritt. Es ist, mit andern Worten, e i n e a n d e r e T a k t i k, e i n a n d e r e r G e i s t u n d S t i l d e s S o z i a l i s m u s, als die von unseren Vulgärmarxisten vertretenen, wofür wir kämpfen. Dabei ist so wenig unsere Absicht, die Arbeiterschaft einer „Abschlachtung" entgegenzuführen, dass wir gerade umgekehrt durch u n s e r e Taktik sie vor jener „Abschlachtung" bewahren möchten, die ihr sicheres Los wäre, wenn sie den Rat von Arthur Schmid und seinen Gesinnungsgenossen (Schmid würde schreiben: „von Schmid und Konsorten") befolgte.

Jene Taktik aber halten wir für durchaus verhängnisvoll. Wir verdanken es ihr, wenn wir in der Schweiz mit dem Sozialismus noch nicht weiter sind. Was dennoch an Erfolgen errungen worden ist, erwuchs aus der Gunst der Lage (denn der Sozialismus drängt sich heute völlig auf) und aus dem Umstand, dass schliesslich nicht bloss Arthur Schmid „und Konsorten" den Sozialismus vertreten, aber wir wären ungleich weiter, wenn er nicht auch von einer Denkweise aus vertreten würde, die der bürgerlichen auf keine Weise sittlich überlegen ist.

Diese Denkweise ist aber gerade dem Militärproblem auf keine Weise gewachsen. Sie ist dies nicht, weil sie, wie gesagt, dem bürgerlichen Militarismus auf keine Weise innerlich überlegen ist, vielmehr auf dem gleichen Gewaltglauben ruht wie dieser und im Grunde auch ganz die gleichen Argumente braucht. Sie ist es aber auch nicht, weil sie bei all ihrem vorgegebenen Realismus die schweizerische Lage vollkommen verkennt. Nebenbei bemerkt: wie kommt Schmid dazu, uns „Weltfremdheit" vorzuwerfen? Gibt ihm der Besitz

des Doktortitels oder der Umstand, dass er ein Advokaturbureau leitete, das Recht zu der Meinung, er kenne die Welt besser als wir? Oder hat er etwa bisher in der Beurteilung der Dinge einen richtigeren Blick gezeigt? Jedenfalls liegt für jeden, der nicht von einem Dogma blind und von Schlagwörtern taub gemacht ist, auf der Hand, dass in der Schweiz ein Versuch der Arbeiterschaft, mit Waffengewalt sich durchzusetzen oder auch nur zu behaupten, für heute und absehbare Zeit eine Utopie ist, die man wirklich nur jenen „politischen Säuglingen" erlauben darf, die sich für weise halten. Auf einen solchen Versuch warten schon lange unsere schlimmsten Feinde. Er wäre sozusagen in einer Viertelstunde erledigt und dann für ein Vierteljahrhundert Adieu Sozialismus und Arbeiterbewegung in der Schweiz. Die entscheidenden Waffen sind durchaus in der Hand der Gegner (der Gottfried Kellersche Stutzer bedeutet heute sehr wenig mehr), ebenso ist auf ihrer Seite die militärische Führung und Organisation, dazu die entsprechende Gesinnung. Vor diesem Schicksal wollen wir die Arbeiterschaft bewahren und sie auf einen andern Weg weisen, einen Weg voll Aussicht, einen Weg des fast sichern Sieges.

Auf welchen denn?

Bevor ich darauf die Antwort gebe, die in Kürze allein möglich ist, muss ich noch auf einen Grund hinweisen, warum die von Arthur Schmid vertretene Denkweise dem Problem so ganz und gar nicht gewachsen ist. Sie ist nämlich ganz und gar unklar und darum, wie gesagt, schwankend.

Ganz unklar ist diese Denkweise in bezug auf die Lage, die unser Problem voraussetzt. Sie operiert im Grunde, ohne sich darüber ehrliche Klarheit zu verschaffen, mit dem bolschewistischen Gedanken, dass eine sozialistische Minderheit oder doch ganz ungefestigte Macht sich der politischen Gewalt bemächtigte, was natürlich auch nur mit Gewalt geschehen könnte. Eine solche sozialistische Herrschaft würde natürlich vom Gegner mit Gewalt angegriffen und übrigens wohl auch bald gestürzt. Diese Taktik nenne ich, in der unklaren und unentschiedenen Form, wie sie bei unsern „Marxisten" auftritt, Halbbolschewismus. Sie führte selbstverständlich, vorausgesetzt, sie wäre überhaupt denkbar, bei uns zur „Abschlachtung" der Arbeiterschaft.

Wir aber raten zu einem ganz andern Weg. Wir machen vor allem, paradoxerweise, gegen die „Marxisten" ernst mit dem Grundsatz, dass der Sozialismus nicht in erster Linie auf dem politischen, sondern auf dem wirtschaftlichen und sozialen Wege kommt und dass es Utopie, ja Unsinn ist, ihn wesentlich auf dem politischen Wege einführen zu wollen. Wir glauben ferner, was damit zusammenhängt, dass von einer Herrschaft des Sozialismus (von „Diktatur" reden wir freilich nicht) erst dann die Rede sein könnte, wenn die grosse Mehrheit des Volkes für ihn gewonnen wäre, und zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch. Das letztere betonen wir: Es gilt, eine sozialistische Taktik anzuwenden, die dem Gegner wirklich überlegen ist und nicht die Waffen aus seinem Arsenal holt, es gilt, so grosse Teile des Volkes als nur möglich moralisch zu erobern, ihnen Vertrauen zum Sozialismus, seinen Zielen und Vertretern einzuflössen. Dann aber, sagen wir, lasset die Reaktion es mit Waffengewalt versuchen, nun wird sie selbst in einer Viertelstunde erledigt sein. Denn noch einmal: nicht um „Gewaltlosigkeit" oder „Nicht-Gewaltlosigkeit" handelt es sich unter uns, sondern um den Geist des Sozialismus und den Weg zum Sozialismus. Der Weg aber, den Arthur Schmid empfiehlt, führt früher oder später zur sichern Niederlage.

Aber was meint er denn für einen Weg?

Ja, wer das wüsste! Ja, wenn er selbst das wüsste! Das ist eben ein Hauptgrund der Schwäche dieser Denkweise, dass sie haltlos und unklar zwischen zwei klaren Möglichkeiten schwankt. Will er denn Arbeiterwehren

bilden, das Proletariat bewaffnen, auf jenen Tag des Zusammenstosses mit dem Bürgertum militärisch vorbereiten? Das will er höchst wahrscheinlich nicht. Wenn er es wollte, so müsste er es sagen und tun. Aber er weiss dafür doch zu gut, was dabei herauskäme! Aber was dann? Etwa unser Weg? Das auch nicht. So meint er denn etwa, das Proletariat werde eines Tages ganz von selbst sich zu wehren wissen, wenn man es nur „wehrhaft" erhalte und den Einfluss der „Religiös-Sozialen" bekämpfe? Das wäre ein Mirakelglauben, der dem „Freidenker" Arthur Schmid seltsam anstünde!

Mit einem Wort: es ist die vollendete Unklarheit und Haltlosigkeit. Sie aber ist vielleicht das Schlimmste von allem. Und sie hat ihren letzten Grund darin, dass man zwar auf der einen Seite den Irrtum des Bolschewismus einsieht, auf der andern aber keinen Glauben hat, der einen andern Weg wiese, vielmehr durchaus den Glauben des Bürgertums teilt. Selbstverständlich merkt dieses den Sachverhalt und verliert vor einem solchen Sozialismus alle Achtung. Das Ende seines Weges wäre besonders auch ein moralisches Fiasko.

Es gibt für die Arbeiterschaft nur einen klaren sicheren Weg: Eine wirklich sozialistische Taktik, die aus wirklich sozialistischer Gesinnung erwächst und getragen ist von einem wirklich sozialistischen Glauben.

Zum Schluss aber noch ein Wort von den österreichischen Ereignissen. Hier wird Arthur Schmids Argumentation erst recht zum Gegenteil aller Wahrheit. Wer die österreichischen Entwicklungen mit offenen Augen verfolgt hat, der muss doch sehen, dass gerade sie, weit davon entfernt, dem Schmidschen Standpunkt (auf dem doch niemand wirklich stehen kann) recht zu geben, im Gegenteil dessen klassische Widerlegung sind. Die österreichische Sozialdemokratie ist doch in grosser Bedrängnis. Sie weiss genau, dass der Gegner ihr militärisch überlegen ist. Und wenn dem auch nicht so wäre, so weiss sie doch, dass vor allem sie selbst die Kosten eines blutigen Zusammenstosses zu tragen hätte. Sie tut darum alles, was sie nur kann, um diesen zu vermeiden, sie schlägt seit einem Jahr, seit jenen bekannten Wiener Ereignissen, unermüdlich die „innere Abrüstung" vor. Und nun kommt der Realpolitiker Arthur Schmid und rät für die Schweiz ausgerechnet zu dem Weg, auf dem die österreichische Sozialdemokratie an den Rand des Abgrundes gekommen ist.

Sie hat nämlich auch Fehler gemacht. Ich schätze sonst ihre Leistung hoch. Sie hat sehr wesentlich mitgeholfen, Europa vor der Bolschewisierung und dem Rückschlag darauf zu bewahren, sie hat tüchtige, ja bedeutende Führer gehabt und hat sie noch. Sie hat besonders in Wien sozialpolitische Leistungen aufzuweisen, die eine Ehre des ganzen Sozialismus bilden. Aber abgesehen von den allgemeinen Fehlern alles Marxismus hat sie doch auch gerade den gehabt, der hier in Betracht kommt: sie hat dem Gewaltglauben nicht gründlich abgesagt; sie hat auch mit dem Gedanken des militärischen Schutzes gespielt. Dabei hat sie aber schlechte Erfahrungen gemacht. Die „Volkswehr", die einst ganz sozialdemokratisch war, ist ihr völlig entglitten. An jenem bösen 15. Juli hat die stark sozialdemokratisch organisierte Polizei fest auf die Arbeiterschaft geschossen. Wenn Arthur Schmid das leugnet, so schlägt er durchaus feststehenden Tatsachen ins Gesicht. Die Parteileitung hat aber, was ihr hoch anzurechnen ist, rasch den Sinn der Lage und die begangenen Fehler erkannt. Nur aber sehr spät, vielleicht zu spät. Denn der Gegner, durch gewisse Methoden gereizt, hat auch zu ihnen gegriffen und ist nun der Stärkere, genau so, wie es, nur in dreifach vermehrtem Masse, in der Schweiz geschähe, wenn man Arthur Schmid auf dem Wege folgte, den er übrigens selbst nicht recht weiss!

Das ist auch das Urteil von einer Anzahl Wiener Genossen und der Arbeiterbewegung nahestehender Oesterreicher, mit denen ich diese Probleme besprochen habe. Nichts ist ungeeigneter für eine Unterstützung des Schmid-

schen Standpunktes als das, was nun in Wien vor sich geht. Die Lage ist dort so schwer und ernst, dass es ganz unverantwortlich ist, wenn einer, der ein Führer sein will, sie bei uns benützt, um seinem Dogma und dem Hass gegen die Religiös-Sozialen zulieb sie das Gegenteil von dem sagen zu lassen, was sie jedem sagt, der Ohren hat zu hören und Augen zum sehen!

Die Hungersnot in China. Es scheint nicht möglich zu sein, das kontinentale Europa zu einer grossen Aktion gegen die entsetzliche Hungersnot in China zu bewegen. Das selbstverständlich gegebene Organ dafür schien der Völkerbund zu sein. Die Zürcherische Vereinigung für den Völkerbund nahm unsere Anregung, an ihn zu gelangen, bereitwillig auf und leitete sie an den Präsidenten und den Generalsekretär weiter, die ihrerseits ebenso bereitwillig darauf eingingen. Es wurde im Namen der gesamten schweizerischen Vereinigung ein entsprechendes Gesuch an den gerade in Madrid versammelten Völkerbundsrat gerichtet. Von dessen Präsidenten, dem Japaner Adiatci kam nach einiger Zeit ein Schreiben, das die Anregung freundlich begrüsste, aber darauf hinwies, dass nach den Statuten nur Regierungen das Recht hätten, solche Anträge zu stellen. Daraufhin wandte sich der Generalsekretär der schweizerischen Vereinigungen an Herrn Motta mit der Bitte, unsere Anregung im Namen der Schweiz vorzubringen. Dieser gab den Bescheid, China sei ja Mitglied des Völkerbundes und könne selbst einen solchen Antrag stellen, es stehe der Schweiz nicht an, es an seiner Stelle zu tun. Diese Antwort sieht einer Ausrede gleich und nicht einmal einer guten. Gewöhnliche Sterbliche, die nicht wie Herr Motta in den Künsten der hohen Diplomatie geübt sind, werden umgekehrt empfinden: China wird sich nicht so leicht entschliessen, selbst einen solchen Antrag zu stellen. Uebrigens wäre es Herrn Motta ein Leichtes gewesen, sich darüber mit dem Vertreter Chinas in Genf (oder Bern?) zu verständigen. Aber er hatte wohl für die Todesnot von zwanzig Millionen Menschen nicht gerade Zeit.

Wir haben uns dann als Bürger des „Völkerbundslandes" privatim an einen Norweger gewendet, dass er unser Anliegen zu dem seinigen mache und seine Regierung bewege, es zu unterstützen. Aber Fritjof Nansen musste zu seinem Bedauern, als schon zu stark belastet, die Aufgabe ablehnen.

Obschon mir dies auch nicht leicht fiel, hatte ich mich schon vorher auch an den Schweizerischen Kirchenbund gewendet. Dieser trug die Sache dem Fortsetzungsausschuss für das Stockholmer Werk vor. Beide Instanzen antworteten freundlich, man fand aber, ein so ungeheures Werk könne nur der Völkerbund in die Hand nehmen. An ihn hat sich, nach einem Beschlusse des in Eisenach versammelten Komitees, der Weltkirchenbund gewendet. Hoffentlich geht es ihm besser als uns. Ruhen bleiben darf doch um Gottes willen diese Sache nicht!

Eins ist mir aber aufgefallen: Trotzdem ich von dieser Sache wiederholt in den „Neuen Wegen" geredet und sogar die „Christliche Welt" dies getan, fand ich in den kirchlichen Organen, die ich lese — und es sind deren viele — nicht eine Spur von Echo. Hätte ich mit einem halben Satze etwa eine kirchliche Richtung oder einen ihrer illustren Träger wirklich oder auch nur scheinbar angegriffen, dann wäre ein Lärm entstanden, aber über den drohenden Hungertod von zwanzig Millionen Menschen regt man sich im Zeitalter der „neuen Sachlichkeit" nicht auf. Höchstens als Gegenstand eitlen Missionsgetues sind diese zwanzig Millionen brauchbar. Eine solche Tatsache beleuchtet mit Blitzlicht den Stand unseres „Christentums".

Sollen wir es dulden, dass sowohl die weltlichen, als die geistlichen Organisationen der abendländischen Christenheit einem solchen unerhörten Elend, das sie sogar zum Teil selbst verschuldet haben, geruhsam zusehen und sich über das Fiasko eines Schützenfest-Gottesdienstes bei weitem mehr erregen als über den Hungertod von zwanzig Millionen Menschen? Die

Kosten von zwei grossen Kreuzern genügten für die Hilfe — aber man baut lieber die Kreuzer! Wie lange wird Gott mit einem solchen Europa, einer solchen „Christenheit" noch Geduld haben?

Versammlungen. Bern. Wir veranstalten Sonntag, den 29. Sept., abends 8 Uhr, im Konferenzsaal der französischen Kirche (Zeughausgasse) einen öffentlichen Vortrag von Waldus Nestler, Studienrat aus Leipzig, über das Thema: „Was ich als Offizier im Gaskrieg erlebt habe." Nestler ist sicher den Lesern der „Neuen Wege" als Freund und Mitarbeiter unserer Zeitschrift bestens bekannt. Daher hoffen wir, dass sie recht zahlreich diesen Vortragsabend besuchen werden.

Der Ausschuss der Berner-Gruppe „Neue Wege" und „Aufbau".

Für die Hungernden in China. Durch Pfr. L. in S. Fr. 400.—; von Telephonbeamten in Z. 27.50; X. X. in T. 10.—; M. B. in Z. 15.—; kleine Sammlung von Ungenannt 50.—; E. G.-O. in D. 20.—; S. H. u. O. L. in A. 20.—; durch Pfr. L. in S. 100.75; E. N. in P. 50.—; G. P. R. 252.—; C. R. in P. 100.—; F. A. 5.—; J. M. u. R. in E. 20.—. Allen Gebern den herzlichsten Dank!

Aus der Arbeit

Arbeit und Bildung.

„Arbeit und Bildung" hat nun wieder ein ganzes Jahr sein Werk getan. Die in den „Neuen Wegen" veröffentlichten Programme zeigen in den allgemeinen Zügen, auf welcher Linie es sich bewegte. Wir haben eine zentrale Linie: das ist die Verbindung zwischen dem Sozialismus oder, allgemeiner gesagt, der neuen Ordnung der Gesellschaft, die wir brauchen, und dem Geist, aus dem allein sie wirklich erwachsen kann. Wir haben, in diesem Sinne, das ganze Jahr in einem besonderen Kurse die heutige Lage und die neuen Aufgaben des Sozialismus behandelt und zwar so, dass wir im Winter mehr die politische und wirtschaftliche, im Sommer mehr die geistige Seite dieses gewaltigen Themas ins Auge fassten. Das Gelingen des Sommerkurses wurde ein wenig dadurch beeinträchtigt, dass Hendrik de Man verhindert war, den ihm zugedachten Vortrag zu halten und wir in aller Eile das Ganze anders gestalten mussten. Der ganze Kurs aber, der des Winters und des Sommers, war wieder gut besucht und hat hoffentlich mitgeholfen, einen Menschenkreis zu schaffen, der einen den Aufgaben der Zeit wirklich gewachsenen Sozialismus tragen kann. Wenn ich gerade auf dieser innersten Linie bleiben soll, so haben wir am Samstag-Abend im Winter den Hebräerbrief besprochen, der auf diese Weise ganz ungeahnten Wert bekam, einen den andern Hauptschriften des Neuen Testamentes ebenbürtigen Wert. Da diese Samstagabende dem bisherigen Leiter stets ein Problem bleiben und ihm eine Pause auch sonst lieb war, so griff er zur Abwechslung wieder zu einem „weltlichen" Stoff, der Goetheschen Iphigenie, die ja viel tiefer und aktueller ist als die meisten ahnen und jedenfalls vortrefflich geeignet als Grundlage zur Besprechung von Dingen, die uns gerade heute stark bewegen.

Von dieser zentralen Linie aus versuchen wir das Gebiet der Kunst und des Wissens zu erfassen, soweit das in unsern Kräften liegt und für uns wünschenswert ist. Im Winter kam die Natur dran, in welche unser Freund, Doktor Max Kleiber, anhand des Themas: „Die Wunder des Lebens" wundervoll einführte. Nur schade, dass der Kurs durch andere Verpflichtungen des Leiters etwas zerrissen wurde und zuletzt infolge seines Wegzuges (wovon nachher) unfertig abbrechen musste. Im Sommer kam dann die Kunst daran. Der Kurs, welcher der Einführung in Sinn

und Wesen der modernen bildenden Kunst, speziell der Malerei, dienen sollte, ist sehr gelungen. Einige dieser Abende gehörten zu den wertvollsten, die wir je gehabt.

Vergessen wir auch nicht des schon früher erwähnten Kurses von Oskar Ewald über Autorität und Freiheit, der uns als unerwartetes Geschenk zufiel und den zahlreichen Teilnehmern in reichem Masse sowohl Genuss als Gewinn brachte. In diesem Kurs kam also das Ringen um die „Weltanschauung" zur Geltung.

Nicht bloss der Einführung in die Kunst, sondern auch der Gemeinschaft durch sie dienen die regelmässigen, von Fräulein Sophie Widmer geleiteten Musikabende. Auch sie, die dieses Jahr vor allem Beethoven und Bach in den Mittelpunkt stellten, ziehen nach und nach mehr Menschen an. Sie sollen immer mehr eine Ergänzung durch Abende finden, die eine Verbindung von Literatur und Musik suchen und noch mehr eine grössere Anzahl von Menschen vereinigen. Ein solcher Abend (leider ist er der einzige geblieben) ist schön verlaufen.

Das Gleiche ist wohl von den Feiern zu sagen, die ja ganz besonders das Zentrum unseres Wollens darstellen und es auch zum Zentrum wirklicher Gemeinschaft machen wollen. Besonders war die Schlussfeier sehr schön. Eine ebenfalls sehr herzerwärmende Nachfeier hat uns dann ein lieber Gast, Fräulein Siegfried aus Königsberg, durch ihren Gesang bereitet.

Der Frauenabend, von den Frauen Ragaz und Tschulok geleitet, ist dauernd lebendig geworden. Er hat im Winter Probleme der Frauenbewegung und im Sommer anhand des Buches von Julie Schlosser: „Mutter und Tochter" das durch diese Worte bezeichnete Thema behandelt. Ueber die Bendeli-Woche, die ja vom Frauenabend ausgeht, wird besonders berichtet.

Der „Monatsabend" hat einige sehr feine Abende aufzuweisen, z. B. einen über die zionistischen Siedelungen in Palästina, oft aber litt er auch unter mangelndem Interesse sowohl der Mitglieder als weiterer Kreise. Ebenso wurde die Bibliothek nur wenig benützt. Ein trefflicher kleiner Kurs von Dr. Theodor Greyerz über „Das rechte Lesen von Büchern" vermochte das nicht zu ändern.

Ueberhaupt soll dieser summarische Bericht nicht etwa ein zu günstiges Bild unserer Sache erwecken. Gewiss, unsere Kurse waren fast immer gut, oft glänzend besucht, sodass der Saal kaum reichte, aber deswegen ist doch manches nicht, wie es sein sollte. Ein Mangel will sich vor allem nicht heben lassen: die ungenügende Aktivität der Teilnehmer, die viel zu sehr bloss aufnehmen und viel zu wenig mitwirken wollen. Ein Versuch, diesem Uebel durch eine etwas „demokratischere" Organisation abzuhelfen, hat vorläufig wenig gefruchtet. Wir werden den rechten Weg weiter suchen und weiter glauben und hoffen müssen.

Ein schwerer Verlust war uns der Wegzug von Dr. Max Kleiber, der einem Rufe nach Amerika gefolgt ist. Wir verlieren mit ihm nicht nur einen feinen Kursleiter und Vortragenden, sondern überhaupt eines der wirksamsten Elemente des Lebens in unserem Kreise. Da die Schweiz bekanntlich für solche Menschen nicht leicht Verwendung hat, mussten wir dankbar sein, dass man ihn ausserhalb der Schweiz zu schätzen weiss, aber wir hoffen auf seine Wiederkehr. Möge bis dahin das Bäumlein, das „Arbeit und Bildung" heisst, trotz dem für solche Pflanzen sehr unfruchtbaren Boden der Schweiz, wacker gewachsen sein. Gottlob erfährt es doch immerfort die Hilfe, Liebe und Treue vieler. Ihnen sei auch hier von Herzen gedankt. L. R.

Mütterwoche im Bendeli. 2.—9. Juni 1929.

Diesmal waren es nur unser acht Frauen, die sich im „Bendeli" einfanden, wo wir von drei lieben Hausmütterchen und einer muntern Mädchenschar begrüsst und während einer Woche in liebevoller Weise betreut wurden. Im wohnlichen Hinterstübli oder am Wiesenrain beim Hause fanden wir uns zu

den Besprechungen zusammen. Anhand zweier Novellen von Jakob Bosshardt: „Die Erbschaft“ und „Besinnung“ sprachen wir uns aus über Lebensfragen, die immer wieder im Gemeinschaftsleben an uns herantreten und die wir stets neu zu lösen haben. Brennende Gegenwartsfragen wurden von den anwesenden Frauen selbst aufgegriffen und zur Diskussion gebracht, so besonders das Problem der Abtreibung, der Beschränkung der Kinderzahl, das Problem der Beziehungen der Geschlechter. Wohl waren wir Aeltere und Jüngere beisammen, aber gerade die Intensität der Aussprache liess darauf schliessen, dass alle diese Fragen unsere heutige Frauenwelt stark bewegen, und dass es nötig ist, Stellung zu ihnen zu nehmen und Klarheit zu bekommen.

Dem eigentlichen Thema der diesjährigen Mütterwoche: Wie können wir unsere Kinder beschäftigen? widmeten wir gerade die Zeit, die unsern diesbezüglichen Anforderungen entsprach. An einem Morgen falteten wir allerlei interessante Sachen aus. Papier und Muster für andere einfache selbstverfertigte Spielsachen hatte uns Frl. Didi Blumer ins Bendeli hinaufgesandt. Die Abende vereinigten uns zu gemeinsamem frohen Spiel, — es wurde dabei herzlich gelacht — zum Singen oder Lesen. Frohgestimmt waren auch unsere Nachmittagswanderungen. Da gings durch die stille Natur weit über dem Tal, durch reife, blumenbesäte Wiesen, dunkle Wälder, hinüber gegen Hemberg oder hinauf ins obere Toggenburg. In Neu-St. Johann erzählte Frau Ragaz Frauen des Dorfes aus dem Leben Margaret MacDonalds.

Allzurasch verflossen uns die Tage. Am Sonnabend gingen wir auseinander, dankbar für die Ruhetage, von denen wir geistig angeregt, geläutert, mutiger in den gewohnten Lebenskreis zurückkehrten.

Frieda Graf-Baumann.

Zwei Versammlungen.

Wir haben in Zürich eine für die Friedensarbeit erfreuliche Woche gehabt. Die Exekutive der Internationale der Kriegsdienstgegner kam in Zürich zusammen und tagte in den Räumen, wo sonst „Arbeit und Bildung“ und verwandte Bestrebungen ihr Wesen haben. Das Komitee der Zentralstelle für Friedensarbeit aber hat mit Bedacht auf diesen Zeitpunkt eine Generalversammlung ihrer Mitglieder eingeladen, damit die beiden Organisationen Gelegenheit hätten, einander kennen zu lernen. So nahmen denn nicht wenige Besucher unserer Mitgliederversammlung schon am Samstag Abend an der grossen öffentlichen Versammlung im Volkshaus teil, wo fünf Mitglieder der Internationale, Martha Steinitz, Fenner Brockway, Premyszl Pitter, Olga Misar und Nevin Sayre, die von überall her zusammengeströmten, den Saal weit mehr als füllenden Masse die Botschaft der unbedingten Kriegsgegnerschaft verkündigten, jeder an die besondere Lage seines Landes anknüpfend. Es war ein Abend, den man nicht vergisst, ein Zeugnis für die Kraft, die unsere Sache schon erreicht hat, für ihre ökumenische Ausbreitung und werbende Macht.

Die Mitgliederversammlung der Zentralstelle bezweckte im Wesentlichen eine engere Verbindung der Mitglieder mit der Arbeit des Komitees und des Sekretariates und verlief in Form einer Aussprache über das Sekretariat und die ganze Lage. Es hatten sich auch dazu die Freunde sehr zahlreich eingefunden.

Zwischenhinein gab es Gelegenheit, mit den edlen und bedeutenden Menschen, die die Exekutive der Internationale der Kriegsdienstgegner bilden, zu verkehren, von ihnen vieles über den Stand der Sache in aller Welt zu vernehmen und ihre Probleme zu verhandeln. Den Abschluss fanden diese reichen Tage in einer Fahrt auf dem Zürichsee mit gemeinsamem Tee im „Rosengarten“, dem Gemeindehaus von Thalwil und einem herrlichen Abend im Garten unseres Hauses an der Gartenhofstrasse. Gewiss wird diesen Tagen gute Saat entspriessen. Allen denen, die sie reich und schön gemacht haben, besonders den nun wieder so fernen Gästen, unsern innigen Dank! L. R.

Herbstferienwoche im „Heim“ in Neukirch a. d. Thur.

Leitung: F. Wartenweiler, Frauenfeld. 13.—19. Oktober (statt 29. Sept.).

Tolstoi — Leben und Werk. Ein Leben, ein Kampf um Wahrheit und Liebe. Kursprogramme versendet und Anmeldungen nimmt entgegen Didi Blumer, Neukirch a. d. Thur.

Casoja, Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage für Arbeiterinnen.

Der Lehrplan des am 28. Oktober 1929 beginnenden fünfmonatlichen Winterkurses umfasst: theoretische und praktische Anleitung in der Führung eines Hauswesens. Unterricht in: Lebenskunde, Einführung in Schweizerdichter, Volkswirtschaftliche, soziale und erzieherische Fragen; Krankenpflege; Turnen (Skilaufen) und Handfertigkeitsarbeiten.

Während des Winters werden auch einige Referenten-Kurse in Casoja abgehalten; das genaue Programm und die Namen der Referenten sind noch nicht festgelegt.

Das Kurs- und Kostgeld für den ganzen Kurs beträgt Fr. 600.—.

Dank freiwilliger Beiträge und Stipendien können auch einzelne Mädchen aufgenommen werden, die kein oder nur ein sehr bescheidenes Kostgeld bezahlen können.

Neben den Kursmädchen können noch einige Erholungsbedürftige und Feriengäste für kürzern oder längern Aufenthalt angenommen werden.

Mädchen unter 16 Jahren werden nicht aufgenomen.

Anmeldungen sind zu richten an: Casoja, Valbella, ob Chur. (Telephon Lenzerheide Nr. 44.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Es hat sich für dieses Heft wieder so viel Dringliches angesammelt, dass einiges weniger Dringliche zurückgestellt werden musste. Berichte über das „Predigerfest“ in Aarau und den Weltkongress der Frauenliga für Frieden und Freiheit in Prag werden das nächste Mal kommen, ebenso allerlei interessante Dokumente und der Schluss des Berichtes über die Politik der englischen Arbeiter-Regierung.

Der Aufsatz von Prof. Brunner, den zu bringen wir uns herzlich freuen, fordert selbstverständlich eine freundschaftliche Antwort. Doch soll er Zeit haben, für sich selbst zu wirken, bevor, in irgend einer Form, eine solche erfolgt.

Das Heft sollte auf den Bettag herauskommen, aber eine Reihe von Umständen machten dies leider unmöglich.

Druckfehler.

Im Juli/Augustheft ist vor allem Seite 352, Z. 3 von unten der sinnstörende Druckfehler „Herrscherhingabe“ statt „heroischer Hingabe“ zu berichtigen.

Arbeit und Bildung.

Programm für den Winter 1929/30, erste Hälfte.

I. **Die Bergpredigt Jesu Christi.** Samstag, abends 8 Uhr. Leiter: L. Ragaz. Beginn 19. Oktober.
Das Thema erklärt und rechtfertigt sich wohl selbst.

II. **Das Werden der neuen Schweiz seit dem achtzehnten Jahrhundert** (1750—1850). Mittwoch, abends 8 Uhr. Leiter: Dr. Theo-

d o r G r e y e r z, Professor an der Kantonsschule in Frauenfeld. Beginn: 6. November.

Auch dieses Thema bedarf keiner Erklärung und Rechtfertigung. Die Einführung in die Schweizergeschichte gehört längst zu unserem Programm. Der Leiter bürgt für eine gediegene, lebendige und aktuelle Darstellung.

III. **Der Sozialismus und die sozialistischen Parteien.** Montag, abends 8 Uhr. 1. Die Sozialdemokratie. 2. Der politische Kommunismus. 3. Der Anarchismus. 4. Der religiöse Sozialismus. 5. Die sozialistische Einheit.

Als R e f e r e n t e n sind in Aussicht genommen: Dr. Paul Meyerhans, Dr. Ch. Strasser, Bernhard Maier, Robert Lejeune, Leonhard Ragaz. Der Beginn wird später angezeigt.

Zur Wahl dieses Gegenstandes bestimmt uns die Tatsache des sozialistischen Bruderkrieges und die Notwendigkeit der sozialistischen Neuorientierung. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt sollen die einzelnen Themen behandelt werden.

IV. **Der Frauenabend.** Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat. Abends 8 Uhr: Thema: D i e R o l l e d e r G e s u n d h e i t s - l e h r e i n d e r E r z i e h u n g. Leiterin: F r a u D r. m e d. O e t t l i. Beginn: 15. Oktober.

Zum Frauenabend sind alle Frauen eingeladen, denen die Verbindung zwischen sozialer und sozialistischer Arbeit mit den geistigen Lebensfragen am Herzen liegt.

V. **Der Musikabend.** Donnerstag, abends 8 Uhr; alle vierzehn Tage, T h e m a: Werke von Mozart und Schubert mit Erzählungen aus ihrem Leben. Leiterin: S o p h i e W i d m e r. Beginn: 24. Okt.

Diese Abende wollen einen Kreis von Menschen um edle Musik versammeln. Sie stehen jedermann offen.

VI. **Monatsabende.** Jeden vierten Dienstag im Monat. T h e m a: Aktuelle Fragen der Politik und Kultur. Beginn: 22. Oktober.

Der Monatsabend will die Mitglieder der Vereinigung, die Kursteilnehmer, aber auch einen weiteren Kreis von Menschen zu einer unabhängigen Verhandlung von wichtigen Problemen des heutigen Lebens vereinigen. Auch sie stehen jedermann offen.

Wir beabsichtigen, häufiger als bisher, A b e n d - F e i e r n mit einer Verbindung von Musik und Poesie oder auch Darstellungen aus der bildenden Kunst, wieder für jedermann, zu veranstalten. Auch behalten wir uns vor, auf Wunsch oder wenn sich ein sonst bestimmter Anlass dafür bietet, noch andere K u r s e zu veranstalten. Von den angezeigten wird für II. und III. ein Kursgeld von 3 Franken erhoben, die übrigen Anlässe sind frei, doch werden gerne Beiträge an die Kosten entgegengenommen.

Wir stellen auch eine gute kleine B i b l i o t h e k zur Verfügung. Die Bücher können M i t t w o c h und S a m s t a g von sechs bis acht Uhr bezogen werden.

Alle Anlässe finden im H e i m von Arbeit und Bildung, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, statt.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein **Das Komitee.**

Der Weg zur Gemeinschaft.

Es sind Unterschiede in den Begabungen, aber derselbe Geist; es sind auch Unterschiede in den Dienstleistungen und doch der gleiche Herr, und es sind auch Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber es ist der gleiche Gott, der alles in allen wirkt. Es wird aber jedem die Offenbarung des Geistes in der Weise gegeben, dass sie dem Ganzen frommt. Denn dem Einen wird durch den Geist das Wort der praktischen Weisheit verliehen; einem Andern aber das Wort der theoretischen Erkenntnis, beides dem gleichen Geist entsprechend; einem Andern wieder die Kraft des einfachen Glaubens im gleichen Geiste; einem Andern die Gabe der Heilung im Einen Geiste; einem Andern die Auswirkung von besondern Kräften; einem Andern die Gabe der Verkündigung; einem Andern die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden; einem Andern die Gabe der Inspiration; einem Andern die Fähigkeit, diese Inspiration richtig zu deuten; das Alles aber wirkt der eine und selbe Geist, der Jedem auf besondere Art das Seine zuteilt, nach seinem Wohlgefallen.

Denn wie ja der Leib nur einer ist und doch viele Glieder hat, aber alle Glieder des Leibes, wenn es auch viele sind, doch Einen Leib bilden, so verhält es sich auch mit Christus; denn in Einem Geiste sind wir Alle zu Einem Leibe zusammengetauft — seien wir nun Juden oder Griechen, seien wir Sklaven oder Freie — und sind wir Alle durch Einen Geist getränkt. Der Leib besteht ja nicht aus Einem Glied, sondern aus vielen. Wenn nun der Fuss spricht: „Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leibe," so gehört er deswegen doch zum Leibe. Und wenn das Ohr spricht: „Ich bin kein Auge, ich gehöre nicht zum Leibe," so gehört es deswegen doch zum Leibe. Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe dann das Gehör? Und wenn das Ganze bloss Gehör, wo bliebe dann das Auge? Nun aber hat Gott jedem der Glieder im Körper die Stellung gegeben, die ihnen zukommt, nach seinem Wohlgefallen. Wenn das Ganze nur ein G l i e d wäre, wo bliebe dann der L e i b? Nun aber gibt es eben einen Leib, weil es viele Glieder gibt. Nicht kann das Auge zur Hand sprechen: „Ich bedarf deiner nicht," oder der Kopf zu den Füssen: „Ich bedarf euer nicht," sondern umgekehrt müssen gerade diejenigen Glieder des Leibes, die mehr zu sein scheinen, als die geringeren gelten, und geben wir den an sich weniger geehrten Teilen des Leibes grössere Ehre, und wird das weniger Anständige mit desto grösserem Anstand umgeben, während das an sich Anständige dessen nicht bedarf. Aber es hat Gott selbst den Leib so zusammengesetzt, dass er dem Verkürzten grössere Ehre gab, damit es im Leibe keine Parteiungen gebe, sondern die Glieder einander gegenseitig Fürsorge trügen. Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit und wenn ein Glied verherrlicht wird, freuen sich alle Glieder mit. So aber seid ihr der Leib Christi und miteinander seine Glieder.

1. Korinther 12, 4—27.

Es waltet in unserer Generation eine merkwürdige Dialektik: wir sehnen uns nach G e m e i n s c h a f t, suchen Gemeinschaft, wie vielleicht nie ein Geschlecht von Menschen, aber wir tun das vielleicht gerade darum, weil wohl nie ein Geschlecht von Menschen vom Geist des S u b j e k t i v i s m u s (ja Egoismus) so stark beherrscht gewesen ist wie wir. Daraus ergeben sich für alle die, welche neuen Lebensformen, und zwar solchen, in denen der Nachdruck auf der Gemeinschaft liegt, zustreben, eine schwere Erfahrung: die Erfahrung, dass uns eben dieser Geist, den wir für eine

Gemeinschaft brauchten, fehlt, dass wir heute alles andere eher haben, als Fähigkeit zur Gemeinschaft. Wir wollen Sozialismus, ja Kommunismus, aber seit die Erde steht, sind die Menschen nie unsozialer und unkommunistischer, nie so auf die Wahrung des Eigentums, in jedem Sinne, bedacht gewesen, als eben heute. Wir wollen durch einen Völkerbund die Menschheit zu einer Einheit zusammenfassen, aber noch nie haben die Völker mit einem Fanatismus, der eine Art Religion ist, ihr Selbstrecht und ihren Selbstwert betont wie heute. Die Friedensbewegung selbst zerfällt in offen oder versteckt sich befehdende Gruppen. Wo eine Siedelung gegründet wird, in der nun der Geist des demütigen Dienens die selbstverständliche Atmosphäre sein müsste, da ist das Erste, dass alle Teufel des Geltenwollens in die Teilnehmer fahren. In alle Bewegungen und Organisationen („Leiber") des Guten (besonders des Guten!) dringt dieser Spaltpilz des Subjektivismus ein. Wir kommen ja auch aus einer Periode her, wo der Subjektivismus unter der Losung der Freiheit, der Persönlichkeit, der Selbstbestimmung sich geradezu auf den Thron der Ethik (oder auch der Anti-Ethik!) gesetzt hatte, und sein Anspruch ist ja auch „prinzipiell" nicht durchschlagend aufgehoben, diese Losungen noch nicht widerrufen. So sind denn gerade diese Bewegungen und Organisationen auf neue Einheit hin mit Spaltung und Zersetzung bedroht. Bald geht Einer auf die Seite, weil er nicht genügend zur Geltung kommt, bald bildet sich eine besondere Gruppe, die dann nur noch an ihre Gruppenziele denkt und alles andere mehr oder weniger gering schätzt. Eine eigene Zeitschrift muss sie bald auch haben. Es waltet in dieser Erscheinung nicht etwa bloss das Gesetz der Arbeitsteilung, das selbstverständlich sein Recht hat, sondern doch vor allem jenes separatistische Geltenwollen des Einzelnen oder einer Gruppe, jene subjektivistische Empfindlichkeit, die nicht in erster Linie an die gemeinsame Sache denkt, sondern an das liebe Ich, das zarte, bedeutende Ich. Der „Fuss" muss doch zeigen, dass er keine „Hand" ist und das „Auge", dass es kein „Ohr" ist! Man muss doch zeigen, dass man etwas Eigenes ist, und das heisst oft: zeigen, dass ein anderer nichts ist, oder doch, dass man sich von ihm deutlich unterscheiden will. Besonders wir Intellektuellen sind von dieser Krankheit zerfressen. Das durch das „Wissen" aufgeblähte, aber nicht durch „Liebe" gesättigte Ich (1. Kor. 8, 1) will um jeden Preis sein Recht und seine Ehre. Dieses Ich geht um wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge (1. Petri 5, 8). Ja, es ist ein H u n g e r, der die Gemüter erfüllt, aber nicht ein Hunger nach der „Gerechtigkeit", sondern ein Hunger nach Befriedigung des Ich als Ich. Darum fehlt es in den heutigen Bewegungen an dem, was man, im besten Sinne (man darf an die Agape oder das Abendmahl denken) S ä t t i g u n g nennen könnte, woraus Freude und Friede strömt. Darum stellt

sich — man erlaube diesen scheinbaren Widerspruch — so leicht der Judas, der treulose Abfall, ja Verrat am Tische der Gemeinschaft ein. Von Judas aber heisst es, dass er ein „Teufel“ sei. In der Tat, es ist in diesem wilden Suchen seiner selbst etwas Satanisches. D i e s e Saat ist es, die „der Feind“ am liebsten unter den Weizen streut. Darum pflegen vor allem an diesem Uebel gerade die besten und edelsten Sachen zugrunde zu gehen oder doch aufs äusserste geschädigt zu werden. Ach, was könnte man, was hätte man gekonnt, wenn Einheit gewesen wäre! Was bedeutet oft für eine Sache ein einziger Mensch positiv durch Hilfe und Treue, negativ durch Abfall und Verrat. Eine Versammlung, eine Konferenz kann erhöht und gerettet werden, wenn e i n Mensch dabei ist und seine Pflicht tut, sie kann entarten und misslingen, wenn einer nicht dabei ist, der hätte dabei sein sollen und auch können, oder wenn einer dabei ist, der es vorzieht, der Stimme zu gehorchen, die da spricht: „Schone doch dein selbst!“ Wie viel hätte man durchsetzen können, wenn man sich einander v e r p f l i c h t e t gefühlt hätte, wenn die zusammengehalten hätten, die doch durch wesentliche gemeinsame Ziele verbunden waren, vielleicht noch sind; so aber fühlte sich jeder genötigt, s e i n Ich, s e i n e Sache, s e i n e Eigenart dadurch zu betonen, dass er auf die Seite ging, dass er sich seinen eigenen „Kreis“ schuf; so kam es vor allem darauf an, dass man ja nicht etwa mit gewissen andern zusammengerechnet werde, dass man ja nicht in den Verdacht komme, unter einem bestimmten „Einfluss“ zu stehen. Aber dieser subjektivistische, ja im Grund tief egoistische Separatismus bringt denen, die sich dadurch vermehren wollen, nur Verminderung. Es verwelken alle miteinander, weil ihnen der Segen der Gemeinschaft fehlt, weil ihnen dasjenige Leben fehlt, das nur aus dem Einen Leibe strömt, aber den Gliedern verloren geht, wenn sie allein bleiben wollen. So zerfällt die Gruppe wieder in Gruppen; so zerfällt die Gruppe in Individuen; so zerfällt das Individuum in sich selbst, weiss zuletzt selbst nicht mehr, was es ist und will, stürzt sich mit seiner Leere und seinem Hunger, nachdem es in einer Atmosphäre der Freiheit es nicht aushalten konnte, vielleicht einer recht autoritären Bewegung in die Arme, wo man so recht geknechtet wird, wird vielleicht ein Judas, oder geht auch in der Leere zugrunde. Diese Not, die über der ganzen Zeit hängt, wiederholt sich ja durch alle Lebenskreise hindurch bis in die Seele des Einzelnen hinein.

Wo ist die Wurzel dieses grossen Uebels? Und welches ist die Heilung?

Ich bin beim Nachdenken über diese tragische Not, von besonderen Erfahrungen ausgehend, immer wieder auf eine bedeutsame Tatsache e n t g e g e n g e s e t z t e r Art gestossen: auf das K l o s t e r, besonders das des Mittelalters, und das zu ihm gehörige

Mönchtum. Ihnen ist offenbar gelungen, was uns nicht gelingen will. Sie hielten zusammen, sie zersetzten sich nicht. Zwar ist ja allbekannt, dass andere Uebel reichlich auch in diese Welt eindrangen, und auch Spaltungen blieben nicht aus, aber man erfährt doch nicht, dass Klostergründungen so massenhaft zusammengebrochen wären, wie Siedelungen oder auch Genossenschaften und ähnliche Gebilde in unserer Zeit. Es ging damals. Es geschah, soweit die Regel und der Typus in Betracht kommt, das, was mit Licht und Schatten Charlyle (in „Einst und jetzt") am Kloster Bury Saint Edmunds klassisch dargestellt hat.

Und warum? Weil die Menschen, die sich in einem Kloster zusammenfanden, nicht aus irgend einer individuellen Begeisterung, irgend einem Willen, sich selbst in einem besonderen Tun zu befriedigen, nicht in irgend einem Eros zusammenkamen, sondern unter dem Gebote einer objektiven Macht. Ihr dienten sie, in Freiheit — denn sie waren in Freiheit Mönche geworden — und in Demut, aber nicht dienten sie sich selbst. Ehrfurcht, nicht Geltenwollen, Gott, nicht das Ich, waren die Atmosphäre, in der sie lebten und atmeten, und darum ging es — ging es, trotzdem sie im übrigen Menschen waren und keine Engel, ja gerade, weil sie nicht Engel sein wollten, sondern sich als Sünder fühlten. Es ging. Bei uns aber geht es nicht, eben weil wir, freilich auf sehr moderne Art, „Engel" sein wollen, nämlich „Individualitäten", „Persönlichkeiten", „Ich", „wertvolle Menschen", weil wir unsere Subjektivitäten zusammenlegen, die sich ihrer Natur nach nicht vertragen können, statt uns unter ein gemeinsames Objektives zu beugen; weil wir gross sein und alles uns dienen lassen wollen, statt uns dem, was über uns ist, demütig zur Verfügung zu stellen; weil der Eros uns zusammenführt und nicht die Agape; weil die schlechte Unendlichkeit des selbstischen Hungers und des Eros-Hungers (die im Grunde das Gleiche sind) naturgemäss mit der Unendlichkeit des gleichen Hungers im Andern zusammenstossen müssen und nicht umgekehrt die echte Unendlichkeit diesen Hunger gestillt hat und Einen an den Andern bindet; kurz, weil wir nicht Gott dienen wollen, sondern im Grunde, wenn auch vielleicht in der allerfeinsten Form, uns selbst.

Damit ist aber, meine ich, auch der Weg zur Genesung von diesem Grundübel und damit der Weg zur wirklichen Einheit und Gemeinschaft gezeigt. Unsere Einheit ist Gott, nicht unser noch so begeistertes Selbst. Gott verbindet. Denn er bindet. Er bindet an sich selbst, aber das heisst ja immer, dass er auch an die Menschen bindet. Gott bindet an jede Wahrheit, an jedes Gute. Er ist die heilige Verpflichtung. Durch Gott ist man gegen alles schuldig. Er ist der „Leib", an dem wir alle „Glieder" sind. Das heisst: Christus. Wo man in Gott, durch Gott

mit andern Menschen zu einer besondern Sache verbunden ist, da ist man eben nicht Menschen verbunden, sondern ihm, dem Gotte, der sich in Christus als der heilige Vater, die alle seine Kinder umfassende Liebe, kund tut. „Auf dass sie alle Eins seien.“ (Joh. 17, 21.)

Das macht einen gewaltigen Unterschied. Wo man bloss mit Menschen verbunden ist, da entleiden sie einem früher oder später. Das ist gar nicht anders möglich. Der Eros ist unbeständig, ist unersättlich. Der Unendlichkeitstrieb in uns kann am Endlichen nicht zufrieden werden, ein Hungernder den andern nicht sättigen. Menschen, die nur als Menschen verbunden sind, und wäre es ursprünglich noch so leidenschaftlich, noch so tief, noch so edel geschehen, sie werden sich satt. Das geschieht in Ehe, Familie, Freundschaft so gut wie in Sachen, Bewegungen, Organisationen; es geschieht auch in Kirche, Staat, Völkerbund. Darum ist man heute einander überall so satt und darum bellum omnium contra omnes. Denn Menschen haben Fehler, Bewegungen haben Fehler, Einrichtungen haben Fehler. Wo man sich einbildet, man sei sie los geworden, treten sie besonders deutlich hervor. An jeder Versammlung kann man sich ärgern. Die Menschen, mit denen man zusammenarbeiten muss, sind zum mindesten einseitig, aber sie sind manchmal auch klein, eitel, launisch, willkürlich, selbstisch angekränkelt, feig, matt, kurz: von Vollkommenheit weit entfernt. Jede Gemeinschaft hat ihre Mängel, auch die beste. Es fehlte daran weder in den Gemeinden des Paulus, noch in denen der Reformation, ja nicht einmal in denen der Quäker oder Herrnhuter. Und die Führer haben ihre Fehler, die grössten Führer oft die grössten Fehler. Wenn man also in subjektivistischer Empfindlichkeit und ohne ebenso intensiv an die eigenen Mängel zu denken den Blick auf dieses Unzulängliche der Menschen und Sachen gerichtet hält, dann müssen sie einem rasch entleiden, dann hat man Anlass genug zum Davonlaufen. Dann bleibt man bald ferne und sucht anderswo etwas Besseres, um es ebensowenig zu finden, bis man sich im eigenen Scheidewasser auflöst — oder einen besseren Weg einschlägt!

Alles wird ja anders, wenn man in Gott und durch Gott mit einer Sache und mit Menschen verbunden ist. Dann leuchtet er und seine Sache als die Sonne darüber, und alles Menschliche, das Schöne wie das Hässliche, tritt in ihren Schein, und das heisst: es tritt davor zurück. Das Schöne ist viel weniger des betreffenden Menschen, den man darum beneiden müsste, als Gottes, der es ihm gegeben hat und den man darob lobt, das Hässliche aber wird auf der einen Seite — gerade wenn man Gottes Ehre vor Augen hat — menschliche Selbstverständlichkeit, auf der andern Seite aber eigene Schuld und damit zugleich eine Aufgabe. Es tritt aber von Gott aus besonders ins Licht, was doch jedes Einzelne

für das Ganze *bedeutet*. Jedes hat doch seine Gaben. Einem ist praktische Weisheit, einem andern theoretische Einsicht, einem dritten Organisationsgabe, einem vierten treffende Rede oder Schrift, einem fünften eine besondere Kraft des persönlichen Wesens, einem sechsten vielleicht eine eigene Fähigkeit zu helfen, zu heilen und zu trösten, noch einem weitern eine grosse Energie, noch einem andern eine stille, starke Treue und Lauterkeit gegeben und so fort. Bei allen sind diese Gaben wohl mit Kehrseiten verbunden, aber bei allen zeigt sich, wie man sie gerade mit ihrer Besonderheit braucht. Es mag dieses oder jenes für gewöhnlich weniger leuchten, aber siehe da, es kommt ein Augenblick, wo man gerade für es, für seine Art, seine Gabe, seinen Posten besonders dankbar ist. Und so ist, im Lichte Gottes geschaut, eigentlich jedes gleich viel wert, nein, das „Geringere" mehr als das, welches äusserlich mehr glänzt. Denn diese „Umwertung der Werte" tritt immer ein, sobald *Gott* ins Spiel tritt. Man freut sich also vor Gott all dieser Mannigfaltigkeit; man weiss, wie nötig sie ist; man weiss, wie sie dem Ganzen frommt; man weiss, dass Gott sie geschaffen hat; man weiss, dass ohne sie die Entleidung, die Monotonie, der Tod einträte. Denn es gehören zu einem Leibe viele Glieder; ein Glied allein bildet keinen Leib. Und gerade diese Mannigfaltigkeit öffnet den Blick in die Unendlichkeit, aus der alles wirkliche Leben lebt.

Aber nun hört auch die *Subjektivität* auf, die von Spaltung zu Spaltung führt. Denn Gott ist heilige Bindung. Ob man immer mag oder nicht, ob man manchmal verdrossen, verletzt, müde ist, man gehört zur Sache, gehört *der* Sache, weil man Gott gehört. Darum, so oft einem die Entleidung kommen möchte, gibt man sich doch immer wieder her, um Gottes willen, im tiefen, echten Sinne dieses Wortes. Man kann sich von innen her ändern, kann anderer Meinung werden, aber es ist einem nicht möglich, untreu zu werden; man kann nicht kalten Herzens abseits gehen, sich auf sich selbst zurückziehen. Man ist gebunden, man ist in Pflicht. Man empfindet darum aber auch allen Zwiespalt, wie er ja auch aus verhältnismässig *reinen* Quellen kommen kann, tief schmerzlich; man ist immer zur Einigung bereit, wenn es irgend sein kann. Gott bindet; Gott ist heilige Verpflichtung; Gott macht schuldig gegen Alle und Alles. Gott gibt jedem sein heiliges Recht, aber wer das sieht, der sieht es vor allem auch im andern, im andern Menschen, im andern Volk, in der andern Sache. Christus macht die Menschheit zu *einem* Leibe. In ihm entsteht aus der Gemeinschaft die *Gemeinde*. In ihm wird man treu. Ihn *erlebt* man nicht bloss im Sakrament, er *ist* das Sakrament der Einheit.

Denn nun ist an Stelle des Eros die Agape getreten. Nun hat die Wut jenes Hungers aufgehört, worin eine schlechte Unendlichkeit die andere verzehrt. Gott ist Sättigung der Seele mit echter

Unendlichkeit. Echte Unendlichkeit aber macht reich. Wer auf diese Art reich ist, will nicht, wie jener leere Subjektivismus, immer und überall nur *nehmen*, sondern er will *geben*. Der Mensch, der etwas von ihm erfahren hat, sucht nicht die Gemeinschaft bloss um seinen Hunger zu stillen, um sie, stark ausgedrückt, für sein Ich auszubeuten, sondern um etwas von seinem Reichtum weiterzugeben. Er hungert nach Gemeinschaft in einem *andern* Sinne. Er braucht sich auch nicht zu betonen, weil er sich von Gott betont weiss. Darob ist er aber, statt still hochmütig, still demütig geworden. Er kann *dienen* und fühlt sich darob wahrhaftig nicht zurückgesetzt. Er *muss* dienen und ist darin selig. Und das ist dann der völlige Untergang jenes bösen Subjektivismus. *Dieser* Geist ist die Erlösung jeder Gemeinschaft und die Erlösung jeder Seele vom Satanismus und Verderben des Selbstdienstes zum Heil des Gottes- und Menschendienstes. Dass *dieser* Geist noch *da* ist, dass er zum göttlichen Erbe, zum noch nicht ganz vertanen Erbe Christi gehört, dass es auch immer und überall Menschen gibt, in denen er mit wunderbarer Selbstverständlichkeit lebt, das ist in der Gegenwart unser Trost und unsere Rettung; dass er wunderbar, aus dem Wunder, das Gott ist, neu geboren und unendlich verstärkt erwache, das ist unsere *soziale* Hoffnung der Hoffnungen, nein besser, höher gesagt: das ist das Herz unserer Bitte um den heiligen Geist!

Und das also ist die Heilung des grossen Schadens, das der Weg zur Einheit im Völkerleben, in der Menschheit, in der Christenheit, wie in Bewegungen, Gemeinschaften, Sachen, und das auch der Weg zur Einheit in der Seele jedes Einzelnen. Wir müssen aus unserer subjektivistischen Erkrankung, die ein Kind des Dunkels und der Leere ist, in die Sonne des Lebens, die Gott ist und der Bruder und die Gemeinde; wir müssen unter einer neuen Objektivität zu uns selbst kommen. Denn nicht das ist ja unsere Meinung — selbstverständlich! — dass das Recht der Subjektivität vor dem der Objektivität, dass die Freiheit vor der Bindung völlig zurücktreten, ja zunichte werden solle. Das ist bloss der Irrtum der heutigen *Reaktion*. Nein, wir wollen weder Vinet und Kierkegaard, noch Luther und Paulus verleugnen, bei denen Freiheit nie ohne Liebe und Liebe nie ohne Freiheit, sondern stets beides verbunden Christi echte Gabe ist. Es soll auch Subjektivität und Freiheit aus Gott neu geboren werden. Was wir heute als Subjektivität und Freiheit vor uns sehen und tadeln, ist ja, wie wir gezeigt haben, bloss Leere, bloss Hunger, bloss schlechte Unendlichkeit, bloss Nichtbesitz seiner Selbst und darum an sich Knechtschaft und zum Umschlagen in äussere Knechtschaft jederzeit bereit. Wirkliches Selbstsein, wirkliche Freiheit, wirkliche Selbstbestimmung gibt es nur in Gott und aus Gott. Nur wenn Gott zu uns du sagt, werden wir wirklich ein

Ich; nur wenn Gott uns betont, werden wir gross (und klein zugleich); nur wenn Gott uns von der Welt (und von uns selbst) erlöst, werden wir frei. Wir sind heute so schwach und so feig, weil wir dies nicht haben, weil wir auf uns selbst angewiesen, weil wir leer sind. Menschen, die in Gott reich und demütig geworden sind, werden ganz anders als unser Geschlecht der Welt als Freie gegenübertreten. Und das werden zugleich gerade die Menschen sein, die wieder Gemeinschaft haben und Gemeinde bilden können. Gerade in Gott lässt man einander auch frei und nur in ihm, wie man nur in ihm dienen kann. Freiheit wird zu Liebe, zu dem „köstlicheren Wege", von dem Paulus am Schlusse des Kapitels redet, aus dem unser Leitwort stammt und der in dem berühmten darauf folgenden dargestellt wird; aber es wird auch Liebe zu Freiheit. Das ist aber so wenig jene sentimentale Phrasenliebe der Modernen, als es ihre leere Freiheit ist. Die in Gott gesättigten und gebundenen Menschen werden auf neue Art sowohl Einsame als Gemeinsame sein.

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemanden untertan — durch den Glauben;

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die Liebe."

L. Ragaz.

Der Löwe Tolstoi.

Wie dem heiligen Hieronymus, dieweil sein Geist über den Dingen dieser Welt schweift, der zahme, bezwungene Löwe zu Füssen liegt, gehört zur Legende Tolstois sein Vorname Leo. Eine Legende, die uns den heiligen russichen Bauern vor Augen führt, in der vom Gurt gehaltenen faltigen Bluse, in weichen Lederstiefeln, den Gott-Vater-Kopf vom silberweissen Bart, ja von einer etwas durchgeistigten Mähne umrahmt, die bekannte, gutmütige Nase, tiefliegende Augen, deren Blick als durchdringend, keine Unwahrheit zulassend, geschildert wird, Furchen in der Stirne, um Nase und Mund, in die wir unendlich viel durchgemachtes Leid, Mitleiden mit den Mitmenschen, Entsagung, Güte, Liebe hineindeuten dürfen. Die Legende Tolstois erzählt uns von einem jungen Grafen aus uraltem Adelsgeschlecht —, Herr über weite Ländereien und Leibeigene, der des Zaren Offizier wurde, mit dem Heer in die Krim zog, die Festung Sebastopol verteidigen half, ein Graf, dem Wein, Weib und Gesang nicht unbekannt blieben, der ehrsüchtig, weil er das Tapferkeitskreuz nicht erhielt, da nicht Feldherr über Soldaten, so doch General im Heere der Schriftsteller werden wollte, und um dessentwillen seine ersten Dichtungen schuf, ein Graf, der eine fünfzehn Jahre jüngere Adelige heiratete, mit ihr auf sein Gut Jassnaja Pol-

jana fuhr, in einer neuen Dormeuse mit sechs Pferden und einem Vorreiter, dort in Frieden und Beschaulichkeit lebte und auch Musse fand, den Lauf der Welt, wie er ihn kennen gelernt und durchschaut hatte, darzustellen, sodass er bald weit herum berühmt wurde. Aber im fünfzigsten Lebensjahr vollzog sich eine grosse Wandlung in ihm. An einer Volkszählung mitbeteiligt, gelangte er in die Armenviertel Moskaus und sah dort wie nie bisher die Ungleichheit zwischen Arm und Reich, zwischen Elend und Ueberfluss. Als er jedoch sein Gut den Armen schenken, sein Land den Bauern verteilen wollte, stiess er auf den Widerstand seiner Frau und seiner Kinder. Er suchte die reine Nachfolge Christi, erstrebte die wörtliche Befolgung der Evangelien, besonders der Bergpredigt, fasste seine Lehre in die Worte zusammen, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Er verfluchte die Sinnlichkeit, das Tierische im Menschen. Er verleugnete seine früheren Werke, versagte der christlichen Kirche, weil sie den Evangelien zuwiderhandle, die Glaubensfolge und wurde von ihr ausgestossen. Trotz alledem konnte er es nicht über sich bringen, den Eigenen, Nächsten mit Gewalt das zu nehmen, was sie vermeinten, es komme ihnen von Rechts wegen zu, und so verzichtete er zwar für sich selbst auf jegliches Eigentum, vermachte es dagegen Frau und Kindern. Seine Freunde und Anhänger warfen ihm dennoch vor, dass er seiner eigenen Lehre nicht folge. Die Bauern, denen er das von ihnen bebaute Land zu überlassen gesinnt war, misstrauten ihm, er wolle sie doch darum betrügen, — fast drei Jahrzehnte schwankte der Alternde zwischen seinen Bekenntnissen über das, was sein sollte und dem, was immer noch war, hin und her. Wohl pflügte er, sofern er nicht an seinen geistigen Arbeiten, an seinen Werken schuf, den Acker, wohl legte er bei einem Schreiner in seiner Werkstatt im Hause zu Moskau mit Hand an, wurde aber trotz allem, wenn er in den Kreis der Seinen eintrat, von befrackten Lakeien empfangen, musste an Hausbällen und Festlichkeiten mit teilnehmen, sich Neugierigen und solchen, die von ferne und nah kamen, um von ihm Rat zu holen, zur Verfügung halten und zur Schau stellen, wie auch die Entfremdung von seiner Frau, die er unentwegt liebte, die seinen Gedankengängen aber nicht folgen konnte, ihn immer mehr leiden liess. Mehrmals wollte er sein Haus heimlich verlassen, kehrte wieder zurück, bis er, zweiundachtzigjährig, in einer Herbstnacht mit seiner jüngsten Tochter floh, unterwegs erkrankte, in einem kleinen Stationsgebäude Unterkunft fand und dort, betreut von denjenigen unter den Seinen, die seiner Lehre anhingen, dieser Lehre endlich im Tode getreu, starb.

* * *

Wie wenig gibt uns diese Legende, die letzten Endes doch aus Tatsachen besteht, vom Wesen und Wirken eines

ganz grossen, Gott und die Welt umfassenden und umfassen wollenden Geistes! Wie nichtssagend ist es immer wieder, von Tolstois Krise, von seiner grossen Wandlung auf dem Gipfel seines Lebens zu berichten, die vielleicht äusserlich von der Volkszählung ausgelöst wurde, während wir ihre Vorbereitung vom Augenblick an, da wir von Tolstois Denken Kenntnis erhalten, — und es geht dies auf seine ersten Jugendjahre zurück, — verfolgen können. Das reich veranlagte Kind beobachtet mit allen Sinnen, einer Sinnlichkeit, die sich im Laufe der Entwicklung mit einer genialen Darstellungsgabe zusammen entwickelt, ihr dient, und die den Werken des Dichters Tolstoi immer wieder ein für sie charakteristisches, eindrucksvolles Gepräge verleiht. Der russiche Schriftsteller Mereschkowski[1]) sucht in einem klugen, vielleicht gegen Tolstoi mitunter etwas ungerechten Vergleich gegenüber Dostojewski nachzuweisen, wie Tolstoi dank dieser Sinnlichkeit in allen seinen Darstellungen von aussen an seine Helden und Personen herantritt, sie durch stets wiederholte Betonung gewisser Kennzeichen dem Gedächtnis einprägt, einhämmert, mitunter auf Kosten der psychologischen Vertiefung, dadurch aber ihre Deutlichkeit und Greifbarkeit erhöht. Und diese Darstellung andrer Personen, schon im ersten Buche Tolstois, in der Beschreibung seiner Kindheit und Jugendjahre, geht von Anfang an von der Beobachtung des eigenen Ichs, von der Beschäftigung mit dem eigenen Ich und Wesen aus. Fast alle Werke Tolstois haben autobiographischen Charakter. Ueberall schildert er in irgendeiner Person sich selbst, ob er sich nun in eigentlichen Beichten und Bekenntnissen direkt über sich ausspricht, ob er sich zeichnet, wie er sein möchte, oder ob er in manchmal ungeheurer Vergrösserung die Fehler und Mängel seines eigenen Wesens blossstellt. Wir sehen bei Tolstoi trotz der angeblichen Krise von Anbeginn, ihn durch sein Leben begleitend, die nämlichen Züge. Ob er sich nun als Jüngling kasteit, ja geisselt oder ob er sich „nach der Krise" in seinen Bekenntnissen masslos peinigt, bis zum Genuss der Qual und zur Qual des Genusses, es ist immer die gleiche gedankliche Richtung. Von Anfang an dreht es sich um moralische Probleme, um das Gut und Böse, das er tun kann, könnte oder getan haben sollte, an Masstäben gemessen, die freilich zu Anfang durchaus traditionell aus seiner Abstammung und Erziehung sich ableiten lassen.

Man muss sich die Herkunft Tolstois, um ihm gerecht zu werden, um seine Entwicklungslinie richtig zu würdigen, deutlich vor Augen halten. Die feudale, gräfliche Grundbesitzersatmosphäre einerseits, zur Zeit der Leibeigenschaft, die erst 1862 aufgehoben

---

[1]) D. Mereschkowski: Tolstoi und Dostojewski. Schulze & Co., Leipzig. 1903.

wurde, in der unübersehbar breiten russischen Welt, die dem, der da hat, absolutistische Gewalten verlieh, wie wohl nirgends auf Erden, dazu die Lehren der russisch-orthodoxen Kirche, für die Adelsprivilegierten noch ganz besondere Vorrechte in sich schliessend, und andererseits, in betontem, lebhaftem Gegensatz dazu, die gänzlich nach Westeuropa orientierte Vermittlung jeglichen Bildungsstoffes, der den oberen Klassen, den Intellektuellen geboten wurde. In ihrem prächtigen Vorwort zu der „Geschichte meines Zeitgenossen“ von Korolenko, einem Alters- und Zeitgenossen Tolstois, schildert die Märtyrerin Rosa Luxemburg, wie gleich einem Wunder nach einigen schüchternen Anläufen zur Schöpfung einer nationalen Geistesbewegung „Ausgang des 18. Jahrhunderts die napoleonischen Kriege wie ein Blitz zünden, sowohl durch die tiefste Erniedrigung Russlands, die zum ersten Male das nationale Bewustsein im Zarenreich weckt, wie später durch die Triumphe der Koalition, welche die russische intellektuelle Jugend nach dem Westen, nach Paris, ins Herz der europäischen Kultur führen und mit einer neuen Welt in Berührung bringen.“ Wie über Nacht blühte die russische Literatur auf. Auf einmal stand sie da, mit einem Löwensprunge die Versäumnisse eines Jahrtausends nachholend. „Ein merkwürdiger Rhythmus dies in der Geschichte der russischen Literatur und eine merkwürdige Analogie zu der jüngsten politischen Entwicklung Russlands, was wohl geeignet ist, manch braves Schulmeisterlein aus dem Konzept zu bringen. Was aber das Kennzeichen dieser so jäh emporgesprossten Literatur ist, dass sie aus Opposition zu dem herrschenden Regime, aus Kampfgeist geboren wurde. Dies Zeichen trägt sie sichtbar das ganze 19. Jahrhundert hindurch. Daraus erklärt sich der Reichtum und die Tiefe ihres geistigen Gehaltes, die Vollendung und Originalität ihrer künstlerischen Form, namentlich aber ihre schöpferische und bewegende soziale Kraft. Die russische Literatur war unter dem Zarismus, wie in keinem Lande und zu keiner Zeit, eine Macht im öffentlichen Leben geworden, und sie blieb ein Jahrhundert lang auf dem Posten, bis sie von der materiellen Macht der Volksmassen abgelöst, bis das Wort zum Fleisch wurde.“ [1]) Diesem Kampfgeiste der werdenden russischen Literatur, deren einer der grössten Tolstoi werden sollte, begegnete er gleichsam in der Kinderstube, mit der frühesten Bildung, die er einzusaugen begann. Und wie Gribojedow und Gogol, die vor ihm da waren, schon als Gesellschaftskritiker im eigentlichen Sinne des Wortes wirkten, so auch Tolstoi, kaum, dass er die Tatzen zu recken beginnt. In dem schon kurz nach der Darstellung seiner Kindheit begonnenen ersten Romane

---

[1]) Aus dem Vorwort von Rosa Luxemburg zu Wladimir Korolenko, „Die Geschichte meines Zeitgenossen“, Paul Cassierer, Berlin, 1919.

„die Kosaken“ (1862 beendigt), flieht der durch das korrumpierte Offiziers- und Grosstadtleben angeekelte Offizier zurück zur Natur, unter die Kosaken, „zurück zur Natur“, nach dem Leitwort Rousseau's, den Tolstoi damals tiefbewegt las, Einfluss, den wir später auch in Form der Bekenntnisse, der Tagebücher mit der zwanglosen, nein, mit der oft krampfhaft sich selbst abgerungenen Wiedergabe der intimsten Regungen nachweisen könnten. Und während wir Tolstois Erlebnisse als Verteidiger Sebastopols in drei Darstellungen mitmachen, deren erste (Dezember 1854) recht eigentlich konventionell national beginnt, den Vaterlandsverteidiger und -helden verherrlichend, dem Autor patriotische Anerkennung, ja der Zarin Wohlgefallen eintragend, sehen wir schon in der zweiten Darstellung (Mai 1855), die ein halbes Jahr später erfolgt, den Abscheu vor dem Kriege durchdringen, begegnen wir der Kriegserklärung dem Kriege gegenüber, sodass ein grosser Teil der Schilderungen dieses zweiten Sebastopol-Aufsatzes von der damaligen Zensur unterdrückt wurde.. Im dritten Sebastopol-Aufsatz (August 1855) kehrt eigentümlicherweise Tolstoi noch einmal zur Darstellung des Krieges im Sinne nationaler Verherrlichung zurück. Aber schon ein Jahr später wiederum (1896) finden wir Tolstoi im „Morgen eines Gutsherrn“, wie er sich mit dem Problem des ausschliesslichen Landbesitzes durch dessen Eigentümer beschäftigt, wie er daran denkt, in philanthropischer, pädagogischer Weise den Bauern und Leibeigenen ihrer Hände Arbeitsfrucht gerechter zukommen zu lassen und wie er am Unvermögen des Vereinzelten, an der Einsichtslosigkeit derer, denen er helfen möchte, scheitert. Und immer wieder, in den Erzählungen dieser früheren Jahre, in den pädagogischen Schriften (1862), dann auch im grossangelegten Plane, die revolutionären Aristokraten, die Dekabristen zu den Helden eines Romanes zu machen, der allerdings unvollendet bleibt, zeigt sich die soziale Anteilnahme des russischen Intellektuellen jener Zeit, wie denn auch Tolstoi damals in engere Fühlung mit den führenden Schriftstellern Russlands getreten war, um sich allerdings bald abgestossen und angewidert zu fühlen.

Wir sehen aber nicht nur die soziale Anteilnahme, die jedes russischen Gebildeten Pflicht in jener Epoche war, bei Tolstoi als Grundlage zu seinem späteren Wesen sich entfalten, sondern wir können gleichzeitig, auch in seinen ersten literarischen Werken die sittlichen Fragestellungen schon nachweisen, die sich später, nach der sogenannten Krise, lediglich in extremer, zugespitzter Weise Ausdruck verschaffen.

Die Heirat mit dem unschuldigen, viel jüngeren Mädchen aus bester Familie rüttelt ebenfalls moralische Betrachtungen über die doppelte Sexualmoral der Gesellschaft in Tolstoi wach, wie wir sie nachträglich in der Kreutzersonate explosiv ausbrechen sehen. Tol-

stoi fühlt sich verpflichtet, seiner Braut Einsicht in seine Tagebücher zu geben, in denen er schon damals fanatisch seine Jugendverfehlungen bekennt. Wahrheitsfanatismus, der kaum in die Wagschale legt, wie weh er damit dem Partner tut, Wahrheitsfanatismus, der mitunter wie eine ins Umgekehrte verzerrte Heuchelei anmutet.

* * *

Wenn wir als Aerzte und Psychologen einen Menschen durchforschen wollen, wenn wir gleichsam zum Schlüssel seiner Persönlichkeit zu gelangen trachten, so haben wir uns über seine Denkmethoden Klarheit zu verschaffen.[1]) Zu den menschlichen Anlagen gehören eine grosse Zahl von Fähigkeiten, unter welchen die Fähigkeit, diese Fähigkeiten souverän zu leiten, mit inbegriffen ist. Fähigkeiten, die immer wieder in der nämlichen Weise gruppiert, in Bewegung gesetzt werden, bilden sich zu Eigenschaften aus. Die Summierung dieser Eigenschaften ergibt das Charakterbild. Zum richtigen, gesunden geistigen Leben gehört die jeweilige, gleichzeitige Kombination eines Minimums solcher Fähigkeiten, kann aber bei reich veranlagten und ihre Anlagen reich anwendenden Persönlichkeiten zu einem Maximum sich entfalten. Nie aber dürfen Fähigkeiten auf Kosten anderer überhandnehmen, so, dass sie die Anwendung unserer übrigen Fähigkeiten einschränken, sie versklaven, dadurch die ganze Persönlichkeit verarmen lassen und sie in ihrer Erhaltung und Entfaltung stören. Je nach der falschen, irrigen Verwendung der Fähigkeiten entsteht der nervöse oder der geisteskranke Charakter. Es ist natürlich ein Unfug, wenn der Psychiater etwa aus dem Vorurteil heraus, dass Genie und Irrsinn sich nahe berühren, an jeden Grossen des Geistes herantritt, um die pathologischen Züge an ihm herauszuklauben und ihm irgend eine Diagnose anzuhängen. Denn selbst, wo wir am Genius krankhafte Züge nachzuweisen vermöchten, müssten wir immer wieder auch zur Erkenntnis gelangen, der übrige Reichtum der verwendeten Fähigkeiten erreiche ein so hohes Maximum, dass sich der Krankheitsbegriff hier mindestens nicht mit dem Krankheitsbegriff, den wir beim Durchschnittsmenschen ansetzen, gleichwerten liesse. Immerhin schliesst dies nicht aus, dass wir die Denkmethoden des grossen Geistes uns klarzulegen versuchen und dass wir dort, wo sie zur Beschränkung auch des genialen Reichtums führen, gewisse Verirrungen, die selbt dem Genius nicht erspart bleiben, daraus zu erklären suchen.

Charlot Strasser.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen schliessen sich einem in Vorbereitung befindenden Buche von Vera Strasser: Die Denkmethoden und ihre Gefahren, an.

Aussprache

Zur innern Lage Deutschlands.

1.

Nordhausen bei Heilbronn, 2. Nov. 1929.

Lieber Herr Doktor!

Auf Ihre Ausführungen zu meinem Brief, für die ich sehr dankbar bin, muss ich noch einmal antworten. Ich möchte natürlich keinem oberflächlichen Optimismus huldigen. Selbstverständlich ist bei uns weithin noch ein Geist, der von einer Schuld nichts wissen will und nur bemüht ist, die Flamme der nationalen Erregung zu schüren. Selbstverständlich sind auch die Umtriebe der Völkischen und Deutschnationalen, die durch den Youngplan mit seiner uns auf drei Generationen verpflichtenden Tributslast neue Nahrung erhalten haben, nicht leicht zu nehmen. Was ich nur bestreiten wollte, ist das, dass dieses „alte Deutschland" jetzt wieder die Führung habe, während es sich doch gerade deshalb so laut gebärdet, weil es in der Opposition ist, und dass auch die heutigen politischen Führer, worunter ich im wesentlichen unsere jetzt regierenden Minister verstand, daran beteiligt wären „bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein."

Aber nun darf ich vielleicht doch noch einiges zu Ihren Ausführungen sagen: einmal zu dem Vorwurf (oder ich möchte lieber sagen: zu dem — wie man aus jedem Ihrer Worte herausspürt — aus herzlicher Sorge um uns herausgeborenen Vorhalt), dass bei uns das Nationale eine grössere Rolle spiele als das allgemein Menschliche. Dieser Vorhalt ist berechtigt. Aber bedenken Sie, dass wir ein Volk sind, das noch um seine nationalen Rechte und seine nationale Freiheit kämpfen muss und nicht wie andere Völker, z. B. England und Frankreich in dieser Beziehung saturiert ist. Es ist doch so, dass die, deren Recht in dieser Hinsicht verkürzt ist, sich mit der Kraft eines elementaren Lebensinstinkts darum wehren. Niemand nimmt es den Indiern übel, dass ihnen ihr Freiheitskampf im Vordergrund steht, oder um ein anderes Beispiel zu nehmen, niemand verdenkt es der Arbeiterschaft, dass sie bei ihren Kämpfen in erster Linie an die Befreiung *ihrer* Klasse denkt. Die ganze nationale Welle, die durch die Völker geht, ist ja nur deshalb so stark und elementar, weil wir überall um ihr einfaches Lebensrecht kämpfende Völker und Minderheiten haben, die vergewaltigt werden, und in diese Reihe gehört auch Deutschland. Es leidet mit seinen Brüdern im Ausland, in Tirol und Polen z. B., wenn sie unterdrückt werden, und es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn es das nicht tun würde; es fühlt sich durch den Frieden von Versailles betrogen, der eine Ausgeburt des Hasses war. Das sind Wunden, die nicht so schnell verheilen, ja die wohl erst dadurch richtig ausheilen, dass — natürlich durch friedliche Vereinbarungen — manche Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht werden. Sie haben selbst einmal geschrieben, dass echter Friede nur auf der Grundlage der Wahrheit und Gerechtigkeit möglich ist. Das gilt auf dem sozialen wie auf dem nationalen Gebiet. An diesem Willen zur Gerechtigkeit aber fehlt es trotz aller Friedensbeteuerungen. Das sieht man daran, dass man sich mit Händen und Füssen dagegen wehrt, dass an den Bestimmungen von Versailles irgendwie gerüttelt wird. Darum ist es für Stresemann nicht so leicht wie für Briand oder Mac Donald gewesen, die Friedenshand auszustrecken. Er befand sich weithin in der Lage eines um sein Erbe betrogenen Bruders, dessen Partner nachher zu ihm sagt: komm, wir wollen wieder gut Freund sein, ohne aber daran zu denken, sei-

nen Betrug wieder gut zu machen. Dass man nicht gleichzeitig von Versöhnung reden und den Andern nach wie vor durch Besatzungen bedrücken und demütigen kann, wie es bisher war, das nur nebenbei.

Das führt mich auf Ihren zweiten Vorhalt: Dass wir zu den Mächten des Guten so wenig Zutrauen haben. Auch dieser Vorhalt ist richtig. Richtig ist, dass nicht nur bei den Intellektuellen, sondern besonders auch bei den Christen ein starker Pessimismus und ein Glaube an die Urgewalt des Erdgeistes vorherrschend ist, der sich gelegentlich bis zum Zynismus steigern kann. Ich möchte das selbstverständlich nicht entschuldigen und befinde mich in ständigem Kampf gegen diese Anschauung. Aber vertritt der Deutsche da nicht auch etwas Richtiges gegen einen allzustarken Optimismus, der uns auf der andern Seite oft entgegentritt? Ich hatte Gelegenheit, im Radio die Rede Stresemanns auf der letzten Völkerbundstagung in Genf zu hören und dabei die Begeisterung und den starken Beifall mitzuerleben, den dort jedes Bekenntnis zum Völkerbund, zum Versöhnungsgedanken, zum Glauben an den moralischen Fortschritt und Aufstieg auslöste. Wir Deutsche sind da skeptischer. Wir sehen den Gegensatz zwischen Worten und Taten — und haben dies gerade in Versailles furchtbar erlebt — sehen die grossen Hindernisse und die Widerstände oft dämonischer Art, sehen die viele Heuchelei, die sich bei all diesen Bestrebungen immer wieder zeigt. Das macht uns vorsichtiger und bedenklicher im Glauben an die Macht des Guten. Gott wird siegen, gewiss, und mit ihm das Gute, aber nur durch schwere Katastrophen und Gerichte. Dies ist ja auch die Meinung der Bibel. Der Weg aber derer, die für das Gute kämpfen, ist vielfach der des Kreuzes und scheinbarer Erfolglosigkeit.

Mit dem allem — ich wiederhole es — möchte ich Deutschland nicht rein waschen. Wir müssen uns gewiss das zu Herzen nehmen, was Sie gesagt haben, müssen ankämpfen gegen allen Gewalt- und Schwertglauben, gegen nationalen Egoismus und nationale Beschränktheit, wie er unter uns zu finden ist. Wir haben den Ruf zur Umkehr bitter nötig. Aber verstehen kann man uns Deutsche doch erst, wenn man die von mir angeführten Dinge — unsere nationale Not und die bitteren Erfahrungen, die wir gemacht haben — erwägt und in Rechnung zieht. Unsere Umkehr muss zusammengehen mit der Umkehr der Andern, dann erst kann wirklich ein Neues gepflügt werden. Dass dies geschehen möge, in diesem sehnlichen Wunsche weiss ich mich mit Ihnen einig und grüsse Sie herzlich

Ihr Eberhard Lempp.

2.

Lieber Herr Pfarrer!

Zürich, 18. Oktober 1929.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Antwort, der man jedenfalls nicht die Rechthaberei vorwerfen darf, die sonst gerade in nationalen Dingen so sehr üblich ist. Da die Sache, die wir verhandeln, von so schwerer Wichtigkeit ist, fühle ich mich verpflichtet, auf die Argumente, womit Sie gewisse Züge am heutigen deutschen Wesen und Verhalten erklärlich machen wollen, in möglichster Kürze einzugehen.

Da ist denn aber eine Vorbemerkung dringend nötig. Das, was man meine „Kritik" an jenem deutschen Wesen und Verhalten nennen mag, erfolgt keineswegs etwa vom Boden einer schweizerischen Selbstgerechtigkeit aus. Es gibt freilich eine solche, Sie wissen aber schon als Leser der „Neuen Wege" und wüssten es noch besser, wenn Sie etwa mein Buch: „Die neue Schweiz" kennten, wie ich immer wieder daran bin, dieser schweizerischen Selbstgerechtigkeit die immer wieder anwachsende Maske abzureissen. Ich rede zu Ihnen als Europäer, wenn Sie wollen als Christ (obschon ich mich nicht leicht so nenne), spreche zu Ihnen als zu einem Genossen und Bruder. Ich betrachte Sie als einen Mitarbeiter am gleichen Werk, das Sie jenseits, ich

diesseits der politischen Grenzlinie des Rheines tun. Auch bin ich selbstverständlich mit Ihnen einverstanden, dass die andern Völker ebensosehr die Umkehr nötig haben, wie das deutsche. Schon in meiner ersten Antwort habe ich betont, dass das deutsche Volk zwar in einer gewissen Anlage wie in einem gewissen geistigen Erbe ein besonderes Hindernis für den Friedensglauben habe, aber ich habe auch hinzugefügt, dass andere Völker von ihrer Natur und Geschichte her mit andern Hemmungen und Gefahren belastet seien. Ich habe das in den „Neuen Wegen" besonders am eigenen Volke, aber auch am nordamerikanischen, italienischen, russischen zum Teil eingehend nachzuweisen versucht, so wie sichs eben gab. Diesmal aber kamen wir gerade auf das deutsche Volk. Von diesem versprach ich, bald wieder einmal zu zeigen, wie ich sein „Wesen", das heisst vor allem seine Berufung, seine Gefahren, seine Vorzüge verstehe. Ich bin nun diesmal in der glücklichen Lage, dieses Versprechen rasch erfüllen zu können. Denn der Aufsatz über das Jahr 1529 in diesem Hefte bedeutet unter anderem auch einen solchen Versuch. Er bleibt freilich auch ein Fragment, aber wer wollte auch nur daran denken, in einer solchen Sache vollständig zu sein? Jedenfalls werden Sie aus diesem neuen Versuche erkennen, dass es mir fern liegt, gegen das deutsche Volk ungerecht zu sein oder von seiner Art und Bestimmung gering zu denken.

Um gerade hier weiterzufahren, so erkennen Sie aus den Ausführungen meines Aufsatzes auch, wie ich mir das erkläre, was ich den **pessimistischen Hang** des deutschen Denkens nenne. Er hat nach meiner Meinung nichts mit einer **skeptischen** Anlage zu tun, die doch wohl niemand dem deutschen Wesen zuschreiben wird, aber auch nichts mit den Erfahrungen des Weltkrieges und des darauf folgenden Friedens — solche vorübergehenden Stimmungen kann ich von einem dauernden geistigen Habitus wohl unterscheiden — sondern wurzelt in letzten, kaum mehr analysierbaren und jedenfalls unerklärlichen Tiefen und ist paradoxerweise die Kehrseite jenes aus dem Schöpfungs- und Christusglauben stammenden Jasagens zur Welt, worin ich besonders einen Grundzug des Luthertums finde. Es handelt sich also um etwas sehr Grosses und Gutes, das bloss die Gefahr der Einseitigkeit in sich trägt. Ich bin also auch mit Ihnen darin einig, dass in dieser Art ein starkes **Recht** liegt. Meinerseits bin ich, wenn auch die neue Theologengeneration, die das „von Gott gerichtet" zum dritten Worte macht, selbst aber voll des hochmütigsten und ungerechtesten Richtgeistes gegenüber den Menschen ist, mir gegenüber mit dem Vorwurf des „Optimismus" nicht spart, niemals „Optimist" gewesen, so wenig als „Pessimist", sondern habe eine schwermütige Anlage und Weltbetrachtung nur durch die Gnade des **Glaubens** überwinden können. So ist mir auch die Wirklichkeit des **Bösen** wahrhaftig nicht unbekannt. Was ich den heutigen Deutschen vorhalte, ist nicht eine besonders tiefe Empfindung für den Ernst und die Macht des Bösen, sondern umgekehrt gerade eine gewisse monistische Ablehnung der **ethischen** Denkweise, die ja ihrer Natur nach immer dualistisch ist, also eine gewisse Ablehnung des Denkens in den Kategorien von Gut und Böse, an deren Stelle man die Kategorien der Macht oder des Schicksals setzt, eine Bevorzugung des Seins vor dem Sollen, woraus durch eine Art Dialektik, die wir oft antreffen, zuletzt etwas wie ein **Glaube** an das Böse und dem entsprechend einer an den Erdgeist, also eine Art weltlicher Optimismus wird. An diesem Punkte, meine ich, müsste eine Wendung geschehen, eine Rückkehr zu **Kant** oder meinetwegen zu **Luther**, aber diese dann in dem Sinne, dass dessen tiefe **Sündenerkenntnis** neu durchschlüge, besser noch: zur **Bibel**, in der die Erkenntnis der Macht des Bösen aufs engste verbunden ist mit der Erkenntnis der sieghaften Macht **Gottes**. Auch wer im biblischen Sinne eschatologisch denkt, erst von der Widerkehr Christi **den** Sieg über das Böse erwartet, wird niemals dem Erdgeist huldigen,

sondern ihm erst recht absagen. Ein *solcher* Quietismus wäre wirksamer als aller Aktivismus, ein *solcher* Pessimismus weltüberwindender als aller Optimismus.

Ich muss aber hier noch ein Zweites hinzufügen. Es geht nicht an, wie es so sehr üblich ist, den „Westen“ einfach eines oberflächlichen Optimismus zu bezichtigen. Sie tun ja, lieber Herr Pfarrer, dies nicht ausdrücklich, aber es ist wohl gut, wenn ich diesen Punkt noch streife. So wenig die deutsche Art in ihren Wurzeln gewöhnlicher skeptischer Pessimismus ist, so wenig die „westliche“ Art gewöhnlicher weltseliger Optimismus. Vor solchem Fehler müsste uns schon die Tatsache bewahren, dass die gewaltigsten Aeusserungen des Optimismus auf *deutschem* Boden stattgefunden haben, in Goethe und Herder nicht weniger als in Leibnitz, Fichte und Hegel, und dass die immer mit Pessimismus verbundene Skepsis besonders auf dem romanischen und angelsächsischen Boden zu finden ist. Es handelt sich vielmehr beidemal um *Glauben*, nur dass dieser sich bei den Einen mehr „quietistisch“, bei den Andern mehr „aktivistisch“ äussert. Es ist die gleiche Wurzel, die nach zwei verschiedene Seiten ausschlägt. Darum muss aber jede Art sich des Mangels in ihrer Einseitigkeit bewusst sein und dafür das Korrektiv suchen, sich nicht darin als in einen blossen Vorzug versteifen, vielleicht gar in Selbstüberhebung. Es muss gerade an solchen Stellen nationale, konfessionelle, ethnologische Selbsterkenntnis und Selbstkritik einsetzen, wofür wir lieber Busse und Umkehr sagen wollen.

Ich habe mich, lieber Herr Pfarrer, bei diesem Punkte zu lange aufgehalten. Viel wichtiger ist mir ja diesmal ein anderer. Sie erklären das deutsche Verhalten vor allem durch das, was das deutsche Volk seit dem Frieden von Versailles und durch ihn erlitten habe. All dieses Unrecht, all diese Vergewaltigung machten ihm eine Friedensgesinnung und ein Friedensbekenntnis schwerer als den Andern. Jedenfalls legen Sie Nachdruck auf eine Grundtatsache, die mir gewiss nicht unbekannt ist, obschon es zu den Schranken unserer Natur gehört, dass wir die Lage eines Andern nicht leicht so stark empfinden können wie die eigene. Gewiss, dieses Argument hat sein grosses Recht; ich will es auf keine Weise bestreiten. Die grossen Sünden der „Sieger“ liegen auf der Hand. Sie betonen mit Recht, dass der durch den „Sieg“ Gesättigte leichter von Frieden rede als der durch die „Niederlage“ Beraubte. Aber nun, lieber Herr Pfarrer, muss ich Ihnen doch etwas entgegenhalten, was furchtbar einfach scheint, worin aber doch sozusagen der Schlüssel zur Lage zu finden ist: Bedenkt man im deutschen Volke genug, was *die Andern* gelitten haben und noch leiden? Bedenkt man die Verwüstung Nordfrankreichs, die Vergewaltigung Belgiens, die Deportation französischer Frauen und Mädchen und belgischer Arbeiter zu Tausenden, die Erschiessung von Tausenden Unschuldiger, darunter vieler Frauen und Kinder, in Belgien und Frankreich — bedenkt man all die Schrecken und Nöte einer viereinhalbjährigen Invasion und kriegerischen (nicht bloss militärischen) Besetzung, die Ausraubung und Zerstörung der französischen und belgischen industriellen Anlagen durch die Deutschen noch auf dem letzten Rückzug und so fort und so fort? Das alles liegt etwas weiter zurück, gewiss, aber die *Folgen* sind doch noch vorhanden. Um nur die Reparationen zu berühren: Frankreich musste sein verwüstetes Land wieder aufbauen; muss Fremde auf seinem Boden sehen, dem die eigenen Kinder geraubt sind; muss Amerika und England ebenfalls durch Generationen Tribut zahlen. Alle jene durch den Krieg und während des Krieges erlittenen Dinge haben den Frieden von Versailles herbeigeführt; es war fast nicht mehr anders möglich.

Das alles muss eben doch vom deutschen Volk bedacht werden. Es weiss davon zu wenig. Was wir ihm geradezu vorwerfen, ist, dass ihm dieses Gefühl für das, was *die Andern* gelitten haben und leiden, was es *den*

Andern angetan hat, so merkwürdig fehlt. Auch was es den Polen und andern Slaven angetan hat, dazu den Dänen, weiss es in seiner Masse kaum, bedenkt es kaum. So entsteht denn bloss Hass, entsteht bittere Klage über erlittenes Unrecht, wo doch auch ein tiefes Schuldgefühl walten sollte. Aus diesem Schuldgefühl heraus aber könnte jene Friedensgesinnung wachsen, könnte jene Friedenshand aufrichtig und herzlich den Andern entgegengestreckt werden.

Es ist wichtig, dass wir uns an diesem Punkte recht verstehen. Nicht handelt es sich jetzt darum, wer mehr Schuld habe, die Deutschen oder die Andern. Das wollen wir hier völlig dahingestellt lassen. Nein, es kommt bloss darauf an, dass auch die Not und das erlittene Unrecht der Andern erkannt werden, seien sie nun grösser oder kleiner als die eigenen; es kommt bloss darauf an, dass die Schuld nicht allein auf der andern Seite gesehen wird; es kommt bloss darauf an, dass das Schuldbewusstsein auch in bezug auf das eigene Tun erwacht. Es gibt wohl kaum eine stärkere und tiefer reichende Wurzel des Friedens, als das Gefühl der eigenen Schuld, wie es umgekehrt wohl auch keine stärkere und tiefere Wurzel des Streites gibt, als die Selbstgerechtigkeit.

Trotzdem ich also meine, dass es für das, was zwischen uns in Frage steht, nicht darauf ankomme, auf welcher Seite die grössere Schuld sei, muss ich zum Schluss doch noch die sogenannte Schuldfrage, wie sie gewöhnlich verstanden wird, streifen. Ich glaube in der Tat, dass man um sie nicht herumkommen kann. Hier will ich nur dies bemerken: Sie dürfen, lieber Herr Pfarrer, nie vergessen, und Ihre Landsleute sollten es auch nicht, dass man auf der andern Seite Deutschland die Schuld am Kriege zuspricht, nicht die Alleinschuld zwar, aber den weitaus grösseren Teil der Schuld. Aus dieser ganz festen Ueberzeugung heraus — und dazu aus der Angst vor einem neuen deutschen Angriff, einer deutschen Revanche — ist vieles, sehr vieles zu erklären, was Sie am Verhalten der Andern als ungerecht und unerträglich empfinden. Nun wiederhole ich: ich will durchaus nicht untersuchen, ob sie darin recht haben oder nicht, oder mehr oder weniger recht haben, sondern will nur das sagen: man muss auf Ihrer Seite mit diesem Tatbestand rechnen. Dann kommt vieles sofort in ein anderes Licht. Ich füge aber hinzu: man muss die Schuldfrage aufrichtig und demütig prüfen. Selbstverständlich auf beiden Seiten, aber wenn die eine Seite es tut, wird es zuletzt die andere sicher auch tun. Damit wird, zu welchem Ergebnis man dann immer gelangen wird, doch sofort die ganze Stimmung verändert. Ein Studium etwa des Buches von Hans Wehberg, eines sicher sehr unbefangenen Mannes, über „Deutschland und die Friedensbewegung" (im Werk des „Untersuchungsausschusses", Abteilung: „Die Vorgeschichte des Weltkrieges" erschienen) wird auf alle Fälle auch diese Wirkung haben. Und endlich wiederhole ich: Es ist immer wichtig, wenn jeder zunächst an seine eigene Schuld denkt. Vor Gott sind wir immer schuldig und jede Schuld ist unendlich.

Aus einer solchen Einstellung heraus, lieber Herr Pfarrer, kann auch Ihr Volk, trotz allem, was es erlitten hat und erleidet, den Andern die Friedenshand reichen. Das wäre dann auch sein wahrer und raschester „Aufstieg". Sehr, sehr Grosses wäre dann erreicht.

Nicht wahr, Sie verstehen, wie ich alles meine? Seien Sie von Herzen gegrüsst!

Ihr L. Ragaz.

Das Jahr 1529.

Vom 1. bis zum 3. Oktober des Jahres 1529 hat bekanntlich das Religionsgespräch in Marburg zwischen Luther und Melanchthon auf der einen und Zwingli und Oekolampad auf der andern — um nur die wichtigsten der Gegenspieler zu nennen — stattgefunden. Es sollte eine Versöhnung schaffen und besiegelte statt dessen den endgültigen, noch heute durchaus nicht überwundenen Gegensatz zwischen der lutherischen und der reformierten Form des Protestantismus, der, wie man wenigstens bisher anzunehmen geneigt war, dessen Siegeszug gelähmt und ihn zeitweilig, soweit sein äusserer, mehr politischer Bestand in Betracht kam, an den Rand des Unterganges gebracht hat. Wir sind auf der reformierten Seite gewohnt, die Schuld an diesem Ausgang Luther zuzuschreiben, dessen ganze selbstsichere Hartnäckigkeit sich in dem Worte konzentriert habe, das er zu dem ihm unter Tränen die Versöhnungshand entgegenstreckenden Zwingli und d e s s e n Wort: „Ich wollte mit niemandem lieber eins sein als mit euch Wittenbergern", entgegengeschleudert: „Ihr habt einen andern Geist als wir."[1])

Seit jenem Tage sind viele Wasser im Strome der Geschichte zum Meere der Ewigkeit geflossen. Und nun ist es vierhundert Jahre her und man erinnert sich des tragischen Ereignisses in diesen Wochen mit einer Art von grosser Gedächtnisfeier und neuem aber friedlichem Religionsgespräch. Gern hätte ich, und dies schon seit Jahren, mich ebenfalls zu dieser Sache gründlich geäussert. Denn in diesem Streit um das Abendmahl konzentriert sich ein Gegensatz von gewaltiger weltgeschichtlicher und reichgottes-

[1]) Das zweite Wort ist, ungefähr in dem obigen Wortlaut, zu den auf dem „schweizerischen" Boden stehenden S t r a s s b u r g e r n gesprochen worden.

Genau lauten (nach Köhlers Rekonstruktion) die Worte folgendermassen: Z w i n g l i spricht zu Luther: „Ich bitte Euch, Doktor Luther, verzeihet meine Herbigkeit. Ich habe stets den grössten Wunsch nach Freundschaft gehabt und wünsche sie noch (Mit Tränen in den Augen!). Es gibt in Italien und Frankreich keine Männer, die ich lieber sehen möchte." Luther erwidert: „Bittet Gott, dass Ihr zur Einsicht kommt". Worauf der sonst so milde O e k o l a m p a d mit Recht: „Bittet auch Ihr, Ihr habt es ebenso nötig."

Das Wort an die S t r a s s b u r g e r, das natürlich auch den Schweizern galt (da ja, wie gesagt, jene auf deren Boden standen) lautet: B u c e r, der Vertreter der Strassburger, spricht: „Ich bitte: wollet Ihr mich als Bruder anerkennen, oder glaubt Ihr, dass ich irre, auf dass ichs verbessere? Zeigt doch an, was Euch missfällt an unserer Lehre." L u t h e r antwortet: „Ich bin Euer Herr nicht, Euer Richter nicht, Euer Lehrer auch nicht, so reimet sich unser Geist und Euer Geist nicht zusammen, sondern ist offenbar, dass wir nicht einerlei Geist haben."

geschichtlicher Tragweite, dessen aktuelle Bedeutung wieder aufzudecken auch ich, glaub ich, das Meinige beigetragen habe. Die Schrift, von der ich geträumt, hätte dann freilich den Zweck gehabt, auch zur Ueberwindung dieses Gegensatzes beizutragen. Die Notwendigkeit, den Kampf des Tages zu kämpfen (der für mein eigenes Empfinden allerdings mit jenem andern tiefe und mannigfaltige Zusammenhänge hat) vereitelte diesen Plan, wie er so manchen andern solcher Art vereitelt hat. Wenn ich nun über dieses Thema an Stelle eines kleinen Buches bloss eine Betrachtung „Zur Weltlage" schreibe, so tue ich das — was ich sehr zu beachten bitte — ohne jeden gelehrten Anspruch. Zwar glaube ich im Wesentlichen genau orientiert zu sein. Ich habe nicht nur dem Gegensatz zwischen dem lutherischen und dem reformierten Christentum stets eine besondere historische und prinzipielle Aufmerksamkeit zugewendet, sondern gerade auch den Abendmahlsstreit in den Quellen, das heisst, in den Schriften der beiden kämpfenden Parteien verfolgt und kenne den Verlauf des Marburger Gespräches ungefähr so genau, als dies möglich ist. Aber es liegt mir fern, eine historische Abhandlung darüber schreiben zu wollen. Was ich bringen will, sind einige allgemeine Gedanken, und zwar solche, wie sie in den Rahmen dieser nicht für Theologen oder überhaupt Gelehrte geschriebenen Betrachtungen zur Weltlage passen.[1])

1. Der Streit um das Abendmahl.

Im Mittelpunkt des Streites stand bekanntlich das Abendmahl. Schon das ist uns Neueren stets ein doppelter Skandal gewesen. Einmal schien es uns ein Aergernis, dass man sich gerade um das Abendmahl, dieses heiligste Zeichen der Liebe, der Versöhnung mit Gott und mit dem Bruder und der Gemeinschaft mit ihnen, gestritten habe — und wie gestritten! — und gerade darüber sich dauernd getrennt. Sodann kam uns der Streit gerade in dieser Form so sehr veraltet vor. Denn was war unter uns das Abendmahl, ja, man muss wohl sagen: was ist es noch heute unter uns anderes als ein fremdartiges Residuum einer Welt, die wir — vielleicht nur vorläufig, vorläufig aber sicher — nicht mehr verstehen?[2]) Darum ver-

---

[1]) Wer sich über den Gegenstand historisch orientieren will, der greife, je nach dem Grade dieses Bedürfnisses, zu dem sehr umfangreichen Werke von Walter Köhler: Luther und Zwingli, ihr Streit über das Abendmahl nach seinen politischen und religiösen Beziehungen, Bd. I.: Die religiöse und politische Entwicklung bis zum Marburger Religionsgespräch 1529. Sehr viel kürzer und in Bezug auf das Marburger Gespräch für jeden, der nicht Spezialist ist, vollkommen genügend, ist die Schrift des gleichen Verfassers: Das Marburger Religionsgespräch 1529, Versuch einer Rekonstruktion.

[2]) Ich betone nachdrücklich, dass ich damit nur eine Tatsache feststelle, nicht aber über Sinn und Wert des Abendmahls an sich urteile.

standen wir auch den Streit nicht und darum erschien uns die Entzweiung durch ihn und besonders die Haltung Luthers doppelt und dreifach anstössig.

Doch machen wir uns, in möglichster Kürze, klar, worin denn dieser Streit um das Abendmahl bestand. Er ist oft subtil genug, aber wir dürfen ihn schon auf seine einfachste Formel bringen. Luther liegt alles daran, dass in Brot und Wein des Abendmahls Christus wirklich und ganz gegenwärtig sei, dass man ihn darin wirklich und ganz geniesse, sein tatsächliches Fleisch und Blut, seinen Leib aufnehme. Darum besteht er so starr auf dem Wörtlein „ist“: „Das i s t mein Leib, das i s t mein Blut.“ Er hielt freilich nicht an der katholischen Lehre von der Transsubstantiation fest, wonach Brot und Wein infolge der Konsekration durch den Priester eine Verwandlung ihrer Natur erleiden und auch nach der Feier und ausserhalb des Genusses diese veränderte Natur behalten, sodass der Vorgang ein o b j e k t i v e r wird, sondern beschränkte sich auf die These, dass im G e n u s s e der Gläubige wirklich und tatsächlich, nicht bloss figürlich, real und nicht bloss symbolisch den Leib Christi empfange und so sich mit Christus verbinde. Allerdings betonte er auch stärker als der Katholizismus, dass die Vorbedingung dieses Empfangens der G l a u b e sei. Ohne diesen wäre das Ganze ein leeres Spiel oder dann für den Feiernden ein Gericht. Von einer Verwandlung von Brot und Wein auch ausserhalb des Genusses und auf die Dauer will er nichts wissen. Eine in diesem Sinne s u b j e k t i v e Wendung der Auffassung tritt hervor. Zwingli und seine Freunde aber behaupten mit voller Entschiedenheit den s y m b o l i s c h e n Charakter der Abendmahlselemente. Sie sind Z e i c h e n, nichts weiter, Zeichen der Liebe Gottes, die in Christus, besonders in seinem Tode, sich zu dem Sünder neigt und ihn dadurch auch aufs tiefste mit dem Bruder verbindet. Das „ist“ muss als ein „bedeutet“, „bezeichnet“ verstanden werden.

Man sieht, dass mit dem mehr zentralen Gegensatz ein mehr peripherischer zusammenhängt. Bei Luther hat das Abendmahl mehr den Sinn einer Verbindung der e i n z e l n e n Seele mit Christus, die darin ihrer Versöhnung und Vereinigung mit Gott gewiss wird, es tritt also, wie wir heute sagen, das i n d i v i d u e l l e Element stärker hervor, während bei den Schweizern das Mahl Christi mehr ein Zeichen der G e m e i n s c h a f t, ein Band der Brüderlichkeit wird, also, wie wir heute sagen, das s o z i a l e Element darin mehr zur Geltung kommt.

Fügen wir noch hinzu, dass C a l v i n zwar das Moment der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl stärker als Zwingli und seine Freunde betont und sich darin etwas mehr Luther nähert, aber doch so, dass er in bezug auf den wesentlichen Unterschied auf dem Boden der Schweizer bleibt, das „ist“ als „bedeutet“ ver-

steht und von einer Verwandlung der physischen Natur von Brot und Wein im Genuss des Abendmahls so wenig wie sie etwas wissen will.

Das ist der Streit, in grösster Kürze formuliert und von aussen her betrachtet. Es entsteht natürlich sofort die Frage, wer denn recht habe. Da kann denn über das historische und philologische Recht wohl kein Zweifel mehr sein. Dieser Teil des Streites ist längst entschieden, und zwar durchaus zu Gunsten der Schweizer. Es ist für uns Heutige ganz ausgeschlossen, dass Jesus seinen Jüngern im Abendmahl sein leibliches Fleisch und Blut angeboten habe. Wenn wir das annehmen wollten, so müssten wir das ganze Bild Christi und seiner Botschaft vollkommen umdenken und zwar so stark, dass es sich für die meisten von uns ins Nichts verlöre. Zwar wird über den Sinn des Abendmahls, wie Jesus selbst es gefeiert und gedeutet, immer noch viel gestritten. Mir für meinen Teil steht fest, dass er im Opfer liege und dass dieses etwa durch eine Verbindung dessen, was Jeremias (31, 31—33) vom neuen Bunde, Deutero-Jesajas (53) vom leidenden Gottesknecht und Jesus selbst vom Menschensohn sagt, der nicht gekommen sei, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für Viele (Matth. 20, 25—27), zu deuten sei. Aber ausgeschlossen scheint, dass das „ist", das in Jesu eigener Sprache, dem Aramäischen, in solchen Zusammenhängen nicht einmal gesagt zu werden pflegt, realistisch verstanden werden könnte. Es ist natürlich nicht abstrakt unmöglich — was Luther immer betont und seine Gegner natürlich nicht leugnen — aber es ist konkret unmöglich.

Wenn so die Schweizer historisch-philologisch von Anfang an sehr deutlich recht gehabt und auch sehr deutlich recht bekommen haben, so ist damit aber doch noch nicht gesagt, dass sie auch religiös recht, ich meine: nur recht und die Gegner nur unrecht gehabt hätten. Das muss nun erst noch untersucht werden, und zu diesem Zwecke ist es notwendig, weiter vorzudringen und durch die zeitgeschichtliche Form hindurch zum eigentlichen Sinn und Wesen dieses auf den ersten Blick so seltsamen Streites zu gelangen.

2. Der tiefere und weitere Sinn des Streites.

Da ist denn zunächst einmal festzustellen, dass es kein Zufall ist und nicht ein Aergernis sein muss, wenn der Streit zwischen Luther und den Schweizern sich gerade am Abendmahl entzündet hat. Es geschah das mit einer gewissen logischen Notwendigkeit gerade darum, weil das Abendmahl eben das heiligste Zeichen der Gemeinschaft ist und immer irgendwie war, was ja, nebenbei gesagt, auch schon in dem katholischen Ausdruck „Kommunion"

liegt. Gerade an diesem innersten Verbindungspunkt musste der Zwiespalt, wenn er tief und ernsthaft war, zum Ausdruck kommen, nicht an irgend einem Nebenpunkte. Man bedenke auch, welch eine durchaus zentrale Bedeutung das Sakrament und unter den Sakramenten das des Altars für die katholische Denkweise hat, aus der doch die Reformatoren unmittelbar herkamen. Das Fronleichnamsfest mag uns Protestanten davon eine Ahnung geben. Im Sakrament ist das Herz der Kirche. Was den wahrhaft frommen Katholiken an seine Kirche fesselt, ist nicht der Papst und nicht das Dogma, sondern das Sakrament. Kein Wunder, dass auch die Geschicke des Protestantismus gerade an dieser Stelle eine gewisse Entscheidung finden mussten.

Man muss sich aber darüber klar sein, dass der Abendmahlsstreit doch selbst wieder nur ein Symbol ist, ein Symbol nämlich einer durchgehenden, in die letzten Tiefen reichenden, alle Einzelheiten des Denkens und des Tuns ergreifenden Verschiedenheit zwischen lutherischem und reformiertem Wesen. Diese an ihrem wesentlichen Punkte zu erfassen, dient uns das Symbol des Abendmahlsstreites noch heute vortrefflich.

Wir gehen dabei am besten von den Schweizern aus, weil erst im Gegensatz zu ihnen, den Radikalen, Luther zu der ganzen Schärfe seiner eigenen Formulierung gelangte.

Was den Schweizern und dem reformierten Christentum überhaupt, ganz besonders auch Calvin, vor allem am Herzen liegt, das ist die Behauptung der Souveränität Gottes gegenüber allem Weltwesen, oder, wie sie sich ausdrücken, seiner Ehre auf der einen Seite und des rein kreatürlichen, ganz und gar von Gottes Macht abhängigen Charakters alles Endlichen auf der andern Seite. Soli Deo gloria! Gott bleibt gegenüber allem Weltwesen immer der Ueberlegene, Freie, bleibt immer der Herr und Richter. Daran ändert auch seine Menschwerdung in Christus nichts. Auch sie bleibt gleichsam bloss das Zeichen, dass Gott trotz des Abstandes zwischen ihm und uns, den unsere Schuld darstellt, unser gnädiger Vater sein will. Die Kluft bleibt bestehen und kann bloss durch Gottes immer neues Wort der Gnade und den dieses Wort annehmenden Glauben des Menschen stets wieder — etwa überbrückt?, überflogen? — nein, nur so überwunden werden, dass Gott uns immer wieder hinüberträgt. Gott bleibt im Wesentlichen der richtende und gnädige Herr. Man hat das auch etwa so gedeutet, dass die reformierte Art etwas Alttestamentliches habe (dem Gott ja auch in erster Linie der Herr ist) und sich besonders gegen das Heidentum wende, dessen Wesen ja in der Vergottung der Kreatur besteht. Und man hat die Sache auch so gewendet, dass man erklärte, das reformierte Christentum sei

theozentrisch, d. h. Gott, nicht Christus, sei sein Mittelpunkt; Christus komme für es bloss als Offenbarung des Gottes in Betracht, den man aus seinem Gesetz schon kenne, nämlich als Herr und Richter kenne. Und auch nachdem wir ihn in Christus als Vater kennen gelernt, gelte sein Gesetz, das wir nun erst recht halten könnten, und unser ganzes Leben solle im Gehorsam dagegen Heiligung Gottes und Darstellung seiner Ehre sein. Die anstössige Lehre von der Prädestination fliesst direkt aus dieser obersten Wahrheit. Ihr Kern ist, dass des Menschen Heil von Gott allein abhängt — nicht von Menschen, nicht von Einrichtungen, nicht von ihm selbst, seinen Werken, Gefühlen, Gedanken. Dass das auch der tiefste Grund der Freiheit des Menschen ist, sei schon hier angedeutet. Eben darum ist der Mensch frei, dass er ganz von Gott abhängig ist. Das ist das Motiv der Erwählungslehre, die denen, welche sie nicht verstehen, wie lauter Tyrannei erscheinen will. Aber wie der Mensch durch Gott frei wird, so bleibt auch Gott immer der Freie. Dieser Denkweise haben die reformierten Theologen dann durch das Wort: Finitum non est capax infiniti (Das Endliche vermag das Unendliche nicht zu fassen) Ausdruck verliehen.

Ganz anders ist die Denkweise Luthers und des Luthertums. Ihnen ist Gott vor allem der Vater. Als solcher tritt er uns in Christus entgegen. In ihm haben wir den gnädigen Gott, nur in ihm. Von ihm aus aber können wir allein Gott verstehen. Es gibt zwar einen „verborgenen Gott“, einen Gott, der bloss Richter ist; den hatte Luther ja in vernichtendem Erleben erfahren; aber für den Christen gilt nur der Gott, den wir in Christus kennen. In ihm aber ist Gott wirklich in die Welt eingegangen, um sie mit seinem Wesen zu erfüllen. Nun ist keine Kluft mehr da. Das Wunder der tatsächlichen und völligen Vereinigung von Gott und Mensch ist geschehen, wir stehen mit Staunen davor; ob wir es begreifen können oder nicht, ist gleichgültig, ja, es gehört zu diesem Wunder, dass wir es nicht begreifen können. Es ist einfach da.[1]) Gott ist

[1]) Das hat Luther auch in Marburg immer wieder betont: „Wenn Ihr meinet, Gott setze uns nichts Unfassbares vor, das gestehe ich Euch nicht zu. Mariä Jungfrauschaft, die Vergebung der Sünden, viel gibts derart! So auch: „Das ist mein Leib.“ „Deine Pfade sind in vielen Wassern und deine Spuren werden nicht erkannt werden.“ (Psalm 77, 20). Wenn wir seine Wege wüssten, so wäre er nicht unbegreiflich, Er, der Wunderbare!“

Für den Reformierten war besonders anstössig, dass der Leib Christi, wenn er im Abendmahl tatsächlich und physisch sollte genossen werden, an vielen Orten zugleich sein müsste, was der Natur eines menschlichen Leibes widerspreche. In bezug darauf erklärt Zwingli: „Es ist nicht wahr, dass uns Gott viel Unbegreifliches vorsetze.“ Luther antwortet: „Was gegen die Natur ist, kümmert mich nicht, wenn es nur nicht gegen den Glauben ist.“ Er greift sogar zu dem Ausweg, der in der Dogmengeschichte als die Lehre von der communicatio idiomatum bekannt ist, d. h. er lässt die menschliche

offenbar im Fleisch. Wir leben nicht mehr unter dem Gesetz, sondern ganz in der Freiheit der Gnade. Die Kluft *ist* ausgefüllt, es bedarf keiner Brücke und vollends auch keines Fluges mehr, denn Gott ist nahe, ist da, kann betastet, kann — *genossen* werden. Finitum est capax infiniti (Das Endliche vermag das Unendliche zu fassen).

Man hat diese Denkweise im Gegensatz zur reformierten die mehr *neutestamentliche* genannt, die, wie angedeutet, nicht Gottes Herrschaft, sondern Gottes *Vaterschaft*, nicht Gottes Gottheit, sondern Gottes *Menschheit* betone, und man hat bemerkt, dass sie sich ihrerseits mehr gegen die *jüdische* falsche Trennung, als gegen die heidnische falsche Verschmelzung von Gott und Welt wende und dass sie gegen die Werkgerechtigkeit des Katholizismus die *Freiheit* in der Gnade betone, anstatt, wie die Reformierten, ein neues Gesetz aufzurichten.

Dieser Gegensatz also, dessen Tiefe und Weite wir wohl schon jetzt zu verstehen beginnen, kommt im Abendmahlsstreit zum symbolischen Ausdruck. Wenn die *Reformierten* nicht zugeben, dass Brot und Wein zu Fleisch und Blut des Christus werden, der doch, nach ihrer Denkweise, als die zweite Person der Dreieinigkeit an Gottes richterlicher Souveränität teilnimmt, so wenden sie sich gegen die Gefahr der *Kreaturvergötterung*, die ihnen wie im ganzen Katholizismus, so besonders in der katholischen Messe entgegenzutreten scheint. Sie wollen nicht zugeben, dass der Mensch dergestalt Gott *haben*, in seine Macht

Natur Christi an den Eigenschaften der göttlichen, also auch an ihrer Allgegenwart, teilnehmen. „Gott ist", sagt er in Marburg, „über alle Mathematiker" [heute sagen wir etwa: alle *Logiker*], Christus kann seinen Leib ohne Ort wie an einem Ort halten." „Wer bin ich, dass ich Gottes Macht messen wollte?" Und wenn das Wort Gottes ihm geböte „Mist zu essen", mit der Erklärung: „Das ist mein Leib", so täte ers.

Wir stossen hier auf einen bisher noch wenig — wenn überhaupt — beachteten Zug des grossen Gegensatzes. Die Reformierten (nicht etwa nur Zwingli) sind in ihrem Denken letzten Endes *rationell*, Luther und die Lutheraner *irrationell*. Es ist das insofern merkwürdig, als gerade das Soli Deo gloria die Reformierten hätte veranlassen sollen, zu betonen, dass Gott auch über aller menschlichen *Vernunft* sei. Selbstverständlich ist ihnen das nicht unbekannt und sind sie keine modernen Intellektualisten. Wenn sie dennoch das Recht der Vernunft betonen und auf die Dogmatik mehr Gewicht legen als Luther und sogar mehr als die Lutheraner, so haben wir darin eine Analogie zu ihrer Betonung des *Gesetzes* vor uns. Wie dieses, so stellt auch die Vernunft *den Willen* und *die Ordnung Gottes* dar und muss darum heilig gehalten werden. Dem gegenüber kommt bei Luther wohl auch an diesem Punkte das Moment der *Erfüllung* zur Geltung; die Erfüllung stösst eben ihrer Natur nach auf das Irrationelle, das *Dennoch*, das *Wunder*! Dieses ist nicht zufällig gerade bei Luther „des Glaubens liebstes Kind", besser: des Glaubens letztes Wort: es ist eben das Wunder der *Gewissheit*, das Wunder der *Wirklichkeit* Gottes.

bekommen und — ausbeuten könne. Sie wehren sich für Gottes Herrschaft, Gottes Erhabenheit, Gottes Gericht über alles Menschliche und Endliche. Sie können nicht zugeben, dass Gott auf die Weise der katholischen oder lutherischen Auffassung in die Kreatur eingehen und sich mit ihr vermischen könne. Sie betonen als das Zentrum des Evangeliums stark das Kreuz, das furchtbare Zeichen dieser Kluft. Der Karfreitag ist ihr höchstes Fest! Sie müssen darum die Kluft aufreissen, die nun einmal zwischen Gott und der Kreatur besteht. Finitum non est capax infiniti.

Umgekehrt Luther. Ihm liegt, trotzdem er diese Kluft auch kennt — und wie! — ja vielleicht gerade weil er sie so gründlich kennt, alles daran, dass sie geschlossen werde, nein, dass sie geschlossen sei, nämlich in Christus geschlossen sei, in seiner Menschwerdung vor allem und in seiner Auferstehung. Darin ist Gott uns ganz nahe gekommen, darin ist sein Wesen ganz in die Welt ergossen. Und das soll nun auch im Abendmahl zum Ausdruck kommen. Es soll die wirkliche Verbindung und Einung von Gott und Mensch bedeuten.[1]) Noch einmal: keine Kluft soll mehr bleiben, die erst überbrückt, überflogen werden müsste, über die wir immer wieder neu getragen werden müssten, nein, wir sind nun („ist"!) mit Gott Eins in Christus, der Gott und Mensch ist; wir sind darin Gottes Kinder; wir sind erlöst. Im Abendmahl haben wir ihn wirklich, ganz und gar, seinen Leib, sein Fleisch und Blut, was die Gelehrten auch behaupten mögen, ja, was sogar der Buchstabe der Schrift auch sagen möge — Gott ist grösser als die Schrift! — und was die Vernunft dazu sagen möge, die in solchen Dingen nichts versteht. Gott selbst sagt es in seinem ganzen Wort, sagt es im Christus: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut." Ich bin Christi und Christus ist mein, ein „Kuche". Und darum ist nicht der Karfreitag das höchste Fest des Luthertums — so viel auch ihm selbstverständlich das Kreuz bedeutet — sondern der Weihnachtstag: der Tag des Eingehens Gottes in die Welt; darum, wenn das reformierte Christentum gekennzeichnet ist durch seinen gewaltigen Ernst vor Gott, so das Luthertum durch seine strömende Freude in Gott. Die beste Auslegung der sonst oft schwer verständlichen Stellung Luthers zum Abendmahl sind darum, wie auch Martin Rade mit Recht hervorhebt, seine Weihnachtslieder:

„Des ew'gen Vaters einig Kind,
Jetzt man in der Krippen find't,
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig Gut.

[1]) Mit klassischer Kürze hat Luther dies in Marburg ausgesprochen: „Ich weys von keinem Gott, denn der Mensch worden ist; so will ich keinen andern auch haben".

Das ew'ge Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein neuen Schein;
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht."

Nun steht die Frage: „Wer hat in diesem Streite recht?" in einem andern Licht, als wenn wir sie bloss historisch-philologisch oder vielleicht gar mit der Brille rationalistischer Nüchternheit betrachten.

Aber sowohl um diese Frage irgendwie beantworten zu können, als auch um die ganze Bedeutung dieses Gegensatzes zu verstehen, müssen wir den Kreis noch weiter ziehen. Wie ich schon bemerkt habe, entfaltet sich aus der verschiedenen Grundstimmung und Grundeinstellung des Geistes in den beiden Denkweisen, die in ihrer Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt zum Ausdruck kommt, eine ganze Welt, die von diesem Zentrum her einen bei aller Uebereinstimmung, die bestehen bleibt, doch sehr verschiedenen Charakter besitzt. Diese Verschiedenheit erfasst vom Zentrum aus auch die ganze Peripherie des Lebens. Nicht nur das Verständnis des Evangeliums selbst, auch die ganze Kultur, das politische, wirtschaftliche, künstlerische, vor allem natürlich das sittliche Leben (das man freilich zum Zentrum rechnen darf, ja, wenigstens nach der reformierten Auffassung, muss) wird davon bestimmt. Es entsteht eine lutherische und eine reformierte Welt.

Das Luthertum, um mit ihm zu beginnen, hat sein Zentrum in der Erfüllung. Gott ist durch Christus in die Welt eingegangen, und zwar ganz und gar. Die Sehnsucht ist gestillt, die Versöhnung sicher, fest, völlig. Davon ist das Herz freudig und zufrieden bis auf den Grund. In dieser Stimmung blickt es auf die Welt und ist geneigt, sie zu loben oder doch gelten zu lassen. Zwar ist die Welt dunkel, vom „Teufel" beherrscht, das weiss ja Luther und wissen seine Jünger besonders gut, aber es ist doch das „ewige Licht" nun darin. „Es leucht' wohl mitten in der Nacht". Nun strahlt durch allen Abfall der Schöpfung der frohe Glanz der grossen Versöhnung. In diesem Lichte kann man auch an der sündigen Welt überall Spuren der unverlorenen Schöpfung Gottes beobachten, so wie wir es in Luthers Reden und Liedern und etwa bei einem Paul Gerhardt (ich erinnere bloss an sein „Geh aus, mein Herz und suche Freud") immer wieder vernehmen.

Das ist die eine Wurzel dessen, was man den lutherischen Quietismus nennt. Es ist für Luther und das Luthertum ein gewisses freudiges, manchmal auch bloss gelassenes Jasagen zur Welt mit all ihren Ordnungen charakteristisch. Gott hat zuerst durch seine Schöpfung aus der Allmacht und dann, in Christus, durch seine Neuschöpfung aus der Gnade zur Welt Ja gesagt, war-

um sollten wir zu ihr Nein sagen? Man versteht Luther und das Luthertum nicht, wenn man nicht versucht, sich in diese Grundstimmung zu versetzen, aus der sie leben.

Aber der lutherische Quietismus — um vorläufig bei diesem Stichwort zu bleiben — hat noch andere Wurzeln. Besser wohl: wir müssen seine Wurzel noch weiter aufgraben und ihre Verzweigungen zeigen.

Es gehört zu dem Leben in der Erfüllung, dass das Luthertum durch dies Gefühl der erfahrenen Gnade beherrscht ist, die im Glauben ergriffen wird und damit zur hohen Freiheit eines Christenmenschen führt, deren Darstellung nicht umsonst diejenige Schrift Luthers gilt, die vielleicht seine schönste ist.[1]) Diese Freiheit will man nun nicht wieder durch Rückfall in das Gesetz preisgeben. Man kämpft, wie wir gesehen, in erster Linie gegen die katholische Werkgerechtigkeit. So tief hat man die Unfähigkeit erfahren, auf dem Wege des Gesetzes zu Gott zu gelangen, dass man eine heftige Scheu davor empfindet, vielleicht etwa unmerklich wieder auf diesen Weg zu gelangen. Man lebt aus der Gnade frei und unbefangen in der erlösten Welt. Gewiss soll und wird der Glaube auch Früchte des Tuns tragen, aber eben in aller Freiheit, von selbst, so wie der gute Baum von selbst gute Früchte trägt. Man sieht also davon ab, von der Wahrheit Christi aus, anders gesagt: von der erlebten Gnade, das heisst, von der erlösenden Liebe Gottes aus, die ganze Welt zu gestalten. Man gibt dafür seelsorgerliche Ratschläge — Luther ist daran besonders reich — überlässt es aber der Freiheit des Einzelnen, sein Leben von jenem Zentrum aus zu gestalten, und der Obrigkeit, in der Welt durch ihre Gebote, wenn nötig mit dem „Schwert", so viel christliche Ordnung herzustellen, als etwa möglich ist.

Allzuviel ist ja nicht möglich. Hier setzt gerade beim Luthertum, als Kontrast zu seiner freudigen Grundstimmung — die man schon darum nicht mit moderner Weltfreudigkeit verwechseln darf — ein gewisser Pessimismus ein. Die Welt liegt eben doch im Argen und wird es tun bis zum Gericht. Einen „Fortschritt des Reiches Gottes" gibt es auf Erden nicht; es gibt nur eine Rettung in die Ewigkeit hinein. Darum hätte es keinen Sinn, an den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Einrichtungen viel ändern und bessern zu wollen. Diese sind einerseits Gottes Schöpfungsordnung und daher ewig, gottgewollt, anderseits durch die Sünde verderbt und auch insofern unveränderlich und unverbesserlich. Der Gedanke, dass die in Christus geschehene Erlösung und Neuschöpfung vom Zentrum aus auch diese Zustände, auch das ganze Weltwesen ergreifen könnte, ist der lutherischen Reformation

[1]) „Von der Freiheit eines Christenmenschen".

fremd, wie sie in dieser Form übrigens auch der reformierten fremd ist.

Dazu kommt aber noch, damit innig verbunden, ein viertes Moment: das ist die sogenannte lutherische Innerlichkeit. Weil die Welt als solche nun einmal doch auf der einen Seite unverbesserlich, auf der andern Gottes Ordnung, wenn auch, nach ihrem Sündenfall, nur in relativem Sinne ist, so zieht sich natürlich alles fromme Glauben und Hoffen in ein Reich der Innerlichkeit zurück. Das ist, was man auch den lutherischen Spiritualismus nennen mag. Man ist im Geiste froh und selig, mag die Welt noch so unfroh und unselig sein; man hat im Glauben das Reich Gottes, mag die Welt — vorläufig — dem Teufel gehören. Wenn man nur, objektiv gesprochen, das Wort und Sakrament, subjektiv gesprochen, den Glauben hat, dann ist alles Wesentliche in Ordnung und man kann die schlimmsten äusseren Verhältnisse getrost ertragen, so wie man, um das grossartigste Beispiel hievon zu nennen den dreissigjährigen Krieg ertragen hat. Es entspringt an dieser Stelle jenes spezifisch lutherische Gottvertrauen, das von dem „Ein feste Burg“ Luthers bis zu dem „Befiehl du deine Wege“ Gerhardts wie ein mächtiger Springquell aufbricht.

Und endlich ist noch auf jenen andern Punkt aufmerksam zu machen, der auch schon berührt worden ist. Die lutherische Auffassung des Abendmahls, sagten wir, habe etwas Individualistisches. Es sucht im Abendmahl vor allem die einzelne Seele ihre Versöhnung mit Gott und darin ihr Heil. Dieser Zug wird wieder für die ganze Haltung des Luthertums charakteristisch. Zwar finden sich bei Luther selbst — und vielleicht auch sonstwo — auch andere Ansätze,[1]) aber sie sind, wie so vieles bei Luther, nicht zur Entfaltung gekommen. Dass ich selig bin, darauf kommt es an, um die Welt habe ich mich nicht so sehr zu kümmern. Die soziale Wahrheit des Evangeliums kommt im Zentrum nicht recht zur Geltung. Dafür freilich erlangt die individuelle eine grosse Innigkeit und Fülle.

Ich will es bei dieser Skizze bewenden lassen, obschon nichts leichter wäre, als sie zu einem reichen Bilde zu entfalten. Denn es handelt sich, wie gesagt, um eine ganze eigenartige Welt. Eines hat sich dabei immer als fundamental und beherrschend herausgestellt: das Moment des Ruhenden, des Jasagens zur Welt, im Gegensatz zu allem Revolutionären, überhaupt allem Willen zur Weltgestaltung und Weltumgestaltung. Es ist, mit andern Worten, der konservative Zug des Luthertums, der manchmal ins Reaktionäre entarten kann; es ist sein patriarchalisches Wesen, das die Autorität betont und das sich ge-

[1]) Mann kann sie besonders gerade in jener Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ finden.

legentlich auch mit dem Absolutismus verbindet und jedenfalls von Haus aus stark monarchistisch gestimmt ist. Aus der Wurzel, die wir aufzudecken versuchten, erklärt sich seine ablehnende Haltung gegenüber allen Versuchen, die politischen, wirtschaftlichen und andere Zustände umzugestalten, seine tiefe Skepsis gegenüber aller Hoffnung auf Siege des Guten, der Gerechtigkeit und des Friedens, vielleicht gar des Reiches Gottes auf Erden und über die Erde. Jener individualistische Spiritualismus macht das psychologische Rätsel möglich, dass ein Luther gleichzeitig erklären kann, ein Christ dürfe kein Schwert führen, nicht vor Gericht gehen, kein Eigentum haben, keinen Zins nehmen, kurz, genau wie Tolstoi reden und handkehrum wieder behaupten kann, es sei, da wir ja in einer nicht christlichen Welt lebten, ein frommes Werk, sich als Henker zu melden, wenn sonst keiner zu finden sei, oder als Kriegsknecht wacker drauf los zu stechen und dreinzuhauen. Auch aus diesem Motiv ist jene verhängnisvolle Haltung Luthers im Bauernkriege mit zu erklären. Damit ist aber Zweierlei schon gesagt: Dass diese Haltung des Luthertums ein gewaltiges und in mancher Beziehung entscheidendes Moment der ganzen neueren Geschichte Europas, ja der Welt — der Weltkrieg inbegriffen —darstellt, wie, dass sie eine Tragödie des Christentums und speziell des Protestantismus bedeutet. Man sieht, wie eng die beiden Jahre 1525 und 1529 zusammenhängen. Es ist die gleiche Tragödie.

Eine Tragödie! Also wäre der lutherischen Art Unrecht gegeben? Gemach! Es hat sich nun freilich so gefügt, dass das, was für unsere Augen sozusagen die Kehrseite des Luthertums bildet, zunächst stärker, wenn auch nicht allein, hervorgetreten ist, aber das ist nicht das letzte Wort.

Doch wenden wir uns nun der reformierten Art zu. Da tritt denn zunächst freilich der Gegensatz stark hervor.

Wenn es die Seligkeit des Luthertums bildet, dass Gott durch Christus ganz in die Welt eingegangen ist, so das Pathos der Reformierten, dass er trotzdem darüber bleibt; wenn das Luthertum Gott vor allem als Vater versteht, weil es ihn allein in Christus sieht, so das reformierte Christentum, wie gesagt, vor allem als Herr. Weil er aber der Herr ist, so ist er auch der Richter. Nichts, was in der Welt ist, kann als fertig und fest vor ihm bestehen; es steht immer bloss in seiner Hand, ist immer seinem Gericht unterworfen. Finitum non est capax infiniti. Das gilt in allem Weltwesen ohne Ausnahme, gilt auch von den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Verhältnissen. Es ist nichts Absolutes in ihnen, absolut ist allein Gott. Allerdings haben auch die Reformierten einen starken Schöpfungsglauben, ja sie erst recht, da bei ihnen die Erlösung gleichsam hinter der Schöpfung zurücktritt, aber

übermächtig ist ihr Empfinden, dass die Kreatur als *endliche* dem Willen des Schöpfers zu gehorchen und also unter Umständen sich zu *ändern* habe. Da ist also keine Beruhigung in der vorhandenen Welt, sondern eine heilige Unruhe, die von dem Gotte ausgeht, der der Lebendige und der Herr ist. Da ist kein frohes Jasagen zur vorhandenen Welt, man lebt vielmehr stets im Grundgefühl jener unendlichen Kluft, welche Gott und Welt trennt; von dem „ganz Andern", der Gott ist (aber nicht im modernen Sinn jenes Stichwortes), geht die Neigung aus, das, was nicht Gott ist, zu ändern, sodass es *seinem* Willen entspreche. Weil man so stark an die Schöpfung glaubt, ist man in einem bestimmten Sinn auch konservativ; man will nicht etwas „Neues", sondern man will immer bloss Wahrung oder Wiederherstellung der Ordnung Gottes. Dieser konservative Zug tritt bei Calvin (weniger bei Zwingli) und später im Calvinismus oft stark hervor, aber jenes andere Element setzt sich ebenfalls durch und hat den Calvinismus bekanntlich, zum Teil allerdings auf Umwegen, zum *revolutionärsten* Faktor der neueren Geschichte gemacht. Auch die Reformierten halten auf *Autorität*, und zwar fast noch strenger als die Lutheraner, aber es ist nicht sowohl die Autorität von Menschen und menschlichen Ordnungen, als die Autorität Gottes und seines Wortes. Das ist der dem reformierten Christentum eingestiftete *republikanisch-demokratische* Zug. Diese Autorität Gottes aber kann, ja muss wohl sich revolutionär gegen die Anmassung der menschlichen Autorität wenden. In dieser Tiefe — oder auch: in dieser Höhe — entspringt der gewaltige Freiheitsstrom, der gerade vom Calvinismus aus in die Welt geflossen ist.

Freilich ist es auch bei den Reformierten nicht etwa weltfreudiger Optimismus, der sie auf diese Bahn treibt. Und wie ich schon bemerkt habe, fehlt auch ihnen durchaus jener Glaube an ein Kommen des Reiches Gottes auf die Erde etwa in der Gestalt, wie ihn Blumhardt vertritt. Dafür aber setzt bei ihnen ein anderes, gewaltiges Element ein: das ist *der Wille, die Welt Gott zu heiligen, seinem Gesetz zu unterwerfen.*

Wir sind damit auf einige der grossen reformierten Losungen gestossen und müssen ihnen bloss noch die vom *Gehorsam* hinzufügen. Auch die reformierte Auffassung ist, wie ja schon gezeigt worden ist, eine gewaltige Quelle der *Freiheit*. Denn wer sich von Gott allein abhängig weiss, ist frei von aller Unterwerfung unter die Kreatur. Auch der Reformierte lebt aus dem *Glauben* und steht im Glauben über allem Menschen-Gesetz. Das ist eben die Wurzel seiner revolutionären Haltung. Aber der Glaube verwandelt sich für ihn sofort in Gehorsam. Und der Gehorsam in die *Tat*. Der lebendige und heilige Gott will, dass *sein* Gesetz allein herrsche. Sofort stellt sich die *Ethik* ein (um dieses miss-

verständliche Wort einen Augenblick zu brauchen), zu der das Luthertum im Grunde nie gelangt, ja sie wird, in gewissem Sinne, zur Hauptsache. Diese Ethik ist eine Ethik der Heiligung. Denn sie soll den heiligen Willen Gottes auf Erden verwirklichen. Weil aber auf Erden zunächst nicht der Wille Gottes, sondern der Wille widergöttlicher Mächte gilt, so muss diese Ethik, sagen wir lieber: dieser Glaube, auf Umgestaltung, unter Umständen Umwälzung der verderbten Weltordnungen ausgehen. Alle Kreatur muss sich vor der Majestät Gottes beugen. Das Pathos der Reformierten wendet sich ja vor allem gegen die Vergottung der Kreatur, die das Wesen des Heidentums ausmacht. Nicht bejaht, sondern gerichtet wird von Gott aus die Welt. Gerichtet wird der Krieg, gerichtet der Kapitalismus, gerichtet das Laster, gerichtet alles, was sich in seiner luziferischen Autonomie spreizt. Es muss stürzen vor dem Glanz des allein Mächtigen, allein Heiligen. Ihm allein sei Ehre!

Es ist klar, dass damit auch jene lutherische Innerlichkeit mit ihrem Spiritualismus überwunden ist. Denn alle Wirklichkeit soll Gottes Ehre verherrlichen, die äussere so gut wie die innere; stammen sie doch auch gleichmässig aus Gottes Hand. Gottes Ehre muss auch in die politischen, wirtschaftlichen, sittlichen Zustände hinein. Daher schaffen die Nachfolger Calvins den Bürgern ihrer Gottesstadt Verdienst, gründen sogar eine Bank, daher aber regeln sie auch ihr ganzes Leben auf die bekannte Weise durch das Gesetz Gottes, wie sie es im Worte Gottes (das sie auch auf eine strengere Weise als die Lutheraner in der Bibel allein suchen) zu finden meinen. Freilich stehen sie, wie schon wiederholt gezeigt worden ist, auch im Banne jener Auffassung, nach welcher ein endgültiger Sieg des Reiches Gottes auf Erden (besser: in der Richtung auf die Erde) unmöglich ist, aber das hindert sie nicht daran, für seine Herrschaft schon hier bis aufs Blut zu kämpfen, und eines Tages wird an dieser Stelle der Glutstrom der urchristlichen Hoffnung ausbrechen können.

Aus dieser Wurzel entspringt also das, was man den reformierten Aktivismus nennt, aus dieser Wurzel die reformierte Theokratie, die gewaltige Richtung auf die Gottesherrschaft über alle Kreatur.

Und aus dieser Wurzel endlich auch das, was man das soziale Element im reformierten Christentum nennen kann. Es ist uns ja in seiner Auffassung des Abendmahls begegnet. Diese gestaltet sich besonders deutlich in der zwinglischen Form aus. Hier wird das Abendmahl so recht zum Brudermahl. Das zeigt sich schon in der äusseren Form, der sitzenden statt der wandelnden Feier, mit der Austeilung von Brot und Wein durch die Diakonen, die dann von den Gemeindegliedern selbst weitergegeben werden, aber auch

in der ganzen Liturgie. Das Abendmahl kehrt gerade in der Form, die Zwingli selbst vorschwebte, am meisten zur urchristlichen Agape zurück. Aber auch der Calvinismus bringt den sozialen Sinn des Abendmahls ungleich deutlicher zum Ausdruck als die lutherische Weise, bei der doch der individuelle Genuss des Heils durchaus vorherrscht.

Man darf zwar diesen Sozialismus des reformierten Christentums (das Wort Sozialismus im weitesten Sinne genommen) nicht falsch verstehen. Er ist verbunden mit jenem gewaltigsten Individualismus, der sich ebenfalls in der Paradoxie der Erwählungslehre (Prädestinationslehre) ausdrückt. Der Einzelne ist unbedingt abhängig von Gott, aber nur von Gott, von niemand sonst, von ihm erwählt, berufen, auf ihm allein stehend. Aber der Sozialismus der reformierten Art hängt mit diesem Individualismus aufs innigste zusammen; er ist nur der andere Pol der gleichen Bewegung. Denn Individualismus und Sozialismus haben beide nur den Sinn, dass Gott allein der Herr ist. Der Sozialismus des reformierten Christentums bedeutet, dass es nicht in erster Linie darauf ankommt, wie *ich* mein Heil gewinne, sondern wie *Gott* zu seinem Rechte komme, an mir und an der Welt, wie *sein* Wille geschehe, *sein* Reich komme. Das ist das Objektive an seiner Haltung, das das Theozentrische daran, im Gegensatz zum mehr Subjektiven und Anthropozentrischen des Luthertums.

Auch von dieser Welt des reformierten Denkens ist damit nur eine dürftige Skizze an Stelle eines unendlich reichen Bildes gegeben. Eines drängt sich hier überall in den Mittelpunkt: *die heilige Unruhe von Gott her, das Vorwärtsdringen mit ihm in die Welt hinein, das Gericht über die Welt, das der Schöpfer- und Erlösergott bedeutet*, trotz Christus, besser: gerade in Christus.

3. Der alte Streit in neuer Gestalt.

Die weltgeschichtliche Tragweite dieser beiderseitigen Haltung habe ich immer wieder angedeutet. Es ist auch deswegen nicht nötig, dass ich ausführlich entwickle, weil ich es in den „Neuen Wegen“ und anderwärts immer wieder getan habe.[1]) Es sei nur noch

---

[1]) Ich weise besonders auf die Aufsätze hin, die ich darüber seinerzeit in „*Wissen und Leben*“ (Jahrgang 1916 und 1917) geschrieben und die dann mit den Aufsätzen Anderer zusammen zum Teil (leider fehlt gerade der wichtigste) in einer besonderen Schrift „*Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz*“ (Orell Füssli, Zürich) erschienen sind. Es darf vielleicht hervorgehoben werden, dass diese Aufsätze das erste Manifest mit der Losung: „Zurück zu Calvin (und Zwingli)“ bildeten, das in der Schweiz laut wurde und dass es ein schweres Unrecht wäre, es bloss als „politisch“ abzutun. Wenn es auch vom „Politischen“ ausging, so langte es doch beim „Theologischen“ an, aus dem es *stammte*.

einmal auf Zweierlei hingewiesen. Einmal, dass der m o d e r n e Streit zwischen den „Schweizern“ und den „Deutschen“ hier seine tiefste Wurzel hat. Wir „Schweizer“ tragen noch etwas — leider nur viel zu wenig! — in uns von der starken Grundempfindung unserer reformierten Väter, die man mit dem modernen und philosophischen Ausdruck d u a l i s t i s c h nennen kann, deren tieferen Sinn aber der G e g e n s a t z v o n G o t t u n d W e l t i s t. Wir glauben, dass Gott der R i c h t e r der Welt ist, dass also — um die Punkte des hauptsächlichen Zusammenstosses zu nennen — auch Nation, Volkstum, Wirtschaftswesen, Krieg, dazu alle Kultur, ja auch die Religion, die Kirche, das Christentum von Gott gerichtet sind; d i e s e s revolutionäre Element lebt in uns — leider viel zu schwach! — während die Deutschen in jener Grundstimmung atmen, dass Gott zur Welt Ja sagt, dass alles, so wie es ist, direkt oder indirekt seinem Willen entspricht, also in einer konservativen Stimmung. Und zum zweiten liegt hier die Wurzel unseres Sozialismus, Antimilitarismus und was von dieser Art an uns anstössig ist. Sie stammen nach ihrem letzten Sinn und ihrem letzten Motiv aus der Empfindung, dass a l l e Wirklichkeit Gottes Willen erfüllen und Gottes Herrschaft untertan sein sollen, aus dem G l a u b e n, dass alle Kreatur seine Ehre verherrlichen soll. Jene Worte sind für uns nur unvollkommen, mit Missverständnis belastete, zeitweilige Z e i c h e n des Kampfes für Gott gegen die Götzen.

Und noch eins. Ich schreibe dieses am eidgenössischen Buss-, Bet- und Danktag, der — wie für ausländische Leser bemerkt sei — am dritten Septembersonntag jedes Jahres stattfindet. Er ist so recht ein Kind des Geistes, den ich mit dieser Darstellung der reformierten Art zu kennzeichnen versucht habe; denn sein Sinn ist, dass er das ganze Schweizervolk als sittliche Einheit unter die Majestät Gottes stellen, es unter sein Gesetz beugen und auf seinen Willen verpflichten will. Er ist aus dem Geiste der Theokratie geboren. Unverkennbar ist das Alttestamentliche daran, die Analogie zu der Art und Weise, wie das Volk Israel nach der Anweisung Mosis und der Propheten sich zu Gott stellte. Aber man darf wohl sagen, dass das Beste, was auf dem schweizerischen Boden gewachsen ist, unmittelbar oder mittelbar aus d i e s e m Geist entstanden sei und dass die Schweiz mit ihm stehe und falle. Es gehört zu jenem Schweizertum im tieferen Sinne, welches die geistige Existenz der Schweiz trägt, dass wir stark das R i c h t e n d e Gottes über uns empfinden. Gott bindet uns nicht nur als Einzelne, sondern auch als Volk an seinen heiligen Willen. Er macht davon, im tieferen Sinne, unser Sein oder Nichtsein abhängig. Er duldet gewisse Dinge nicht. Wie er die Reisläuferei der Eidgenossen und den Libertinismus der Genfer nicht duldete, so duldet er auch keine Spielbanken, keine

öffentlichen Häuser und keine Herrschaft des Wirtshauses, aber auch keinen wuchernden Luxus und kein soziales Unrecht. Er duldet keine Götzen. Ihm allein gebührt die Ehre.

Aus dieser Wurzel entspringt unser Puritanismus. Ihn versteht — Ausnahmen abgerechnet — weder der Katholizismus mit seinem „lächelnden Gesicht“, wie einer seiner schweizerischen Vertreter sich bei Anlass des Kampfes um die Spielbanken ausdrückte, noch das moderne Heidentum. Aber man darf wohl sagen, dass es mit der Schweiz zu Ende wäre, wenn dieser Geist unter uns ausstürbe, wenn das moderne Heidentum die alte strenge Auffassung des Lebens, besonders des sexuellen, in moderne Laxheit und ein gewisser moderner Naturalismus die mächtige Objektivität des göttlichen Gesetzes in psychologistische Reflektiererei und tiefsinnig tuende Sophistik aufgelöst hätte. Möge es mit andern Völkern stehen wie es wolle, die Schweiz, die ja weniger ein Volk, als eine Gemeinschaft, ja eine Gemeinde, eine Genossenschaft, eben eine Eidgenossenschaft ist, lebt von ihrem Bund mit dem heiligen Gott; sie lebt davon, dass sie in heiligem Gehorsam seinen Willen tut.

Man könnte auch sagen: sie lebt von seinem Worte. Denn das ist die mehr positive Seite dieser Sachlage. Die geistige Existenz der Schweiz beruht darauf, dass sie als Ganzes eine Berufung hat, und das will heissen, dass sie diese Berufung erkennt und anerkennt. Denn eine solche Berufung ist immer da; die alte Berufung bleibt immer gültig; sie nimmt nur mit dem Wechsel der Zeiten eine neue Gestalt an; Gott ist ein lebendiger Gott. Wenn sie dieser Berufung, die zum Auftrag und zur Pflicht wird, gehorcht, so hat sie, so klein und schwach sie äusserlich sein mag, doch Recht, Leben und Grösse unter den Völkern, wenn sie aber davon abkommt, dann ist ihr innerer Tod vorhanden. Denn auch diesen Sinn hat es, dass Gott ein lebendiger Gott ist.

Es ist nur ein anderer Ausdruck für diese Sachlage, wenn wir erklären, dass dem reformierten Christentum ein streng ethisches Wesen eignet. Es ist erfüllt vom Glanz der Heiligkeit Gottes. Der Wille, sein Gebot zu erfüllen, die Empfindung, dass es darauf ankommt, ist sein innerstes Pathos. Der Wille Gottes verlangt aber Herrschaft über die Welt, Gottesherrschaft und Weltgestaltung, Weltumgestaltung, Weltumwälzung auf die Gottesherrschaft hin. Dem allmächtigen, heiligen und lebendigen Gotte gehört die Welt. Das ist der Glaube, worin der Reformierte atmet und lebt. Dieser Glaube will nicht selig in sich selbst ruhen, er drängt unmittelbar und ungestüm zur Tat. Aber in dieser Tat, die Gottes Ehre verherrlicht, findet er freilich auch seine Seligkeit. So sagt es die klassische Formel des Westminster Katechismus:

What is the chief end of man? Mans chief end is, to glorify God and to enjoy for ever. (Was ist des Menschen oberstes Ziel? Des Menschen oberstes Ziel ist, Gott zu verherrlichen und sich seiner ewig zu freuen.) Diese englische Formel erinnert uns an einen Mann, der in der neueren Welt mit ihren Formeln, aber mit einer Gewalt, der man die Herkunft aus der Glutquelle des alten Soli Deo gloria überall anmerkt, diese alte Wahrheit verkündigt hat: Thomas Carlyle mit seiner Predigt von der Alleinherrschaft des Guten und der Ehrfurcht als dem menschlichen Ausdruck davon, einer Predigt, die mit dem höchsten Ausdruck ihres Glaubens und ihrer Forderung, der „neuen Verwirklichung Gottes auf Erden", doch in die religiöse Form der Theokratie zurücklenkt.

Gänzlich anders ist das deutsche Wesen. Was ihm in einer Weise fehlt, die uns immer wieder auffällt, ist die ethische Einstellung. Es sei, um ein allzugrobes Missverständnis zu vermeiden, und da wir einmal solche peripherischen, dem tiefsten Wesen der Sache wenig angemessenen Ausdrücke brauchen, sofort hinzugefügt, dass das deutsche Wesen, soweit es von Luther bestimmt wird, einseitig religiös orientiert ist. Jenes Richtende Gottes ist ihm recht fremd. Der ethische Kampf liegt ihm viel weniger. Während Calvin und seine Nachfolger aus Genf eine heilige Gottesstadt machten und auch das vorher sehr leichtfertige Zürich unter Zwinglis Einfluss sich damals in ein sittenstrenges Gemeinwesen verwandelte, wurde Wittenberg so zügellos, dass Luther daran dachte, es zu verlassen und wird auch vom heutigen Sachsen noch behauptet, dass dort die sittliche Zucht etwas sei, was im Volke wenig Kraft besitze, besonders wieder in bezug auf das sexuelle Leben. Jedenfalls bleibt das ein Zug am deutschen Wesen, dass jenes Richtende Gottes ihm nicht so nahe liegt. Viel näher liegt ihm das Jasagen zur Welt. Es kann dem Kapitalismus und dem Krieg leichter zustimmen, leichter im Volk aufgehen, leichter die Welt Welt sein lassen. Es neigt auch in seiner höchsten modernen Entfaltung, dem deutschen Idealismus, zur Welt-Verklärung und Welt-Idealisierung. Kant und was von ihm ausgeht, ist ein von der reformierten Welt ausgehender Querstrich durch diese Art. Man kann diese Art monistisch nennen und sie reicht dann wohl tief in den Naturgrund des deutschen Wesens. Aber auch ein gewisser Pessimismus, als Kehrseite dieses Jasagens zur Welt, taucht in der deutschen Art immer wieder auf. Es fällt ihr schwer, an Mächte des Guten zu glauben, die in die Welt richtend eingreifen. Sie versteht besser die Einheit als den Bruch. Der Gedanke der Berufung liegt ihr für das Volk ebensowenig nahe, als für den Einzelnen. Wenn sie an eine deutsche Berufung glaubt, so nimmt diese mehr eine nationale Form an, übersetzt sie in

Kategorien der Macht und Gewalt. Denn das Religiöse lebt in einer Welt für sich, lebt im „Geist", lebt im „Gedanken".

In diesem Gegensatz liegt die Wurzel gewaltiger Probleme gerade der unmittelbaren Gegenwart. Es ist auch in diesen Ausführungen schon wiederholt daran erinnert worden. Und es ist wohl unnötig, noch besonders hervorzuheben, dass der Gegensatz selbstverständlich nicht bloss die „Schweizer" und die „Deutschen" im engeren Sinne angeht. Auf der einen Seite umfasst das reformierte Christentum nicht nur neben der protestantischen Schweiz auch die angelsächsische Welt, dann die französischen Hugenotten, die calvinistischen Holländer und Ungarn, sondern auch einen beträchtlichen Teil der heutigen Reichsdeutschen — eine seiner klassischen Urkunden, der „Heidelberger Katechismus", ist ja auf diesem Boden entstanden — auf der andern Seite reicht das Luthertum über den Rahmen des heutigen deutschen Reiches hinaus, umfasst ganz Skandinavien, nebst Finnland und den baltischen Ländern, und hat sowohl in seiner alten, als in seiner neuen Gestalt die ganze christliche Welt stark beeinflusst. Es handelt sich insofern um zwei übervölkische, aus dem antinomischen (gegensätzlichen) Wesen der Sache Christi selbst entspringende mächtige entgegengesetzte Tendenzen. Als solche sind sie auch im Weltkrieg wie im Kampf um den Frieden gewaltig zusammengestossen.

Man sieht: der Kampf zwischen den „Deutschen" und den „Schweizern" ist heute, im Jahre 1929, so lebendig wie im Jahre 1525, und man sieht auch, dass das Jahr 1529 ebenso bedeutungsvoll ist wie das Jahr 1525. Man sieht ebenso, dass das Luther zugeschriebene scheinbar so harte Wort: „Ihr habt einen andern Geist als wir", durchaus der Wahrheit entspricht.

4. Recht und Unrecht; Versöhnung.

Nachdem wir dergestalt, soweit der Rahmen eines Aufsatzes es erlaubte, den tieferen Sinn und die umfassendere Bedeutung des Gegensatzes darzustellen versucht haben, von dem der Streit um das Abendmahl nur ein Symbol ist, können wir zum Schlusse eine endgültige Antwort auf die Frage suchen, auf welcher Seite denn nun das Recht, oder allfällig, wenn das Recht nicht ganz nur auf der einen Seite sein sollte, das *grössere* Recht zu finden sei.

Der Gang dieser Erörterung hat es mit sich gebracht, dass bisher die Vorzüge der *reformierten* Art sehr stark hervortraten, sodass wohl die meisten Leser gedacht haben, es werde auch mein letztes Wort sein, dass ich dieser das Recht, zum mindesten das grössere Recht zuspreche. Aber die meisten meiner Freunde und Gegner werden nicht wenig überrascht sein, wenn sie nun erkennen, dass eher das Gegenteil der Fall ist.

Hier habe ich in der Tat eine Bemerkung zu machen, die für

mich eine grosse persönliche Wichtigkeit besitzt. Ich knüpfe an jenes Stichwort vom Jahre 1525 an. 1525 ist das Jahr des grossen deutschen Bauernkrieges. Die meisten Leser dieses Aufsatzes wissen wohl, dass von der furchtbaren Tragik dieses Jahres etwas wie ein Schatten auch auf mich, den so viel später Lebenden, gefallen ist, insofern als ich mich genötigt gesehen habe, eben diese Tragik, und zwar besonders die auf Luthers Haltung lastende, mit all der Wucht und Leidenschaft hervorzuheben, die in der Sache liegt und die bei mir durch den frischen Eindruck des Studiums jener furchtbaren und entscheidenden Tage und besonders des Verhaltens Luthers gegen die Bauern wieder lebendig geworden war. Jener Aufsatz[1]) ist von Wenigen ganz verstanden worden. Wenige hatten dafür die nötige Seelengrösse, am wenigsten die Theologen, die eben nur theologisch oder „rein religiös" sehen können, die ohnehin schon lange auch bei uns mehr lutherisch als reformiert sind — trotz aller Restauration des Calvinismus — und die gegenwärtig ob dem Römerbrief des Apostels Paulus oder gar des Professors Barth (so wie sie ihn verstehen) das ganze Evangelium nicht mehr sehen können, während bei den Deutschen natürlich sofort nationale und nationalistische Gefühle in Aktion traten — ganz fälschlicher Weise, da dergleichen nicht in Betracht kam. Ich meinerseits bereue nicht im geringsten, jenen Aufsatz geschrieben zu haben. Ich musste ihn schreiben und musste ihn ehrlicherweise so schreiben, wie ich es getan. Aber schon damals deutete ich an, dass das nicht mein letztes Wort über Luther sei. Es war meine Absicht, bald ein weiteres folgen zu lassen. Aber Kampf und Mühsal des Tages verhinderten dies, wie sie auch die Schrift über den Abendmahlsstreit verhindert haben. Nun aber folgt dieses weitere Wort. Es ist noch nicht das letzte, aber es ist eine starke Ergänzung zu jenem einstigen. Und ich freue mich, dass ich diese Ergänzung bringen darf, ja muss.

Ich bin in der Tat beinahe geneigt, mich im Abendmahlsstreit und das heisst, auf der ganzen Linie des grossen Gegensatzes, mehr zu den „Deutschen" zu stellen.

Beginnen wir mit dem Zentrum und knüpfen wir wieder beim Abendmahl an. Gewiss hat Luther, rein historisch-philologisch betrachtet, unrecht. Aber ich meine, er habe im Wesen der Sache das grössere Recht auf seiner Seite, das will heissen: er verstehe das Evangelium besser. Um gleich die Hauptsache zu sagen: Wenn es das Wesen des Alten Testamentes ist, die Kluft zwischen Gott und dem Menschen aufzureissen, so ist es das Wesen des Neuen Testamentes, sie zu schliessen. Der Sinn des Neuen Testamentes ist nicht die unendliche Gottesferne, sondern die unendliche Gottes-

---

[1]) „Das Jahr 1525". (Septemberheft 1925.)

nähe. Sein Kernwort ist in dieser Beziehung: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns.“ Das aber bedeutet nichts anderes als das lutherische: „Finitum capax infiniti.“ Das ist wirklich das Weihnachtsevangelium. Es ist für den Verstand unfasslich, ist ein Wunder, gewiss, aber gerade darum das Weihnachtsevangelium. Es ist kein Zufall, dass Luther dieses am tiefsten und schönsten verkündigt hat. Gott ist wirklich Mensch geworden, sein Wesen ist in die Welt ganz und gar eingegangen; das ist die unendliche Freude der Welt. Gott ist nahe, Gott ist da. Alles ist erfüllt. Luther hat recht: das ist das Evangelium. Und so hat er auch recht, wenn er es auch im Abendmahl finden will. Denn im Abendmahl sollen wir ja das Evangelium finden. Er mag dieses sein Recht falsch geltend machen, unhistorisch, unphilologisch, dazu, nach seiner Art, rechthaberisch, ja ungerecht und gewalttätig im höchsten und schlimmsten Masse: er behauptet doch ein Recht, ohne welches das Evangelium aufhört, das Evangelium zu sein.

Vom Zentrum aber strahlt dieses Recht über den ganzen Umkreis aus. Wir haben bisher, wie gesagt, etwas einseitig das Recht der reformierten Denkweise hervorgehoben. Nun soll aber auch ihre Kehrseite wenigstens rasch beleuchtet werden. Diese Kehrseite ist durchaus vorhanden. Wenn wir als den Vorzug der Reformierten die Empfindung für das Richtende Gottes hervorgehoben haben — und übrigens dabei bleiben! — so erinnert doch schon dieser Ausdruck an eine Gefahr. Auf dem Wege des Richtens kann man zum Pharisäismus gelangen. Der Pharisäer ist die reformierte Gefahr wie der Philister die lutherische. Das Richtende Gottes kann zu einem Richtenden des Menschen werden und dann ist die Gefahr verwirklicht und das Evangelium verlassen. Pharisäismus und Moralismus verbinden sich immer und es ist nicht zu leugnen, dass die ethische Grundart des reformierten Christentums leicht zur Gesetzlichkeit und zum Moralismus entarten kann. Dann aber legt sich ein tiefer, böser Schatten auf die vom Weihnachtsevangelium bestrahlte Erde. Es kann auch das, was man den reformierten Aktivismus nennt, zu jenem Kultus des Tuns um des Tuns willen entarten, den wir im heutigen „Amerikanismus“ vor uns haben. Auch die Rationalisierung und Mechanisierung jeder Art kann man damit in Zusammenhang bringen. Wenn die Tat, und das heisst verflacht: der Erfolg (success, efficiency) alles ist, dann ist die Maschine Königin. Nach der gleichen Richtung kann das entarten, was wir das Revolutionäre, d. h. das auf Umgestaltung, ja Umwälzung der Welt Drängende im reformierten Empfinden genannt haben. Solange es geschieht „To glorify God and to enjoy him for ever“, ist das gross und herrlich, wenn es aber geschieht zur blossen Ausbeutung der Welt im Dienste des menschlichen Luziferismus und zur Stillung seiner unendlichen

Gier, dann entsteht eine Gefahr für die Welt, die grösser ist als die vom ursprünglichen lutherischen Quietismus her drohende. Dann ist es notwendig, dem Werden das Sein, der Zeit die Ewigkeit, dem Schaffen des Menschen die Schöpfung Gottes entgegenzuhalten; dann ist es notwendig, gegen eine im Rationalismus, besonders dem *praktischen*, verflachenden, versandenden, versumpfenden Menschenwelt jenen Irrationalismus der Welt Gottes geltend zu machen, der Luther so sehr am Herzen liegt; dann ist es notwendig, dem gierigen Menschen einer gottentfremdeten Zeit — das Weihnachtsevangelium von der Freude aus Gott in der Armut der Welt zu verkündigen, das Evangelium vom *nahen* Gott, der uns *stillt* und in dem wir *ruhen* dürfen. Und umgekehrt ist es möglich, dass man gerade im reformierten Christentum, diesem entarteten Autonomismus des Menschen entgegentretend, die Kluft zwischen Gott und dem Menschen so weit und schroff macht, dass auf der einen Seite das Weihnachtsevangelium verloren geht, Gott in die Ferne rückt, auch die Hoffnung auf seine Herrschaft verblasst und damit, auf der andern Seite, als Reaktion, doch auch wieder die Welt mit ihrem Treiben eine Art Sanktion erhält. Diese Gefahr ist in der „neuen Theologie" leider ganz offenkundig verwirklicht.

Wie denn — hat also Luther einfach recht? Oder doch das *grössere* Recht?

So einfach liegt die Sache doch nicht. Bevor ich versuche, mein letztes Wort zu sagen, will ich die methodische Vorfrage aufwerfen, die für alle solche Fälle gilt: Wie verfahren wir, wenn wir Recht und Unrecht in solchen Gegensätzen erkennen und vielleicht ihren Streit in einer höheren Einheit versöhnen wollen? Nehmen wir sozusagen die einzelnen Elemente der Wahrheit und des Irrtums, die sich auf beiden Seiten finden, zuerst auseinander, um sie dann neu und besser zusammenzusetzen? Dann entstünde doch nur ein künstliches Mosaik, keine lebendig-organische Einheit. Nein, diese muss dadurch zustande kommen, dass wir auf *die gemeinsame Wurzel der gegensätzlichen Wahrheit*, besser gesagt: *den einheitlichen Sinn der sich gegensätzlich ausdrückenden Wahrheit zurückgehen.*

Wo ist diese zu finden? Darauf kann es für uns nur *eine* Antwort geben: Sie muss in der *ursprünglichen Wahrheit des Evangeliums* zu finden sein; deren Urkunde aber ist und bleibt das *Neue Testament.*

Welches ist nun *dort* diese eine Wurzel? *Es ist die Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde*, oder, was nur ein anderes Wort dafür ist, von der *Herrschaft Gottes* über alles. Davon lehrt das Neue Testament, dass sie sowohl *gekommen* ist, als auch erst noch *kommen soll.* Das bedeutet: das Reich ist in Christus Wirklichkeit (das Wort „Fleisch")

geworden, aber von hier aus muss es erst noch alle Wirklichkeit e r f a s s e n. Und nun kann man von den beiden Arten des offiziellen Protestantismus Zweierlei sagen: Einerseits vertreten sie diese Doppel-Wahrheit so, dass sie je die eine Seite davon überwiegend betonen, das Luthertum das Reich Gottes als gekommenes und das reformierte Christentum das Reich Gottes als kommendes, anderseits fehlt ihnen, wie wir schon gesagt haben, beiden das Element der H o f f n u n g im Vollsinn des Neuen Testamentes. Das Luthertum betont wohl das völlige Eingehen Gottes in die Welt durch Christus, aber es bleibt dabei stehen: Christus ist in der Welt, aber die Welt ist nicht bestimmt, Christi zu werden. Das Licht „leucht' wohl mitten in der Nacht“, aber die Nacht der Welt soll nicht immer mehr vom Lichte des Gottesreiches vertrieben werden. Das reformierte Christentum betont wohl stark den Anspruch Gottes auf die Welt, aber es macht die Kluft zwischen Gott und Welt so breit, dass das Reich Gottes über sie auch nicht in die Welt dringen kann. So wenigstens in seiner ursprünglichen, immer wieder etwa erneuerten Form. Aber nun ist das Verhältnis so paradox, dass einerseits im heutigen reformierten Christentum das Element der Reichgotteshoffnung aus der alten Wurzel viel gewaltiger emporbricht als im offiziellen Luthertum, während wieder in Männern wie die Blumhardt, die, trotzdem sie zunächst vom Pietismus herkommen, doch eng mit dem Luthertum zusammenhängen, diese Hoffnung in der gewaltigsten und tiefsten Form erscheint.

Dies weist zur Auflösung des Streites! Das gekommene und kommende Reich ist das Evangelium. Es i s t gekommen, Gott ist nahe, Gott ist da — darin hat Luther recht. Aber es muss in die Welt, muss die Welt überwinden, gestalten, umgestalten — darin haben die Schweizer recht. Und sie haben auch darin recht, dass im Reich Gottes, des Vaters, immer G o t t der Herr bleibt und nicht der M e n s c h Herr wird, er sei denn selbst Gottes (nicht etwa: Gott!). Die Kluft zwischen Gott und Welt, Jenseits und Diesseits ist geschlossen, finitum est capax infiniti, so wunderbar das ist; darin hat Luther recht. Aber die Reformierten haben recht, wenn sie betonen, dass das nicht von Natur so ist und dass das nicht ein „Raub“ des Menschen werden darf, sondern immer wieder freie Gabe des freien Gottes bleibt; dass Gott, der Vater, immer auch Richter bleibt, Richter über alle Formen menschlichen Tuns, auch alle Formen seines Dienstes, auch über Religion, Christentum, Kirche, — Abendmahl. Finitum non est capax infiniti. Das Evangelium ist an sich die Weihnachtsbotschaft; darin hat Luther recht. Aber die Schweizer haben recht, wenn sie, so wie die Welt heute ist, den Karfreitag mit dem Kreuz zum höchsten „Feste“ machen. Ueber beides hinaus, beides versöhnend, geht aber Ostern und Pfingsten. An dieser Stelle bekommt auch jene Bewegung, die

man mit dem Namen der Täufer bezeichnen mag, die besonders das Jahr 1525 und dann das Jahr 1535 tragisch zu Boden geworfen hat und die, wie sich zeigen liesse, auch zu Marburg wie ein Gespenst im Hintergrund erscheint, das Recht, das sie, mit dem der Andern verbunden, besitzt. Hier steht auch Blumhardt — nein, hier steht, recht verstanden, das Neue Testament, steht Christus, steht der lebendige Gott, der in Christus Fleisch wird, gekreuzigt wird, aufersteht, vorwärts schreitet. In diesem Streite zwischen den beiden verschiedenen Auffassungen vom Reiche Gottes tut sich der alte Fluch kund, den man wohl als eine Aeusserung der „Erbsünde" bezeichnen darf: Was als die eine Wahrheit je nach Umständen und Notwendigkeiten bald diese, bald jene Seite besonders hervorkehrt, wird absolut gemacht, von der andern Seite getrennt, in das Prokrustesbett der Logik gepresst, zu einem System gemacht und dem das andere Moment der Wahrheit schroff gegenübergestellt. Es muss — temporum et locorum ratione habita — bald die reformierte, bald die lutherische Wahrheit betont und in den Vordergrund gestellt werden; aber im lebendigen Reich des lebendigen Gottes sind sie die Bewegung der einen Wahrheit. Das Evangelium muss vor Verweltlichung geschützt werden, aber auch vor Vergeistlichung. Evangelium bleibt die Kunde: „Und das Wort ward Fleisch"; aber es ist das Wort, das Fleisch wird.

Die lutherische und die reformierte Auffassung des Reiches Gottes sind zwei verschiedene Aspekte einer Wahrheit. Es gilt, diese wieder zusammenzuschauen; es gilt, das, was sich, statisch gesehen, zu einem Dogma, zu einer Konfession verhärtet hat, dynamisch in die Aktualität des Lebens aus dem lebendigen Gott selbst aufzulösen.

Dass die Sache sich so verhält: beide Auffassungen bloss der Ausdruck der Antinomie, worin die eine Wahrheit auftritt und diese Antinomie aus Erstarrung zum Leben auflösbar, beweist eine Tatsache, die ich zum Schlusse noch hervorheben muss: die Tatsache, die ich als Ueberkreuzung bezeichnen möchte. Der Sachverhalt ist nämlich der, dass Wahrheiten, die auf der einen Seite scheinbar ganz einseitig hervorgehoben werden, doch auf der andern Seite wieder stärker zur Geltung kommen, nur in einem andern Zusammenhang, aber so, dass jede Einseitigkeit doch wieder ihre Ergänzung in sich trägt.

Wir wollen uns diesen Sachverhalt in zwei Hauptpunkten unseres Streites klar machen.

Das Luthertum betont die Innerlichkeit des Reiches Gottes: Der Geist allein ists, worauf es ankommt; während das reformierte Christentum stark auf Verwirklichung drängte. Das hat, wie wir zu zeigen versuchten, wichtige Konsequenzen für das soziale Leben, das politische eingeschlossen. Aber nun ist es ja ge-

rade das Luthertum, für dessen Charakteristik wir die Stichworte „Erfüllung“ und „Verwirklichung“ gebraucht haben; nun ist ja gerade *seine* Losung das: Finitum est capax infiniti, das der Reformierten dagegen das Finitum non est capax infiniti. Im Abendmahlsstreit stellt sich das so dar, dass die Reformierten sehr stark auf das Wort des Johannesevangeliums abstellen: „Der Geist ists, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze“ (Joh. 6, 63), während Luther erklärt: „Wir halten das Fleisch für sehr, ja für ganz und gar nützlich; keine Schrift, keine Auslegung, keine Vernunft kann uns das nehmen.“ Es handelt sich hier zwar um einen Wortstreit: das „Fleisch“, das die Reformierten für „unnützlich“ halten, ist etwas anderes als das „Fleisch“, das Luther für „sehr nützlich“ hält, aber ganz sicher vertritt Luther hier eine Grundwahrheit der Bibel, jene Wahrheit, die ich etwa ihren heiligen Materialismus nenne und die auf die Linie jenes bekannten Wortes weist: „Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit.“ Liegt nun auf dieser Linie nicht ein gewaltiges Programm der *Verwirklichung*? Wenn doch nach Luther das Reich Gottes ins „Fleisch“, in die Menschheit hinein will, und zwar ganz und gar, muss es dann nicht die Welt *verändern*, und zwar ganz und gar? Muss dann nicht auch aus dem Luthertum ein Strom der Revolution aufbrechen? Das ist es, worauf wir warten dürfen. Ich meine, in den Blumhardt sei gerade das geschehen. Bis jetzt freilich ist im allgemeinen diese Verwirklichung, diese innige, völlige Verbindung Gottes mit der Welt mehr individuell und sakramental verstanden worden, aber was läge näher, als sie auch *sozial* zu verstehen? Und da ja die reformierte Art von *ihrem* Ausgangspunkt her auch auf Verwirklichung drängt, so treffen beide Bewegungen schliesslich an diesem Punkte zu einer Einheit zusammen, sagen wir genauer: so *suchen* sich an diesem Punkte die beiden sonst entgegengesetzten Tendenzen.

Das gleiche Verhältnis ist an einem andern Hauptpunkt sehr deutlich: da, wo es sich um das Moment der *Sicherheit oder Unsicherheit des Heiles* handelt. *Luther* will durch seine Haltung vor allem dessen Sicherheit betonen. Christus muss real und vollkräftig in der auf ihn gegründeten Gemeinde gegenwärtig sein. Die symbolische Deutung des Abendmahls scheint ihm diesen festen Grund des Heils zu zerstören und an die Stelle des Altars eine Leere zu lassen. Darum wehrt er sich an diesem Punkte für seine Sache, um das Sein gegen das Nichtsein. Hatte er — nebenbei noch gesagt — nicht auch hier ein Recht, vielleicht sogar das überlegene Recht, auf seiner Seite? Wehrt er sich nicht gleichsam zum voraus gegen den alle feste Wahrheit auflösenden Relativismus späterer Zeiten? Klingt nicht, wenn man ihm von tropischer, d. h. figürlicher, bildlicher Auslegung redete, in seinen Ohren schon gleichsam das „Als ob“ unserer Tage? Verteidigte er nicht mit dem

Realismus der Gegenwart Christi im Abendmahl — und damit in seiner Gemeinde — den geschichtlichen Realismus Christi überhaupt gegen jenen Idealismus, der je und je versucht hat, an Stelle der Fleischwerdung des Wortes in Jesus Christus eine blosse „Idee“, das heisst ein rationales oder mystisches Prinzip zu setzen? — Aber was wollen die Reformierten anderes, als ebenfalls die Sicherheit des Heils wahren? Wenn Luther sie gegen eine Vergeistlichung, das heisst, gegen eine Auflösung in den Rauch der religiösen Spekulation verteidigte, so die Reformierten gegen die Verweltlichung, d. h. gegen ihre allzu absolute Verbindung mit einer kreatürlichen Form. Sie betonen daher gegenüber dem „Fleisch“ das „Wort“. Sie wollen Gott in seiner Ferne halten, damit er dem Gläubigen nicht in der Welt entschwinde, wie Luther ihn in der Nähe halten will, damit er dem Gläubigen nicht im Himmel unwirklich werde. Beide wollen sie Gottes Wirklichkeit und die Objektivität seines Heils gegen Menschenwerk und Menschentraum verteidigen; beide treffen sich an diesem Punkte, suchen sich dort; beide sind die Pole einer Wahrheit.

Der Sachverhalt, der an diesen zwei Hauptpunkten nachgewiesen ist, kehrt an allen Punkten wieder. Diese Ueberkreuzung ist ein Gesetz, das überhaupt in allem geistigen Leben wiederkehrt. Auch in den Gegensätzen, die sich im Kampf der Weltanschauungen darstellen: etwa in dem zwischen Idealismus und Realismus, Spiritualismus und Materialismus, Optimismus und Pessimismus, lässt es sich leicht aufzeigen. Dieses Gesetz ist gleichsam die Klammer, womit Gott die einige Wahrheit festhält, die durch die Menschen in streitende Gegensätze zerrissen wird. Es ist die Aufgabe derer, welche Gott dienen wollen, und nicht sich selbst, darin seine Mitarbeiter zu werden, dass sie über die Gegensätze hinaus jene einige Wahrheit, ihn in jener einigen Wahrheit suchen. Diese Aufgabe tief zu empfinden, dieses Moment zu betonen, ist Sinn und Recht eines Katholizismus, der seinen Auftrag wirklich versteht.

Das ist in jenen Oktobertagen des Jahres 1529, deren Folgen so verhängnisvoll gewesen sind, wie auch vor- und nachher, bei den Streitenden nicht geschehen. Nicht das war der Fehler, dass man für die Wahrheit eiferte, sondern dass man so sicher war, selbst die ganze und fertige Wahrheit zu besitzen. Und dass hierin Luther weitaus die grössere Schuld trägt, ist wohl nicht zu bestreiten. Die Sicherheit, mit der er jenes „Ist“ auf den Tisch schrieb — oder war es vielmehr die Unsicherheit oder beides vermischt? — hätte er behaupten können ohne seine starrköpfige und hochfahrende Rechthaberei. Es ist bei diesem Anlass wirklich die Theologie gewesen, welche die Sache Gottes furchtbar geschädigt hat. Die Theologie hat damals geherrscht, statt gedient. Menschen-

meinung und damit Menschenwerk war — im schroffen Gegensatz zum Grundsinn des Protestantismus — stärker als die Ehrfurcht vor Gottes überragender Grösse und dem gerade darin wurzelnden überragenden Recht der Liebe. Darum muss versucht werden, bei aller demütigen Ehrfurcht vor jenen Grossen, doch ihren Kampf in einem andern Stil weiterzuführen und, wenn möglich, zu überwinden. Soli Deo gloria!

L. Ragaz.



Rundschau

Monatsschau.

1. Weltpolitisches.

Die Völkerbunds-Versammlung, welche gerade in die Zeit fiel, wo die letzte Monatsschau abgeschlossen werden musste, liegt nun schon wieder weit hinter uns. Sie hat, wie mir scheint, im allgemeinen nur eine mässige Zensur erhalten. Ich glaube mit Unrecht. Denn sie hat doch allerlei Wertvolles, ja Grosses gebracht. Da ist vor allem der Beitritt Englands und seiner Dominions zur sogenannten fakultativen Klausel, das heisst, zur obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit[1]) (die „fakultativ" ist, insofern, als es den Völkerbundsstaaten frei steht, ihr beizutreten oder nicht), welchem Beispiel dann eine grosse Reihe von Staaten (unter anderem Italien!) gefolgt sind, sodass wohl binnen kurzem dieses Netz des Rechtes alle Völkerbundsstaaten, ja alle Staaten überhaupt umfassen wird. Mag dieses Netz auch noch kein ehernes und mögen die Beitrittserklärungen noch so sehr mit Vorbehalten garniert sein, es handelt sich trotzdem um einen Fortschritt von ganz ungeheurer Bedeutung auf dem Wege, der da heisst: Ersetzung der Gewalt im Völkerleben durch das Recht. Man bedenke dabei, dass bis vor kurzem nicht eine wirkliche Grossmacht diesen Schritt getan hatte. — Es mag gerade hier beigefügt werden, dass der Beitritt der Vereinigten Staaten zum Schiedsgerichtshof nun vollends eine ausgemachte Sache zu sein scheint.

Als Zweites ist hervorzuheben der ernsthafte Versuch, den Kellogg-Pakt mit seiner Aechtung des Krieges und den Völkerbunds-Pakt, der ja, gegen Wilsons Willen, unter gewissen Bedingungen seine Legitimität noch gelten lässt, dadurch in Uebereinstimmung zu bringen, dass der Krieg auch aus dem Covenant verschwinde. Auch das wäre ein gewaltiger Schritt. Mag er auf der diesjährigen Versammlung auch noch nicht zur Durchführung gelangt sein, so besteht doch alle Aussicht, dass diese in Bälde erfolgen wird.

Das Dritte, was als wertvoller Ertrag zu nennen wäre, ist der Vorschlag, einem allfällig angegriffenen Staat vom Völkerbund aus finanziell zu Hilfe zu kommen. Wenn man bedenkt, dass nach dem bekannten Wort des Grafen Montecuculi, das durch das Kriegsschulden-Problem aufs neue bekräftigt wird, zum Kriegführen erstens Geld gehört, zweitens Geld und drittens Geld, so leuchtet die Bedeutung einer solchen Massregel ein. In sie eingeschlossen müsste freilich sein, dass der Angreifer keines erhält. Das wäre dann — auf dieser Linie — durchaus entscheidend.

Als Viertes nenne ich die Proklamierung der Idee der Vereinigten

---

[1]) Diese Schiedsgerichtsbarkeit gilt freilich nur für Konflikte von rechtlicher Natur, aber welcher politische Konflikt hätte nicht seine rechtliche Seite?

Staaten Europas von der Tribüne der Völkerbunds-Versammlung aus durch Briand und Stresemann, also durch zwei Staatsmänner (man darf ihnen wohl diesen Namen geben), denen niemand mit Erfolg den Vorwurf des Utopismus wird machen dürfen. Wir haben auch damit das geeinigte Europa noch nicht. Haag war dafür auch eine gar zu schlechte Vorbereitung! Aber dass dieser Gedanke als Bekenntnis an diesem Orte und durch solchen Mund geäussert werden durfte, bezeichnet wieder eine ganz gewaltige Wende der Zeiten. Noch vor nicht allzulanger Zeit meinte ein Basler Professor der Theologie (ein Reichsdeutscher) die Lacher sicher auf seiner Seite zu haben, als er mich wegen der Vertretung dieses Gedankens angriff. (Die Theologen sind halt immer grosse „Realpolitiker", und umso grössere, je weniger sie von Politik eine Ahnung haben.) Dass ich selbst mir diese „Vereinigten Staaten von Europa" bloss als einen europäischen Föderalismus im Rahmen des Völkerbundes denken kann und will, sei nur nebenbei noch bemerkt. Ich habe mich ja über dieses Thema vor Jahren genügend geäussert.[1]) Dass auf dieser Versammlung nicht schon der Grundstein des Rathauses von Pan-Europa gelegt wurde, ist nicht gerade zum verwundern; die Sache macht aber ihren Weg.

Ein weniger erfreuliches Bild gewährte die Arbeit für die Abrüstung. Hier stellte sich als Haupthindernis der Gegensatz zwischen der englischen und der französischen Auffassung über deren Methode in den Weg. Wieder konnte man sehen, wie verhängnisvoll Haag gewirkt hat. Denn wenn in Genf ein Engländer, der nun wieder dorthin gekommene Lord Cecil, auf die Abrüstung drang, so begegnete ihm die französische Sorge um die Sicherheit, die alle Verbündeten Frankreichs teilen. Wenn ohne Rücksicht auf die politische Lage nach dem gleichen Schema abgerüstet werden, also die überlegene Industrie eines Landes, die für den modernen Krieg entscheidend ist (das sogenannte potentiel de guerre) auf der einen Seite nicht in Betracht gezogen und auf der andern die militärischen Reserven nicht geduldet werden sollen, dann, so erklären Frankreich und seine Verbündeten und sogar sehr pazifistische Deutsche, und zwar nicht etwa bloss Foerster und seine Anhänger, wird in Bälde Deutschlands militärische Ueberlegenheit und damit seine Vorherrschaft über den Kontinent wieder hergestellt sein. Was man auch von dieser Argumentation halten möge, so liegt hier auf alle Fälle ein Haupthindernis für eine Friedigung Europas. Irgendwie wird man Frankreichs Sorge (die nicht nur seine Nationalisten und Militaristen hegen) beruhigen, gerade wie man in bezug auf seine Ostgrenze Deutschland wird entgegenkommen müssen. England wird, wenn es ihm mit seiner Friedenspolitik ernst ist (was bei Labour sicher nicht bezweifelt werden darf), sich die Sache nicht allzubequem machen dürfen, indem es, nach einem alten Rezept, bloss die jeweilen stärkste kontinentale Macht, heute also Frankreich, bekämpft. Das sieht dem nationalen Egoismus allzu ähnlich. Es muss vielmehr im Rahmen einer pazifistischen Weltpolitik eine wirklich europäische Friedenspolitik treiben. Dabei wird es selbst auch am besten fahren.

Um auf Genf zurückzukommen, so muss zum Schlusse doch festgestellt werden, dass gerade diese letzte Versammlung gezeigt hat, wie sicher nun der Völkerbund dasteht. Es ist schwer zu denken, dass dieses Gebäude so leicht wieder einstürzen werde, wie es seit zehn Jahren allerlei Propheten weissagen. Die Reden eines Mac Donald, Briand, Stresemann waren immerhin das Beste, was im Laufe dieses Jahres von politischen Tribünen vernommen worden ist. Es sind auf dieser Versammlung grosse, konstruktive Gedanken aufgetaucht, neben den schon angeführten z. B. auch der eines mehrjährigen Zollfriedens, überhaupt einer Erhöhung der wirtschaft-

---

[1]) Vergleiche z. B. den Aufsatz: Paneuropa, der Völkerbund; europäischer Ausblick (April 1926).

lichen Aktion des Völkerbundes, im besonderen einer internationalen Behandlung der Kohlenfrage und vieles andere. Diese Saat ist nicht sofort aufgegangen, aber es war doch Leben und schöpferisches politisches Denken da, und wenn mit irgend etwas, so muss man mit dem ungeheuren Werk des Völkerbundes Geduld haben. Im übrigen kann doch keiner, der nicht bloss ein wilder Hasser ist, noch seine Beseitigung verlangen, sondern bloss seine Weiterbildung und Umbildung. Die Belebung seiner Aktion durch die englische Arbeiter-Regierung zeigt, an welchem Punkt dabei einzusetzen ist: Schicket, ihr Kritiker und Kritikaster, andere Leute nach Genf und schicket die Generäle, Admiräle und heutigen Regierungssysteme mit guter Pension ins Pfefferland, dann wird es in Genf rasch noch viel besser gehen!

Etwas verdunkelt wurde die Völkerbunds-Versammlung, wie durch Schatten vom Haag her, so durch Licht von London und Newyork her. Und man muss ja wohl zugeben, dass die englisch-nordamerikanische Annäherung ein Ereignis von noch grösserer Bedeutung darstellt, als alles, was in Genf geschehen ist. Wenn Hoover und Mac Donald in einem gemeinsamen Manifest erklären, dass sie einen Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten für undenkbar halten, wenn sie hinzufügen, dass sie ihre Friedensarbeit vom atlantischen Ozean auch auf den pazifischen und das Mittelmeer ausdehnen wollen (und England seine Rüstungen im Pazific einzustellen gewillt scheint), wenn Mac Donald vor dem nordamerikanischen Kongress unter gewaltigem Beifall eine Friedens- und Freundschaftsrede hält und von der Begeisterung der amerikanischen Volksmassen umbraust wird, so sind das ganz grosse Dinge, die gewaltige Perspektiven, und zwar verheissungsvolle, eröffnen. Sollten wir in Skepsis und Müdigkeit oder auch antipathischer Voreingenomenheit dafür kein Auge und keine Freude mehr haben?

Vor der Arbeiter-Regierung steht nun noch die gewaltige Aufgabe, mit Russland in ein neues Verhältnis zu kommen und die, das indische Problem zu lösen, Aufgaben, die zusammenhängen und jede riesengross. Hinter ihnen erhebt sich die zum Teil sich zwar damit deckende, aber noch umfassendere der Neugestaltung des Verhältnisses der „weissen Rasse“ zu Asien und Afrika. Die Verhandlungen mit Russland scheinen vorwärts zu gehen (England hat die Forderung einer vorangängigen Bereinigung der Schuldenfrage nun fallen gelassen) und in bezug auf Indien vernimmt man, dass die Arbeiterregierung wirklich bereit sei, ihm den sogenannten dominion status, das heisst, die volle Unabhängigkeit im Rahmen des englischen Reiches zu gewähren. Das wäre allerdings noch mehr als alles andere, von dem wir berichtet. Labour würde damit, rein menschlich-politisch gesprochen, zum Retter Englands und des Abendlandes. Ob es wirklich geschehen wird?

Diese günstigen Entwicklungen haben gleichsam ein Negativ in Form von Enthüllungen über das Treiben der nationalistisch-militaristischen zum Kriege treibenden Mächte gefunden. Die Affäre Shearer hat weitere Dimensionen angenommen und wirft ein mächtiges Scheinwerferlicht in die höllischen Abgründe der Kriegsindustrie und des militärischen Systems. Wieder zeigt sich: bis nicht die Waffen- und Munitionsfabrikation (die Giftgasfabriken inbegriffen) zerstört und die Generäle und Admiräle bis zum jüngsten Gericht beurlaubt sind, wird es nicht Frieden geben können. Ein ähnliches Licht der Wahrheit bedeutet die Aufdeckung der nationalistischen Verhandlungen und Treibereien zwischen Deutschland und Frankreich. Da leben die guten Bürger im Glauben, jenseits der Grenzen sitze der „Erbfeind“, und die Zeitungen sorgen dafür, dass die nationalistisch-militaristische Lügenposaune nicht verrostet, inzwischen aber setzen sich Politiker und Generäle aus beiden Lagern (und zwar gut „nationale“) fidel miteinander zum Frühstück und beraten bei Sekt und Austern militärische Bündnisse der „Erbfeinde“. Gelingt das nicht oder treten sonst andere Wendungen ein, dann wird das heilige Feuer entfacht,

und die Bürger stürzen im Namen Gottes und aller heiligsten Güter vor, um sich abzuschlachten. Wie lange werden die Völker noch so dumm sein?

Einen Schatten auf das Bild eines gewaltigen Fortschreitens der Befriedung Europas hat der Tod Gustav Stresemanns geworfen. Es ist mir nicht möglich, darüber viel zu sagen. Ergreifend ist das persönliche Schicksal dieses gewiss nicht gewöhnlichen Mannes. Deutschland ist ihm, rein national gesprochen, zweifellos zu grossem Danke verpflichtet. Ob auch Europa? Sicher hat er eingesehen, dass zunächst der Weg der „Erfüllung" und des „Pazifismus" für Deutschland auch der einzige Weg zum neuen Aufstieg sei. Insofern war seine Politik gewiss ehrlich. Aber ob er endgültig an den Frieden und eine neue Ordnung der Völkerwelt glaubte? Ob er von Herzen den neuen Zielen ergeben war? Ich muss gestehen, dass ich diesen Herzenston, diesen Ton letzter Aufrichtigkeit der Friedensgesinnung aus seinen Reden und Taten nie vernommen habe. Die Beschimpfung Foersters, die Duldung der deutschen Aufrüstung, die unversöhnliche Ostpolitik und vieles derart wiesen nach einer andern Richtung. Die Frage, ob der einstige wilde Annexionist sich nicht nach vollbrachter Abschüttelung der Kriegsfolgen wieder als deutsch-nationaler Machtpolitiker entpuppen werde, schien mir nicht mit Sicherheit zu beantworten. Ich bin aber herzlich bereit, diesen letzten Zweifel fallen zu lassen, sobald ich es auf Grund unzweideutiger Dokumente und Eindrücke ehrlich darf. Inzwischen ist ja wichtiger die andere Frage, was nun in Deutschland werden soll. Es scheint sich zunächst die Krise zu verschärfen. Stresemanns Tod wird vielleicht die Reaktion zu gewissen weiteren Schritten ermutigen. Die Republik scheint entschlosseneren Widerstand als bisher zu leisten. Der Kampf um das Volksbegehren gegen den Young-Plan wird die Verwirrung, aber vielleicht dann auch die Klärung fördern. Es ist nicht unmöglich, dass am Ende dieser Krise ein Deutschland steht, das noch mehr als das Stresemanns ein sicheres Bollwerk des neuen Europa sein wird.

In Oesterreich ist die akute Gefahr des Bürgerkrieges vorüber, die chronische bleibt vorläufig. Die Entwicklung scheint den Gang zu nehmen, dass eine gewisse Ausgleichung zwischen den ziemlich gleich starken zwei Lagern versucht wird. Dafür scheint die neue Regierung Schober das Organ zu sein. Diese Wendung ist nicht zum wenigsten eine Folge des Eingreifens von Friedensmächten, die vom Klassenkampf von rechts und links her unabhängig sind. Wir haben im letzten Heft besonders auf die Aktion der katholischen Sozialisten hingewiesen, die, wie alle Zeichen sagen, nicht ohne Wirkung geblieben ist. Sehr bedeutsam ist die Haltung der Sozialdemokratie. Sie bläst nämlich ganz deutlich zum Rückzug. Gewisse Fanfaren in der Rede Otto Bauers auf dem letzten Parteitag sind bloss als Tribut an die übliche Demagogie zu betrachten und können den Grundton der Chamade nicht verdecken. Es steht in Oesterreich eben anders, als unsere marxistischen Demagogen es zu deren Schaden der schweizerischen Arbeiterschaft vormachen möchten. Wenn die Oesterreicher nicht mehr für sich hätten, als die pseudobolschewistische Taktik dieser „Marxisten", dann wären sie verloren. Denn deren Fiasko ist mit Händen zu greifen.

Freilich auch das der Heimwehren. Und das des Faschismus. Die erwünschte Folge des Aufkommens der englischen Arbeiter-Regierung ist zum Teil schon eingetreten: die Diktaturen wanken. Die litauische ist noch rechtzeitig (vor dem Vollzug von einigen Dutzend Bluturteilen an sozialistischen Gegnern) gestürzt, wie man sagt direkt durch den englischen Einfluss. In Ungarn und in Polen scheint ihre Stellung sehr unsicher. Mussolini festigt durch „Reform" des Faschistenrates seine persönliche Macht, aber seine Lage ist sehr verschlechtert. Wenn nur die Arbeiterregierung nicht jene doktrinäre Politik des Ressentiment gegen Frankreich treibt!

Bedenklich bleibt stets die Gärung im Osten, besonders auf dem Balkan.

Die Verurteilung des slovakischen Autonomisten Tuka zu 15 Jahren Zuchthaus und die unter besonders gemeinen Umständen erfolgte kriegsgerichtliche Erschiessung des slovenischen Rebellen Gortan durch die Italiener sind böse Zeichen davon. In diesen Gegenden ist grosse Arbeit zu tun.

Berichten wir endlich noch, dass die dänische Regierung nun ihren Abrüstungsplan fertig hat und der Kampf in den Kammern beginnen wird. Gutes Gelingen! Es wird weiter davon zu reden sein. Für diesmal sei nur festgestellt, dass es dem Völkerbund offenbar nicht einfällt, diesem Staat dreinzureden, obschon er (so muss man sagen!) nicht seine Neutralität behauptet hat, die uns erst recht freie Hand gibt.

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Die pazifistische und antimilitaristische Bewegung ist nun so reich und weltumfassend geworden, dass es nicht mehr möglich ist, ihr in einem Organ, wie die „Neuen Wege" (das eben nicht nur diesem Zwecke dient) einigermassen zu folgen. Es ist darum wohl auch für die auswärtigen Leser das Beste, wenn wir vor allem das hervorheben, was in dieser Beziehung in der Schweiz geschieht und uns in bezug auf das Uebrige auf eine Auswahl beschränken.

Zwei Ereignisse haben bei uns in der Berichtsperiode eine gewisse Bedeutsamkeit für den Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus erlangt.

Da ist einmal die Versammlung des schweizerischen Pfarrervereins in Aarau, die anfangs September stattfand. Sie verhandelte unter anderem das Thema: „Was kann die Kirche für den Weltfrieden tun?" Darum richtete sich auf diese Tagung eine Aufmerksamkeit, die sie nie erlebt, wenn sie, mit Professor Barth zu reden,[1]) „anständige" Themen wie Trinität und Prädestination, Christologie und Sakrament behandelt. Zu dem „unanständigen" Thema hatte die Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer (die etwa 120 Mitglieder zählen dürfte) eine Resolution vorgeschlagen, die besonders das Recht der Dienstverweigerung aus Gewissensgründen betonte und die Abschaffung des Feldprediger-Amtes, in seiner heutigen Gestalt, verlangte. Der Pfarrerverein des Kantons Aargau hatte dem gegenüber eine „gemässigtere" Resolution vorgelegt, die immerhin nicht mehr militaristisch zu nennen war.

Und was ist nun herausgekommen?

Zweierlei ist von Bedeutung.

Zum Ersten. Es wäre in jedem andern Lande wohl selbstverständlich gewesen, dass man das Referat über dieses Thema einem Bürger des Volkes übergeben hätte, auf dessen Boden die Verhandlung stattfand, in unserem Falle also einem Schweizer. Wir haben eine ganze Reihe von ausgezeichneten Pfarrern, die berufen gewesen wären, diese Aufgabe zu lösen. Sie musste so behandelt werden, wie sie auf unserem Boden sich darstellt und, trotz des allgemeinen Themas, von einem Mann, der in diesem Boden wurzelt und die Geschicke unseres Volkes auf dem Herzen trägt. Wie gesagt, in jedem andern Land wäre das selbstverständlich gewesen. Es wäre aber bei uns umso mehr am Platze gewesen, als der religiöse Antimilitarismus gerade in der Schweiz eine typische Ausprägung und besondere Bedeutung gewonnen hat und bei uns zuerst auf den Plan getreten ist. Aber nein, es musste Einer von Berlin kommen, der allgegenwärtige Professor Siegmund Schultze. Dieses Verfahren ist für jeden Schweizer, der noch etwas von Schweizerstolz in sich trägt, tief beschämend. Es ist einmal eine Feigheit: man hatte offenbar nicht den Mut, einen Mann wie Liechtenhan, Greyerz, Gerber, Trautvetter, Lejeune, die dafür so sehr berufen gewesen wären, mit dieser Aufgabe

[1]) Vergleiche Karl Barth: Die Theologie und die Kirche, S. 101.

zu betrauen. Aber noch mehr: dieses Vorgehen ist charakteristisch für die Art, wie die wirkliche Unabhängigkeit und Mission der Schweiz Tag für Tag und auf alle Weise gerade von denjenigen preisgegeben wird, die dann so pathetisch von der Pflicht der „Landesverteidigung“ reden. Es muss die Frage gestellt werden, was denn von dieser Schweiz noch übrig bleibt, die man verteidigen will, nachdem man alles verraten hat, was ihr ein wirkliches Lebensrecht verliehe.

Zum Zweiten: Es ist in Aarau zu keiner Entscheidung gekommen. Nach langer Diskussion wurde der Antrag gestellt, dass die Angelegenheit einer Studienkommission übergeben werde, da man auf eine Entscheidung nicht vorbereitet sei. Es war der allgemeine Eindruck, dass das ein Ausweichen sei. Man bedenke: seit 1914 ist das Problem von Krieg und Frieden das Zentrum aller andern Probleme, eine Frage von Sein und Nichtsein für Europa und auch für das Christentum und die Kirchen. Gott hat in ungeheuren Katastrophen zu den Menschen geredet und wahrhaftig nicht mit undeutlicher Stimme; aber die schweizerische Predigergesellschaft verweist ihn — an eine Studienkommission! Sie *spricht* heute bis zum Ueberdruss vom „Wort Gottes“, aber wo Gott selbst redet, so klar als möglich, da ist sie schwerhörig bis zur völligen Taubheit. Vgl. Matth. 16, 1—4.

So war diese Pfarrertagung in Aarau ein schweres Fiasko. Aber nicht für den „religiösen Antimilitarismus“. Im Gegenteil, es zeigt sich, wie gewaltig er gewachsen ist, allgemeiner gesagt: welchen *Ernst* das ganze Problem genommen hat. Wahrhaftig, die Militaristen haben keinen Anlass zur Freude über Aarau.

Noch eindeutiger war das zweite Ereignis: *die Vortragsreise von Waldus Nestler* in der Schweiz. Waldus Nestler, den Lesern der „Neuen Wege“ ein vertrauter Mann, ist unser lieber Freund und einstiger Schüler. Als er zum zweiten Male in Zürich studierte, da überfiel ihn mitten im blühenden und jauchzenden Alpenfrühling die Kunde vom ausgebrochenen Krieg. Auf dem Bahnhof von Zürich traf er mit dem aus Konstanz, wo der dort tagende „Freundschaftsbund der Kirchen“ vor dem ausgebrochenen Sturm auseinandergestoben war, eilig nach seinem Vaterland heimkehrenden Elie Gounelle zusammen. (Welch ein Zusammentreffen von Männern, die nach Art und Gesinnung *zu*, nicht *gegen* einander stehen mussten! Beide sind dann den ganzen Weltkrieg an der Front gewesen.) Nestler ist in der ersten Hälfte des Krieges als Kompagnieführer in einem besonders blutigen Abschnitt der Front gestanden, in der zweiten als Gasschutzoffizier tätig gewesen. Furchtbar lastete das Problem des Krieges auf ihm, aber heilige Motive, die auch ein Antimilitarist gelten lassen und ehren musste, hielten ihn vom Schritt der Befreiung zurück. Den Dienst an der *Kirche* freilich, deren Verrat an Christus er während des Krieges so tief und schrecklich erlebte, hat er aufgegeben und wirkt nun als Lehrer an einem Mädchengymnasium zu Leipzig. Aber nun ist die Stunde gekommen, wo er das leisten kann, was seine Seele von der Gewissenslast entbindet, die ihm der Krieg auferlegt: *das Zeugnis gegen den Krieg von einem, der ihn gesehen hat wie Wenige!*

Dieses Zeugnis hat in Basel, Bern, St. Gallen, Luzern, Zürich, Aarau, überall wo Nestler auftrat, gewaltigen Eindruck gemacht. Seine Vorträge sind zu einem Ereignis geworden. Das gelegentliche Auftreten von jungen Offizieren, die den Krieg nur vom Hörensagen kennen, gegen diesen Mann, der sein wirkliches Gesicht geschaut, konnte die Wucht seines Zeugnisses nur verstärken. So gross war der Eindruck, dass offenbar unsere Militaristen sich hinter den Bundesrat und seine Organe steckten. Denn als Nestler in Aarau (wo das Rektorat „in Uebereinstimmung mit der Lehrerschaft“ für seinen Vortrag die Aula der Kantonsschule verweigert hatte!) gerade im Begriff war, seinen Vortrag zu halten, bekam er ein Expressschreiben des

Polizeidirektors, der ihm unter Berufung auf übergeordnete Bundesbehörden (welche?) androhte, wenn er direkt oder indirekt die Dienstverweigerung vertrete, werde er sofort aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft ausgewiesen. Und nun bedenke man: Nestler hat diesen Vortrag in Deutschland, Schweden und Dänemark wiederholt gehalten. Nie ist er darob auch nur im geringsten behelligt worden. In Frankfurt wurde der Kongress der Frauenliga, an dem er redete, von den Behörden aufs wärmste begrüsst. Aber in der „freien Schweiz" wird er mit Ausweisung bedroht, weil er sagt, was der Krieg ist. Denn das ists. Das darf man bei uns nicht sagen. Es hat letzthin Einer — es ist Franz Carl Endres — erzählt, ein radikaler Militarist habe ihm erklärt, wenn man nur Mittel fände, von denen das Volk glaubte, dass sie gegen die Giftgase schützten, weil die Angst vor diesen die grösste Stärke des Pazifismus bilde. Dass Nestler für die Dienstverweigerung Propaganda mache, war nur ein Vorwand für das Vorgehen gegen ihn. Denn sie spielte in seinem Vortrag keine irgendwie wesentliche Rolle, es sei denn als Verweigerung der Herstellung von Giftgasen.[1] Im übrigen musste Nestler ohnehin am Morgen nach seinem Aarauer-Vortrag heimkehren. Jenes Vorgehen hat uns also bloss eine neue Blamage für die Schweiz gebracht. Das allein ists, was unser Militarismus und das mit ihm verbundene Schweizertum uns noch eintragen, wahrhaftig nicht „Verteidigung". Wenn die Lebendigen, Freien und Einsichtigen aller Völker nur noch lächeln oder trauern, wo von der Schweiz die Rede ist, dann sollen Schiessprügel und Maschinengewehr die „Schweizerfreiheit" retten! — Und nun überlege man folgende Notiz:

„Vor einigen Wochen haben über Paris grosse nächtliche Fliegermanöver stattgefunden, über deren Ergebnis das strengste Stillschweigen bewahrt wurde. Heute weiss das „Oeuvre" mitzuteilen, dass die Resultate vernichtend gewesen seien. Der Luftverteidigung von Paris sei es bei diesem Manöver nicht gelungen, die Hauptstadt auch nur teilweise gegen die Angriffe eines etwa 100 Flugzeuge starken Bombengeschwaders zu schützen. Die angreifenden Flugzeuge seien in 5000 bis 6000 Meter Höhe — meist ohne überhaupt entdeckt zu werden — über Paris hinweggeflogen. Einer der französischen Gassachverständigen hat dem „Oeuvre" wörtlich folgende Kritik gegeben: „Wenn nur 100 Flugzeuge mit je einer Tonne Gasgranaten über Paris hinwegfliegen, dann können sie die Stadt mit einer 20 Meter hohen Gaswolke einnebeln. Diese Operation braucht nur eine Stunde Zeit, und in dieser einen Stunde ist Paris mit Mann und Maus vernichtet."

Den Dienst verweigert hat neuerdings — wie ich erst nachträglich sehe — auch Roger Wuilleumier, Zuckerbäcker, in La Chaux-de-Fonds. Er war schon 1928 wegen dem gleichen Schritt zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Diesmal wurde er von Nationalrat Paul Graber, dem Sekretär der sozialdemokratischen Partei der Schweiz, verteidigt, und zwar auf ausgezeichnete Weise. Dennoch erhielt er zweieinhalb Monate Gefängnis und drei Jahre Entzug der bürgerlichen Rechte.

Von ausserschweizerischen Fakten dieses Kampfes soll diesmal nur erwähnt werden, dass sich in Deutschland ein „Friedenskartell der Konfessionen" gebildet hat, bestehend aus dem „Friedensbund deutscher Katholiken", der „Deutschen Vereinigung des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" und dem „Jüdischen Friedensbund". Das „Kartell" nennt sich „Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden". Ein Aufruf, den es erlässt, ist unter anderem unterzeichnet von Pater Straatmann, Professor Dessauer, Albert Einstein.

---

[1]) Wenn der „Bund" ihm deswegen „Auskneifen" vorwirft, so ist das der bekannte Verleumdertrick.

Ueber die Konferenz der Frauenliga für Frieden und Freiheit in Prag und den Internationalen Friedenskongress in Athen soll das nächste Mal berichtet werden.

3. Sozialismus und soziale Bewegung.

Die Konzentration der kapitalistischen Unternehmungen vollzieht sich unaufhörlich, seis in den Völkern selbst, seis über die Grenzen hinweg. Eine der neuesten Tatsachen dieser Entwicklung ist die Fusion von zwei deutschen Grossbanken, der Deutschen Bank und der Diskonto-Gesellschaft. Das vereinigte Unternehmen verfügt nun über ein eigenes Kapital von 427 Millionen Reichsmark und fremdes von über 4 Milliarden Reichsmark. Dabei „kontrollierten" beide Banken schon vorher eine grosse Anzahl kleinerer und nun schliessen sich einige grössere unter diesen direkt mit dem neuen Gebilde zusammen. Das ist auch Rationalisierung. Tausende von Angestellten werden dadurch brotlos. Schlimmer noch ist, dass eine solche finanzielle Macht selbstverständlich eine Herrschaft bedeutet, mit der verglichen die eines mittelalterlichen Feudalherrn (oder seines „Vogtes") ein Kinder-Puppenspiel war. Hier heisst es: entweder legt die Gemeinschaft ihre Hand auf diese Gebilde, sie auflösend oder für ihre Zwecke benutzend, oder es kommt das Zeitalter einer unerhörten Sklaverei.

Es fehlt schon heute nicht an Sklaverei. Und zwar nicht nur im alten Sinn (es sollen aus dem Sudan noch jährlich grosse Massen von Negersklaven nach Abessinien und Arabien gebracht werden), sondern vor allem im Stile des modernen Industrialismus. So vor allem in China, Indonesien (aus dem so viele Vermögen stammen, die bei uns als ungeheurer Gottessegen bestaunt werden), Indien, Südamerika und im südlichen Nordamerika, während Mexiko soeben damit aufgeräumt hat. Von Zeit zu Zeit brechen, wie aus der Sklaverei der antiken Welt, aus diesen modernen Sklavenzuständen Revolten aus, die dann meistens blutig unterdrückt werden. Die neueste wird aus Gastonia in Nord-Karolina gemeldet, bei der es zu blutigen Zusammenstössen zwischen streikenden Textilarbeitern und der Polizei kam, deren Chef getötet wurde.

Eine solche soziale Zuckung ist auch die sogenannte Landvolk-Bewegung, die in Dietmarschen ihr Zentrum zu haben scheint und in ihren Motiven und Formen stark an die Bauernerhebungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts erinnert (der Bundschuh, die schwarze Fahne Florian Geyers mit dem roten Schwert darin und so fort). Man darf über den terroristischen Attentaten, die, wie es scheint, von dieser Bewegung ausgehen, die aber, wenn ich nicht irre, noch kein Menschenleben gekostet haben, nicht den eigentlichen Sinn und auch das Recht dieser Bewegung übersehen. Offenbar hat die deutsche Republik noch zu stark einen plutokratischen Charakter und gilt in den Augen grosser Volksklassen als Ausdruck und Organ jüdischer und christlicher Finanzherrschaft.

Jedenfalls hat die deutsche Sozialdemokratie, wenn sie der Koalition zulieb die Lage der Arbeitslosen verschlechtern lassen musste, jener wieder einen Tribut bezahlt, der schwer auf ihr lasten wird. Nicht weniger wird ihr die Zündholz-Affäre schaden, d. h. die Auslieferung der deutschen Zündholzfabrikation an den sogenannten Schwedentrust gegen eine von diesem dem Deutschen Reiche zu gewährende Anleihe von 500 Millionen Mark und dieser Handel von einem sozialistischen Finanzminister abgeschlossen! Es kracht im Gebälk des deutschen Hauses unheimlich. Noch schlimmer ist der Sklarek-Skandal, in den sozusagen ganz Berlin verwickelt ist, auch ein sozialdemokratischer Bürgermeister, wie denn die Gebrüder Sklarek Sozialdemokraten sind. Welch eine Korruption nicht nur der alten bürgerlichen, sondern auch der neuen sozialistischen Gesellschaft.

Dass sozialistische Regierungen leicht an den zu grossen Erwartungen scheitern, welche die Arbeiterschaft auf sie gesetzt, zeigt sich auch in England. Die Beilegung des Konfliktes in Lancashire befriedigte natürlich wenig. Die Bergleute fordern Reduktion der täglichen Arbeitszeit auf sieben Stunden. Die Arbeitslosigkeit ist nur wenig gemildert. Die Erhöhung des Diskontosatzes der Bank von England erregte böses Blut. Darum fand auf dem Kongress der Labour-Party zwar Henderson für die Aussenpolitik grossen Beifall, nicht aber Snowden und entging die Regierung nur knapp einem Misstrauensvotum. Moral: Nicht zu viel versprechen! Bescheiden bleiben![1])

In Australien ist die Arbeiterpartei wieder ans Ruder gelangt.

In der Schweiz gibt die Beteiligung der Sozialdemokratie an der Bundesregierung, die nun nach dem Rücktritt eines Bundesrates in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist, viel zu reden. Natürlich: Wahlen bilden ja das Element, worin der Schweizer, der bei wichtigeren, namentlich geistigen Dingen, ein Fisch auf dem Trockenen bleibt, sofort lebendig wird. Doch ist nicht zu leugnen, dass es diesmal sich um eine Sache von nicht kleiner prinzipieller Bedeutung handelt. Die vorbereitenden Instanzen der Sozialdemokratie haben sich mit beträchtlicher Mehrheit für die Beteiligung entschieden und wie es scheint wird das Gleiche der Parteitag tun. Das ist selbstverständlich das allein Richtige. Nachdem man in fast allen kantonalen Parlamenten oder auch Regierungen sitzt und trotz der „Diktatur des Proletariates" in den Statuten und einigem entsprechendem Getue reformistisch bis auf die Knochen geworden ist, wäre etwas Anderes die reinste Komödie. Die Kronprinzenfrage, die im Grunde schon lange allein im Wege stand, ist diesmal von vornherein gelöst, da der Kandidat nach altem (zwar verkehrtem) Brauch diesmal ein Zürcher sein muss und hier ein unbestrittener Kandidat in der Person des Stadtpräsidenten Klöti vorhanden ist. Alle Argumente dagegen, die einige „Unentwegte" noch vorbringen, sind eitel Phrasenwind. Eine Verhinderung der sozialdemokratischen Beteiligung an der Bundesregierung durch die Bürgerlichen aber wäre nicht bloss Torheit, sondern auch Gemeinheit.

Es gibt freilich Kreise auch in der Schweiz, die, ohne Zweifel durch den Faschismus aufgemuntert, sich einbilden, den Sozialismus schliesslich doch niederwerfen zu können, wenn nötig mit Gewalt. Diese Kreise verdichten sich besonders in der Südwest-Ecke der Schweiz und hier wieder besonders im ultramontanen Freiburg. Leider hat das Bundesgericht das Verbot der roten Fahne (als Zeichen des „Aufruhrs") durch die Freiburger Regierung nicht aufgehoben.

Blicken wir wieder über die Schweiz hinaus, so erfahren wir, dass Trotzki seinen Frieden mit Stalin machen wolle, was dieser verweigere. In Russland selbst scheint ein ungeheures Experiment mit der Landwirtschaft geplant zu sein, in dem Sinne, dass diese durch Niederwerfung der Kulacki (d. h. grösseren Bauern) und Schaffung von etatisierten Riesenfarmen kommunisiert und bolschewisiert wurde. Ob nicht daran vielmehr der Bolschewismus stürzte? Wird der Bauer in Russland vom Privateigentum, das er erst seit verhältnismässig kurzer Zeit recht kennt, lassen wollen?

Das Problem der Gewalt im Sozialismus wird in den im „Volksrecht" erschienenen und als besondere Schrift herausgekommenen Artikeln von Fritz Adler: „Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte" behandelt. Die Stimme des Sekretärs der Zweiten Internationale ist gerade gegenwärtig wichtig. Es wird nötig sein, sich mit seiner Auffassung, der man in vielem, aber nicht in allem, zustimmen kann, auseinanderzusetzen.

[1]) Inzwischen ist die Herabsetzung der Arbeitszeit der Bergleute auf 7½ Stunden beschlossen worden. Sie soll nach einiger Zeit auf 7 erniedrigt werden.

4. Religion und Kirche.

Neben dem soeben genannten wirtschaftlichen Experiment scheint der russische Kommunismus auch einen entscheidenden Schlag gegen die Religion im Sinne zu haben. Beides hängt zusammen. Denn Widerstand gegen jene genannten und andere Kommunisierungspläne befürchtet man, wie es scheint, vor allem noch von der religiösen Einsprache her. Wir wissen aus uns zugegangenen Mitteilungen von Menschen, die mit der Sachlage genau vertraut sind, dass zwar im allgemeinen die Oberleitung von Sowiet-Russland keine offene Religionsverfolgung will und Beamte, die eine solche vornehmen, massregelt. So ist auch der Volkskommissär Lunatscharsky formell wegen der Entfernung der Iberischen Gottesmutter aus dem Kreml gestürzt, obschon das daneben wohl auch nur ein Vorwand war. Aber wenn man auch eine offene Verfolgung der Gläubigen aus Opportunismus nicht will und in einiger Hinsicht die Ausübung des Kultus in Sowiet-Russland freier ist als sie im zaristischen war, so scheint man sich doch darüber keine Illusionen machen zu dürfen, dass die herrschende Tendenz es zu einem Entscheidungskampf von riesenhaftem Masse zwischen Christentum und Marxismus kommen lassen will.

Ein Schritt nach dieser Richtung hin soll wohl auch die beabsichtigte Abschaffung des Sonntags sein, den man durch ein System von anders gearteten Ruhepausen ersetzen will. Man schützt zwar das Interesse der Produktion vor, aber man meint wohl, damit einen Schlag gegen „Gott" führen zu können. Darauf sollten nun die Vertreter der Sache Christi nicht hineinfallen. So sehr man (wie der Schreibende selbst) den Sonntag (aber einen wirklichen, nicht den Fest-, Sport- und Vergnügen-Sonntag, den Sonntag des Bachus, der Venus und des Mars, den Sonntag des Lärms und der Hetze) innig lieben und für eine Quelle unermesslichen Segens halten mag, so ist der Sonntag (zum Unterschied vom jüdischen Sabbath, wenn ichs recht verstehe?) doch nicht ein Bestandteil unseres Glaubens. Er ist eine menschliche Einrichtung, die wir allfällig auch entbehren könnten, ohne uns damit einen Finger breit von Christus zu entfernen. Hüten wir uns also an diesem Punkte vor Uebertreibungen des Eifers! Aber ich glaube freilich, dass letzten Endes eher der Bolschewismus über dem Sonntag, als der Sonntag über dem Bolschewismus stürzen wird. An dieser Opposition gegen den Sonntag wird im übrigen der ganze seelenlose Rationalismus, der dem Bolschewismus eigen ist, und der ja auch im sonstigen Marxismus Ansatzpunkte hat, besonders sichtbar.

Ein blosser winziger Widerschein dieses ungeheuren Kampfes ist der, den der Kommunismus, als Affe Russlands, im Westen führen zu müssen glaubt. So die Geschichte mit dem „Pionier", den die Kommunisten in ein paar Zürcher Schulhäusern in einigen Exemplaren angebracht hatten. Es ist eine Schülerzeitung von zum Teil freilich krasser Dummheit und Frechheit. Solche Dinge werden von Frommen und Weltlichen gewaltig aufgebauscht und ausgebeutet, zum Teil von solchen, die ihrerseits „Religion" höchstens als Schutz ihres Geldbeutels zu würdigen wissen. Aber als Symptome gewisser Zustände und Entwicklungen ist die Sache schon ernsthaft genug. Bloss sind die Gedanken, die sich jene Entrüsteten darüber machen, in jeder Beziehung jämmerlich.

In Berlin ist scheints eine (russische) Kirche von einer Bank gekauft worden. Darüber sollten jene Frommen und Weltkinder nachdenken. Es liegt ein furchtbarer Symbolismus darin. Freilich könnte es auch eine Kaserne oder eine Fabrik sein, der die Kirche weichen musste. Man vergleiche dazu Piechowsky: „Der proletarische Glaube."

Ueber solche Dinge, vielleicht die Bibel in der Hand, nachzudenken, wäre wohl mehr wert, als die heute so vielgerühmte „theologische Besin-

nung“. Vielleicht hätte man auch in Marburg, bei der Erinnerungsfeier an das Religionsgespräch von 1529, gut getan, an diese Dinge zu denken. Dann wäre diese Feier nicht so dürftig und leer gewesen, wie sie allem Anschein nach gewesen ist. Es hätten sich bei diesem Anlass grosse und lebendige Dinge verhandeln lassen, freilich solche, die man nicht in Dogmatiken findet. So hat man bloss den alten Fluch der Theologie illustriert, diesmal besonders durch Unfruchtbarkeit. Schade!

5. Kulturelles und Unkulturelles.

Die Petition um das Frauenstimmrecht ist der Bundesversammlung überreicht worden, mit der mehrheitlichen Empfehlung der betreffenden Kommission an den Bundesrat, sie ablehnend zu beantworten — natürlich. Die Ueberweisung geschah mit der bei uns üblichen Unritterlichkeit, die aber durch eine empfehlende Rede des sozialistischen Nationalrates Opprecht etwas gut gemacht wurde.

Die schweizerischen Schriftsteller wünschen eine grössere Subvention des Bundes zu bekommen. Die bisherige betrug (mit der Schillerstiftung zusammen) volle 5000 Franken. „Die Schweiz ein Holzboden für ideale Bestrebungen“. (Gottfried Keller.) Norwegen gibt dafür jährlich 31,800 Franken, Dänemark 138,000 Franken, Belgien 1,139,500 Franken aus!

Die Schweiz bleibt dafür, trotz den Bemühungen von Professor Zangger, von denen das Februarheft berichtete, ein Hauptausfuhrland für moderne Rauschgifte (Opium, Morphium, Heroin). Sie braucht für medizinische Zwecke an Morphium 72 Kilo, an Heroin 9 Kilo im Jahre, aber wir stellen an Morphium 3757 Kilo und an Heroin 3310 Kilo im Jahre her. Natürlich fast ganz für die Ausfuhr. Denn es ist ein sehr lukratives Geschäft. Der offizielle Preis für ein Kilo Morphium beträgt z. B. in den Vereinigten Staaten 101 Dollar (gleich 500 Franken), aber der heimliche Preis 125,000 Dollar (575,000 Franken). Man mag daraus die Gewinne berechnen, die man mit diesem Teufelshandel machen kann. An einer Tonne solcher Rauschgifte (die 100 Millionen Dosen enthält) kann man 200 Millionen Goldfranken verdienen. Kein Wunder, dass man sich so etwas nicht entgehen lassen will. Aber, noch einmal, welch eine Teufelei!

In Innertkirchen im Berner Oberland ist ein Mädchen vergewaltigt und ermordet worden. Ein Chauffeur scheint der Tat schuldig. Nicht ganz ein Zufall. Denn wenn die Heiligkeit des Menschenlebens an einer Stelle missachtet wird, so stürzt sie zuletzt an allen zusammen. Heilig aber wird der Mensch, wie — mutatis mutandis — alle Kreatur nur vom heiligen Gott her. Werdet gottlos, nicht im Credo-Sinn, sondern im Wesen, und ihr werdet — früher oder später — Unmenschen, Bestien, Teufel.

Moral: Kehret um!

17. September. L. R.

Die Anstifter.[1] Immer und immer wieder taucht das Wort von den „Anstiftern“ auf, nämlich den Anstiftern zur Dienstverweigerung. Ich müsste eigentlich die Einzahl brauchen, denn in den meisten Fällen liegt die Sache so, dass man mich als den Anstifter so ziemlich aller Dienstverweigerungen im Schweizerland hinstellt. Es werden die Verweigerer auch so ziemlich regelmässig gefragt, ob sie mit mir in Beziehung gestanden seien. Höchstens hat etwa noch Pierre Ceresole die Ehre, neben mir in dieser Rolle zu erscheinen. Erst ganz neuerdings kommen die antimilitaristischen Pfarrer und Lehrer dran. Wir, heisst es nun, sitzen in Sicherheit, aber wir hetzen junge Leute ins Gefängnis und allerlei innere und äussere Nöte und Schwierigkeiten.

---

[1]) Um Nachdruck und sonstige Verbreitung dieser Erklärung bitte ich dringend. R.

Uns, ist die Schlussfolgerung, sollte man darum „fassen“ können. Und es wird nach einer neuen Lex Häberlin gerufen. Eine ganz besonders gemeine Version dieser Fiktion, in der sich unsere Militaristen gefallen, ist vor einiger Zeit in den „Basler Nachrichten“ erschienen (26. Juni), wo wir direkt als „Verbrecher“ hingestellt werden. Aber auch sonst taucht überall in den bürgerlichen Blättern dieselbe Verleumdung auf. Ganz offenkundig ist System darin. Man will eine neue Lex Häberlin, vielleicht auch bloss die Anwendung der ins Militärstrafrecht und ins neue bürgerliche Strafrecht hineinbugsierten Fragmente der alten Lex Häberlin vorbereiten. Es ist darum wohl am Platze, dass einmal diese ganze Kampagne ein wenig ins rechte Licht gerückt wird.

1. Was unsere „Anstiftung“ betrifft, so habe ich den wirklichen Sachverhalt schon wiederholt klargestellt, möchte nun aber doch noch einmal Folgendes erklären:

Es ist und bleibt eine krasse Unwahrheit, die ich nun, nach all meinen Erklärungen in dieser Sache als Lüge bezeichnen muss, dass ich je einen Dienstverweigerer zu seiner Tat angestiftet hätte. Niemals habe ich das getan, weder direkt noch indirekt. Ich erkläre: Es komme Einer und beweise mir das Gegenteil! Man stelle mir einen Dienstverweigerer, der erklärte, ich hätte ihn angestiftet! So oft ich das schon verlangt habe, nie ist der Beweis angetreten worden, nie hat sich ein solcher Dienstverweigerer gemeldet, wohl aber ist das Gegenteil geschehen, und zwar öffentlich. Die Ausrede, es hätten sich die Dienstverweigerer alle verschworen, mich nicht zu verraten, ist zu kindisch, als dass sie eine Widerlegung verdiente. Der Sachverhalt ist vielmehr der: Nie habe ich, seis in Rede, seis in Schrift, zur Dienstverweigerung aufgefordert. Die grosse Mehrheit der Dienstverweigerer ist mir persönlich ganz unbekannt, insofern als ich nie irgendwelche persönliche Beziehungen zu ihnen gehabt habe. Von denen aber, die mit mir über das Problem der Dienstverweigerung verhandelt haben, gilt immer noch, dass auch nicht einer von ihnen dann zum Verweigerer geworden ist. Ich habe mit äusserster Gewissenhaftigkeit mich bemüht, ihnen das Problem in seiner ganzen Schwere klar zu machen und gewöhnlich hinzugefügt: „Schon der Umstand, dass Sie mich überhaupt fragen, beweist, dass Sie für diesen Schritt nicht reif sind, denn so etwas tut man nur, wenn man muss!“ Eine scheinbare Ausnahme, die aber in Wirklichkeit keine ist, habe ich nur mit einem gemacht, der schon dreimal verweigert und zwölf Monate Gefängnis hinter sich hatte und dem nun Kameraden anrieten, sich einer weiteren Strafe durch die Flucht ins Ausland zu entziehen. Ich fragte ihn, ob er denn noch auf dem Boden seiner bisherigen Ueberzeugung stehe? Als er dies bejahte, erklärte ich, dann solle er auch diesmal fest bleiben und sich nicht durch eine Flucht um allen Segen seines bisherigen Tuns bringen. Er folgte meinem Rat und — wurde freigesprochen und aus dem Heer entlassen.

Der Tatbestand ist der, dass ich bloss, vom Fall Bandraz an bis zum Fall Kessler, für die Dienstverweigerer eingestanden bin, so oft ich sicher war, dass es sich um einen wirklich aus der Nötigung des Gewissens kommende Tat handle und dass ich kein Hehl daraus machte, wie ich eine solche Tat hochschätze und die Dienstverweigerung dieser Art als die stärkste Waffe im Kampfe gegen den Moloch des Krieges und Militarismus betrachte. Hätte ich wohl diese Menschen im Stiche lassen sollen? Was hätte man dann erst gegen mich gesagt! Oder hätte ich in diesen Jahren seit 1914, als die Ueberwindung von Krieg und Kriegsrüstung zur grössten und dringlichsten Aufgabe der Menschheit und Christenheit wurde, darüber schweigen sollen, nur damit aus meiner Ueberzeugung keine „Folgen“ entstünden? Propaganda aber oder gar Agitation für die Dienstverweigerung habe ich nie getrieben, niemand wird mir solche nachweisen können. Ich habe diese ganze Sache immer mit dem heiligsten Gewissensernst behandelt. Gelegenheit zu Propaganda und Agitation hätte ich genug gehabt und die Versuchung war oft nicht klein, aber ich habe sie besiegt.

Das ist meine wirkliche Haltung gewesen. Wenn man das Anstiftung nennen will, nun ja, dann tue man es, dann aber klage man nicht nur Tolstoi, sondern auch das Neue Testament (sogar das Alte!) solcher Anstiftung an und nehme ein Verbot der Bibel in die neue Lex Häberlin auf.

2. Es muss aber einmal die ganze Armseligkeit dieser Losung vom „Anstiften" an den Pranger gestellt werden. Wo in aller Welt ist je eine grosse neue Sache aufgetreten, die für ihre Träger nicht gewisse Gefahren und Konflikte mit dem Bestehenden zur Folge gehabt hätte? Was hat die Reformation der Welt für Aufregung und Kampf gebracht, jahrhundertlang, bis auf diesen Tag! Sie hat zahllose Familienbande und andere Bande zerrissen, hat unendliche Gewissenskämpfe erzeugt, hat Bürgerkriege und Völkerkriege furchtbarster Art zum Gefolge gehabt, hat zahllose Menschen, Männer, Frauen und Kinder in Kerker und auf Scheiterhaufen gebracht — wie, hätten Luther, Zwingli und Calvin nicht sprechen sollen, aus Angst vor den „Folgen"? Hätte Christus selbst schweigen sollen, da er doch voraussah, dass um seiner Botschaft willen seine Jünger in der Welt sein würden, wie Schafe unter den Wölfen? Hat er nicht vielmehr gesagt: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden und wie wollte ich, es brennte schon!" und: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert"? Hat er nicht verlangt, dass ein Mensch um seinetwillen Vater und Mutter hasse, und vorausgesagt, dass um seinetwillen Streit entstehen werde zwischen Eltern und Kindern, Gatten und Gattin, Hausgenossen und Hausgenossen? Leset doch einmal das zehnte Kapitel des Matthäusevangeliums! O diese Militaristen, die so viel von der Mannhaftigkeit reden, die durch Krieg und Militär erzeugt würde und uns vorwerfen, dass wir eine Entmannung herbeiführen wollten und die selbst die erbärmlichste geistige Feigheit als sittliches Gebot hinstellen! Ihr traurigen Memmen!

O diese Militaristen, füge ich hinzu, die uns immer wieder vorhalten, dass der Dienstverweigerer so wenige seien und gleichzeitig ein solches Geschrei über ihre Anstifter erheben – solche Widersprüche zeigen immer, dass eine Sache unwahr ist — und die auf der andern Seite sich über die zwölf Millionen Männer gar keine Skrupel machen, die auf den Schlachtfeldern gefallen und die weiteren achtzehn Millionen, die sonst Opfer des Krieges geworden sind, weil man die Völker angestiftet hatte — weil ihr, die Militaristen, sie angestiftet hattet, und zwar mit Lug und Trug, einander zu morden. Ihr erbärmlichen Heuchler!

3. Ich möchte aber auch zu der von unsern Militaristen so sehr ersehnten neuen Lex Häberlin ein Wort sagen. Diese Leute bilden sich offenbar ein, dass wir „Anstifter" eine solche ganz ungeheuer fürchteten und dass unser ganzes schlaues und diabolisches Bestreben sei, andere ins Gefängnis zu bringen, selbst aber uns davor zu bewahren. Diese Art von Menschen wird es nun ja nicht glauben, aber solchen, die noch ein ehrliches Wort ehrlich aufnehmen können, möchte ich doch einmal sagen, dass das genaue Gegenteil die Wahrheit ist: Wir möchten wohl die Andern vor dem Gefängnis bewahren, kämen aber selbst noch so gern hinein. Denn dann hörte doch dieses Geschrei einmal auf. Es täuschen sich diese Leute auch sehr, wenn sie meinen, unsereins habe eine solche Heidenangst vor dem Gefängnis. Im Gefängnis ist der höchste Adel der Menschheit gesessen, von Jeremias über Paulus, Huss, Savonarola, Galilei, George Fox und so fort und so fort bis zu Gandhi, und eine noch herrlichere Erhöhung ist nur die zum Scheiterhaufen und Galgen gewesen. Ich habe oft zu meinen Freunden gesagt: „Heutzutage muss man sich schämen, nicht im Gefängnis zu sitzen."

Aber warum denn habe ich nicht dafür gesorgt, dass ich hinein gekommen bin? Antwort: Weil man das nicht *darf*, weil man dergleichen nicht *provozieren* darf, weil man ein Martyrium nie *suchen* darf. Die Versuchung lag nahe genug; sie musste überwunden werden. Wer aber behaup-

tet, dass ich je in Wort oder Schrift mit meiner Ueberzeugung in bezug auf diese Dinge zurückgehalten hätte — ausser wo es galt, Agitation, Propaganda, Anstiftung zu vermeiden — der redet falsches Zeugnis. Ich habe vor einer Versammlung vor anderthalbtausend Menschen in der Tonhalle in Zürich meine Ueberzeugung frei ausgesprochen, das Gleiche habe ich im Senate der Universität Zürich getan, das Gleiche vor Militärgericht, das Gleiche zahllose Male in Vorträgen und Artikeln. Man hätte mich längst „fassen" können, wenn man es gewagt hätte; ich war und bin bereit.

Nein, wir fürchten wahrhaftig keine Lex Häberlin. Auch darum nicht, weil eine solche nach allen Erfahrungen des Kampfes um die Wahrheit unserer Sache ja nur n ü t z e n würde. Es ist selbstverständlich eine armselige Illusion unserer Gegner, zu meinen, wenn sie auf Grund eines solchen Maulkorbgesetzes Ceresole, Ragaz und vielleicht auch Liechtenhahn, Greyerz, Gerber, Früh, Werner Schmid und noch ein paar Andere im Gefängnis hätten, wäre der Antimilitarismus in der Schweiz erledigt und gäbe es keine Dienstverweigerer mehr. Auf solche Gedanken kann man nur kommen, wenn man — keine Gedanken mehr hat, wenn man eine Sache mit Gründen nicht mehr verteidigen kann und sie daher mit Gefängnismauern verteidigen muss. Nein, wir haben die alte Lex Häberlin bekämpft, weil sie eine Schande für die Schweiz gewesen wäre und werden aus dem gleichen Grunde die neue bekämpfen, wenn sie kommen sollte, aber wir f ü r c h t e n weder das Gefängnis noch die Lex Häberlin.

4. Es ist aber auch eine armselige Fiktion, dass wir „Anstifter" in behaglicher Sicherheit, im Schlafrock und Pantoffeln, hinter dem Ofen sässen, während die Andern vor die Militärgerichte und ins Gefängnis gingen. So können doch wieder nur Menschen reden, die in ihrer Wut völlig blind geworden sind. Es ist wahr, ich bin nie im Gefängnis gesessen, aber ich meine, in diesem Kampf gegen Krieg und Militarismus, überhaupt gegen das Reich der Gewalt, sogar noch etwas mehr auf mich genommen habe, als ein paar Monate Gefängnis. Im Zusammenhang dieses Kampfes habe ich im Alter von dreiundfünfzig Jahren mein Amt und mein Brot aufgegeben. Denn dass ich der Arbeiterschaft nicht ein Abstehen von ihrer damals allmächtigen Gewaltlehre und ein Vertrauen auf geistige Mächte zumuten dürfe, solange ich selbst in wenigstens scheinbarer Existenzsicherheit lebe, das war einer der wichtigsten Gründe, die mich aus meiner Professur vertrieben. Ich habe ihn nicht an die grosse Glocke gehängt, aber meine Freunde wissen das wohl. Man mag mir nachsagen, was man will, aber dass ich mich selbst schone und Andere in den Kampf schicke, dass ich Andern etwas zumute, wozu ich selbst nicht in erster Linie bereit sei, das kann mir nur vorwerfen, wer entschlossen ist, einen Menschen, der ihm mit seinen Ansichten im Wege steht, um jeden Preis schlecht zu machen. Es ist auch keineswegs bei jenem einen Opfer geblieben. Der ganze schwere Kampf innerhalb der Sozialdemokratie (von dem auch das letzte Heft der „Neuen Wege" eine Probe brachte) ist nicht etwa an der Religionsfrage, sondern an der Gewaltfrage entbrannt. Es ist der gleiche Kampf wie der gegen Militär und Völkerkrieg. Dieser ganze Kampf hat mich für viele Schweizer vollends zum Gottseibeiuns gemacht; er hat mir Hass und Verleumdung ohne Ende eingetragen. In diesem Kampf habe ich einen grossen Teil meiner Lebenskraft verzehrt. Wahrhaftig, man kann mir nicht nachsagen, dass ich nicht zu schätzen wisse, was die Dienstverweigerer leiden, aber eine grössere Dickhäutigkeit für alle menschliche Wahrheit kann es nicht geben, als wenn man immer wieder mit diesem Geschrei kommt, Menschen wie Ceresole und ich sässen in Ruhe und Sicherheit, während Andere ins Gefängnis gingen. Wenn die einmal auch nur ein Vierteljahr lang unsere „behagliche Sicherheit" geniessen müssten!

5. Aber ich sage noch Stärkeres. Diese Gegner werfen uns also immer wieder vor, wir verleiteten junge Leute, dass sie sich weigerten, zu töten.

Ich kehre nun einmal den Spiess um und frage: Was ist von denen zu halten, die junge Leute dazu verleiten, dass sie sich vorbereiten — zum Töten? Sollte nicht das ein Verbrechen sein? Ich frage: Ist es zu verantworten, dass man junge Menschen, unreife Menschen, Menschen im Alter von neunzehn und zwanzig Jahren, in einem Alter, wo man solche Dinge noch gar nicht recht beurteilen kann, dazu verführt, Handgranaten zu werfen, Maschinengewehre zu bedienen, Bajonettfechten zu üben und dadurch ihre Seele mit Mordgedanken zu beschmutzen? Wenn wir wirklich Anstifter wären, in dem Sinne, wie ihr es meint, so wären wir immerhin Anstifter zum Nicht-Töten, während ihr Anstifter zum Töten seid. Wie könnt ihr das vor Gott und Menschen noch verantworten? Wie könnt ihr es vor dem Evangelium der Liebe und des Friedens, vor dem Gebot: „Du sollst nicht töten", vor den Eltern dieser jungen Männer, vor ihnen selbst verantworten, wie könnt ihr es vor der Verfassung der Schweiz verantworten, die durch die Annahme des Kellogg-Paktes den Krieg als Verbrechen erklärt? Welches Gesetz soll man gegen euch machen, ihr Anstifter zum Töten?

6. Und darum noch das Letzte! Wir haben bisher niemanden angestiftet, haben keine Propaganda, keine Agitation für die Dienstverweigerung getrieben. Bisher! Aber es könnte freilich ein Tag kommen, wo wir aus der bisherigen Zurückhaltung heraustreten müssten. Wenn es auf diesem Weg weitergeht, wenn die Welt weiterhin der Hölle und Vernichtung, dem Untergang Europas im Giftgasmord entgegentaumelt, wenn die Schweiz trotz dem Völkerbund, ja sogar, heuchlerischerweise, unter Berufung auf ihn, auch trotz dem Kellogg-Pakt, trotz den Schiedsgerichtsverträgen, trotz der Abrüstungsbewegung verbissen und fanatisch weiterrüstet, dann kann schon geschehen, dass wir es eines Tages auf den Gassen rufen: „Wer da noch mitmacht, ist ein Verbrecher!" Uns liegen die Seelen der Menschen an. Uns blutet das Herz, wenn wir diese jungen Männer sehen, die man getauft, im Evangelium und auch in der Humanität unterrichtet, die man konfirmiert, auf das Kreuz Christi verpflichtet hat und die nun, nicht wissend, was sie tun, in dieses Teufelswesen der heutigen Vorbereitung auf den Krieg hinein taumeln. Dürfen wir zusehen, ohne zu warnen? Müssen wir nicht diese gefährdeten Gewissen aufwecken? Müssen wir nicht? Dürfen wir noch länger schweigen?

Wir sagen euch: Wenn ihr nicht abrüstet, und zwar bald und ernsthaft, wenn ihr weiterhin nur aufrüstet, dann wird ein Tag kommen, wo wir im Namen alles Heiligen, alles, dessen, was göttlich und menschlich ist, im Namen der Liebe zu den Seelen und Leibern der Menschen, im Namen Christi *gezwungen* sind — durch *euch* gezwungen! — anzustiften zur grossen, allgemeinen Verweigerung des Greuels, der Krieg und Kriegsvorbereitung heisst.

L. Ragaz.

Proben militaristischer Polemik. (Zur Erheiterung der Leser abgedruckt aus: „Der Unteroffizier", Korrespondenzblatt der Unteroffiziersgesellschaft Zürich, Nr. 8, zum 1. August.)

Auf Pikett am 1. August 1929.

Wer auf *Moskaus* Geheiss unseren Nationalfeiertag *stört* oder auch nur zu stören versucht, der gehört, wenn er ein Ausländer ist, binnen 24 Stunden des Landes *verwiesen* zu werden. Mit Gratisbeilage einer Tracht *derbster* Schweizerprügel. Ist es, traurig! ein Inländer — wir wollen dem *nicht* „Schweizer" sagen — verfalle er der *Verachtung* aller senkrechten Eidgenossen. Und die Prügelaktion erwarte den Lausbuben *überall* und *täglich*. Um die sogenannte Humanitätsduselei (Scheinheiligkeit!) der Moskau- und Herriot-Freunde werden sich in *diesem* Falle gerade einen Pfifferling kümmern.

Viele Eidgenossen!

Ordnung muss sein in unserem Schweizerhaus! — Daher *Auf Pikett!*

Das ist deutlich eidgenössisch gesprochen. Vermutlich werden die Edelpazifisten, die Herriot-Bündler, die Weiberrechtlerinnen, das ganze internationale Weltverbesserungsgeschmeiss („Verbesserung“ durch eine blutige Revolution, die uns in den menschlichen Urzustand „vorwärts“ versetzt), von den „soldatenschindenden Unteroffizieren, vom Kasernenhof-Grobianismus“ faseln. Auch wir, jeder Vernünftige weiss das überhaupt, sind nicht für Grobheit, mit einer Ausnahme indes: Für die Moskowiter und ihre Nachbeter sind auch die härtesten Eidgenossenfäuste noch nicht Stahl genug. Und gleich hinterher der Galgen für diese Verbrecher. —

Die Schweizerfahne.

Es gibt Politiker, die uns Schweizer und Soldaten auffordern, die Fahne des Heeres, das Symbol unserer Unabhängigkeit und Freiheit, auf den Miststock (!) aufzupflanzen.

Lieber Kamerad, wenn du in Zivil dieser Fahne begegnest, entblössest du auch dein Haupt, hast du den Mut, andere sogenannte Eidgenossen mit lauter Stimme, fest und beharrlich, zum Grüssen des Schweizerkreuzes aufzufordern, wenn sie es absichtlich oder aus Mangel an Anstand unterlassen? Hast du deinen Buben den tiefen Sinn des Fahnengrusses erklärt?

Vorwärts marsch!

Nicht nachlassen. Stets bereit sein. Niemand bürgt uns, dass der Friede erhalten bleibe. Und wenn dann unsere grossmauligen Nachbarn im Süden, Westen oder Norden, Händel unter sich anfangen, wer schirmt uns dann? Nur die vielverlästerte Armee. Sie allein kann es. So wie sie es 1870/71 und von 1914—1918 brav getan hat. Damals waren auch alle Armeeverderber froh, heilfroh im Grunde ihrer Seele, über diesen zuverlässigen Schutz. Hinter dem eisernen Hag der Bajonette, zu Hause am warmen Ofen, konnte man ruhig weiterhetzen, den Pazifisten spielen, wie es so ein Ragaz tat und täglich tut, der der Schweiz „neue Wege“ zeigen will. Oder glaubst du allen Ernstes, dass etwa eine Tafel an der Grenze, mit der Aufschrift: Schweiz, harmlose Pazifisten! mit Unterschrift Ragaz, uns vor Tod und Verderben schützen würde?

Landesverräter Ragaz.

„Im Namen Gottes des Allmächtigen“ fordert er alle Menschen auf, ungehorsam zu sein, den Eid der Treue zu brechen, zu meutern. Der dies tut, ist ein Pfarrer und gewesener Theologieprofessor. Aufruhr ist ihm Himmelsmusik. Mehrere Hundert reformierte Geistliche haben sich nach seinem Beispiele zu einem Bunde zusammengetan, um diese „Heilslehre“ unseren Kindern allsonntäglich zu verkünden. Und die Eltern, die für die Besoldung solch verbrecherische Irrlehren verbreitender Hetzpfaffen aufkommen, haben nicht den Mut, Halt! zu rufen. Ein Reformierter.

Die Lehrer. Auch darunter Verräter.

Mehrere Hundert — nach dem Beispiele der sauberen „Gotteswortverkünder“ — Lehrer reissen gewaltsam die Liebe zur Heimat aus den Herzen unserer Kinder. Wir bezahlen den Kerlen dafür hohe Gehälter. Wie lange noch? Ein warmer Freund der anständigen Lehrer.

Gewissensfrage.

Gehörst du auch zu den Drückebergern in Solothurn? Hat dich der berüchtigte Ody-Geist auch erfasst? Hat dir Pfarrer Ragaz, der Hohepriester des Antimilitarismus, dein Bild in seinem Schandblatt einzurücken versprochen, als „Held der neuen Schweiz“, die von Moskau aus regiert zu werden versucht wird, sich erdreistet. Ein Wehrmann.

Unter „Genossen". Dr. Arthur Schmid, den „Genossen" zu nennen nach der Art, wie er mich behandelte, ein Hohn und dazu eine Aufdringlichkeit wäre, die mir in diesem Falle besonders ferne liegt, hat offenbar gegen meine Antwort auf seine gegen uns gerichteten Artikel nichts Sachliches zu erwidern gewusst, das der Rede wert wäre. Darum hat er zu dem alten probaten Mittel persönlicher Verunglimpfung und Diskreditierung gegriffen und dafür die gewöhnlichen Kunstgriffe benutzt. Er schreit Zeter und Mordio über den Ton, den ich ihm gegenüber angeschlagen. Dabei verschweigt er natürlich, dass sein erster Artikel ein durchaus perfider Versuch war, uns „Religiös-Soziale" bei der Arbeiterschaft unmöglich zu machen. Im übrigen sind diese Parteigrössen, die sich über ihr Format sehr täuschen und an keinen Widerspruch aus den eigenen Reihen gewöhnt sind, sind diese Pressediktatoren, die es wohl zu verhindern wissen, dass in den von ihnen beherrschten Organen die Opposition richtig zu Wort kommt, sehr erstaunt und empört, wenn ihnen ein Sozialist ganz ohne jeden Respekt die Wahrheit sagt, ein Zeichen, wie notwendig das ist.

Arthur Schmid erhebt dann ein noch grösseres Entrüstungsgeschrei darüber, dass ich gewagt habe, von Fehlern zu reden, die die österreichische Partei auch gemacht habe. Dass ich dabei Worte hoher Anerkennung für sie gehabt und besonders hervorgehoben habe, wie sie diese Fehler erkannt habe und gut zu machen suchte, verschweigt er wohlweislich. Wahrscheinlich erscheint ihm dieses Letztere nicht als Tugend! Eine Partei macht überhaupt keine Fehler. Es ist Lästerung, davon zu reden. Diese aufgeklärten Genossen haben für die Unfehlbarkeit des Papstes nur Hohn und Spott, dafür glauben sie an die Unfehlbarkeit der Partei.

Arthur Schmid greift denn auch schleunigst zur Exkommunikation. Ein Mann, der Arthur Schmid entgegentritt und der österreichischen Genossen Unfehlbarkeit bezweifelt, gehört nicht in die Partei. „Er soll gehen." Denn kann man sich einen schlimmern Menschen denken? Soll ich, der ich wohl sehr viel länger Sozialdemokrat und gar Sozialist bin als er, etwa den Stil umdrehen und von ihm sagen: „Er soll gehen"? Das Recht dazu hätte ich wohl mehr als er, doch ist mir so etwas nie eingefallen.

Arthur Schmid aber hat noch wirksamere Kunstgriffe zur Verfügung. Er wirft mir vor, nach der Art der Kommunisten in der Partei „Zellen" zu bauen, natürlich um sie zu unterminieren. Wie das aus der Luft gegriffen, eine demagogische Unwahrheit ist, braucht den Lesern der „Neuen Wege" nicht bewiesen zu werden. Für Menschen wie Arthur Schmid und seine Gesinnungsgenossen ist der Gedanke eben rein unerträglich, dass der Sozialismus noch unabhängig von ihnen könnte vertreten werden. Das ist die „Freiheit", mit der diese Sozialisten die Welt beglücken möchten!

Der Haupttrick Arthur Schmids aber ist, dass er mir aus dem Umstand, dass ich ihn Doktor juris genannt und ihm zugetraut habe, ein Advokaturbureau geleitet zu haben, einen Strick drehen will. Mit komischem Pathos wirft er mir deswegen Unwahrhaftigkeit vor. In Wirklichkeit handelt es sich um einen harmlosen Irrtum. Ich bin eben falsch unterrichtet gewesen, weil ich nicht Arthur Schmids Unfehlbarkeit teile. Ich habe davon geredet, einmal, weil ein Doktor juris noch besonders verpflichtet ist, einen Sachverhalt kennen zu lernen, bevor er anklagt, sodann, weil ich gegenüber seinem Vorwurf der „Weltfremdheit" zeigen wollte, dass er ein Intellektueller sei wie wir und keinen Anspruch machen dürfe, die Welt besser zu kennen. Es kommt nämlich besonders oft vor, dass Advokaten sich einbilden, infolge ihres Metiers besondere Kenner der Welt zu sein. Aber noch nie ist es mir bisher eingefallen, dass es eine Schande sei, Doktor juris zu sein oder ein Advokaturbureau zu leiten. Das Geschrei, das Arthur Schmid über diesen Vorwurf erhebt, der gar keiner ist, wirkt lächerlich und grotesk. Was würde man sagen, wenn er mich für einen ehemaligen Professor der Philosophie, statt

der Theologie gehalten und ich dann eine solche Sünde daraus gemacht hätte? Aber ich sollte eben der Unwahrhaftigkeit bezichtigt werden. Das „Volksrecht" in seinem Wahrheitsfanatismus druckt darum Arthur Schmids Expektoration mit Behagen nach.

Ich erkläre meinerseits feierlich vor aller Welt, dass Nationalrat Dr. Arthur Schmid in Oberentfelden im Aargau, Redaktor des (für ihn selbst) „Freien Aargauers", weder Doktor juris ist, noch je ein Advokaturbureau geleitet hat, revoziere, tue Busse in Sack und Asche.

Nur eines füge ich hinzu: Schade ist doch, dass Arthur Schmid nicht Advokat ist. Denn seine Antwort ist ein Advokatenkunststück, wie es im Buche steht. Dass er von solchen Advokaten gering denkt, ist begreiflich. Wenn er mir dann gar noch Demagogie vorwirft, weil ich in einer Aarauer Versammlung, die ihm offenbar schwer auf dem Magen liegt, notabene einer Versammlung fast ausschliesslich von Intellektuellen, die einfache Feststellung gemacht habe, das Freidenkertum werde weniger von der Arbeiterschaft getragen, als von Intellektuellen und Halbintellektuellen in der Partei, so gehört das zu diesem Stil.

So viel vorläufig. Die grundsätzliche und endgültige Abrechnung mit dieser Art von Sozialismus wird nicht ausbleiben. L. Ragaz.

Die Hungersnot in China. Der katholische Missionar Pater Hucklenbruch berichtet aus Augenschein folgendes über die Fortdauer der Hungersnot in seiner Provinz:

„Durch die Zeitungen haben Sie vielleicht schon erfahren, dass hier in Kansu grosse Hungersnot herrscht. Wie gross aber die Not im einzelnen ist, werden die Blätter kaum berichtet haben. — Ich lebe nun in dem von der Hungersnot am ärgsten heimgesuchten Gebiete und muss täglich die schrecklichsten Szenen erleben. Schon im November vorigen Jahres begann das Elend hier, nachdem der furchtbare Mohammedaneraufstand die im vorigen Sommer ohnehin schlechte Ernte fast vollständig vernichtet hatte. In Scharen strömten die Hungernden vom Lande in die Stadt und füllen bis heute Tag und Nacht die Strassen, bettelnd, hungernd, sterbend, verwesend. Da nur sehr Wenige in der Lage sind oder die Herzensgüte haben, den Bettelnden mitzugeben, gingen die Hungernden zunächst daran, die krepierten Strassenköter zu verzehren, deren es damals gerade infolge einer Seuche viele gab. Natürlich kam dadurch die Seuche auch unter die Menschen und forderte viele der vom Hunger Geschwächten. Die bittere Kälte des Winters, der die Armen schutzlos ausgesetzt waren, tat das Weitere zum grossen Sterben. Oft gab es wohl Pferde-, Kamel- und Maultierkadaver, um die die Hungernden wahre Schlachten führten, sodass nicht selten mehr Menschen- als Tierblut floss. Auch der Mandarin verteilte etwa einen Monat lang an 600 bis 800 Hungernde täglich einmal eine dünne Suppe. Aber je näher der Frühling kam, umso grösser wurde das Elend, umso mehr Menschen hatten mit dem Hunger zu tun. So viele dem Hunger erlagen, so viele wurden neu in seinen Schreckensbann gezogen. Die Familien lösten sich auf. Die Väter zogen in ferne Gegenden, wo ein besseres Fortkommen zu erhoffen war. Die verlassenen Mütter suchten sich der Kinder zu entledigen, setzten sie in die Wüste, warfen sie ins Wasser oder legten sie mir vor die Kirchtür. Mädchen und junge Frauen werden für eine und zwei Mark an Händler verschachert, die sie in die grossen Städte des Ostens führen. Die Burschen verlegen sich auf Wegelagern und rauben die Reisenden aus. Kein Handel und Verkehr ist möglich, alle Bande der Ordnung lösen sich. Ein jeder sucht dem Hungertod zu entrinnen und scheut die entsetzlichsten Mittel nicht. Schon früh begann man die Leichen der Verhungerten zu essen. Dann stieg die Not so sehr, dass Eltern ihre Kinder schlachteten, und nun ist Menschenfleisch so begehrt,

dass ganze Dörfer auf Menschenjagd ausgehen, dass Kinder, wenn sie einen Augenblick ohne Aufsicht sind, verschwinden und von den Hungernden verspeist werden. Deshalb kann ich auch nirgendwo Schule halten, weil die Kinder auf dem Schulweg gefressen werden können. Unter solchen Umständen fordert der Tod täglich viele Opfer. An meiner Wohnung werden täglich ganze Bündel Leichen vorbeigetragen und vor der Stadtmauer verscharrt. Das ist so ziemlich die ganze öffentliche Wohlfahrtspflege. Auf dem Lande bleiben die Leichen unbeerdigt. Da schaffen Wölfe und Geier Ordnung. Wohin ich reise, finde ich Tote an den Wegen. Oft liegen die Leichen so hindernd im Wege, dass ich absteigen und mit dem Diener sie erst forträumen muss. — Und nun die Hilfe in all dieser schrecklichen Not? Wir warten noch darauf. Wenn die guten Freunde in der Heimat nicht helfen, sind bis Herbst wohl 70 Prozent der Bevölkerung vernichtet.

(Heft 18 der Ostasiatischen Rundschau.)

Personalia. I. Gestorben sind Hugo von Hofmannsthal, der bedeutende und in manchem erfreuliche Dichter, und Hans Delbrück, der Klassiker der Kriegsgeschichte, ein aufrechter und tapferer Mann, der, nachdem er so manche Legende vergangener Zeiten zerstört, sich in seinen letzten Jahren leider für die Stützung neuester Legenden bemüht hat

Der vor kurzem zum Rücktritt genötigte frühere Heilsarmeegeneral Bramwell Booth ist bald nach diesem erzwungenen Schritt gestorben. Man hätte also schon noch ein wenig warten dürfen. Ein Urteil über seine Persönlichkeit und sein Werk zu fällen ist der Schreibende nicht berufen. Jedenfalls hat er viel gearbeitet und viel Gutes getan.

In Basel hat, ebenfalls nach einem langen und arbeitsreichen Leben, Paul Böhringer, ehemaliger Pfarrer von St. Peter und ausserordentlicher Professor der Theologie, die Augen geschlossen. Böhringer war ein Mann von ungewöhnlicher Art. Mit einem ausserordentlichen Mass von Scharfblick und Klugheit auch in weltlichen Dingen verband er eine warme und tiefe Herzensfrömmigkeit. Daraus stammte dann wohl auch jene Herzensweite, die ihm, dem Vorkämpfer der kirchlichen Reformbewegung, doch nie erlaubte, im Parteidenken unterzugehen und ihm ermöglichte, neu aufkommende Geistesströmungen herzlich zu begrüssen. Diese Art war im Zeitalter des heftigen kirchlichen Parteikampfes ein Segen und eine Erquickung. Der dies schreibt, wird diesem bedeutenden Manne nicht nur für alle persönliche Sympathie und Nachsicht, sondern gerade auch für dieses herzensweite Verständnis seines besonderen Weges stets aufs wärmste dankbar sein. L. R.

Personalia. II. Es sind gestorben: Eduard Carpenter, der freisozialistische, zum Anarchismus neigende englische Schriftsteller und Dichter — ein Geist von grosser originaler Kraft; Estlin Carpenter, ein Hauptvertreter des theologischen Liberalismus in England und Leiter eines der grossen Oxforder Colleges; Aletta Jakobs, eine holländische Vorkämpferin der Frauenbewegung, die besonders durch die im Jahre 1915, mitten im Krieg, auf holländischem Boden zusammengetretene Friedenskonferenz der Frauen bekannt wurde; Viktor Berger, der erste und meistens einzige Sozialist im amerikanischen Kongress, von deutscher Abkunft, in Milwaukee (Wisconsin), dem Zentrum der Deutschen in den Vereinigten Staaten, den Sozialismus zur Herrschaft bringend, ein heftiger Gegner der Teilnahme Amerikas am Kriege.

Versammlungen. Bern Mittwoch, den 20. November und Mittwoch, den 4. November, abends 8 Uhr, wird Herr Pfarrer Lindt-Barth im Konferenzsaal der französischen Kirche zu uns sprechen über: „Die Einstellung der neureformierten Theologie zum Sozialismus.“ Dem Vortrag folgt Diskussion.

Sonntag, den 3. November, abends 8 Uhr findet im Grossratssaal ein Vortrag von Pfarrer Hubacher über den grossen französischen Maler des sozialen Lebens, Honorée Daumier, statt.

Wir laden die Leser der „Neuen Wege“ herzlich ein, diese Vorträge zu besuchen und Gäste mitzubringen.

Der Ausschuss der Gruppe „Neue Wege“ und „Aufbau“.

Verdankung. Für die Hungernden in China. Sch.-F. in Z. Fr. 50.—; Sammlung von Ungen. 50.—; F. J. in S. 10.—; durch Pfr. L. in S. 88.—; M. B. in Z. 30.—; W. W.-E. 10.—; Ungen. in Z. 50.—; W. E., B. Frankreich 100.—; M. W. in B. 20.—; Ungen. in St. 5.—.



Von Büchern

Paul Pflüger: Der Krankenschwesternstand in der Schweiz. Verlag Aschmann und Scheller, Zürich und Leipzig.

Unter diesem Titel ist soeben eine überaus gute und klare Darstellung der Entwicklung des Krankenschwesternstandes herausgekommen. Wir ersehen daraus, dass die berufliche Krankenpflege bis zur Gründung der Diakonissenhäuser in der Schweiz nur in den Händen der katholischen Ordens- und Kongregationsschwestern gelegen hat. In den Diakonissenhäusern wurde zum ersten Mal auch protestantischen Frauen Gelegenheit geboten, sich die Berufsausbildung zu erwerben. Doch da im Laufe der Jahre immer mehr Frauen sich gerne der Krankenpflege als solche zugewendet hätten, denen aber einerseits der ausgesprochen religiöse Charakter der Diakonissenhäuser, sowie anderseits das Gebundensein an ein Mutterhaus nicht passte, entstunden um die Jahrhundertwende die ersten schweizerischen Pflegerinnenschulen, die nicht den Mutterhauscharakter trugen. Sie bildeten die ersten sogenannten freien Schwestern aus, und damit eigentlich wird der Beruf der Krankenschwester, der bis dahin mehr oder weniger rein charitativen Charakter trug, erst zum wirklich bürgerlichen Beruf. Erst damit tritt die Schwester auch ein in den wirtschaftlichen Kampf. Das Buch ist uns wertvoll, weil es uns zeigt, wie wir uns selbst helfen und uns diesen Kampf erleichtern können durch Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherungen, und auch, weil es uns lehrt und klar macht, dass wir mit allen um ihre Existenz kämpfenden Frauen im Zusammenhang stehen. Grad aus dieser Erkenntnis des Zusammenhanges heraus wird uns allen hoffentlich auch bewusst, dass wir nicht interesselos den allgemeinen sozialen Fragen und Aufgaben gegenüberstehen dürfen. C. N.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft überschreitet bedeutend das Normalmass, weil der Aufsatz: „Das Jahr 1529“ nicht gut geteilt werden konnte. Andere Hefte müssen darum entsprechend verkürzt werden. Dieser Aufsatz ist eine gewisse Zumutung besonders an die sogenannten Laien unter den Lesern, doch hoffe ich, dass die Arbeit, die darin steckt, sich nicht als unfruchtbar erweisen werde.

Einiges andere musste darob wieder zurückgestellt werden.

Ein Bericht über die überaus schön und gesegnet verlaufene religiös-soziale Woche in Casoja wird das nächste Mal erscheinen.

Die Personalia kommen leider etwas verspätet.

Wir und der Alltag.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Matth. 7, 16.

Wir wollen, durch allerlei Erfahrungen dazu veranlasst, wieder von einer Sache reden, die ebenso einfach als wichtig ist, von einer Klippe, an welcher unsere Sache oft genug scheitert — weil wir selbst Schiffbruch leiden — von einer Aufgabe, die sich gross, unabwendbar und entscheidend vor uns hinstellt: wir müssen uns und damit unsere Sache, oder auch umgekehrt unsere Sache und damit uns selbst im Alltag bewähren.

Das liegt ja gewiss auf der Hand. Sobald eine Sache auftritt, die bestimmte Ansprüche erhebt, indem sie gegen herrschende Ansichten, Einrichtungen, Mächte streitet, werden sofort Ansprüche an sie selbst und das heisst: an ihre Träger, gestellt. Man passt auf — und mit was für kritischen Augen, ja, mit was für Instrumenten! — ob deren persönliches Verhalten mit der von ihnen vertretenen Sache stimme oder nicht. Ist dies offenkundig und unzweifelhaft der Fall, so gewinnt damit die Sache sofort an Ansehen und Werbekraft, ist dies nicht der Fall, so verliert sie sofort den Kredit. Wenn Einer ein Anhänger, vielleicht gar ein Vorkämpfer der Friedensbewegung ist, dann erwartet man von ihm Friedensgeist und Friedensart in all seinem Tun und Lassen. Falls man diese nicht findet, dann wird damit die Friedenssache zum Hohn. Wenn Einer ein Sozialist ist, so passt man auf, ob er sich auch in seinem Privatleben als ein Mensch bewährt, der in allem Tun nicht bloss an sich selbst denkt, sondern auf Wohlfahrt und Ehre des Andern bedacht ist. Zeigt sich, dass dies deutlich nicht der Fall ist, ja, dass sogar das Gegenteil der Fall ist, dann macht sein Sozialismus wahrlich nicht viel Eindruck. Vollends steigt dieser Anspruch der Andern an uns auf den Gipfel, wenn wir selbst den gewaltigsten aller Ansprüche erheben, nämlich Menschen zu sein, die an Gott glauben, vielleicht gar Jünger Christi zu sein. Dann vollends achtet man mit Argusaugen auf uns, ob unser Wesen und Leben durch diesen Umstand so verändert werde, wie es ja sein müsste, wenn man an Gott glaubt, ein Jünger Christi ist, ob wirklich Glaube, welcher der Welt überlegen sei, Freiheit von Angst und Reiz der Welt und vom Dienst ihrer Götzenmächte, als da sind Mammon, Ehre, Macht, Erfolg, Genuss und so fort, bei uns zu treffen sei, vielleicht gar das Grösste von allem: wahre Liebe. Wo das nicht zu finden ist, vielleicht weniger sogar als bei denen, die solchen Anspruch nicht machen, vielleicht, wie das, Gott seis geklagt, oft genug der Fall ist, das krasse Gegenteil von alledem, da geschieht jene furchtbare Entwertung des Gottesglaubens und Christusbekenntnisses, die als

schwere Not auf uns lastet. Kurz, es ist schon so: jede Sache wird entscheidend an jenen Früchten erkannt, die sich in der schlichten Tat des Alltags darstellen; wo eine Sache wesentlich bei Worten, Ideen, Programmen bleibt, da verliert sie rasch allen Ernst. Das durch den Anspruch einer Sache geweckte Gewissen schläft ob dem Verhalten ihrer Träger wieder ein, halb zufrieden darob, halb enttäuscht. Das Gewissen der Menschen ist — trotz allem — immer noch durch den Anspruch der Wahrheit zu wecken, aber wach erhält es und gründlich weckt es nur die T a t, die Tat des A l l t a g s, welche die schwerste ist.

Also sollen wir unsere Sache durch unser Verhalten im Alltag bewähren.

Liebe Freunde! Das ist bald gesagt. Es ist sehr einfach zu sagen, und doch zittert die Hand, die einen solchen Satz niederschreibt. Denn wer von uns unterstünde sich wohl, zu behaupten, er erfülle den Anspruch dieses Satzes? Wer von uns unterstünde sich auch nur, den Versuch zu machen, ihm Genüge zu leisten? Wir stehen alle beschämt da und ich denke mir, derjenige unter uns, der am wenigsten Ursache dazu hätte, am allermeisten.

Aber nicht nur dies, fast schwerer scheint mir ein anderer Gedanke: Wenn wir nun unaufhörlich, bei all unserem Tun und Lassen, überlegten: „Du bist Antimilitarist, bist Sozialist, bist Einer, der sich zu Christus bekennt, folglich musst du dich so und so verhalten“, das gäbe doch ein nicht nur mühseliges Leben — was ja ein Leben aus Gott nicht sein soll — sondern auch ein gekünsteltes, unechtes. Verwandelten wir uns dann nicht aus lebendigen Menschen in Gliederpuppen einer Idee? Verschwände damit nicht alle Unbefangenheit, Naivität und Ursprünglichkeit des Handelns, die doch das Schönste an allem Tun und das sicherste Kennzeichen seiner Echtheit sind? Lägen dann nicht Pharisäismus und Heuchelei sehr, sehr nahe? Und wäre ein solches Wesen für Andere sehr anziehend, würbe es wirklich für die Sache? Wir kennen ja ein solches Gliederpuppentum einer Sache, kennen besonders ein solches künstliches Christentum — aber werden wir dadurch für das Christentum gewonnen?

Und endlich ist auch dies zu bedenken: Ist jener Anspruch der Andern nicht doch auch mit Ungerechtigkeit behaftet? Kann einer nicht ehrlich gegen Krieg und Gewalt sein, ohne dass er selbst ein Engel an Friedensgeist wäre? Wenn Einer nicht mehr töten und töten lassen will, so erfordert das noch nicht, dass er eine Verkörperung aller Herrlichkeit der Bergpredigt sei, und wenn einer gegen die Gewalt kämpft, so kann er sehr wohl wissen, dass in ihm selbst der Dämon der Gewalt noch sehr mächtig ist, ja, vielleicht kämpft er gerade darum so eifrig, ja leidenschaftlich gegen ihn, wie ja wohl auch einer, der den Dämon der Trunksucht in sich mächtig fühlt,

schärfer gegen den Alkoholismus streiten wird, als Einer, der seine Gefahr nie an sich selbst verspürt. Kann nicht Einer durchaus ehrlich Sozialist sein, obschon er weiss, ja gerade weil er weiss, wie gross die Herrschaft des egoistischen Wesens auch über ihn selber ist? Und endlich: kann man nicht an Gott glauben und von Herzen ein Jünger Christi zu sein begehren, wissend, wie wenig Gott die beherrschende Macht unseres Lebens und wie wenig dieses eine Verherrlichung Christi ist? Kann man nicht trotzdem wissen, dass Gott lebt und dass Christus die Wahrheit ist?

Bei diesem dritten Punkte soll die Antwort auf unsere schwere Frage einsetzen.

Gewiss, es ist so: jener Anspruch der Andern ist teilweise ungerecht. Wir können einer Sache ehrlich dienen, obschon wir es in Schwachheit tun. Die Sache wird nicht dadurch kompromittiert, dass sie grösser ist als wir. Gewiss! Nur muss dann aber Eins hinzugefügt werden: Wir dürfen dann auch selbst nicht falsche Ansprüche erheben. Wir dürfen nicht den Schein erregen, als ob wir doch jene Verkörperung der Tugenden unserer Sache wären, dürfen uns nicht auf die Weise mit unserer Sache verwechseln, als ob wir dadurch, dass wir uns zu ihr bekennen, auch persönlich mehr wert wären als die Andern. Es gibt ja wirklich eine solche Form des Hochmutes, dass Menschen von einer grossen Sache erfüllt sind, wie von einem Rauch oder Gas: nämlich so, dass sie dadurch bloss aufgebläht werden. Einer grossen Sache zu dienen, müsste aber umgekehrt sehr demütig machen. Es muss zwar betont werden: Man darf und soll auf eine grosse Sache s t o l z sein. Seid es alle, die ihr eine solche Sache habt! Es ist nicht unnötig, auch das zu sagen. Aber Stolz ist nicht Hochmut. Dass man einer solchen Sache dienen darf, muss vielmehr als Wunder und Gnade, als erstaunliches Geschenk empfunden werden. Darum muss, wenn alles in Ordnung ist, mit diesem Stolz Tag und Nacht das Gefühl verbunden sein, dass man dieser Sache nicht genüge, dass man dafür zu klein sei; es muss der Schmerz damit verbunden sein, dass man ihr nicht genug Ehre machte, sie nicht genug verwirklichen könne, und selbstverständlich dann nicht ein Schwelgen in den „Spannungen", die daraus entstehen, sondern ein innig ernstes Bemühen, immer mehr in die Sache hinein zu wachsen und von ihr erfüllt und getragen zu werden, um sie — selbst tragen zu können. Und vor allem: Man muss in der Kritik umso zurückhaltender sein, als man sich der eigenen Schwäche bewusst ist, besser: man muss seine ganze Kritik auf diese Tatsache einstellen. Ein Antimilitarist darf nicht gegen den Mangel an Friedensgeist bei den Andern wettern und selber ein friedloser Mensch sein; ein Sozialist nicht über die verdorbene bürgerliche Moral losziehen und selbst behaglich in allen Wassern bourgeoiser Lebensführung herumplätschern; Einer, der an Gott

glaubt und ein Jünger Christi sein will, nicht den Unglauben und das Versagen der Andern richten und selbst darin elend zu kurz kommen. Weil wir aber alle versagen, alle zu kurz kommen, seis als Antimilitaristen, seis als Sozialisten, seis als Christen, darum wollen wir unsere Sache überhaupt nicht so vertreten, dass w i r damit Andere richten. Wir wollen fein bescheiden sein, uns selbst durch die Sache richten lassen. Dann wird diese schon von selbst die Andern richten.

Das ist das Erste. Und nun das Zweite. Wir wollen und sollen gewiss mit allen Fasern unseres Wesens darnach trachten, unserer Sache würdiger zu werden. Aber das wollen und sollen wir nicht dadurch zu erreichen versuchen, dass wir Musterknaben der Idee, Gliederpuppen unserer Sache werden. Nein, wir müssen dazu einen andern Weg gehen. Nicht von a u s s e n her darf jener Anspruch kommen, er muss von i n n e n her geschehen. Es kommt darauf an, dass wir von vornherein in das rechte Verhältnis zu unserer Sache treten.

Man kann eine Sache auf zweierlei Weise erfassen. Man kann sie von a u s s e n her annehmen. Man ergreift sie dann bloss mit den Gedanken, weil sie vernünftig ist, man ergreift sie vielleicht auch mit einer gewissen Begeisterung, weil sie schön und gross ist. Man hat das B e d ü r f n i s, eine solche Sache zu haben. Vielleicht auch — und das ist die ernsteste Form dieser Art — fühlt man sich durch das Gewissen verpflichtet, sich dieser Sache zuzuwenden. Das ist wohl besonders häufig der Fall mit der Jüngerschaft Christi. Man meint dann vielleicht sogar die Bergpredigt erfüllen zu müssen, weil sie nun einmal zum Christentum gehört. Aber in all diesen Fällen bleibt die Verbindung mit der Sache äusserlich. Sie ist zufällig, nicht notwendig; man könnte sich allfällig auch dem Gegenteil zuwenden. Es ist eine blosse Bekanntschaft oder höchstens Freundschaft, keine Ehe und innige Vermählung der Sache mit dem Wesen eines Menschen. Die Sache wird nicht zu unserem Fleisch und Blut, sondern ist ein Stück Garderobe. Dann tritt ganz von selbst jene Trennung von Bekenntnis zu einer Sache und Alltag ein. Dann kann man der Friedensbewegung dienen wollen und aufs unfriedlichste streiten, sogar in der Friedensbewegung selbst; dann kann man Sozialist sein, mit dem blossen Kopfe oder mit der Leidenschaft des Willens, und ein selbstischer, ja brutaler Mensch; dann kann man ein Christ sein und ein Sklave aller Mächte der Welt, ja Schlimmeres. Ganz von selbst kommt es so; man merkt es nicht einmal. Oder dann müht man sich, jenes Muster der Idee, jene Gliederpuppe der Sache zu werden — umsonst, in j e d e r Beziehung umsonst!

Nur der andere Weg führt zum Ziele. Die Sache muss uns von i n n e n her ergreifen. Sie muss w i r s e l b s t werden, unser

Schicksal, unser Leben, bis zu jener höchsten Form: „So lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir!“ Die Friedenssache muss bei uns aus einer Friedensnotwendigkeit kommen, die — trotz allem andern — wirklich in uns ist, der Sozialismus aus einer Gemeinschaftssehnsucht und einem Gemeinschaftsgewissen, die — trotz allem andern — wirklich in uns leben, das Bekenntnis zu Gott und Christus aus einem Verlangen nach Gott, einer Erkenntnis der Wahrheit Christi, die — trotz allem andern — wirklich in unserer Seele wohnen und sprechen: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“, und: „Herr, du weisst alle Dinge, du weisst, dass ich dich lieb habe.“ Wenn das so ist, dann geschieht wieder etwas von selbst: dann kommt aus dem, was wirklich in uns ist, von selbst etwas von Friedensgeist, von selbst etwas von Sozialismus des Lebens, von selbst etwas von Kraft der Weltüberwindung und etwas vom Licht Christi. Wie könnte es anders sein, da das alles doch wirklich in uns ist? Und unser Ringen um eine vollere, bessere, treuere Verwirklichung der Sache durch unser Sein und Tun ist nun nicht mehr die Herstellung eines Musters, die Schaffung einer Gliederpuppe, sondern die schmerzliche Geburt und das langsame Wachsen jenes Menschen, der in uns empfangen ist, der wir selbst in unserm innersten Wesen sind. Und nun erst sind wir jenes Entschlusses fähig, zu dem er freilich kommen muss, unsere Sache ganz anders als bisher im Alltag zu bewähren. Dieser Entschluss wird freilich — o Paradoxie! — Gnade sein — man muss dieses höchste Wort trotz allem Missbrauch doch von Zeit zu Zeit brauchen — aber wenn es uns ernst ist, dürfen wir auf diese Gnade, die Gnade dieses Entschlusses und seiner Erfüllung, wenn auch nur einer in Schwachheit, rechnen. Durch sie, die mit dem Entschluss zusammenfällt, durch jenes innerste Einswerden mit der Sache, das sie zu uns selbst und uns zu ihr macht, kann ein Durchbruch zum Ganzen geschehen, trotz aller Mängel, die bleiben.

Diesen Weg müssen wir gehen. Es ist durchaus nötig, dass eine Sache in ihren Trägern durch den Alltag gerechtfertigt werde. Es darf nicht bei den Begeisterungen gehobener Stunden bleiben. Solche Sonntage und Hochzeiten der Seele haben auch ihr Recht, aber sie müssen im Werktag und Alltag aus Blüten zu Früchten werden. Wenn sie das nicht tun, waren sie dann echt? Schöne Zusammenkünfte, wo die Idee als edle Flamme aufloderte, die Sache in Verklärung dastand, der Zauber der Gemeinschaft (der von ihrem Segen und Wunder zu unterscheiden ist), die Seelen belebte, Anhörung tiefer und wahrer Reden, Versenkung in die Bibel, alles muss zu Alltag werden, sonst wird es zu Schein und Trug und auch ein Hohn der Andern. Auch die Sache selbst wird unglaubhaft, wenn man sie nicht lebt. Und zwar im Alltag. Das ist eben das Schwerste. Aussergewöhnliche Dinge kann man in irgend einem

Hochschwung des Gemütes tun, aber der Alltag: all die kleinen, unbedeutenden, langweiligen Dinge! Und doch: gerade der Alltag ist entscheidend. Es ist Gottes Ordnung: im Kleinsten erkennt man das Grösste, im Kleinsten muss das Grösste sich bewähren. „Was ihr an einem der Geringsten unter meinen Brüdern getan [oder nicht getan] habt, das habt ihr mir getan [oder nicht getan].“ Friedensgesinnung, Sozialismus, Gottes- und Christusglaube sind erst als echt bewährt, wenn sie im Kleinsten sichtbar werden, wenn der Alltag sie zeigt. Dann erst werden sie zum Wunder. Dann preist man darob den Vater im Himmel. Dann wird das Gewissen der Menschen erregt, dann wird vielleicht ihr Widerspruch, aber auch die Freude an Gott in ihnen erweckt.

Es ist, liebe Freunde, nötig, bitter nötig, entscheidend nötig, aber es ist auch möglich, in voller Wahrhaftigkeit, Lebendigkeit und Demut möglich, dass wir uns unter das Wort stellen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ L. Ragaz.

Aussprache

Zum Problem der Technik.

1.

Sehr geehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie, wenn ich als Leser der „Neuen Wege“ Ihnen kurz etwas erwidere auf etwas, das mich in Nr. 11 [1928] gestossen hat. Es ist für Sie vielleicht lächerlich, aber ich kann mir nicht helfen, ich stosse mich an der Glossierung der Ozeanüberquerung. Sie nennen Ihre Betrachtungen nicht einfach Chronik, sondern „zur Chronik“ und geben sich damit natürlich das Recht, die Sachen kritisch zu betrachten; das finde ich gut. Was ich nicht recht und gut finde, ist die Art, wie Sie eine technische Leistung, und sagen wir auch körperliche Leistung, lächerlich machen. Ich bin, verehrter Herr Professor, kein Boxer und kein Techniker, ich bin auch kein Deutscher und sicher kann ich Sie davon schwer überzeugen, dass ich jetzt und während des Krieges ein Hasser alles Deutschtums war und bin.

Ich kann es nicht verstehen, dass man die grossen Geschehnisse seiner Zeit negieren kann, dass man negieren kann, was diejenigen tun, die nicht von unserem Fach sind. Wem die Ueberquerung des Ozeans nichts ist, dem ist natürlich auch die Erfindung des Druckknopfes und der Rasierklinge nichts, und ich behaupte, dass diese Sachen so wichtig sind wie ein minderes Gedicht von Goethe, denn er hat bekanntlich auch solche gemacht. Dass ich vergleiche, geschieht, weil Sie, Herr Professor, verglichen haben, ich meine aber, man soll und darf diese Sachen nicht vergleichen. Wir haben nicht nötig, klein zu machen, um unsere Sache gross erscheinen zu lassen; die Gegner müssten es fast meinen.

Christus war doch zu Kana, er hat sich doch gewiss gefreut über den grossen Fischzug; es ist nicht frivol, und ist meine Ueberzeugung, wenn ich sage, Christus hätte Maria und Marta nicht warten lassen, wenn er — ein Telephon gehabt hätte, er hätte seinen Lieben angeläutet und gesagt, ängstigt euch nicht, ich komme. „Was Gott tut, das bestehet immer, man kann nichts dazu tun, noch abtun.“ (Prediger.)

Hochgeehrter Herr! Halten Sie mir meine Auslassungen zugute, vermuten Sie bitte dahinter nichts anderes, als was es sein soll: ich vermisse das grosse Verstehen in diesen Sachen, ich vermisse die grosse Liebe, die Liebe Jesu, die sicher nie geschimpft, nie lächerlich gemacht hat, die alles, gewiss alles in sich eingeschlossen hat, auch die Technik.

In ganzer Ergebenheit

Ihr X.

2.

Parpan, 9. September 1929.

Geehrtester Herr!

Schon längst wollte ich Ihren Brief beantworten, und zwar gerade in den „Neuen Wegen" selbst, da mir scheint, Sie seien damit so recht ein Repräsentant jener Zeitstimmung, die ich technischen Wahn, technische Besessenheit, oder auch Götzendienst der Technik nenne, und die ich mit hellem Bewusstsein und äusserster Entschlossenheit bekämpfe. Der Umstand, dass nun ein neuer Zeppelin-Rekord geschaffen und die Welt davon erfüllt ist, bietet mir den Anlass zur endlichen Erfüllung meines Vorsatzes.

Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, dass ich in einem Briefe, der kurz sein soll und muss, das ganze riesige, tiefgreifende, schwierige Problem der Technik behandle. Das zu tun, wenigstens soweit es in meiner Kompetenz liegt, war längst mein Wunsch und nur das Allzuviel dessen, was auf mir liegt, hat mich bisher daran gehindert.

Eine Vorbemerkung: Mein Widerspruch gegen die Ausdeutung jenes Ozeanfluges des Zeppelin (dem nun ja die Umfliegung der Erde gefolgt ist) hat nichts mit irgend einer gegen Deutschland unfreundlichen Stimmung zu tun, im Gegenteil: das deutsche Volk setzt sich selbst herunter und andere tun es mit ihm, wenn der Schein erregt wird, dass es sich durch solche Dinge vor der Welt legitimieren müsse. Es hat auf der einen Seite sehr, sehr viel Grösseres aufzuweisen, das zeigt, was in ihm ist, und erniedrigt dieses Grössere, wenn es aus dem Kleineren so viel Wesens macht, auf der andern Seite weiss jeder, dass das deutsche Volk grosser und grösster technischer Leistungen fähig ist. Das braucht wahrhaftig nicht erst noch bewiesen zu werden. Falsch und für das deutsche Volk verhängnisvoll wäre bloss, wenn einer käme und sagte: „Sehet, so etwas beweist, dass wir Deutschen ein paar Gehirnwindungen mehr haben als die andern." Es ist einmal einer, und zwar ein ganz Grosser, gekommen und hat es gesagt, aber nicht zum Segen für sein Volk.

Also davon weiter kein Wort. Und auch davon nicht, dass ich natürlich nicht an die schlechten, sondern an die guten Gedichte Goethes gedacht habe, wie ich selbstverständlich nur die guten Leistungen der Technik im Auge hatte und nicht die schlechten.

Aber nun die Technik! Sie scheinen zu glauben, dass ich die rein *körperliche* Leistung gering schätze. Darin irren Sie sich sehr. Ich, der ich selbst so viel körperlich gearbeitet, habe mein Leben lang körperliche Arbeit so hoch wie geistige, freilich nicht höher, geschätzt. Ich könnte dafür allfällig auch auf mein Buch: „Die pädagogische Revolution" verweisen. Auch *technische Leistungen* weiss ich in *ihrer* Sphäre und im rechten *Zusammenhang* so gut als einer zu schätzen. Und fast noch mehr irren Sie, wenn Sie meinen, ich habe eine Neigung, diese „weltlichen" Dinge klein zu machen, damit Christus gross werde. Das ist mir nie eingefallen und es widerspricht, wie man eigentlich wissen könnte, gänzlich meiner Art.

Nein, die Sache liegt für den, der sehen kann, so einfach und klar als nur möglich: Ich kämpfe nicht gegen die Technik an sich, aber gegen den technischen Wahn, die technische Besessenheit, den technischen Götzendienst, in denen unser Geschlecht gefangen ist, ich kämpfe nicht gegen die Maschine an sich, aber gegen die Maschinisierung, Veräusserlichung, Entseelung, Ent-

menschung, Entgöttlichung alles Lebens, die uns vom heutigen Maschinismus her drohen. Ich tue das freilich um Gottes, um Christi willen, um ihrer Ehre willen — wie mein ganzer Lebenskampf, soweit er Wert, Ernst und Tiefe hat, in letzter Instanz ein Kampf um Gottes Ehre und Recht gegen den Anspruch der Götzen ist. Wer mich aber kennt, weiss, dass ich immer, wenn ich für Gott kämpfe — in dem Sinne, wie das von Menschen allein gesagt werden kann! — auch für den Menschen kämpfe, für sein Recht, seine Heiligkeit, seine Würde, sein Wohlergehen, dass also mein Kampf Liebe bedeutet.

Sie aber, geehrtester Herr, vermissen an mir die „grosse Liebe", mit der Jesus auf alles geblickt habe, und heute auch auf die Technik blicken würde, Er, der „nie geschimpft, nie lächerlich gemacht habe".

Da scheint mir nun zunächst, dass Sie Ihr Neues Testament sehr unvollständig gelesen haben. Haben Sie denn Matthäus 23 mit Jesu Aeusserungen gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, in denen das, was Sie „Schimpfen" und „Lächerlichmachen" nennen, in einem Masse geschieht, das weit über das hinaus geht, was wir sonst von dieser Art kennen, überschlagen und dazu alle die vielen ähnlichen Stellen? Ich glaube, Jesus sei ziemlich anders gewesen als das Bild, das die Sentimentalisten aller Art von ihm im Kopf haben; sie hätten sicher keine Freude an ihm gehabt!

Die „grosse Liebe"? Ach, wie ich dieses Wortes überdrüssig geworden bin! Du vielmissbrauchtes Wort Liebe, du vielmissverstandene Liebe! Ich möchte Ihnen, verehrter Herr, fast ein wenig Lektüre Kierkegaards oder Tolstois empfehlen. Doch halten wir uns an Jesus. Hätte Jesus wohl auch auf Tanks, Giftgase, Flieger mit Bomben, Unterseeboote und alle die viele andere Technik unserer Tage mit der „grossen Liebe" geschaut, die Sie meinen? Oder haben Sie selbst von dieser Technik nie etwas gehört? Hätten Sie dafür die Augen mit „grosser Liebe", nämlich Liebe zum Menschen, nicht bloss zur Maschine geöffnet, so wären Ihnen vielleicht über die ganze Technik noch einige andere Gedanken gekommen, als die der üblichen begeisterten Apotheose. Ja, vergessen Sie nicht, das ist auch „technischer Fortschritt"!

Die „grosse Liebe"? Haben Sie, geehrtester Herr, einmal bedacht, was die Zeppeline im Weltkrieg angestellt haben? Haben Sie einmal gehört, welche Wohltaten das Auto schafft? Mit welch „grosser Liebe" sehen Sie wohl zu, wie täglich in der ganzen Welt Hunderte von armen Proletarierkindern und anderes meist armes Volk von sehr oft betrunkenen Fahrern getötet werden, wie die Nachtruhe von Millionen und Millionen von müden Menschen durch diesen „technischen Fortschritt" gestört wird? Wem zu Nutzen? Haben Sie einmal beachtet, dass jährlich etwa 50,000 Menschen vom Auto getötet und einige Millionen verletzt werden, zum Teil schwer? Haben Sie erfahren, dass in Frankreich nur vom 31. Juli bis zum 31. August 427 Menschen durch das Auto getötet und 997 verletzt worden sind? Ist ihr Auge, das schwärmerisch leuchtend in seiner „grossen Liebe" auf Zeppelinen, Fliegern, Autos und anderem derartigem ruht, auch einmal auf die weiteren Millionen von Proletariern gefallen, die am fliessenden Band oder als durch die Rationalisierung arbeitslos Gewordene die Wunder der Technik preisen? Haben Sie auch einmal etwas von den schwarzen Wundern der Technik läuten gehört? Dann sollten Sie ein wenig verstehen, was unsereins veranlasst, ohne dass man gegen die Technik an sich etwas hätte, doch gegen den technischen Wahn, die technische Besessenheit, den technischen Götzendienst zu kämpfen, sollten ein wenig merken, dass das ein Kampf ist, der aus Liebe stammt, aus Liebe zu Gott und seinem Kind und Ebenbild, dem Menschen, der durch die Technik versklavt, erniedrigt, geschändet, gemordet wird.

So viel dürfte gegen das Schlagwort von der „grossen Liebe" genügen. Sie gehen aber, geehrtester Herr, so weit, zu bedauern, dass Jesus nicht ein Telephon gehabt hätte, um Maria und Marta zu trösten. Mich wundert, dass

Sie nicht hinzugefügt haben, dass er, wenn er auch ein Auto gehabt hätte, um so viel rascher bei ihnen gewesen wäre. Wobei dann vielleicht einer bemerkt hätte (im gleichen Stil): „Wenn er dann nur nicht unterwegs einen Menschen überfahren hätte!“

Das Beispiel, dessen Anstössigkeit Sie selbst empfinden, ist in der Tat charakteristisch. Es zeigt, wie Technik-Schwärmer in der Gefahr sind, Gottes-Kräfte durch Technik-Kräfte zu ersetzen. Nein, die Rolle, die Sie da Jesus zuschreiben, wäre höchstens etwas für Coué gewesen. In einer technisierten Welt gibt es Gottes-Kräfte nicht mehr, weil man sie weder sucht, noch versteht. Nein, ein Jesus von der Art, wie Sie sich ihn denken, hätte weder früher noch später Lazarus aus dem Grabe gerufen und die Tränen der Maria und Marta gestillt.

Ich aber kämpfe gegen die Götzentechnik für Gott und Christus — soweit eben ein Mensch solchen Kampf führen kann.

Im übrigen von der Technik ein andermal. Mein l e t z t e s Wort darüber ist noch nicht gesagt. Mein v o r l e t z t e s aber lautet: es gibt keine grössere Flachheit, kein ärgeres Banausen- und Philistertum, als heute noch von der Maschine als solcher irgend ein Heil für die Menschheit zu erwarten. Das sage ich rein prinzipiell, ohne jede persönliche Spitze.

Im übrigen Offenheit gegen Offenheit und nichts für ungut!

Besten Gruss! Ihr L. R a g a z.

Berichte

Die religiös-soziale Woche in Casoja.

Sie ist nach dem allgemeinen Urteil über alles Erwarten schön und gesegnet gewesen. Wir hatten etwa dreissig Menschen erwartet (es war ja nicht allgemeine Ferienzeit und Casoja liegt doch recht seitab), und siehe, es kamen siebzig, sogar solche aus dem Auslande (während freilich die nahen Bündner, die Urbündner wenigstens, die es doch gern sehen, wenn man aus dem „Unterland“ zu ihrer jährlichen Reichenauer Konferenz kommt, dieser einzigen allgemein-schweizerischen religiös-sozialen Veranstaltung in Graubünden bis auf einige Ausnahmen fern blieben, was nicht unerwähnt bleiben darf), und es war besonders viel frische, feine Jugend dabei. Gerade diese unerwartet grosse Zahl von Teilnehmern bereitete freilich einige Schwierigkeiten. Casoja vermochte sie bei weitem nicht alle zu fassen; es mussten die Hotel und Pensionen in der Nähe in Anspruch genommen werden. So gab es statt des Zusamenseins an e i n e m Ort ein Hin- und Herwandern. Dazu kam eine ganz besondere Ungunst des Wetters. Während vorher eine Sonnenwoche der andern Monate hindurch folgte, mit wenigen Ausnahmen, hingen nun schwere Nebel an den Abhängen, strömte der Regen, fiel der Schnee, und erst als die Woche zu Ende war, brachen wieder strahlende Sonnentage an. Aber das alles vermochte den Segen, der über dieser Woche lag, nicht zu brechen. Mit ungetrübtem Humor ertrug man die Ausquartierung, ertrug man eine Bauarbeit in dem Hotel, wo man die Versammlungen halten musste, ertrug man das Hin- und Herwandern in Regen und Schnee, und wenn einmal die Sonne durch die Nebel brach und ein Ausflug möglich war, dann war es ein allgemeiner Jubel. Im übrigen trug dieses paradoxe Wetter zur Konzentration auf die Arbeit bei, während eine volle Entfaltung der herbstlichen Höhenpracht uns vielleicht doch etwas zu stark in deren Bann gezogen hätte. Und Casoja blieb trotz jenen Trennungen das Zentrum, wo man sich immer wieder fand und von wo Heimgefühl und Familiengeist über alle ausströmte.

Die Woche war sozusagen der Revision der ganzen religiös-sozialen Bewegung gewidmet. Es sollten namentlich ihre Weltanschauungs- und Glaubensgrundlagen wieder einmal gemeinsam geprüft werden. Jeder Tag hatte seine besondere Aufgabe.

Der erste Tag bildete sozusagen die Einleitung zum Ganzen. Es wurde die äussere und innere Lage unserer Sache geprüft. Pfarrer Gerber hatte das Referat. Er zeigte anhand der Bibel und der christlichen Geschichte die notwendige Einheit dessen, was wir „Christentum" und dessen, was wir „Sozialismus" nennen, in grossen Zügen auf, schilderte den Frühling, der in unseren Seelen anbrach, als in der sogenannten religiös-sozialen Bewegung diese Einheit, vom Zentrum her verstanden, neu erschien, mit dem berechtigten Anspruch, eine Erneuerung des christlichen Wesens, wie der Welt zu sein — dies natürlich in dem Sinne, dass Gott diese Erneuerung schaffen wolle. Dann stellte er dar, wie die beiden als Träger dieser Erneuerung vor allem in Betracht kommenden Mächte, die Kirche und die Sozialdemokratie, versagten. Jene versagte vor allem, weil eine gewisse Theologie, wie ein Mehltau auf Blumen und Blüten des Frühlings, über die Bewegung kam; aber nicht weniger versagte die Sozialdemokratie, der Veräusserlichung und Selbstgerechtigkeit verfallend. Es war ein ziemlich düsteres Bild, das auf diese Weise gezeichnet wurde. Aber die Notwendigkeit unserer Sache und ihre Verheissung wurde deswegen nicht weniger kräftig herausgearbeitet. Die Aussprache hob zum Teil das Verheissungsvolle noch mehr hervor. Sie zeigte, wie vieles eben doch anders geworden sei, wie die Probleme neu gestellt seien, wie auch jener Fluch der Theologie insofern sich zum Segen gewendet habe, als unsere Sache nun viel weniger mehr eine Pfarrer- und Theologensache sei und vielmehr eine Laiensache und Volkssache, wie sie überall, wo wir aufträten, das stärkste Interesse finde und wie auch in der Partei zwar nicht mehr jene allgemeine Begeisterung oder doch Sympathie für uns herrsche, wie in den ersten Zeiten, wir aber viel ernster genommen würden und in der Partei selbst unsere feste Stellung hätten. Was im übrigen die Partei betrifft, so tauchte wieder der alte Unterschied auf, dass die Einen mehr die Notwendigkeit des Anschlusses an sie empfinden, die Andern aber, ohne diese an ihrem Ort zu leugnen, doch auch die Unabhängigkeit unserer Sache von jeder Partei vertreten und nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht schärfster Kritik an ihren Aktionen, unter Umständen auch ihren Persönlichkeiten betonen. Man verstand sich aber auch darin gut, und es wurde schon an diesem ersten Tage klar, dass es darauf ankomme, vor allem das Glaubens-Zentrum der Bewegung zu verstärken.

Am zweiten Tage ging es in dieser Richtung weiter. Die Frage der Weltanschauung, die zum Sozialismus gehöre, rückte in den Mittelpunkt. Das Referat darüber (das Thema lautete: „Der Umschwung im Geistesleben und die neuen Aufgaben des Sozialismus") hatte Frau Henriette Roland Holst übernommen. Ich möchte schon hier bemerken, dass es für uns ein ganz besonderer Segen war, diese Frau in unserer Mitte zu haben und dass sie die Freude aller wurde. So war ihr Referat, wie auch immer ihre Voten in der Aussprache, eine Gabe von höchstem geistigem Goldwert. Es zu hören war ein wirkliches Erlebnis.[1]) Ich bin darum froh, nicht dar-

---

[1]) Frau Roland-Holst hat inzwischen in der gesinnungsverwandten holländischen Zeitschrift „Befreijdung, Maandblad gewijd aan de Vernieuwing van het Socialisme" (Befreiung, Monatsblatt für die Erneuerung des Sozialismus((Camperstraat 7, Amsterdam) der Casoja-Woche und der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz einen wundervollen Aufsatz gewidmet, den wir als eines der edelsten Geschenke, die uns je geworden, betrachten dürfen.

über berichten zu müssen, weil es in den „Neuen Wegen“ erscheinen wird. Die Leser werden sich in die ganze Fülle dieser Gedanken ruhig vertiefen können, während sie freilich das nicht haben können, was die Hörer hatten: eben das Erlebnis des unmittelbaren Eindruckes, den diese Botschaft machte, so wie sie im lebendigen Wort aus dem grossen Herzen dieser Frau quoll. Dieses „Referat“ war ja zugleich wie ein Bericht über die Entwicklung, die mit der Arbeiterbewegung sie selbst durchgemacht. Sie ist, wie die Leser der „Neuen Wege“ wissen, durch den radikalen Marxismus gegangen, ihn mit religiöser Glut erfassend, hat sich dann, aus echtem Radikalismus, der kommunistischen Partei angeschlossen, aber aus dem gleichen Beweggrund sie wieder verlassen müssen, um ihren Weg weiter zu gehen, immer dem Sozialismus entgegen. So schilderte sie uns jenen Marxismus, der l e b e n d i g war, zeigte dann aber, wie er nach und nach in den Tod des Mechanismus und der Seelenlosigkeit geriet, damit auch seine revolutionäre Kraft verlor, auf „radikale“ oder „reformistische“ Weise bloss zur alten Welt zurückführte — alles im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung des Geisteslebens dieser Periode. Dann aber wehte der Geist über das Totenfeld. Wir sahen, wie das Leben, die Seele, die Bewegung sich wieder regten, in die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Psychologie strömten, der Umschwung kam. Es war tief ergreifend, wie dieses Bild einer grossen Auferstehung sich vor uns erhob. Aber wie ein Evangelium war es vollends, als nun der neue Sozialismus gezeigt wurde, der, organisch statt mechanisch geartet aus diesem neuen Leben erwachsen werde, erwachsen s o l l e. — Das alles werden ja nun die Leser erfahren. Der Vortrag, den diese Frau hielt — es war ein Thema, das man sonst eher einem Mann übertragen würde — hätten sicher sehr, sehr wenige heutige Menschen, wenn überhaupt einer, halten können. Die Aussprache stand unter dem Eindruck dieses Reichtums. Es wurde bemerkt, dass Rationalismus und Mechanismus, in der Welt der philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis gebrochen, nun als Praxis (Technik, Rationalisierung und so fort) in dämonisierter Form erst recht herrschten und zum Trost für die Nicht-Intellektuellen gesagt, dass es zu dem Ziel, das Frau Roland Holst auf einem so langen und schweren Weg erreicht, auch einen kürzeren Weg gebe, den Weg der unmittelbaren Empfindung, aber dem gegenüber wieder betont, dass gerade die sozialistische Arbeiterschaft intellektuelle Hilfe auf diesem Weg nötig habe, wie denn überhaupt Allen klar war, dass dieser Vortrag möglichste Verbreitung finden müsse, damit er helfe, das Arbeitervolk von der Last einer Weltanschauung zu befreien, die den Sozialismus tötet.

Der d r i t t e T a g schloss wieder eng an den zweiten an. Es galt nun, von der Weltanschauung zum G l a u b e n vorzudringen, der ja etwas anderes ist als Weltanschauung. I n w e l c h e r B e z i e h u n g s t e h t d e n n f ü r u n s d e r S o z i a l i s m u s z u m G l a u b e n? Der S c h r e i b e n d e hatte die Aufgabe übernommen, darüber einleitend zu reden. Er zeigte zunächst, dass „religiöser Sozialismus“ nicht ein religiöser Anstrich oder Anhang des Sozialismus, aber ebensowenig ein sozialer Anstrich oder Anhang des Christentums sei, sondern eine ursprüngliche und selbständige Auffassung der ganzen Christuswahrheit, die diese s o z i a l verstehe in dem Sinne, dass sie neben der individuellen Erlösung auch die gesellschaftliche verkündige, wie sie in der Bibel mit enthalten sei. Wie sie das Christentum sozial verstehe, so den Sozialismus (dieser als Bewegung, nicht als Partei verstanden) r e l i g i ö s, indem sie darin ein Aufbrechen von Wahrheit des Gottesreiches, ein Kommen Gottes in Gericht und Gnade erkenne — wenn auch ein Kommen Gottes im I n k o g n i t o. Auch hier löse sich das Starre und Statische ins Dynamische auf, indem der lebendige Gott und sein Reich für die Erde an die Stelle von blosser Lehre und Institution, und seine Wirklichkeit selbst an Stelle von Religion, Kirche, Christentum, Theologie träten, was eine völlige Umwälzung des christlichen Wesens und eine Rückkehr zum Ursprung be-

deute. Diese Grundauffassung wurde dann nach drei Seiten hin vertreten: nach rechts, nach oben, nach links hin. Nach rechts hin vor allem gegen die „Neue Theologie“, gegen die Vorwürfe, die sie uns macht (Idealismus, Evolutionismus, Optimismus und so fort), wie gegen ihren Versuch, Gott (oder sein Reich) und das soziale Handeln durch eine breite Kluft zu trennen und dieses ins Gebiet des bloss Relativen zu verweisen und durch die sogenannte eschatologische Auffassung des Reiches Gottes die Hoffnung auf Siege Gottes in dieser Weltzeit zu einer Illusion zu machen. Jene Vorwürfe wurden als sachlich unbegründet und ungerecht abgewiesen, im übrigen dreierlei betont: Wir halten eine unmittelbare Verbindung des Religiösen mit dem Sozialen für notwendig und biblisch gerechtfertigt, wofür besonders das Gleichnis vom Weltgericht Zeuge ist; dieses Soziale, das wir für absolut halten, ist auch für uns nicht der Sozialismus der Parteien und ihrer Programme, sondern der „Sozialismus der Bibel“, das Recht der Persönlichkeit, der Bruder, die Solidarität, die Hoffnung, und alles, was dazu gehört. Im Eintreten dafür vermählt sich das Absolute mit dem Relativen („das Wort wird Fleisch“), so wie die Bibel es will. Das Gleichnis vom Weltgericht gilt für diese Weltzeit. Und es gibt nach der Bibel und der Erfahrung der Geschichte (Reformation) Siege Gottes, Fortführungen seines Reiches in diese Weltzeit hinein. — Die Auseinandersetzung „nach oben“ galt denen, die von einer individuellen Nachfolge Christi in Bruderschaft, Liebe und Armut aus alles politisch-soziale Wirken für wertlos, ja schädlich halten. Auch dieser Weg ist notwendig; Einzelne mögen in Schroffheit ihn gehen., ohne sich um das Proletariat politisch und sozial zu kümmern. „Tolstoi“ und „Marx“ gehören jedenfalls zusammen („Tolstoi“ macht „Marx“ allein möglich), uns aber führt gerade dieser Weg zum Proletariat und in die Welt des politisch-sozialen Kampfes hinein, wo wir trachten müssen, seinen Sinn zu bewähren (z. B. im Kampf mit der Gewalt). — Am meisten lag dem Vortragenden aber an der Auseinandersetzung „nach links“, d. h. mit denjenigen „Religiös-Sozialen“, die sich vor dem Religiösen scheuen, sobald es in positiver Gestalt, als Christusglaube und biblisches Denken, auftritt. Er betonte wieder das „Inkognito Gottes“, vermöge dessen wir auch mit den „Ungläubigen“ ohne jedes Bedenken, ohne nach ihrem Glauben zu fragen, sicher, dass auch sie Gottes sind, arbeiten können, versuchte aber zu zeigen, warum wir denn gerade als Sozialisten uns zu Christus bekennen, was uns das „Uebernatürliche“ bedeutet (in dem uns gerade der lebendige Gott begegnet), erläuterte dies besonders an dem Beispiel der Auferstehung Christi und warf dann die entscheidende Frage nach dem Verhältnis des Bewussten und Unbewussten im geistigen Leben auf, um endlich mit allem Nachdruck zu fordern, dass die Freunde „von links“ diesen letzten Fragen nicht aus dem Wege gehen dürfen, dass die Trennung der Religiös-Sozialen in einen „religiösen“ „Neue Wege“- und einen „sozialen“ Aufbau-Flügel verhängnisvoll sei und aufgehoben werden müsse und dass wir in gemeinsamer Arbeit, von „rechts“ und von „links“ her, das Zentrum verstärken müssten. Zum Schlusse versuchte er zu zeigen, dass wir bei aller Bereitschaft, zu lernen, weder in der Beurteilung des Sozialismus noch in unserer Hoffnung auf eine Gotteszeit Ursache hätten, unsere Position wesentlich zu ändern, sondern bloss treu und lebendig sein müssten. — Die Aussprache warf sich stark auf die Auseinandersetzung nach „rechts“. Leider waren ja die „Linken“ gar wenig vertreten. Gegen die falsche Relativierung unseres Tuns durch den Barthianismus und die „gebrochene“, d. h. oft äusserst hochmütige Haltung der jüngsten Theologengeneration wurden sehr scharfe Worte gesagt.

Der vierte Tag führte wieder auf dieser Linie weiter. Nach dem Glauben musste nun die Theologie drankommen. Wir wollten uns einmal gründlich mit dem theologischen Problem auseinandersetzen, und dies auch für die „Laien“, damit diese dagegen gewappnet seien. Selbstverständlich

dachten wir dabei auch wieder besonders an die „neue Theologie“. Das Referat war in die Hände von Pfarrer Trautvetter gelegt. Wieder bin ich froh, dass es in den „Neuen Wegen“ erscheinen wird. Denn es war von einer Feinheit und Gedrängtheit, die eine Wiedergabe in Stichworten besonders schwer macht. Es schied scharf zwischen dem Leben, das sein Recht unmittelbar aus Gott bezieht und der Theologie, die dieses Leben auf Formeln bringt und damit jenen Zwiespalt erzeugt, der vielleicht schlimmer ist als alle andern: die Trennung der Geister durch die „Religion“. Mit den Formeln stellt sich auch das Gefühl des Besitzes ein und auch es bedeutet eine Grundsünde. Denn Gott lässt sich nicht besitzen. Auch Christus wahrt sein Inkognito. Er ist öfters nicht da, wo man seiner ganz sicher ist und ist dafür da, wo man scheinbar nichts von ihm weiss. Die Gefahr ist riesengross, dass man schliesslich Christus bloss in der Theologie hat und am wirklichen vorüber geht, ja ihn kreuzigt. Man kann sich gar sehr für den Ort des Kreuzes in der Dogmatik interessieren und am Ort des Kreuzes in der Wirklichkeit kühl und vornehm vorübergehen. Dass diese gefährlichen Möglichkeiten aller Theologie, in deren neuestem System besonders stark Wirklichkeit geworden seien, betonte der Redner ausdrücklich. — Wie gesagt: ich bin froh, dass das Referat gedruckt wird, denn mein Bericht ist nicht nur allzu unvollständig, sondern ich bin auch nicht ganz sicher, ob meine Formulierungen auch nur völlig zutreffend sind. — In der Aussprache meldete sich nun auch die besonders angegriffene Theologie selbst zum Wort und verteidigte energisch ihren Gesichtspunkt. Der Referent anerkannte in seiner Antwort noch ausdrücklich, dass die „neue Theologie“ als Theologie äusserst wertvoll sei; er anerkannte noch mehr als der Schreibende es getan und auch jetzt tun könnte, ein gewisses Recht ihrer Kritik an der religiös-sozialen Haltung, aber er tadelte mit gleicher Entschiedenheit wie vorher das, was ich ihren Theologismus nennen möchte, und die selbstgerechte und ungerechte Art besonders ihrer jüngsten Vertreter. Von theologischer Seite wurde auch die Frage gestellt, warum wir denn erklärten, gegen die „Theologie“ zu kämpfen, statt bloss gegen eine schlechte Theologie. Auch wurde darauf aufmerksam gemacht, dass im Marxismus die Entwicklung aus „Religion“ zu „Theologie“ — mutatis mutandis — in ähnlicher Form und mit ähnlichen Folgen vor sich gegangen sei. Im übrigen war die Stimmung der grossen Mehrheit der Teilnehmer, die ja aus „Laien“ bestand, dieser ganzen Verhandlung gegenüber etwas geteilt. Man empfand auf der einen Seite Trautvetters Denkweise als befreiend, fühlte sich aber in dieser ganzen Auseinandersetzung über die Theologie nur halb zuhause. Jedenfalls ist festzustellen, dass diese Verhandlung über die Theologie die eifrigste Aussprache von allen erzeugte. Wir brauchen sie nicht zu bereuen.

Der fünfte Tag führte wieder das Problem weiter. Es handelte sich nun um die rechte Form der Verkündigung und überhaupt Vertretung unseres Glaubens, und zwar besonders gegenüber dem sozialistischen Proletariat und unter ihm. Das Referat hatte Pfarrer Lejeune. Wieder kann ich bloss die Hauptpunkte der Verhandlung andeuten. Der Redner beleuchtete das Problem besonders anhand des Buches von Piechowsky: „Proletarischer Glaube“. Er kam dazu, festzustellen, dass das Proletariat viel weniger aus irgend welchen theoretischen Zweifeln heraus zum sogenannten Freidenkertum gelange, als aus Opposition gegen die soziale Haltung der Kirche, besonders ihre Stellung zum Krieg und zum Besitz. Es schien ihm, als ob ein gewisses Aufleben des sozialistischen Freidenkertums auch bei uns in der Schweiz gerade daraus zu erklären sei. Jedenfalls wird diese Auseinandersetzung in der nächsten Zeit eine unserer wichtigsten Aufgaben sein. Wir werden dabei das ganze Recht, das in dieser sozialistischen Opposition gegen die Religion liegt, erkennen und anerkennen müssen, um von da aus weiter zu führen. Jedenfalls werden wir nur in dem Masse

etwas ausrichten, als das offizielle Christentum seine Haltung ändert. Darum gilt es auch hier einzusetzen. Zum Verzagen ist kein Anlass. Auch diese klaren und eindringlichen, dazu so tiefernsten Ausführungen schufen wieder eine starke seelische Spannung. — Die Aussprache betonte besonders auch dieses Recht, das im sozialistischen Freidenkertum liegt, das aber freilich nicht durch die Intellektuellen vertreten werde, sondern im ursprünglichen Empfinden des einfachen Arbeiters liege. Wir stehen, trotz aller grossen bisher getanen Arbeit, die gewiss nicht umsonst war, vielleicht erst am Anfang einer Lösung dieses unseres grössten Problems und werden gut tun, Zurückhaltung zu üben. Zu sieghaftem Auftreten fehlt uns allerlei, besonders der Hintergrund einer „christlichen“ Wirklichkeit. Die Lage ist ernst, aber nicht düster. Die nun mit einer gewissen Leidenschaft erwachte religiöse Auseinandersetzung ist nicht nur mehr wert als Gleichgültigkeit, sondern auch mehr als eine oberflächliche Begeisterung. Die „Religion des Sozialismus“ brauchen wir jedenfalls nicht zu fürchten; die hat zu wenig Grund.

Ich bin mir, wie gesagt, der Unzulänglichkeit dieses Berichtes bewusst. Es ist ein verkürztes Bild, und es ist nicht unmöglich, dass da und dort etwas nicht Unwesentliches fehlt. Da ich nicht daran dachte, einen solchen Bericht verfassen zu müssen, habe ich mir keine Notizen gemacht und seit jener reichen Oktoberwoche ist mir wieder viel durch Kopf und Herz gegangen. Ich denke aber doch, dass ich alle Hauptthemen der Verhandlung berührt und nichts oder sehr wenig falsch dargestellt habe. Es scheint mir im übrigen nicht unwichtig, dass die Freunde, die nicht dabei sein konnten, wenigstens diesen Bericht bekommen und damit in die Lage versetzt werden, die Fragen und Aufgaben, die er markiert, auch zu den ihrigen zu machen. Diese Dinge müssen, so schien es uns, jetzt unter uns allgemein verarbeitet werden, wenn wir vorwärts kommen sollen.

Hinzufügen will ich noch, dass wir an zwei Abenden auch die Probleme der sozialistischen Lebensgestaltung und der sozialistischen Bildung, besonders der Volkshochschule, besprachen. Beide Themen waren ja aus den übrigen Verhandlungen immer wieder aufgetaucht und das erstere beschäftigte besonders die Jugend. Gerade diese Themen aber müssen wir gründlich weiterführen, denn sie konnten doch bloss gestreift werden. Und so auch das Problem unseres Verhältnisses zur Jugend und Jugendbewegung.

Am Samstag endlich haben wir allerlei mehr organisatorisch-praktische Aufgaben der Bewegung besprochen. Stark wurde betont, dass wir ihre innere und äussere Einheit wahren müssen, und es wurden Massregeln beschlossen, die diese auch äusserlich fördern sollten. Es wurde auch eine energischere Art des Kampfes für die Sache, die wir für wahr halten, gefordert und vor falschem Pazifismus gewarnt. Dabei kam selbstverständlich die Frage auf, wie wir die Diktatur der Presse, und zwar nicht nur der bürgerlichen, brechen und mithelfen könnten, mehr Wahrheit und Anstand in sie hineinzubringen. Auch die weitere Verwertung der an dem Kurse gehaltenen Vorträge wurde erörtert. Von mehreren Seiten kam das Verlangen, das in Casoja Geleistete an andern Orten, wenn auch in abgekürzter Form, zu wiederholen. Auch diese Verhandlung war lebendig und warm und bildete durchaus einen guten Abschluss des Ganzen.

Immer haben wir nicht geredet und zugehört. Besonders der Abend brachte uns auch das frohe und ernste Lied, edle Musik, herzerquickendes Zusammensein. Mit diesem Bericht ist ja das Allerbeste, das uns die Casoja-Woche brachte, noch nicht einmal angedeutet: das ist der Geist der brüderlichen Gemeinschaft, der uns mit seiner Wärme umfing, der Geist der Freude an dem Dienst einer grossen und schweren Sache, der uns wie eine Sonne strahlte, die Zuversicht zu dem Fortschreiten dieser Sache, die sich Allen mit-

teilte. Wir erfuhren wirklich etwas von Gemeinschaft und Gemeinde. Nicht wenig trug dazu, wie schon angedeutet wurde, die Atmosphäre bei, die von Casoja ausströmte, das Gefühl des Heims, das wir hatten. Vor allem aber bewies die Sache, an die wir uns gesetzt, ihre Lebendigkeit. Möchte nun von dem droben empfangenen Segen ein starker Impuls weitergehen und etwas von der Möglichkeit, die wir droben verspürt, auch unten zu reicherer und vollerer Wirklichkeit werden.

L. R.

Wie lange noch?

Vor dem Divisionsgericht VI b standen am 26. Oktober: Fritz Zweifel, Diakon, und Andreas Martig, Lehrer, ersterer in erster und Martig in dritter Verweigerung. Eine Anzahl von Freunden hatte sich zu den Verhandlungen eingefunden, sodass der etwas kleine Gerichtssaal drückend voll wurde. Es muss durchaus anerkannt werden, dass die beiden Angeklagten anständig und sogar höflich behandelt wurden. Ihre Unbescholtenheit und die Lauterkeit ihrer Ueberzeugung wurden voll anerkannt. Sogar die militärdienstliche Qualifikation der Beiden wurde anerkennend hervorgehoben. Dienstverweigerer sind eben keine Drückeberger, sondern durchwegs die „besten Soldaten"! Verständnislos standen die Richter der religiösen Begründung der Dienstverweigerung gegenüber. Es war reichlich naiv, wenn der Grossrichter aus der Berufung auf Jesus, wie Zweifel sie zum Ausdruck brachte, darauf schloss, dass wir vom offiziellen Christentum, das doch keineswegs die Dienstverweigerung fordere, offenbar keine gar gute Meinung haben, dass es also nach unserer Meinung mit dem wirklichen Christentum recht bös bestellt sei. Man möchte recht wünschen, dass diese Herren einmal den Hohn eines Kierkegaard über das Massenchristentum („wir sind ja alle gleicherweise Christen"!) auf sich wirken lassen würden, oder noch besser, dass sie sich einmal ernstlich in die Bergpredigt vertiefen möchten, damit es ihnen klar würde, dass Christentum doch etwas anderes und nicht so Selbstverständliches ist wie Brotessen! Selbstverständlich wurde auch der „tief religiöse Oberstkorpskommandant" Sprecher genannt, dem man doch christliche Gesinnung nicht absprechen könne. Sehr gut antwortete Martig darauf, dass er in keiner Weise über das Christentum Sprechers urteilen wolle, dass er aber seinerseits aus seiner eigenen Ueberzeugung ebenso die Konsequenzen ziehen müsse, wie es Sprecher für sich auch getan. Und treffend antwortete der Verteidiger Martigs, Dr. Wolf (dessen Verteidigung besonders genannt zu werden verdient und auch dem Gericht, und sogar dem Auditor (!) Eindruck gemacht hat), dass gerade Sprecher es gewesen ist, der auf Grund seiner religiösen Einstellung für die Dienstverweigerer Zivildienst gefordert hat! — Verlegenheit und Ratlosigkeit —, es ist für die Hüter des Bestehenden immer eine sehr unangenehme Sache gewesen, wenn sie der Revolution Christi begegneten! Mit Recht hat man an das Wort erinnert, das Gandhi seinen Richtern entgegen gehalten hat: „Demissionieren Sie, oder verurteilen Sie mich." Und verurteilt sind die beiden Verweigerer auch worden, Zweifel zu drei Monaten Gefängnis und ein Jahr Einstellung in den bürgerlichen Ehren, Martig zu zwei Monaten und ein Jahr Einstellung.

Wir aber stehen als Zuschauer dabei, fühlen uns mitschuldig an der Schande, die über solchen Gerichten und Urteilen liegt, und fragen: Wie lange noch?

G. Felix, Präz.

Der Löwe Tolstoi.

(Schluss.)

Wenn wir von der Denkmethode Tolstois sprechen, so sind wir gezwungen, an ihr sehr viel Gegensätzliches, damit Widerspruchsvolles herauszulesen. Einerseits aus einer souveränen Beherrschung und Verwendungsfähigkeit der Sinne heraus die reichste Nüancierung, Beobachtung, Verarbeitung der Sinneseindrücke, aus denen ein ursprüngliches, aussergewöhnliches, in höchstem Masse künstlerisches Darstellungsvermögen entspringt. Andererseits das immer wiederkehrende Bestreben Tolstois, aus der Abstraktionsfähigkeit heraus ein Gesetz, eine Ursache-Wirkungenkette, eine Fiktion zu bilden und dann von dieser Idee, von dieser Fiktion aus den Reichtum des sinnlich Wahrgenommenen zu betrachten und zu deuten, und wo er analysiert und reflektiert, zu entwerten. Diese letztere Eigenschaft und Methode prägt sich je länger je mehr aus, sodass der ältere Tolstoi das gefundene Gesetz, die geglaubte Fiktion der Darstellung voranstellt und ausschliesslich der Tendenz zu dienen gewillt ist, was ihm allerdings von seiner überreichen Begabung, glücklicherweise immer wieder, bis zuletzt, bis zu seinen eigentlichen Tendenzdichtungen durchquert wird, sodass sie trotz allem grosse, wahre, buntgestaltete Schöpfungen bleiben und eben durch ihren Reichtum der Wahrheit, die er so sehr in vereinfachten Vergeistigungen sucht, ein Stück Weges weit dienen müssen. Aber die Tendenz zur Vereinfachung, zur Gesetzfindung, zur Kodifizierung seiner Gedanken trägt sehr häufig die zur Methode gewordene einseitige Orientierung in sich, so einseitig, dass er verabsolutiert, dass er zu Standpunktsbetrachtungen gelangt und von ihnen aus die gesuchte Wahrheit entschieden entstellt und fälscht. Wir wollen dies später, der Entstehung seiner Werke folgend, an einigen Beispielen nachzuweisen versuchen.

Ein anderes Gegensatzpaar, das sich mit dem genannten verwebt, führt uns auf das persönliche, leibliche und geistige Erleben Tolstois zurück und erklärt uns die Stellungnahme zu Fragen, die bei ihm immer wiederkehen. Tolstoi, der Prediger der Güte, in unzähligen seiner Lebenshandlungen an Güte sicher ein Heiliger, ist unablässig mit sich selbst beschäftigt, dreht sich sein Leben lang immer um das eigene Ich, wäre, hätte er nicht über einen so unerschöpflichen geistigen Gabenreichtum verfügt, bestimmt mit einer gewissen Art seiner Denkmethode zum nervösen Beziehungskranken geworden und war es in der Tat auch zu verschiedenen Zeiten seines Lebens. Ihn quält sein Leib, vom Anfang bis zum Ende seines Dasein. Er beschäftigt ihn beständig; schon in der Jünglingszeit ist er über sein Aussehen entsetzt, plagt sich beispiels-

weise damit, ob die eine Schnurrbartspitze nach oben oder nach unten wachsen könnte. Ihn peinigt seine Sexualität, seine Sinnlichkeit; sie nimmt durch die Beschäftigung mit sich selbst riesige Dimensionen an, führt ihn zu weit übertreibenden Lasterbegriffen. Ihn quält vor allem und je länger je mehr, oft bis zur Unerträglichkeit auch seiner Leser und Anhänger, der Gedanke an die Vergänglichkeit des irdischen Leibes, der Gedanke an den Tod. Man begegnet den Todesbetrachtungen bei Tolstoi manchmal geradezu wie Zwangsgedanken. Es ist sicher nicht immer Bekenntnismut des an die Unvergänglichkeit und an ein Jenseits glaubenden Christen, der ihn zwingt, vom und um den Tod herum zu reden, ihn in seinen Dichtungen in den verschiedensten Formen immer wieder auftreten zu lassen, das Memento mori, das „Gedenke des Todes", immer wieder vor unsere Augen zu bannen, sondern Angst davor, Furcht, Vanitas vanitatum, die Eitelkeit aller Eitelkeiten, nicht vergänglich sein zu wollen, Hochmut des sich zwar Demut gebietenden Willens, dessen leitender Geist aber nicht fassen kann, dass es mit dem leiblichen Ende aus, gänzlich aus sei und dass auch ein Tolstoi, wie alle andern, ins Gras beissen und in den anorganischen Zustand übergehen müsse. Und wenn Tolstoi schon in seiner Kindheit beichtet: „Aus dieser ganzen schweren Arbeit sittlichen Nachdenkens habe ich nichts hinweggetragen als eine geistige Dehnungsfähigkeit, die meine Willenskraft lähmte und die Angewohnheit, beständig eine moralische Analyse vorzunehmen, die die Frische des Gefühls und die Klarheit des Denkens ertötete. Meine Neigung zu abstrakten Grübeleien führte mich oft zu den eigentümlichsten Gedankensprüngen und weit ab von der Frage, die mich ursprünglich beschäftigt hatte. Wenn ich mich selbst fragte, warum ich dachte, so antwortete ich: Ich denke, warum ich denke. Und warum denke ich jetzt? Ich denke, dass ich denke, woran ich denke usw. Da steht einem der Verstand still," — wenn Tolstoi von dieser Denkmethode schon in seiner Kindheit beichtet, so können wir damit, wie gerade bei unseren nervösen Kranken, die behindernde Mechanisierung gewisser Fähigkeiten nachweisen, wie wir ihnen im späteren Leben in noch ausgeprägterem Masse zu begegnen pflegen. Hier ist eine Methode dargestellt, die das Denken einzwängt, das Leben nutzlos belastet, die bei gewissen unserer Kranken die Angst vor der Angst vor der Angst hervorbringt; bis zum rein mechanischen Sich-ängstigen, — so auch mutet mich stellenweise die immer wieder auftretende Todesangst Tolstois an. Allerdings bleibt er eben der schöpferische Geist, der diese Angst schliesslich objektiviert, der ihr, wie im psychologisch erschütternd wahren Tod des Iwan Iljitsch ein Denkmal setzt, mit dem sich der Dichter selbst wesentlich befreit, abgeklärt, beruhigt haben dürfte.

Wir wissen übrigens aus seinen Tagebüchern, dass es eine Zeit gab, da er mit ihm unerklärlichen Angstgefühlen nachts erwachte und dass er selbst diese Vorkommnisse als mitbedingend für sein Bedürfnis zum Gottesglauben buchte. (Daraus entstand das Fragment: Tagebuch eines Irren, 1884.) Wir sehen also nicht nur aus dem Suchen nach absoluten Begriffen, aus der rein sozial durchdachten ethischen Not, aus der Zuversicht heraus, dass der Mensch ein Teil Gottes sein müsse, den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit in Tolstoi erwachen, sondern aus dem Urgrund allen Glaubens, allen religiösen Gefühls bei den Menschen, aus der Ohnmacht, der Angst vor der eigenen Vernichtung und vor dem Wunder des Werdens und Vergehens. Tolstoi, der Glaubensstarke, gelangt zum Glauben wesentlich aus Schwäche, aus Ohnmacht, aus manchmal geradezu krankhafter Verzweiflung. Nur immer mit dem Unterschied zum unproduktiven Schwachen oder gar Kranken, dass aus seinen Kämpfen und Nöten Werke, in diesem Sinne Taten erwuchsen, die vielleicht den Vorwürfen vieler seiner Nachfolger den Stachel nehmen, dass nicht a l l e seine Taten mit seiner Lehre übereinstimmten, Taten, die durch ihre Entstehung aus vielgestaltigen Schwankungen reicher und darum weniger vergänglich sind, als wenn er vielleicht seiner Lehre in jeder Einzelheit nachgelebt und sich dann versimplifiziert hätte.

Unzulänglichkeit im wirklichen Lebenkönnen, fast krankhafte Lebensungeschicklichkeit infolge der Denkmethode des allzuvielen Reflektierens und Analysierens ist oftmals bei Tolstoi der Antrieb zu produktiven, künstlerischen und mehr oder weniger philosophischen und religiös-philosophischen Schöpfungen, aber auch, zusammen mit der Denkmethode der einseitigen Orientierung, zu Forderungen, die einerseits dem Höchsten, dem Absoluten, Gott zustreben, andererseits die freie Entfaltung des Lebens verknechten, das Leben verkürzen, abschneiden und sogar die eigene Erhaltung behindern. Zumal bei Menschen, die solcher Lehre nachfolgen wollten und nicht den ursprünglichen Reichtum einer Heroennatur, wie diejenige Tolstois, zur Verfügung hätten.

Denn Tolstoi hat immerhin, trotz Leiden und Qualen, die er sich und anderen verursachte, mit denen er trotz seiner Lehre von der Güte, Liebe und Hingabe nicht immer allzusehr rechnete, ganz erträglich lange, auf seine Gesundheit und sein irdisches Wohlergehen sorgsam bedacht, gelebt. Er verlachte die Wissenschaft, hasste die Aerzte, machte sich immer wieder über sie lustig. Aber um ihn herum waren Aerzte vielfach bemüht; er hatte in den letzten Jahren einen Freund und „Leibarzt“ beständig in Jassnaja Poljana. Nach Astapowo wurden ihrer mehrere wie an das Sterbelager eines Fürsten herbeigerufen, in einem Extrazug herangeführt. Er

hasste angeblich die Musik nach seiner Krise, vergriff sich in Worten an Beethoven, an Chopin, an Wagner in fanatischer Weise, aber noch in die letzten Lebensjahre hinein lauschte er unter Tränen der Kunst seines Freundes Goldenweiser, der ihm in Jassnaja Poljana vorspielen musste. Aus seiner einseitigen Orientierung heraus erklärte er den grössten Dichtern schonungslos den Krieg, konnte sich nicht genug tun, die Sheakespeareschen Dramen als das erdenklich unfähigste Zeug hinzustellen, alles nur vom Gesichtswinkel, ja diesenfalls von der Froschperspektive seines sittlichen Fanatismus aus beurteilend und die Viel- und Gleichzeitigkeit der höchsten Werte, der Wahrheit in allen Beziehungen nicht mehr erfassen könnend.

* * *

Die Entwicklung dieser Abwendung von den Kulturwerten, die Tolstoi letzten Endes mit solchen der Zivilisation aus seiner einseitigen Betrachtungsweise heraus verwechselte, lässt sich Schritt für Schritt, nicht erst durch die „Krise“ bedingt, verfolgen.

Kurz vor der Verheiratung (1859) schreibt er die reinste, vielleicht glücklichste seiner Dichtungen, „Familienglück“, — wenn man wollte, liesse sich auch hier zeigen, dass die Tendenz, diesenfalls die Liebe und Ehe als etwas Segensreiches darzustellen, dass diese einseitige Orientierung hier zur Bejahung sogar des Geschlechtlichen in zarter Weise führt. Mit der Gründung der eigenen Familie tritt Tolstoi in eine reiche Schaffensperiode. Von den Schulproblemen, — er beschäftigte sich mit der Bildung seiner Bauern in Jassnaja Poljana, — wendet er sich einem weitausspannenden Epos zu, das ursprünglich die Zeit und das Wollen der Dekabristen darstellen sollte, aber in den Anfängen stecken blieb, weil Tolstoi, um die Geisteswelt der Dekabristen historisch zu untermalen, auf die Zeit vorher, auf die napoleonischen Kriege zurückgriff und so in fünf Jahren den Roman Krieg und Frieden schuf. Es liegt mir hier nicht daran, Inhalt, Wesen und Kritik der einzelnen Werke wiederzugeben, sondern einige Grundzüge im Charakter Tolstois anzudeuten, die uns zum Verständnis und zur Würdigung seiner Persönlichkeit dienen können. Krieg und Frieden, dieses gewaltige Mosaik von der Sinnlosigkeit des Krieges, führt in die Verwirrungen und Wirrnisse verschiedenster Klassen und Schichten, ins Chaos der menschlichen Seele, ist durchdrungen von grenzenlosem Mitleiden mit der misshandelten Menschheit. Es entfaltete sich gleichsam als Fortsetzung der selbsterlebten Krimkämpfe, aus der Erkenntnis, in welche die drei Sebastopolerzählungen schliesslich ausmünden, dass auch er, Tolstoi, einmal Kanonenfutter war. In Krieg und Frieden, wie überall, wo Tolstoi der Künstler am Werke ist, verraten sich kaum noch die einseitigen Orientierungen, kaum

noch die Tendenzen. Höchstens in den zu lang gesponnenen Betrachtungen über das Wesen der Geschichte. Aber gerade dort entsteht eine tiefbegründete, weit vorausblickende Revolution gegen die traditionelle Heldenverehrung, in dieser Hinsicht objektiv nach allen Seiten, über jedem Nationalismus stehend. Nicht nur die sogenannten, die „offiziellen" Helden, die Helden als Kriegsherren und Generäle, wie zum Beispiel Napoleon oder Kutusow, machen die Geschichte, sondern gerade sie sind von den tausend ineinanderverwobenen Geschehnissen in ihre historische Bedeutung gehoben und geschoben. Daneben wachsen unzählige kleine, anscheinend unwesentliche Menschen zu Helden des Alltags empor. Immer wieder schimmern in der Darstellung Diskussionen mit dem Todesgedanken durch, stellt sich auch der Dichter, dieweil er sich in verschiedene seiner Helden aufteilt, in verschiedenster Weise dazu ein, sieht man alle Konflikte, die er später in zugespitzter Form austragen sollte, auf Schritt und Tritt heraus.

Und ganz das Nämliche gilt von dem zweiten, in drei Jahren (1873—1876) geschriebenen Roman-Epos, von Anna Karenina. Mereschkowski warf Tolstoi vor, die zahllosen Personen aus Krieg und Frieden, aus der napoleonischen Zeit, seien nur kostümierte Zeitgenossen gewesen; sie seien nicht dargestellt worden, als hätten sie aus ihrer Zeit heraus gedacht. Es wäre dies wiederum, wenn auch das Urteil nicht völlig stimmt — Tolstoi hatte sich durch gewissenhaftestes Quellenstudium zweifellos in die Zeit, die er beschrieb, hineingelebt — ein Beweis dafür, wie überaus wichtig Tolstoi die Grundprobleme und nicht die literarischen Gesichtspunkte waren, die er in seinen Darstellungen vertrat. In Anna Karenina, einer für Tolstois Zeitgenossen schonungslos mutigen Gesellschaftskritik, reden neben den sozialökonomischen, den Boden- und Bauernfragen, die sexualethischen Theorien mit, sieht man einerseits die soziale Anteilnahme wachsen, wie andererseits die Verneinung all dessen, was mit Sinnlichkeit zu tun hat, mehr und mehr hervortreten.

Tolstois Bekenntnisse, seine Briefe sind die ganzen Jahre hindurch voller Zärtlichkeiten für seine Frau. Wir wissen aber, wie sehr Sämtliches, was er in objektiver Form in seinen Romanen und Novellen wirkte, autobiographischer Natur ist. Wir finden in Anna Karenina den Doppelgänger Tolstois, Lewin, in glücklicher Ehe, aber auch er schon zerfressen von allerhand Grübeleien über das Wesen des Lebensrausches. „Die Familie und die Kunst können mir nicht genügen. Die Familie, das waren Unglückliche gleich mir. Die Kunst ist ein Spiegel des Lebens. Wenn das Leben keinen Sinn mehr hat, vermag uns das Spiel des Spiegels nicht mehr zu vergnügen."

Die Beendigung von Anna Karenina erfüllte Tolstoi nicht mehr mit Freude. Der Dichter machte hier schon eine Krise der Mutlosigkeit durch; der Tod hatte ihm drei Kinder und andere Verwandte geraubt; Tolstoi suchte Trost beim Volke, beim primitiven Glauben seiner Bauern. Zu dieser Zeit schon sieht Tolstoi selbst seine Umwandlung, das Aufwachen seines Glaubens an Gott. (Meine Beichte, 1878—1879.) Und dann allerdings, im Zusammenhang mit seinen Erlebnissen bei der Volkszählung in Moskau, begründet er seine Theorien, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstehen, beschäftigt er sich mit theologischen Aufsätzen, versucht er aber auch schriftstellerisch fürs Volk zu wirken, in der einfachsten, jedem verständlichen Sprache, sodass eine Reihe seiner schönsten Märchen, Legenden, Volkserzählungen entstehen. In diesen Jahren, ebenfalls ganz aus dem Volksleben heraus, entwirft er das aus dumpfester Triebwelt ausbrechende Drama, „Die Macht der Finsternis“ (1886), eine gewaltige Anklage gegen Habgier und Sinnlichkeit, die auch den primitiven Menschen unweigerlich ins Verderben führen.

* * *

Je mehr sich der alternde Tolstoi der reinen Nachfolge Christi zuwendet, dabei übrigens mit den grossen Religionsstiftern des Ostens sich beschäftigt, sie ihm gleichstellt, in regste Verbindung mit zahlreichen indischen, japanischen, chinesischen Intellektuellen und Weisen tritt, je mehr er das Evangelium der Liebe, der Güte verkündet, desto mehr tritt auch die Verneinung des Materiellen, die Entsagung in den Vordergrund. Ich kann mich oft des Eindruckes nicht erwehren, als liebte Tolstoi nicht nur nicht, sondern als hasste er gerade das, was er an sich noch als leiblich, als sinnlich empfand, als sei daraus ein unmenschlicher Kampf gegen das Leben, gegen die menschliche Natur entsprungen, deren Vergeistigung er sich in verbissener Einseitigkeit vorstellte. Mit furchtbarem Schlage holt er in der Kreutzersonate (1889) einundsechzigjährig gegen die Doppelmoral der Gesellschaft aus, rückt uns einen Teil ihrer sozialen Ursachen ungeheuer eindrucksvoll vor die Augen. Die Erziehung der Frau zum Luxustiere, die dadurch ganz und gar auf die Beschäftigung mit ihrem Leibe, im besten Fall auf ihre Fortpflanzungsgeschäfte angewiesen wird, die Verderbtheit der Männer, die sich die Frau zu ihrem Genusse auf solche Weise züchten, sie so haben wollen und die offenen und verborgenen Verbrechen, die daraus entstehen. Trotzdem bleibt die Tragödie der Kreutzersonate ein Einzel-, nicht ein typischer Fall, wird ein Kriminalfall verallgemeinert, dessen psychologisches Zustandekommen nicht überzeugt. Wenn man bedenkt, dass Tolstois Frau dreizehnmal gebar, zehn ihrer Kinder selbst nährte, dass das Familienleben in

Jassnaja Poljana ein ungetrübtes war bis zum Augenblicke, da die Gräfin Tolstoi sich für ihre materielle Existenz und das Erbe ihrer Kinder wehrte und ihres Mannes Anschauungen Widerstand leistete, so kann man die Ursache des heranwachsenden Uebels nicht auf das prinzipielle Unglück, dass zwei Partner, wie die Eheleute Tolstoi, geschlechtlich aufeinander angewiesen waren und sich wohl auch sinnlich liebten, zurückführen. Sondern hier schuf Tolstois Fiktion von der Ueberwindung des Fleisches die Tendenz und im literarischen Werke die unwahrscheinliche, wenn auch in atemberaubender Leidenschaft dargestellte Katastrophe, wie sie sich in der Kreutzersonate zuspitzt. Es wären aber letzten Endes doch andere Lösungen übrig geblieben als diejenige der völligen Entsagung, Verfluchung und Ermordung des Fleisches, Lösungen, wie sie denn auch Tolstoi viel später, neben den nämlichen Verwünschungen der Sinnlichkeit und Doppelmoral, in der „Auferstehung“ immerhin gefunden hat.

Im Beispiel der Stellung des alternden Tolstoi zur Geschlechtsfrage, — er ruft einmal beschwörend aus, man wolle doch nicht Liebe und geschlechtliche Liebe miteinander nennen! — lässt sich nachweisen, wie sehr ihn die einseitige Orientierung zu unrichtigen und unmöglichen Verallgemeinerungen führte. Zwar — die Kreutzersonate möge auch heute recht viel gelesen werden, um in Verhältnisse zu zünden, wie sie jetzt und immer in einer verfaulten Gesellschaft bestehen und bestehen werden und wie sie beim Zusammentreffen widriger Umstände leicht zum Verbrechen führen können. Wobei übrigens nicht die Beethoven’sche Musik daran schuld ist, wie der Titel der Novelle fälschlicherweise vermuten liesse. Wenn wir in unserer heutigen Zeit, dank allerhand Modeströmungen, nicht zuletzt auf dem angeblich wissenschftlichen Gebiete der Psychoanalyse an die Unverschämtheit, mit der sich alles Geschlechtliche breit macht, denken, so müssen wir dem Propheten Tolstoi folgen. Wenn wir sehen, wie die Sexualität überbetont wird, wie das Evangelium vom Sich-ausleben-lassen immer nachdrücklicher gepredigt, wie der ohne jede geistige Einstellung und Entscheidung isoliert gesuchte, materielle Geschlechtsgenuss weder als etwas Unsoziales, noch als etwas Sozialwidriges gewertet wird, ja wie gewisse Grenzen, die man ziehen muss, aus selbstverständlichen Gründen der Geschlechtsausgelassenheit und seelenlosen Sexualverrohung, vollständig verrückt werden, und wie infolge der Lehre von der angeblichen „Verdrängung unbefriedigter Triebe“ ernsthaft geglaubt wird, die soziale Not, Streike, Revolutionen und Kriege hätten ihre tiefsten Urgründe in der allzugehemmten Sexualität (Psychoanalyse), so müsste man in den Verzweiflungsschrei der Kreutzersonate einstimmen. Man müsste, nach dem Bei-

spiele der von Tolstoi verteidigten Skopzen den eigenen Leib verstümmeln, um von all diesen widerlichen Formen der Sexualität nicht mehr belästigt zu werden, um sich nicht bewusst zu werden, dass man auf gleiche Weise, wie alle diese wahllos geschlechtlich funktionierenden Mitmenschen körperlich sexuell veranlagt ist. Wenn Tolstoi sieht, dass bei einer sehr grossen Zahl von müssigen oder inhaltlosen Mitmenschen das Geschlechtliche ganz im Zentrum des Lebens liegt, dass die geschlechtliche Liebesfähigkeit künstlich übermässig aufgepeitscht wird und alle übrigen Fähigkeiten überwuchert, dass sie in Selbstzweck und gedankenlose Geilheit ausartet, so hat er mit seinem Proteste recht. Nicht aber, wenn er den Naturforscher gänzlich verhöhnt, der erkennt, dass zum Wesen der menschlichen Natur auch das Geschlechtliche als ein Bestandteil, als ein Frontabschnitt unter vielen anderen Lebensfrontabschnitten gehört, der von vorneherein und zu Unrecht einfach als das Tierische und das Viehische gebrandmarkt wird. Was wissen wir übrigens davon, ob nicht auch das Tier an seinen Sexualhandlungen seelisch beteiligt ist? Warum wäre die letzte gegenseitige körperliche Hingabe nach seelischer Entscheidung der Quell allen Uebels? Als ob nicht gerade die leibliche Lust, vom Geiste geführt, zu unerhörten Lebenssteigerungen zu führen vermöchte. Als ob nicht gerade die Ehe, sofern sie auf richtigen Voraussetzungen sich aufbaut, durch die geistige Entscheidung im Menschen die Quelle der Sexualnot aufhöbe und ihm eben durch diese Lösung Spielraum zur weiteren seelischen Entfaltung gewährte, sodass er nicht vom Denken an das Geschlechtliche ununterbrochen besessen zu sein braucht. Wie unselig der zerstörende Gedanke, dass durch das Glücksmoment in der körperlichen Liebe Sünde und Unheil heraufbeschworen werde, indessen es nicht nur der Erhaltung der Art, sondern auch dem einsamen Einzelschicksal aus der Verdopplung mit dem Geschlechtsliebespartner Entfaltung gewährleistet. Aber allerdings nicht in der von allem Geistigen losgelösten, künstlich und unnatürlich isolierten Geschlechtsbegierde, wie sie sich in jeder illustrierten Zeitschrift, in jedem Kino, in jedem Plakat, in jeder auf sexuelle Angeilung erpichten Tanzdarbietung prostituiert. Schamlos ist auch in der heutigen wie in jener Gesellschaft, die Tolstoi zum Ausgangspunkt seiner Kreutzersonate nahm, diese halbverhüllte, libertinistisch öffentlich legitimierte Exhibition, diese undelikate Schaustellung des Fleisches, die jener Geschlechtsliebe Hohn spricht, welche sich aus tiefster Natur, seelisch geführt und sorgsam verwaltet, aus tausend guten Gründen in die Intimität des Schlafzimmers zurückflüchtet.

Es kann einer wohl zum Heiligen werden, das heisst, vermeinen, ein Sucher zu sein, der nur das Geistige will und erkämpft, — damit erledigt er keineswegs die Rechte der Natur, die Tatsache, dass

der Mensch Leib und Seele in sich vereint, Rechte und Tatsachen, welche, unter einem einseitigen Gedanken versklavt, immer in Unnatur ausarten müssen. Nicht völlige Ertötung des Fleisches, wie sie Tolstoi selbst ja keineswegs gelang, wie von heiligem Eifer erfüllt er auch seinen eigenen Postulaten Folge zu leisten versuchte, sondern Beschränkung der materiellen Genüsse, teilweise Askese, wie sie zu erhöhtem, lebensentfaltendem Genusse führt, wie sie durch eine ehrlich aufgebaute Ehebeziehung zwischen zwei Geschlechtspartnern ermöglicht wird, teilweise Entsagung, die unweigerlich die Verfeinerung des geistigen Geniessens, der Freude, die Bereicherung des Lebens mit sich bringt. Es kann nicht wahr sein, was Tolstoi aus übertriebener Furcht vor der Endlichkeit, vor dem Tode predigt, alles Leibliche zu leugnen, um ganz im Geiste auf- und in diesem Sinne in einen höchst unklar verkündeten, jenseits des Sterbens liegenden Zustand einzugehen.

Und genau so einseitig, wie Tolstoi das Geschlechtsproblem zu lösen suchte, glaubte er an die Umänderung der verfehlten, wirtschaftlichen Erdenverhältnisse. Er verzichtete für sich selbst auf Eigentum, auf Besitz. Er gab ihn seinen Verwandten, um nicht von ihm bedrückt zu sein, eine Lösung, die ihn selbst nie befriedigte, stets weiterquälte. Er lebte doch, bis wenige Tage vor seinem Tode, wohlbetreut im Hause zu Moskau oder zu Jassnaja Poljana, er war nie proletarisiert, bei äusserster Bescheidenheit, beim Verzicht auf mancherlei materielle Genüsse doch nie um seine leibliche Existenz in Sorgen. Ja, die Gräfin Tolstoi äusserte einmal, ihr Mann habe keine Ahnung, wie sein Vegetarianismus ihr in der Küche mehr Mühe mache, mehr Erfindungsgeist zur Bereicherung der Tafel erfordere, als die gewöhnliche Kost. (Tschechow tat übrigens aus Opposition gegen die asketisch-moralisierende Tendenz Tolstois den Ausspruch: Dampf und Elektrizität enthielten mehr Menschenliebe als geschlechtliche Keuschheit und Vegetarianismus.) Tolstoi konnte schaffen und schreiben, geistig arbeiten, wann und wie er wollte, ja durfte gewiss sein, dass sich sogar das, was ihm seine geistige Arbeit eintrug, für die Seinen äufnete. Er machte dann allerdings in seinem letzten Lebenssommer in aller Heimlichkeit vor Frau und Kindern, recht romantisch, mit Freunden zusammen, im Walde, auf einem Baumstrunk sitzend, ein Testament, in welchem er ausbedang, dass der Ertrag aller seiner literarischen Erzeugnisse, alles, was bis zu dem Tage seines Todes aus seiner Feder vorhanden sein werde, seiner Tochter Alexandra gehöre, in der Voraussetzung, dass sie hernach dafür sorge, diese geistigen Schöpfungen insgesamt zur Publikation freizugeben und keinen Gewinn aus ihnen zu ziehen. Dort, wo er an die Verbesserung der Welt dachte, sah Tolstoi von Jassnaja Poljana, oder doch nur von den russischen Agrar-

verhältnissen aus an den Rand des Horizontes und glaubte zuversichtlich, dass mit passiver Resistenz, mit der Lehre, dem Uebel nicht zu widerstehen, nicht mit Gewalt, alles geändert werden könnte. Das wirtschaftliche Uebel entsprang, wie er in seiner Schrift an die Arbeiter ausführte, daraus, dass diejenigen, die das Land bebauten, selbst keines, oder zu wenig davon besassen. Wenn sie nun einsehen lernten, dass Land zu besitzen ein Uebel, eine Sünde sei, wenn sie weiter als Sünde betrachteten, und infolgedessen sich weigerten, gegen Lohn das Land Anderer zu bebauen, so würden diese Anderen ohne weiteres gezwungen werden, auf ihren Landbesitz, da er ja dann unbebaut, brach liegen bleiben musste, zu verzichten und es den wirklich Ackernden, Pflügenden und Säenden zu überlassen. In kollektiver Bewirtschaftung aber werde es nun möglich sein, einzelne notwendige Spezialisten und Handwerker reichlich mitzuernähren. Tolstoi war zweimal in jüngeren Jahren kurz in Westeuropa. Er verfolgte den Weltlauf von seiner vielgeschäftigen Einsiedelei aus und las nur sehr einseitig. Mit der Lösung der Bodenfrage, wie sie in Russland von grösster, wenn sicher nicht ausschlaggebender Bedeutung war, hoffte er die soziale Frage zu erledigen.

Lenin, der sich mehrmals zu Tolstoi äusserte, griff ihn noch zu Lebzeiten (1908) in seinem Aufsatz „Tolstoi als Spiegel der russischen Revolution“,[1]) indessen er ihm als Künstler seine Wertschätzung nicht versagen konnte, heftig an. Unter anderem schrieb Lenin: „Die Widersprüche in den Werken, in den Anschauungen, in den Lehren und in der Schule Tolstois sind tatsächlich schreiend. Einerseits ein genialer Künstler, der nicht nur unvergleichliche Bilder aus dem russischen Leben, sondern auch erstklassige Werke der Weltliteratur geliefert hat. Andererseits ein Gutsbesitzer und Narr in Christo. Einerseits ein merkwürdig heftiger, unmittelbarer und aufrichtiger Protest gegen die gesellschaftliche Lüge und Unehrlichkeit, andererseits ein „Tolstoianer“, d. h. ein abgenützter, hysterischer Jammerlappen, genannt russischer Intellektueller, der sich öffentlich an die Brust schlägt und sagt: „Ich bin schlecht, ich bin ekelhaft, aber ich befasse mich mit moralischer Selbstvervollkommnung: Ich esse kein Fleisch mehr und ernähre mich jetzt von Reiskoteletts“. Einerseits schonungslose Kritik der kapitalistischen Ausbeutung, Entlarvung der Gewalttaten der Regierung, der Komödie der Justiz und der staatlichen Verwaltung, Enthüllung der ganzen Tiefe der Widersprüche zwischen dem Wachstum des Reichtums und der Errungenschaften der Zivilisation und dem Wachstum der Armut, der Verwilderung und der Qualen der Arbeitermas-

[1]) Aus „L. N. Tolstoi im Spiegel des Marxismus“, Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin, 1928.

sen; andererseits ein blödsinniges Predigen des „Widersetze dich nicht dem Bösen“ durch Gewalt. Einerseits nüchternster Realismus, Herunterreissen aller und jeglicher Masken, andererseits das Predigen der niederträchtigsten Dinge, die es überhaupt auf der Welt gibt, nämlich der Religion, das Streben, an Stelle beamteter Popen Popen aus sittlicher Ueberzeugung zu setzen, d. h. das Kultivieren des raffiniertesten und deshalb besonders widerwärtigen Pfaffentums. Wahrhaftig:

> Du bist armselig und reich,
> mächtig und ohnmächtig zugleich —
> Mütterchen Russland!“

Kurz nach dem Tode Tolstois tat Lenin in seinem Aufsatz, Tolstoi und die Arbeiterbewegung,[1]) dar, wie Tolstoi aus dem patriarchalischen Russland der Leibeigenenzeit herstammte und wie gerade darum sein Verdienst als Kritiker der gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse um so grösser sei. Er nennt ihn einen hervorragenden Kenner des ländlichen Russlands. „Die Kritik Tolstois,“ sagt Lenin unter anderem, „ist nicht neu. Er hat nicht gesagt, was nicht schon lange vor ihm — sowohl in der europäischen als auch russischen Literatur — gesagt worden wäre, von jenen, die auf Seiten der Werktätigen standen. Aber die Eigenart der Tolstoischen Kritik und ihre historische Bedeutung besteht darin, dass sie mit jener Kraft, die nur genialen Künstlern eigen ist, den Umschwung in den Ansichten der breitesten Volksmassen Russlands in der genannten Periode und besonders des ländlichen Russlands zum Ausdruck bringt. Denn die Kritik der modernen Ordnung bei Tolstoi unterscheidet sich von der Kritik derselben Ordnung bei den Vertretern der modernen Arbeiterbewegung gerade dadurch, dass Tolstoi auf dem Standpunkte des patriarchalischen naiven Bauern steht, dessen Psychologie in seine Kritik, in seine Lehre überträgt. Tolstois Kritik zeichnet sich deshalb durch eine solche Stärke des Gefühls, der Leidenschaft, der Ueberzeugungskraft, der Frische, der Aufrichtigkeit, der Furchtlosigkeit im Bestreben, „bis an die Wurzel zu dringen“, die wahre Ursache der Verelendung der Massen zu finden, aus, weil diese Kritik in der Tat den Umschwung der Ansichten von Millionen von Bauern widerspiegelt, die soeben aus der Leibeigenschaft in die Freiheit gelangt sind, und erkannt haben, dass diese Freiheit neue Schrecken des Ruins, des Hungertodes, einer entwurzelten Existenz inmitten des städtischen „Lumpenproletariates“ usw. bedeutet. Tolstoi spiegelt ihre Stellung so treffend wider, dass er ihre Naivität, ihren Mystizismus, ihre Sehnsucht, der

---

[1]) Tolstoi und die Arbeiterbewegung, Unser Weg, Nr. 7, vom 28. XI. 1910. Deutsch in „Das neue Russland“, 1928, Heft 7/8.

Welt den Rücken zu kehren, die „Passivität gegenüber dem Uebel“, die ohnmächtigen Verwünschungen des Kapitalismus und der „Herrschaft des Geldes“ auch in seine Lehre hineinträgt. Der Protest von Millionen Bauern und ihre Verzweiflung ist es, was sich in Tolstois Lehre vereinigte.“ — Und ungefähr ein halbes Jahr später schrieb Lenin[1]) in einem Aufsatz über Tolstoi und seine Epoche: „Die Lehre Tolstois ist fraglos utopisch und ihrem Inhalte nach reaktionär in der wahrsten und tiefsten Bedeutung des Wortes. Hieraus folgt jedoch weder, dass diese Lehre nicht sozialistisch ist, noch, dass in ihr keine kritischen Elemente enthalten sind, die geeignet wären, wertvolles Material für die Aufklärung der vorgeschrittenen Klassen zu liefern.“

Die Revolutionärin Rosa Luxemburg verbeugt sich trotz diesen Unzulänglichkeiten, wie sie aus der rein marxistischen Standpunktsbetrachtung, die auch wieder für die einseitig orientierte und darum so machtvolle Stellungnahme Lenins typisch ist, hervorgeht, vor der Grösse Tolstois, gleichzeitig vor seinem Zeitgenossen Dostojewski: „Dostojewski ist, zumal in seinen späteren Schriften, ausgesprochener Reaktionär, frömmelnder Mystiker und Sozialistenhasser. Seine Schilderungen der russischen Revolutionäre (für die auch Tolstoi gar kein Verständnis hatte) sind boshafte Karrikaturen. Tolstois mystische Lehren schillern zum mindesten in reaktionären Tendenzen. Und doch wirken auf uns beide in ihren Werken aufrüttelnd, erhebend, befreiend. Das macht: Nicht ihr Ausgangspunkt ist reaktionär, nicht sozialer Hass, Engherzigkeit, Kastenegoismus, Festhalten an dem Bestehenden beherrschen ihr Denken und Fühlen, sondern umgekehrt: Weitherzigste Menschenliebe und tiefstes Verantwortlichkeitsgefühl für soziales Unrecht. Gerade der Reaktionär Dostojewski ist der künstlerische Anwalt der „Erniedrigten und Beleidigten“, wie der Titel eines seiner Werke lautet. Nur die Schlüsse, zu denen er wie Tolstoi, jeder in seiner Art, gelangen, nur der Ausweg, den sie aus dem gesellschaftlichen Labyrinth zu finden glauben, führt auf Abwege der Mystik und Askese. Doch beim wahren Künstler ist das soziale Rezept, das er empfiehlt, Nebensache: die Quelle seiner Kunst, ihr bleibender Geist, nicht das Ziel, das er sich bewusst steckt, ist das Ausschlaggebende“.

* * *

Der Prophet Tolstoi sieht sein Ende voraus: Acht Jahre vor seinem Tode schreibt er vier Akte seines eigenen Lebensdramas von den fünf geplanten unter dem Titel: „Und das Licht scheinet in die Finsternis.“ (1902.) Immer und immer wieder will er fort aus dem

[1]) Tolstoi und seine Epoche, von N. Lenin. (22. Januar 1911, N. 6 der Swjisda. L. N. Tolstoi im Spiegel des Marxismus, l. c.)

Hause, das ihm nicht mehr gehört, in dem er die viel zu üppige, sorglose, weltliche Gastfreundschaft seiner Frau und Kinder nolens—volens mitgeniesst, — die aufrichtigen oder simulierten Tränen seiner Frau hindern ihn daran. Obwohl er nicht an den Festlichkeiten im Hause teilnimmt, sich bescheiden mit Schreinerei in einer Werkstatt im Hause beschäftigt, klagt man ihn der Heuchelei seiner eigenen Lehre gegenüber an. Aber durch sein Wesen, durch seine Reden, die niemanden zur Nachfolge auffordern, macht er Proselyten und Unglückliche, die um seinetwillen leiden müssen. Ein Pope, durch seine Lehre überzeugt, verlässt die Kirche. Ein junger Adeliger verweigert den Militärdienst, wird ins Irrenhaus geschickt. Tolstoi (im Drama heisst er Sarintzeff) ist von Zweifeln zerrissen. Befindet er sich im Irrtum? Reisst er nicht die andern in Leid und Tod? Der fünfte Akt des Dramas ist nicht geschrieben, nur skizziert. Tolstoi lässt sich durch die Mutter des Dienstverweigerers, der zum Strafbataillon versetzt wurde, der mit Ruten gepeitscht werden soll, ermorden. Er stirbt freudig für seine Idee. In diesem Drama des 74jährigen Tolstoi atmet jugendliche Kraft des Ausdrucks, der Darstellung; erschütternd die Szenenbilder und die Gespräche. Die ganze Lebensnot Tolstois in wenigen, zusammengedrängten Sätzen. Das Dienstverweigererproblem, die individuelle Dienstverweigerung, wie sie heute sich stets wieder abspielt: Gütiges Zureden derer, die etwas Derartiges nicht verstehen können, Drohungen, Untersuchungen durch Polizei- und Militärbehörden, schliesslich Diskreditierung durch die Klassenpsychiatrie, die den Dienstverweigerer von vornherein zum anormalen Menschen zu stempeln berufen wird.

Aber der nicht geschriebene fünfte Akt des Dramas war dann doch die Flucht. Heimlich vorbereitet und vollzogen, zusammen mit der jüngsten Tochter, löst sie zunächst aus, dass die Gattin Tolstois sich in den Teich stürzt und gerettet wird. Tolstoi ist unterwegs in beständiger Angst, er könne verfolgt und zurückgeholt werden. Der Telegraph spielt die Nachricht von seiner Flucht in alle Welt hinaus. Tolstoi sucht bei einer Schwester, einer Klosternonne, Zuflucht, fühlt sich auch bei ihr nicht sicher, nimmt den Zug (II. Klasse) weiter nach Süden. Vielleicht hatte er die Absicht, zu den Duchoborzen zu gehen, zu Mitgliedern jener Sekte, mit denen er so sehr sympathisierte, die sich trotz grausamsten Repressalien geweigert hatten, Militärdienst zu tun und das Eigentum anzuerkennen. Ein grosser Teil von ihnen wanderte dann nach Kanada aus und erkannte dort, zur grossen Enttäuschung Tolstois, das Eigentum wieder an. Vielleicht wollte Tolstoi, — er und die Tochter hatten wenig Geld mitgenommen, — zu ihnen. In der Bahn erkankt er an einer Lungenentzündung. In Astapowo ist die

Weiterreise nicht mehr möglich. Der Stationsvorstand, ein Verehrer Tolstois, tritt ihm das Stationsgebäude ab. Freunde werden benachrichtigt, Aerzte gerufen, nur bittet Tolstoi, seine Frau, damit sie ihn nicht aufrege, nicht kommen zu lassen. Die Nachricht, wo er sich aufhält, dringt durch. Es treffen Journalisten, Photographen, Filmoperateure und Spitzel der Geheimpolizei auf der Station ein. Das kleine Gebäude ist umlagert von all diesen Leuten, vor denen der Sterbende indessen pietätvoll behütet wird. Frau und Angehörige erfahren den Aufenthaltsort, fahren in einem Extrazug nach Astapowo, wohnen darin. Die Gattin wird nicht zugelassen. Eine bekannte Photographie zeigt sie, wie sie durch das Fenster ins Sterbezimmer ihres Gatten hineinzublicken versucht. Die Zeitungen sind voll von Berichten. Das Sterben des grossen Geistes, der bis fast zuletzt noch versuchte, sein Tagebuch zu diktieren, wird ergreifend von seiner Tochter Alexandra geschildert.[1]) Seine letzten Worte an die Andern waren, als die Tochter ihn fragte, ob sie ihm das Kissen zurecht machen solle:

„Nein, nein. Nur eines rate ich euch nicht zu vergessen; dass es auf der Welt noch viele Menschen gibt ausser Leo Tolstoi, während ihr nur den einen Leo zu sehen scheint!" Tolstoi hatte sich geweigert, obwohl ein Erzbischof und ein Abt auf geheimgehaltene Anordnung des heiligen Synods und Innenministers hin nach Astapowo gefahren waren, die kirchlichen Sterbesakramente zu empfangen. Als er schon in der Agonie lag, wurde seine Gattin ans Sterbelager zugelassen.

Das Begräbnis Tolstois, wie es sein Freund, der Musiker Goldenweiser erzählt, zeigt ergreifende Augenblicke — Tausende waren aus Moskau, Tula und der Umgebung hergekommen und warteten nahe bei Jassnaja Poljana auf die Ankunft des Extrazuges mit den sterblichen Resten des grossen Mannes. Extrazüge waren zuerst von Moskau abgefertigt, weitere dann aber von der Polizei verboten worden. Tausende und Abertausende standen am Weg, über den die Angehörigen den Sarg trugen, defilierten nachher vor dem Toten in Jassnaja Poljana. „In dem Augenblick, da sich der Sarg in der Tür zeigte (um zum Grabe im Parke von Jassnaja Poljana getragen zu werden), liessen sich alle Leute wie auf ein Zeichen auf die Knie nieder. Die Söhne und Angehörigen trugen den Sarg, und später wechselten darin alle der Reihe nach ab. Es wurde „Ewig sei dein Andenken" gesungen. Im Walde war es still. Der Sarg wurde zum Grabe getragen und in die Erde versenkt, wobei wieder alle niederknieten und die ganze Zeit „ewig sei dein Andenken" gesungen wurde. Beim Versenken des Sarges stand in der Nähe ein Polizist, der aufrecht stehen blieb. Es wurde ihm zugerufen: „Poli-

---

[1]) Tolstoi, Flucht und Tod. Bruno Cassirer, Berlin, 1925.

zeimann, auf die Kniee!". Da kniete auch er gehorsam nieder. Reden wurden nicht gehalten. — — Alles blieb lange in Schweigen versammelt. — — Es war schon ganz finster geworden."

„Wie das Satyrspiel nach der Tragödie muten die kirchlichen und amtlichen Korrespondenzen und Telegramme an, die gewechselt wurden, während Tolstoi mit dem Tode rang und unmittelbar, nachdem er ausgelitten hatte." Es stellte sich später aus aufgefundenen Akten heraus, dass zwischen dem Gouverneur und dem Erzbischof von Tula Depeschen gewechselt worden waren, weil der Innenminister und der heilige Synod gewünscht hatten, es möchte alles versucht werden, Tolstoi vor seinem Tode in den Schoss der Kirche zurückzuführen. Ferner fand sich ein Telegrammwechsel zwischen dem Generalgouverneur von Rjasan und dem Chef des Gendarmeriedepartements Moskau, aus dem hervorgeht, dass letzterer einen Rittmeister mit fünf Unteroffizieren nach Astapowo geschickt hatte, dass dieser Rittmeister den Gendarmeriechef in Moskau beständig auf dem Laufenden hielt über die verschiedenen Etappen des Sterbens Tolstois, da man befürchtete, die Zivilbestattung Tolstois könnte sich zu einer politischen Demonstration gestalten, dass man eine möglichst grosse Zahl Gendarmerieunteroffiziere zusammenzog, dass man in einem Bericht unter anderem vermerkte, wie die Zeitungskorrespondenten am wenigsten verlässlich gewesen seien, unter denen es nur drei Russen gab: „die übrigen waren, wenn nicht Juden, so doch ausgesprochen jüdischer Abstammung . . ." Die letzte Depesche an den Gendarmeriechef in Moskau, General Lwow, lautet: „Bei Astapowo vorbeifahrende Passagiere besuchen das Stationsgebäude, befragen Beamten Krankheit Tod Tolstois. Zugang Wohnung Bahnvorstehers gesperrt, Bahnvorsteher erhält von Tolstoianhängern aus Russland und Ausland Danktelegramme."

Wenn auch der Löwe Tolstoi still und wie jeder Sterbliche in den Frieden hineinging, vielleicht ähnlich wie Iwan Iljitsch, der nach tagelangem Hader mit dem Tode, als er nun endlich kam, den so grauenvoll leibhaft gesehenen nicht mehr sah.

„Statt des Todes war Licht da."

„Das also ist es!" sagte er plötzlich laut. „Welch eine Freude!" Und zum Schluss, als er die anderen sagen hörte: „Es ist zu Ende", — „mit dem Tode ist es zu Ende", sagte er zu sich, „er ist nicht mehr". — — —

— wenn auch der Löwe Tolstoi so starb, so war es ihm doch nach aussen nicht gelungen, ohne Aufsehen auszulöschen. Alles, was mit der verhassten Zivilisation zusammenhing, bemühte sich um ihn, alles Sensationslüsterne heftete sich an ihn, auch dann noch, als der unerfreuliche Streit um sein Testament zwischen den Nach-

kommen ausgefochten wurde. Seine Frau freilich versuchte nun nach seinen Geboten zu leben; seine Tochter Alexandra schuf ihm ein würdevolles Andenken in ihrer Zusammenstellung der Berichte über Flucht und Tod.

Aber das Leben, die Legende, das Sterben des Heiligen, seine Werke leben ohne diese Zutaten fort und fort. Frisches, anregendes, fragenaufwühlendes Leben vermitteln uns immerzu seine literarischen Schöpfungen aus jeder seiner Daseinsperioden, doch wohl das Unvergänglichste an Tolstoi: Den Religiösen und Gottsuchern ist er unerschöpfliche Fundgrube trostreicher Glaubenssätze, den sozialen Kämpfern, auch, wo sie nicht mit seinen praktischen Vorschlägen einiggehen, ist er trotz allem als Vorkämpfer, als Märtyrer, als unentwegter Diener seiner Idee ein geheiligtes Vorbild. Und in der Tat, wenn wir seiner Legende gedenken, dürfen wir nicht vergessen die zahllosen Einzelhandlungen Tolstois in fast allen brennenden Fragen seiner und auch unserer Zeit, die ungezählten Proteste, zu denen er begeisterte, kämpferische Worte fand, in denen er geistig aktiv und nicht passiv war, in denen er zum Widerstand aufrief, ob er auch dem Uebel nicht widerstehen wollte. Ob er sich nun zum Schutze verfolgter Sektierer einsetzte, ob er sich gegen die Todesstrafe äusserte, ob er zur Hülfe für die Hungerleidenden aufforderte, immer wieder kam ein Appell an die Liebe, an die Menschlichkeit, an die Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, ein Mahnwort zur Besinnung auf Mitschuld und Mitverantwortlichkeit aus Jassnaja Poljana und bewegte einen grossen Teil der denkenden Welt.

Tolstoi warnte den Zaren Alexander III. brieflich, obwohl er den revolutionären Terrorismus ablehnte, die Zarenmörder Alexander des II. hinzurichten. Er schrieb einen zweiten Brief an Alexander den III., um ihn zu verhindern, einen wegen seines Glaubens verfolgten Adligen zu verbannen. Er schrieb an Nikolaus den II., weil Sektierern, die ihre Kinder nicht hatten kirchlich taufen lassen wollen, diese Kinder von Gendarmen mit Gewalt weggeschleppt worden waren. Der letzte Brief Tolstois an Nikolaus II. stammt aus dem Jahre 1902:

„Ein Drittel der russischen Bevölkerung befindet sich im Ausnahmezustand, d. h. ist vogelfrei. Das Heer von geheimen und offiziellen Polizisten wird immer grösser. Gefängnisse, Verbannungsorte und Zuchthäuser sind mit Hunderten, Tausenden von Kriminellen und politischen Verbrechern, zu denen auch noch die Arbeiter gezählt werden, überfüllt. Die Zensur ist in ihren Verboten so unsinnig, wie sie es nicht einmal in den schlimmsten Zeiten der Vierzigerjahre war. Die Religionsverfolgungen werden immer heftiger. Ueberall ist in den Städten Militär zusammengezogen, das

mit scharfer Munition gegen das Volk ausgerüstet ist. Während vor fünfzig Jahren zur Zeit Nikolaus I. die Autorität der Zarenherrschaft hoch dastand, ist sie in den letzten dreissig Jahren tief gesunken, und zwar so sehr, dass man in allen Kreisen nicht nur die Regierungsmassnahmen, sondern sogar den Zaren selbst verurteilt und verhöhnt. Der Absolutismus ist eine überlebte Regierungsform, die vielleicht noch irgendwo in Zentralafrika am Platz ist, aber nicht in Russland, dessen Volk immer gebildeter, immer aufgeklärter wird. Man kann ein solches System hier nur noch mit Hilfe von Gewalt, Ausnahmezuständen, Verbannungen, Hinrichtungen, religiösen Verfolgungen, Bücher- und Zeitungsverboten aufrecht erhalten."

Tolstoi, der Zweiundachtzigjährige, schrieb in seinem Todesjahr an Korelenko unter dem frischen Eindruck, den eine Artikelserie des letzteren gegen die Todesstrafe auf ihn gemacht hatte:

„Eben habe ich mir Ihre Schrift über die Todesstrafe vorlesen lassen und konnte mich, so sehr ich mich bemühte, der Tränen, ja des Schluchzens nicht erwehren. Ich finde keine Worte, um Ihnen meine Dankbarkeit und Liebe für diese nach Ausdruck, Gedanken und Gefühl gleich vortreffliche Arbeit auszusprechen. Sie muss nachgedruckt und in Millionen Exemplaren verbreitet werden. Keine Duma-Reden, keine Abhandlungen, keine Dramen noch Romane sind imstande, den tausendsten Teil der wohltätigen Wirkung auszuüben, die von dieser Arbeit ausgeht.

Sie muss deshalb so wirken, weil sie ein derartiges Mitleid mit dem erweckt, was jene Opfer des menschlichen Wahns erlaubten und noch erlauben, dass man ihnen unwillkürlich verzeiht, was sie auch getan haben mögen, während man, so sehr man's wünschte, unmöglich den Schuldigen dieser Schrecken verzeihen kann. Neben diesem Gefühl weckt Ihre Schrift noch ein Erstaunen über die selbstbewusste Verblendung von Menschen, die diese Grausamkeiten verüben, über das Sinnlose ihres Tuns, denn es ist klar, dass alle diese dummen Grausamkeiten, wie Sie dies ausgezeichnet dartun, nur das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken. Ausser all dieser Gefühle ruft Ihre Schrift noch ein anderes hervor, das mich ganz erfüllt: Das Gefühl des Mitleids nicht mit den Gemordeten allein, sondern auch mit jenen getäuschten, einfachen, missbrauchten Menschen: den Gefängniswärtern, Aufsehern, Henkern, Soldaten, die all die Scheusslichkeiten verüben, ohne zu wissen, was sie tun.

Erfreulich ist nur dies: dass eine Schrift wie die Ihrige, viele, sehr viele lebendige, unverdorbene Menschen in einem gemeinsamen Ideal des Guten und Wahren vereinigt, einem Ideal, das, mögen seine Feinde sich gebärden wie sie wollen, immer heller und heller aufleuchtet."

Das Ideal, das altmodische Wort, die Idee, um derentwillen Tolstoi lebte und kämpfte, mit sich und mit den andern rang, die ihn zu einem durchaus geistigen Menschen, zu einem der grössten im Geiste machte, ist es, um derentwillen wir ihn verehren wollen. Nicht in den gelegentlichen Fehler seiner eigenen Denkmethode verfallend, nicht von einer Denkmethode, nicht von einer Standpunktsbetrachtung aus dürfen wir sein Wesen und Leben betrachten, sondern Tolstoi von allen Seiten, sein Werk alles in allem genommen, Werk und Persönlichkeit in seiner Umwelt und durch sein ganzes Leben hindurch verfolgt, müssen wir ihn in uns wirken lassen, um ehrfurchtsvoll dem Geschaffenen gerecht zu werden und auch dort, wo wir hundertmal nicht einverstanden sein mögen, tausendmal für das erhaltene und erworbene Gesamterbe zu danken!

Der Not des Leibes fliehend, suchte er den Geist,
allein, der Körper hatte sich titanisch lieb.
Im Leben strauchelte der Heilige zumeist;
Aus Heiligem, das uns von Werk und Wirken blieb,
ward uns ein Weltgeist, der zu Sternen aufwärts weist!

Charlot Strasser.

Rundschau

Monatsschau.

1. Weltpolitisches.

Nach der Völkerbundstagung und dem Aufsehen, welches das erste Auftreten der englischen Arbeiterregierung auf dem weltpolitischen Theater und Kampfplatz verursachte, ist eine Ebbe eingetreten. Immerhin ist einiges Bedeutsame geschehen.

An die Spitze stelle ich, als alles Uebrige an politischer, und nicht nur politischer, Wichtigkeit bei weitem überragend, die Nachricht, dass die Arbeiterregierung wirklich beabsichtigt, Indien den dominion status, d. h. jene beinahe vollständige politische Unabhängigkeit zu gewähren, welche die Dominions: Kanada, Australien, Neuseeland, und ebenso die Staaten von Südafrika, geniessen, die ganz freie, nur in bezug auf die Weltpolitik mehr oder weniger an dieses gebundene Glieder des britischen Commonwealth of nations sind. Der englische Vizekönig in Indien, Lord Irwin, hat Indien diese Botschaft verkündigt, und die Wirkung: ein Nachlassen der leidenschaftlichen blossen Auflehnungsstimmung, sei sofort eingetreten. Dass, nebenbei gesagt, dieser Vizekönig seiner Gesinnung nach Sozialist ist, verdient wahrhaftig auch Erwähnung.

In welcher Form diese entscheidende Wendung erfolgen wird, ob der dominion status sofort eintreten soll, oder über einige vorbereitende Stadien hinweg, ist scheints noch nicht klar, ist aber auch nebensächlich. Die Hauptsache ist, dass der gewaltige und kühne Schritt überhaupt erfolgt. England hat seit dem Abfall der Vereinigten Staaten entschieden etwas gelernt. Die Engländer sind offenbar ein Menschenschlag, der, zum Unterschied von ge-

wissen andern Völkern, das Handeln noch nicht verlernt hat. Und dass es der Sozialismus ist (der „religiöse Sozialismus", würde Freund Passy nicht ohne Grund sagen), der diese Tat tut, darf uns mit hoher Freude erfüllen. Das ist auch eine Gutmachung von vielem, was sonst in dieser letzten Periode der Sozialismus getan oder unterlassen hat.

Ueber die Folgen dieses Ereignisses und Wagnisses (es ist ein Wagnis des Glaubens, ohne den man eben Derartiges nicht tun kann!) brauche ich nach allem, was über die unermessliche Bedeutung des „Kolonialproblems", d. h. der Erhebung Asiens und Afrikas, für die künftige Weltgestaltung hier schon ausgeführt worden ist, vorläufig nicht viel zu sagen. Die unblutige Lösung dieses Problems hat mit dieser Wendung einen wahrhaft gewaltigen, vielleicht entscheidenden Einsatz gemacht. Man erkennt daran auch, wenn man dafür die Augen hat, die Richtigkeit unserer, nicht grobwörtlich, sondern symbolisch zu verstehenden Losung: Wilson oder Lenin, das will hier heissen; entweder die Gewährung demokratischer Freiheit oder gewaltsame und blutige Revolution. Wir haben hier aber auch eine Phase des Ringens zwischen England und Russland vor uns. Denn es ist der Kommunismus, der auch in Indien die Massen ergriff und zur Erhebung trieb. Aber wie wir immer hinzufügten: Auch Wilson und Lenin, und das bedeutet hier: die politische Freiheit genügt in Indien so wenig wie in China, es muss nun auch darum gekämpft werden, dass nicht in Form eines „nationalen" Kapitalismus über diese Völker eine noch viel schlimmere Knechtschaft komme als zuvor.

Vielleicht mag dafür, in Indien wenigstens, Gandhi eine neue Mission bekommen. Für ihn bedeutet diese Wendung einen gewaltigen Erfolg, wenn es auch falsch wäre, sie ganz und gar nur auf sein Wirken zurückzuführen. Denn nur die ganze furchtbare Gefahr der gewaltsamen Erhebung Asiens und Afrikas, die ihrerseits durch die ganze Weltumwälzung bedingt ist, konnte England zu diesem Schritte treiben. Aber Gandhi hat seinen gewaltigen Anteil an dieser Entwicklung, besonders an ihrem, im Ganzen gesehen, unblutigen Verlauf. Ihn selbst erlöst diese Wendung im letzten Augenblick aus einer äusserst kritischen Lage. Denn der gewaltsame Nationalismus drohte über ihn wegzuschreiten. Möge Gandhi nun für die kommende, fast noch grössere und schwerere Aufgabe auch gesegnet sein.

Auch die englisch-amerikanischen Verhandlungen sind weitergegangen und haben gute Frucht getragen. Ob auf der geplanten Konferenz gerade eine grosse wirkliche Abrüstung der Flotten zustande kommen werde, mag zweifelhaft sein, aber die dunklen Wolken, die über dem atlantischen und pazifischen Ozean lagen, haben sich verzogen, vielleicht doch für immer. Dass MacDonald vor dem Kongress der Vereinigten Staaten eine Friedens- und Freundschaftsrede hielt, ist doch fast wie eine Aufhebung des einstigen Abfalls der neuenglischen Kolonien in Amerika. Es ist aber auch etwas Neues unter der Sonne. Man stelle sich vor, Briand hielte eine solche Rede vor dem deutschen Reichstag oder Stresemann hätte eine vor der französischen Kammer gehalten und man wird sich über den Sinn und die Tragweite eines solchen Ereignisses sofort klar. Ob es sich anderwärts wiederholen wird? Wir hätten dann jene neue „Methode der Freundschaft" in den Beziehungen der Völker, von der Wilson geredet hat, vor uns. Warum sollte sie nicht möglich sein und Wirklichkeit werden?

Die englisch-russischen Verhandlungen scheinen ebenfalls vorwärts zu gehen, wenn auch mühsam. Das englische Unterhaus hat Hendersons Vorgehen mit grosser Mehrheit genehmigt. Mit was für einer Art von Diplomatie das „sozialistische" Russland arbeitet, scheint die Affäre Besedowsky zu illustrieren. Nebenbei gesagt: die Spionagegeschichten, die immer wieder aufgedeckt werden (auch in diesem Berichts-Monat) zeigen, wie mächtig die alten Methoden überhaupt noch sind.

Im übrigen ist es wirklich interessant, zu bedenken, dass die Verhandlungen zwischen Russland und England von zwei sozialistischen Regierungen geführt werden. Wie schön und leicht müsste da alles sein, wenn es nach dem Lied von der spielenden Erledigung aller Probleme „nach der Besiegung des Kapitalismus" ginge. Und nun!

Diesen im Ganzen trotzdem so erfreulichen Entwicklungen gegenüber erscheint das Gelingen des Volksbegehrens in Deutschland als betrüblich. Aber abgesehen davon, dass dieses Gelingen nur mit Mühe und Not erfolgt ist, darf man sich doch nicht darüber verwundern. Es wäre im Gegenteil sehr merkwürdig, wenn es nicht möglich gewesen wäre, durch Aufpeitschung von allerlei populären Leidenschaften und bei dieser Beherrschung eines so grossen Teils der Presse durch Hugenberg, dazu bei der schweren und vielfach verworrenen Lage des deutschen Volkes und bei einem so aufreizenden Kampfesobjekt, wie der Owen Youngplan nun einmal eins ist, vier Millionen Stimmen aufzutreiben. Dass es nicht mehr sind, bedeutet für die Kreise, die hinter dem Begehren standen, doch eine Niederlage. Es mag wohl zweifelhaft sein, ob sie für die Abstimmung selbst sehr viel mehr aufbringen. Von einem Siege kann ja ohnehin nicht die Rede sein. So ist nicht unmöglich, dass dieser ganze Kampf doch zu einer wohltätigen Klärung der Lage führt. Das Verhalten des deutschen Volkes gegenüber dieser Sache erscheint doch als Zeugnis politischer Reifung und als eines jener Zeichen von wirklicher Friedensgesinnung, wie wir sie nötig haben. Bedenklich erscheint bloss das starke Anschwellen der nationalsozialistischen, von Hitler geführten Bewegung. Sie ist wohl ohne Zweifel ein Symptom eines noch andauernden krankhaften Zustandes. Nicht das Volksbegehren, aber das deutsche Chaos ist das Beunruhigende, soweit es die Gefahr der Diktatur in sich trägt.

Der Owen Young-Plan ist sicher geeignet, dieses Chaos zu mehren. Seine Abschüttelung ist gewiss dringend zu wünschen. Man begreift auch, dass er einfach als verhasstes Sklavenjoch erscheint, wenn man von einer starken deutschen Schuld an diesem Zustand nichts weiss oder nichts wissen will, und darum ebensowenig von einer Pflicht zur Reparation, wenn man auch nichts von der Not der Andern weiss oder wissen will. Dann stellt sich der Gedanke ein, der mir letzthin draussen wiederholt begegnet ist, dass die Lage ähnlich sei wie einst vor der Erhebung gegen Napoleon. Wie gesagt, bleibt die Abschüttelung des Owen Young-Plans trotzdem ein dringliches Ziel. Nur kann sie nicht durch einen einseitigen und noch dazu nach der Art des Volksbegehrens begründeten deutschen Schritt erfolgen. Denn dann wären — um von allen übrigen Folgen abzusehen — ja bloss die Andern allein Sklaven Amerikas. Auch ginge es einfach nicht. Das Ende wäre der deutsche Ruin. Die ungeheuren sittlichen Kräfte, die allfällig eine solche Tat möglich machten, sind nicht vorhanden, wären auch bei keinem andern Volk vorhanden.

So bleibt nur der längere Weg übrig. Es ist ja ganz klar, dass auch der Owen Young-Plan nicht dauern kann. Wenn Europa allmälig gesundet und gesunden soll, so muss er daran zerbrechen und zwar sehr bald. Oder er zerbricht in einer neuen Katastrophe. Der Weg, den wir verfolgen müssen (ich sage „wir", denn es geht uns alle an), ist die europäische Einigung, die ein Druck auf Amerika wird, die Abrüstung, die ihm die Vorwände nimmt, seinen Europatribut weiter einzufordern, die soziale Umwälzung, die dem Young-Plan den Boden entzieht. Bei alledem ist stets zu bedenken: nicht Frankreich und nicht der Young-Plan ist der „Feind", sondern — in diesem ganz bestimmten Sinne — Amerika und der Kapitalismus. Ganz sicher gibt es einen Weg zur Freiheit — aber es muss ein neuer Weg sein, nicht ein von der Demagogie gezeigter und vom Schwerte ausgehauener. Den gibt es nicht.

Nicht günstig erscheint gerade in diesem Zusammenhang die Wendung in Frankreich. Man wird es wohl bedauern dürfen, dass dort nicht ein

Linkskabinet zustande kommen konnte. Snowden und Hugenberg haben jedenfalls nicht wenig geholfen, es zu verhindern. Ob die französischen Sozialisten mit ihrer Ablehnung der Mitarbeit an einer Linksregierung auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden haben, kann unsereins nicht beurteilen. Ich fürchte bloss, dass Erwägungen einer blossen Wahl- und Machttaktik dabei eine zu grosse Rolle gespielt haben könnten. Katastrophal ist die Wendung wohl keinesfalls. Briand bleibt.

Dagegen häufen sich die Wolken über dem europäischen näheren Osten. In Polen scheint die Diktatur sich verschärfen zu wollen, freilich auch der Widerstand gegen sie zu wachsen. In Ungarn arbeiten die Kräfte, die nicht europäischen Frieden bedeuten, weiter. Jugoslavien ist durch die dortige Diktatur eine Verfassung aufgedrängt worden, die den grossserbischen Zentralismus verstärkt. In Oesterreich geht die Krise vorwärts und der Ausgang ist noch schwer abzusehen. Die vorgeschlagene neue Verfassung kann in verschiedenen Punkten von der Sozialdemokratie ohne Selbstvernichtung nicht angenommen werden. Jedenfalls sollte sich die Wucht der europäischen Friedensarbeit auf den Osten werfen und auch auf den Kampf gegen den Faschismus konzentrieren. Möge besonders die Arbeiterregierung dafür noch Kraft frei behalten.

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Ein Franzose (sein Name wird nicht genannt), der im Jahre 1915 den Kriegsdienst verweigert und dafür zu sieben Jahren Gefängnis und sieben Jahren Verbannung nach Französisch Guyana verurteilt worden war, ist nun endlich freigelassen worden und hat die Heimat erreicht.

Emile Bauchet ist, nachdem drei seiner Brüder, dazu ein Schwager, im Krieg gefallen waren und er selbst, seiner Mutter zu lieb, zwei Jahre lang den Militärdienst geleistet, desertiert und ist dafür zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden.

In Holland sitzen immer etwa durchschnittlich 20 Dienstverweigerer im Gefängnis, während etwa 40 Rekruten den Zivildienst (Alternativdienst) in Spitälern und Regierungsämtern wählen. Die Behandlung muss zeitweilig so schlecht gewesen sein, dass zwei der Inhaftierten, Johann Jurians und Jan Roos, starben und einer wahnsinnig wurde. Der Protest der Oeffentlichkeit hat dann, wie es scheint, eine Aenderung bewirkt.

1000 Russen, die aus religiösen Gründen den Militärdienst verweigert, wurden im Frühjahr 1928 zu einem „Zivildienst“ von vier Monaten in Ural einberufen. Der Bearbeitung durch die Offiziere, die sie zum Abfall von ihrer Ueberzeugung zu verleiten suchten, widerstand die grosse Mehrheit.

Das Sekretariat des Internationalen Transportarbeiter-Verbandes (Edo Fimmen?) hat durch ein Rundschreiben alle ihm angeschlossenen Gewerkschaftsverbände, sie an früher gefasste Beschlüsse erinnernd, aufgefordert, jeden Transport zu verweigern, der irgendwie mit Krieg oder Kriegsvorbereitung zusammenhänge.

Bei wiederholten Probe-Abstimmungen in französischen Dörfern hat sich die grosse Mehrheit der Befragten für sofortige völlige Abrüstung ausgesprochen.

An der Düsseldorfer Nie-wieder-Krieg-Demonstration der Jungsozialisten ermahnte Hermann Greid die Jugendgenossen zu einem entschlossenen sozialistischen Antimilitarismus. Ein von ihm verfasster Sprechchor endet mit folgenden Worten:

„Wir Jugend, die wir die Zukunft bauen,
Wir rufen: „Nie mehr Mord! Nie mehr Krieg!“
Wir rufen „Nein“ zu Waffen,
Zu Wehrmacht, zu Völkertod, zu Brudermord;

Wir stehen bereit zur Wacht,
Wir geben Acht,
In den Fabriken:
Fabriken der Farben, Fabriken der Seiden,
Fabriken der Dünger, Parfümfabriken, Chemiefabriken,
Fabriken, Fabriken, ihr Giftgasquellen,
Ihr Kriegesquellen, ihr Todesquellen,
Wir geben Acht,
Wir halten Wacht,
Wir, die Jungen des Proletariats,
Wir, die Jugend, die Wächter der Erde,
Wir halten Wacht,
Und dröhnen laut in die Welt hinein
„Nein, nein, nein!
Nie mehr Mord! Nie mehr Krieg!“

Eine Reihe der hervorragendsten Mitglieder englischer sozialistischer Parlamentsmitglieder (u. a. George Lansbury, Walter Ayles, A. Fenner-Brockway, Alfred Salter, Wilfred Wellok) haben an den Kongress der sozialistischen Jugend-Internationale in Wien (Juli 1929) ein antimilitaristisches Pronunciamenta gerichtet, das zum Kampf gegen alle Kriegsvorbereitung, wie gegen die Wehrpflicht und für Dienstverweigerung auffordert.

In der Schweiz geht der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus mit unverminderter Stärke weiter. Der Gegenstoss des Militarismus hat sich in mehreren Formen vollzogen.

Da ist einmal der schon im letzten Heft erwähnte weitere Punkt der Lex Häberlin, der in das neue Strafrecht hinein kommen soll. Es ist dafür ein Paragraph vorgesehen, worin es heisst, dass mit Gefängnis bestraft wird, „wer öffentlich zum Ungehorsam gegen militärische Befehle, zu Dienstverletzung, zu Dienstverweigerung oder zum Ausreissen auffordert“ und „wer einen Dienstpflichtigen zu einer solchen Tat verleitet.“ (Art. 243.) Das „Auffordern“ und „Verleiten“ kann man ja beliebig auslegen und ausdehnen. An diesem Paragraphen glaubt man endlich die längst ersehnte Handhabe zu besitzen, die „Anstifter“ zu fassen, d. h. die ganze antimilitaristische Bewegung mit Polizeimitteln zu unterdrücken. Wie ich im letzten Heft erklärt, haben wir deswegen für unsere Sache keine Sorge. Aber um der Ehre der Schweiz willen müssen wir den Kampf auch gegen diese neue Form der Lex Häberlin aufnehmen. Dass die sozialdemokratische Fraktion ihn in der Bundesversammlung so lau geführt hat, zeugt von dem „Geist“, der in ihr vorherrscht. Gegen die Bestrafung des Ehebruchs hat sie sich ganz anders eingesetzt. Aber die neue Lex Häberlin ist damit noch nicht in Sicherheit. Das neue Strafgesetz wird ohnehin viele Gegner haben; wenn auch wir Antimilitaristen genötigt werden, uns mit Wucht dagegen einzusetzen, so mag das ganz wohl seinen Fall bedeuten. Vielleicht bedenkt man das in letzter Stunde noch.

Der zweite Vorstoss ist das Buch: „Das Schweizer Heer“ mit dem Vorwort von Bundesrat Scheurer, mit dem sich eine andere Ausführung beschäftigt (sie war für das letzte Heft gesetzt, musste aber aus Mangel an Raum zurückgestellt werden) und einem unglaublichen Schlusswort des Mitgliedes der Völkerbundskommission für intellektuelle Zusammenarbeit, des Professors an der Universität Bern, Gonzague de Reynauld, von dessen Buch: „La Démocratie en Suisse“, wir schon lange reden wollten. „Die Schweiz ist — ihre Armee“, das ist die These dieser Obersten und Professoren. Und da soll es keinen schweizerischen Militarismus geben!

Hintenher getrippelt kommt, statt den Säbel, wie die Offiziere, die Kirchenfahne schwingend, der Berner Synodalrat mit einem Hirtenbrief

an die bernischen Pfarrer, worin er, nach einer heuchlerischen Verbeugung vor der Friedensidee mit ungeheuchelter Wärme für die „Landesverteidigung" eintritt, die religiösen Antimilitaristen in der Schublade der „Schwärmerei" unterbringt und einige verrostete Waffen aus dem verstaubten Arsenal der Kriegsverteidigungs-Theologie hervorholt. Dieses ganze geist- und gottverlassene Elaborat soll, wie es scheint, die Verwirklichung des Zwingliwortes sein, das der Spiritus rector der Berner Landeskirche, Professor Hadorn, der Stockholmer Konferenz zugerufen hat: „Um Gotteswillen, liebe Herren, lasset uns doch etwas Tapferes tun!"

Inzwischen steigt die antimilitaristische Welle zusehends, und zwar vor allem auch in unserer „bürgerlichen" Welt. Eine ganze Reihe von Dienstverweigerungen harren der Verhandlung. Von einigen ist anderwärts die Rede.

3. Sozialismus und Soziales.

Der Sozialismus schreitet unwiderstehlich fort, allen Todesanzeigen der Gegner, und was merkwürdiger ist, allen eigenen Fehlern zum Trotz. Das bezeugen grosse Wahlsiege in der Tschechoslowakei, in England (bei den Gemeindewahlen, wo er 112 neue Sitze erobert), in Australien (wo eine neue Arbeiterregierung das Ergebnis ist) — im Kanton Aargau, wo er sogar ganz bäuerliche Gemeinden gewinnt, in Newyork, wo er auf einen Schlag von 36,000 Stimmen auf 170,000 ansteigt.

Ob wohl in Newyork die katastrophale Börsenkrise, die, wie berichtet wird, Verluste von 60 Milliarden Dollar (300 Milliarden Schweizerfranken) erzeugte und 50,000 „Existenzen" ruinierte, auch etwas zu jenem Wahlergebnis beigetragen hat? Jedenfalls geben Ereignisse wie diese Börsenkrise zu denken.

Man kontrastiere damit die Verurteilung von Arbeitern, die an den wahrhaftig nicht durch sie verursachten Unruhen in Gastonia (vergleiche die letzte Monatsschau) beteiligt waren, zu sehr schweren und langen Freiheitsstrafen.

Ein riesiges schwarzes Fragezeichen zu unserer Gesellschaftsordnung bleibt die Arbeitslosigkeit, die das ganze Jahr hindurch viele Millionen von Menschen, im Winter noch einige mehr als im Sommer, in Angst und Not erhält und demoralisiert. Auch die Arbeiterregierung scheint bis jetzt in diesem Kampfe wenig auszurichten. Begreiflicherweise, denn dieses Uebel beseitigen heisst eine neue Gesellschaftsordnung schaffen.

Eine bedenkliche Sache war auch der grosse Streik im Basler Konsumverein, der mit einem mässigen Sieg der Arbeiter geendigt hat. Genossenschaft und Streik — das sollte nicht möglich sein. Das Ereignis zeigt, wie dringlich eine Umgestaltung des Konsum-Genossenschaftswesens auf einen wirklichen Genossenschafts-Geist, und das heisst, auf den Sozialismus hin (der ja nicht Marxismus sein muss) geworden ist.

Fortwährend viel zu reden gibt bei uns die Frage, ob ein Sozialdemokrat in den Bundesrat einziehen soll. Der sozialdemokratische Parteivorstand hat sich mit bedeutender Mehrheit (32 gegen 21 Stimmen) dafür entschieden. Dass der Vorstand der freisinnig-demokratischen Partei mit noch grösserer Mehrheit (32 gegen 16 Stimmen) beschlossen hat, der Sozialdemokratie dieses Zugeständnis zu machen, ist trotz gewissen dekorativen Verklausulierungen dieses Beschlusses doch als ein Zeichen wiederkehrender politischer Vernunft und Loyalität zu betrachten. Wenn im übrigen zu meiner Ueberraschung auch Freunde gegen den Eintritt der Partei in unsere oberste Landesregierung sind, so glaube ich, dass sie sich im Irrtum befinden. Die notwendige echte Radikalisierung des Sozialismus, die mit einer Ueberwindung der falschen Hand in Hand gehen muss, hat sich nach meiner Ansicht auf einer ganz andern Linie zu vollziehen. Auf dieser Linie ist sie ja ohnehin längst aufgegeben.

Dass der auch von uns hochgeschätzte Professor Max Huber, Richter am Friedenstribunal im Haag, sich nicht zur Vereitelung eines für den innern Frieden der Schweiz notwendigen Schrittes missbrauchen liess, ist, trotzdem es zu erwarten war, doch sehr erfreulich. Schade ist nur, dass er es nicht öffentlich so motiviert hat.

Zum „Sozialen“ wollen wir auch die Korruptionsaffären rechnen, die wie eine Seuche auftreten und die Fäulnis unserer Gesellschaft kundtun. Wenn der Sklarek-Fall besonders die Sozialdemokratie belastet, so sollte das denjenigen Sozialisten, die es noch nicht wissen sollten, doch klar machen, dass keine Sozialisierung uns hilft, ja, dass sie für uns zum Bankrott wird, wenn nicht jene sittlichen Kräfte geweckt werden, die unsere „Marxisten“ verhöhnen. Im übrigen haben auch wir Schweizer sowohl in Genf (Fall Wrage) als in Neuchâtel (Fall Guinand) unsere Affären, die zeigen, wie es auch bei uns steht.

Ein ähnliches „Zeichen“ sind die Aufstände von Gefangenen in Amerika. Man kann Beschreibungen des grossen amerikanischen Gefängnisses Sing-Sing im Staate Newyork lesen, die schon in Dantes Hölle gehörten.

Ein Trost bleibt bei alledem: es ist Offenbarungszeit. Die Tiefen der Gottesferne tun sich auf, aber das geschähe nicht, wenn nicht auch eine neue Gottesnähe sich ankündigte.

7. November. L. R.

Zur inneren Politik der englischen Arbeiter-Regierung. (Aus dem Wahlmanifest Mac Donalds: Labour and the Nation. Fortsetzung und Schluss.) „Labours Sozialismus ist weder ein sentimentales Verlangen nach einer unmöglichen Utopie, noch eine blinde Revolte gegen Armut und Unterdrückung. Er ist die praktische Anwendung des bekannten Wortes, dass „Sittlichkeit in der Natur der Dinge liegt“ und dass die Menschen in Wahrheit „Glieder“ sind. Er ist die bewusste, systematische und unermüdliche Anstrengung, die Waffen, welche in dem siegreichen Kampfe für die politische Demokratie geschmiedet worden sind, zu benutzen, um der kapitalistischen Diktatur ein Ende zu machen, in der die Demokratie überall ihren schlauesten und unversöhnlichsten Feind hat.“ „Die Arbeiterpartei kämpft für eine entschlossene, ohne Gewalt oder Verstörung, auf dem Wege von Erfahrung, Wissenschaft und praktischem Versuch, unter voller Benutzung aller Verwaltungskunst herbeizuführende soziale Ordnung, worin die Mittel der Gemeinschaft mit dem einzigen Ziel organisiert und verwaltet werden sollen, dass all ihre Glieder ein möglichst grosses Mass von wirtschaftlicher Wohlfahrt und persönlicher Freiheit geniessen sollen.“ „Die Politik der Arbeiterpartei ruht auf dem Glauben, dass Liebe stärker ist als Hass, Vernunft mächtiger als Unwissenheit und Vorurteil und eine anständige Rücksicht auf die gemeinsamen Interessen eine sicherere Grundlage für eine Gesellschaft, die Bestand haben soll, als die Anmassung einer herrschenden Klasse ...“ „Die Arbeiterpartei will ihr Programm durch friedliche Mittel zur Verwirklichung bringen, ohne Unordnung und Verwirrung, mit der Zustimmung der Mehrheit der Wähler und unter Benutzung der gewöhnlichen Methoden einer demokratischen Regierung. Wenn es, bei dieser Lage der Dinge, den Gegnern passt, ihre Politik als revolutionär hinzustellen, so ist sie nicht aufgelegt, mit ihnen über Worte zu streiten. Die gefährlichen Revolutionäre sind nicht die, welche die Macht suchen, um Reformen zu beginnen, die längst mehr als nötig sind, sondern die Reaktionäre, die den Strom so lange zurückdämmen, bis er in rasendem Durchbruch seine Ufer zerstört.“ „Die Arbeiterpartei ist der Meinung, dass, wie unvermeidlich auch in der Vergangenheit die wirtschaftliche Privatunternehmung gewesen sein und in gewissen Ländern immer noch sein möge, doch das englische Volk nun einen bessern Weg gehen könne und dass dank der

Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis, des nationalen Verwaltungsdienstes, der kommunalen Selbstregierung, der Genossenschaftsbewegung, der Berufsorganisation aller Arbeiterklassen und nicht zuletzt der in der Industrie selbst liegenden Tendenzen, das Gemeinwesen heute die Mittel besitzt, seine wirtschaftliche Zukunft selbst in die Hand zu nehmen, wenn es nur den Willen besitzt, sie zu benutzen. Bis jetzt hat die grosse Masse der Menschen als Hörige einer Minderheit von Kapitalisten und Grossgrundbesitzern gelebt. Die Arbeiterpartei, welche an die industrielle so gut als an die politische Demokratie glaubt, ist der Meinung, dass die grossen Hauptindustrien, von denen das Wohlergehen Aller abhängt, auch der Allgemeinheit gehören und zu ihrem Nutzen verwaltet werden sollen." „Obwohl das Fundament der sozialen Neuordnung die Reorganisation des wirtschaftlichen Systems für eine einsichtigere und darum ergiebigere Produktion sein muss, vergisst die Arbeiterpartei nicht, dass menschliche Wesen nicht vom Brot allein leben und dass die Industrie für den Menschen da ist und nicht der Mensch für die Industrie. Sie hält sich in jeder Beziehung an das bekannte, aber ebenso vernachlässigte als vielgebrauchte Wort: „Nur Leben ist Reichtum."

Eine Frage an Bundesrat Scheurer. So weit sind wir immerhin: unser schweizerischer Militarismus ist in der Defensive. Es ist bezeichnend für die Sachlage, dass nun das Heer verteidigt werden muss. Diesem Zwecke soll unter anderem ein Werk dienen, das soeben erschienen ist, und den Titel trägt: „Das Schweizer Heer, sein Ursprung und seine Ueberlieferung, sein derzeitiger Stand, seine Notwendigkeit." Mitarbeiter sind Major P. E. de Vallière, Oberst Feldmann, Oberstkorpskommandant Wildbolz, Oberstdivisionär Sonderegger und Oberst Feyler. Das Vorwort schreibt Bundesrat Scheurer, das Schlusswort Professor Gonzague de Reynold.

Heute interessiert uns vor allem das Vorwort von Bundesrat Scheurer. Es ist in mancher Hinsicht lehrreich. Wer noch nicht wissen sollte, was schweizerischer Militarismus ist, tut recht gut, es zu lesen. Er sieht dann, wie sich im Kopfe eines heutigen Obersten, der zugleich Bundesrat ist, die Geschichte und Gegenwart der Schweiz spiegelt. Wir wollen uns aber für diesmal auf einen Satz konzentrieren. Scheurer schreibt: „Ein geschickter, versteckt geführter, zäh und systematisch betriebener Feldzug gegen unser Heer ist im Gange."

Ein „versteckt geführter"! Ich möchte an Bundesrat Scheurer die Frage stellen: „Wie kommen Sie dazu, so etwas zu behaupten? Was gibt Ihnen dazu Recht und Anlass? Inwiefern wird dieser Feldzug versteckt geführt? Haben wir nicht von Anfang an offen erklärt, was unser, der Antimilitaristen Ziel ist: nämlich die Beseitigung der Armee und alles dessen, was dazu gehört, auch des Militärdepartements und der Obersten? Lesen Sie doch einmal den Vortrag, den der Schreibende anno 1924 ausgerechnet in Bern, sozusagen unter Ihren Fenstern gehalten hat, und dem sogar Sie nicht werden vorwerfen können, dass er nicht sage, was wir wollen.[1]) Wenn Sie einmal nach Zürich kommen und auf dem Bureau der „Zentralstelle für Friedensarbeit" vorsprechen wollen, so wird man Ihnen alles zeigen, was dort ist und Ihnen gern eine Anzahl Flugblätter und Flugschriften gratis abgeben. Sollten Sie dann gar noch in den obern Stock zu dem Schreibenden kommen, so wird er Ihnen alles, aber auch alles sagen, was wir planen. Denn wir haben keine Geheimnisse, wir arbeiten au grand jour. Wenn Sie selbst nicht alles wissen, was wir tun, so ist das Ihre Schuld, nicht die unsrige."

Sie werden vielleicht, geehrter Herr Bundesrat, antworten: „Das fiele mir noch ein, mich um die Pläne der Antimilitaristen und ihre Literatur zu be-

---

[1]) Gemeint ist: „Die Abrüstung als Mission der Schweiz", in der „Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, zu haben.

kümmern!“ Gut, Herr Bundesrat, wir verstehen das. Man kann ja in gewissem Sinn wirklich leichter über eine Sache schreiben, wenn man sie nicht kennt. Nur von einem „versteckten“ Tun der andern sollte man dann nicht reden. Wenn einer sich für zu gut hält oder es für sicherer erachtet, nicht durch eine offene Tür zu gehen, so soll er nicht sagen, der, der in der Stube ist und am Tische sitzt, verstecke sich.

Nochmals, Herr Bundesrat, nennen Sie mir e i n e Tatsache, nur eine, die zeigt, dass Sie nicht einfach ins Blaue geredet haben, um Ihre politischen Gegner in ein schlechtes Licht zu stellen. Bitte, e i n e Tatsache!

Und eine Antwort auf die Frage: „Ist Ihnen, Herr Bundesrat, noch nie der Gedanke gekommen, dass es auch e h r l i c h e und e r n s t h a f t e, vom kategorischen Imperativ getriebene politische Gegner, sogar Gegner der Armee geben könnte?“

L. R a g a z.

Zur Abwehr und Verständigung. 1. V o l k s t a n z? In Nummer 20 des „Kirchenblattes für die reformierte Schweiz“, dem Organ der schweizerischen protestantischen Pfarrerschaft, heisst es in einem Bericht über die Arbeit des Blauen Kreuzes:

„Wer aber hätte damals geahnt, dass diese sogenannten Leiter- oder Führerkurse mehr und mehr zu einer Auseinandersetzung mit den geistigen Bewegungen unserer Zeit führen sollten, die weit über den kleinen Kreis der Hoffnungsbundarbeit hinausführte und auch bereits hinauswirkt? Immer deutlicher wurde gerade in diesem Kreis von Menschen, die mehr oder weniger in der Arbeit in Küche und Stall, in Werkstatt und Fabrik aufgingen, die Frage nach Gott lebendig und das Bedürfnis, sich auf den Sinn des Da- und Soseins ernstlich zu besinnen. Es ist dieses Suchen ein Tasten im Dunkeln gewesen. Keiner von uns stand über dem Ringen unserer Zeit. Kein Wunder, dass der ganze geistige Kampf, der unsere Zeit durchtobt, auch uns erfasste und mitriss. Was sich draussen in der weiten Welt abspielte, bewegte auch uns. Und da war es vor allem die Botschaft der beiden Blumhardt und der Religiössozialen, die unter uns mächtiges Echo fand. Wie ein Fanfarenstoss drang es in unsere Reihen: Die Erde ist Gottes, die Menschen sind Gottes, du gehörst Gott! Die Menschen und Geschehnisse von dieser frohen Botschaft aus zu sehen, brachte uns eine ungeahnte Hoffnung und Verheissung: Also hier auf dieser Erde, nicht erst im Jenseits, soll Gottes Wille geschehen. Eine neue Hoffnung erfasste uns für das ganze Blaukreuz- und Jugendwerk. Alte, langjährige Mitarbeiter, die im Kleinkampf fast zermürbt worden waren, wurden wieder jung und hoffnungsfroh. Aus diesem neuen Glauben heraus konnten alte Formen gesprengt werden: Statt der blossen Erziehung zur Abstinenz, die mehr oder weniger immer etwas Negatives ist, wollten wir dem Kinde positive Kräfte vermitteln, es Freude erleben lassen, es wenn irgendmöglich in allen seinen Kräften zu erfassen und zu bilden suchen. Darum wurden Handarbeit, Wanderungen und Ferienlager eingeführt, Spiel, Reigen und Volkslied aufs Programm genommen. In weiten Kreisen war die Enttäuschung gross, als das als die sichtbare Frucht der Kursarbeit zutage trat. Warnende Stimmen sprachen von einem Abfall von den bewährten Grundsätzen des Blauen Kreuzes: Evangelium und Enthaltsamkeit. Das Jugendwerk werde einer gefährlichen Verweltlichung zugeführt, man wolle die Kinder mit all dem nur ködern und doch gehe die Statistik von Jahr zu Jahr zurück. Diese Warnungen schlugen wir nicht etwa in den Wind, sondern wir prüften uns darüber. Auch in Kreisen, die uns wohlwollend gegenüberstanden, sprach man von einer gefährlichen Romantik, von einer aus Deutschland importierten Jugendbewegung.

Als die Not aufs äusserste gestiegen war, kam uns grosse Hilfe. Unser Freund Professor Brunner zerbrach uns damals den Götzen eines Tages, von dem wir doch irgendwie das Kommen des Reiches Gottes, wenn auch im

kleinen, erhofften. „Es ist all unser Tun umsonst — auch in dem besten Leben“ — diese Wahrheit prägte sich uns unauslöschbar ein. Es war, wie wenn uns eine Hand aus der Ewigkeit entgegengestreckt würde, die „Halt“ gebot. Welches war denn die Gefahr, in der wir standen? Kurz gesagt folgende: Der Glaube, durch Erziehung, wenn schon durch eine völligere, umfassendere, dem kindlichen Wesen entsprechende und mit religiösen Kräften rechnende Erziehung, auf direkter und gerader Linie zum Reiche Gottes führen zu können. Damals wurde es uns klar, dass alle Erziehung, und mag es auch die beste christliche Erziehung sein, durch einen Bruch hindurchgehen muss, dass sie die Kluft zwischen dem Menschen und Gott nicht zu überbrücken vermag, dass sie den alten, durch und durch sündigen Menschen nicht zu einem neuen, Gott wohlgefälligen Menschen machen kann, dass sie wohl Kräfte binden und andere Kräfte frei machen, aber den wirklich freien Menschen niemals zustande bringen kann. Die Botschaft von Jesus Christus, dem Gekreuzigten, dem Sünderheiland, offenbarte uns unser ganzes gottwidriges Unterfangen und wies die Erziehung dahin, wo sie hingehört: an die Peripherie hinaus. Im Zentrum aber sollte nichts anderes stehen als die Frage nach Gott, dem heiligen und in Jesus Christus geoffenbarten Gott.“

Das ist nun ein typisches Beispiel dessen, was ich vor einiger Zeit mit Bedacht religiöse Verleumdung genannt habe. Wer das so liest und uns nicht kennt, möchte meinen, die „religiös-soziale Bewegung“ sei vorwiegend eine Jugendbewegung gewesen; Volkstanz, Gesang und Juchhe hätten bei ihr eine grosse Rolle gespielt; im besondern hätten wir geglaubt, man könne und solle die Menschen zum Reiche Gottes *erziehen* und könne sie durch Erziehung hinein bringen. Dem gegenüber stelle ich folgendes fest:

1. Weit davon entfernt, dass die religiös-soziale Bewegung vorwiegend eine Jugendbewegung gewesen wäre oder noch wäre, gehört es vielmehr zu ihren Charakteristiken, dass sie merkwürdig an der Jugendbewegung *vorübergegangen* ist. Man hat ihr das zum Vorwurf gemacht und ich habe mich manchmal gefragt, *warum* das so gegangen ist. Die Tatsache der „Freischaar“ ist kein Einwand dagegen; denn die „Freischaar“ ist von Anfang an ganz am Rande der Bewegung gewesen und hat sie auf keine Weise beeinflusst.

2. Ebenso falsch ist es, den Schein zu erregen, als ob wir in Volkstanz, Gesang und Juchhe gemacht hätten. Wer unsere Arbeit kennt, weiss, dass davon bei uns nur zu wenig war und ist, weiss, wie bitter ernst unser Tun war und ist. Eine solche Darstellung ist noch schlimmer als das blöde Geschwätz von dem Optimismus, mit dem wir das Kommen des Reiches auf Rosenwolken erwartet hätten. Unsere Verkündigung war die von Gericht und Busse, hinter denen erst die Verheissung stand. *Enthusiasmus* war darin, gewiss, und auf Sündengewinsel hielten wir nichts, wer aber behauptet, dass wir die *Schuld*, das *Böse* nicht gekannt, d. h. nicht in ihrem Ernst dargestellt hätten, der redet, bei aller Berufung auf das „Wort Gottes“, falsches Zeugnis.

3. Ebenso falsch ist die Behauptung, dass wir der *Erziehung* eine so grosse Bedeutung beigelegt hätten. Wer z. B. etwas von mir weiss, der weiss auch, dass ich, oft zum Aergernis für meine Freunde, auf *direkte* Erziehung nie sonderlich viel gegeben, sie oft geradezu bekämpft habe. Gewiss wurde Erziehung uns eine wichtige Sache, aber in einem ganz anderen Sinne und nie, aber auch gar nie, als Erziehung zur Herbeiführung des Reiches Gottes „auf direkter und gerader Linie“.

Der Schreiber jenes Berichtes beschuldigt uns — freilich bloss indirekt — der „Gottwidrigkeit“. Ich beschuldige ihn direkt der Leichtfertigkeit in der Darstellung einer ernsten Sache — ihn und seinesgleichen!

2. *Statisch-dynamisch-diabolisch*! Der bekannte Jesuitenpater *Friedrich Muckermann* hat kürzlich auch das Bedürfnis ge-

fühlt, sich mit dem religiösen Sozialismus zu beschäftigen. Es scheint freilich nicht, dass er mehr davon kenne, als das erste Heft der Zeitschrift: „Religion und Sozialismus". Seine Kritik ist denn auch ein Muster von unwissender und absprechender Leichtfertigkeit. Davon zeugt schon der erste Satz. (Ich zitiere nach einer Wiedergabe in der Zeitschrift: „Schönere Zukunft"): „Der Protest gegen den Materialismus, der sich darin [s. c. im religiösen Sozialismus] kundgibt, ist geeignet, unsere Ueberzeugung von der innern Lebendigkeit der katholischen Kirche zu befestigen, wenn wir wahrnehmen, wie man im andern Lager unsere Bemühungen nachzuahmen sucht." Also der religiöse Sozialismus eine Nachahmung der katholischen Kirche! Wer auch nur eine Idee von seiner Entstehung hat — man denke bloss an Blumhardt — der weiss, wie lächerlich eine solche Behauptung ist. Nein, wir sind denn doch lange vor der Enzyklika De regno Christi aufgestanden, und wenn wir mit einem Grundgedanken des Katholizismus (Christus der Herr aller Wirklichkeit) zusammenstimmen, so freut uns das gewiss — warum nicht? — aber von Nachahmung könnten beinahe eher wir reden. Denn jene Enzyklika kam nach Copec und Stockholm! — Muckermann behauptet ferner, unsere philosophische Grundlage sei Bergsons „élan vital". Dabei denkt er offenbar an mich. Nun aber ist gerade der „élan vital" das, was ich an Bergsons Philosophie stets beiseite gelassen habe. Mein philosophischer Ausgangspunkt ist stets Kant geblieben, während derjenige Kutters der Schelling der letzten Periode war. — Völlig missverstanden hat Muckermann meinen Satz: „Der religiöse Sozialismus würde aufgehoben, wenn das Bekenntnis zur jungfräulichen Geburt Christi oder zum ganzen Athanasianum als Formel das Merkmal der Jünger Christi werden sollte." Aller Nachdruck liegt hier auf den Worten „als Formel". Ich lehne die intellektuelle, d. h. philosophisch-wissenschaftliche Form des Dogmas als bindend ab, nicht etwa seinen Inhalt und dessen biblisch unmittelbare Form, zu denen ich mich vielmehr bekenne. Wenn aber Muckermanns Meinung sein sollte, das Bekenntnis jener Formel sei das Merkmal des Jüngers Christi, so scheint er das Wort Christi selbst: „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habet" (Joh. 13, 35) nicht zu kennen. Meine Meinung ist, dass damit das Merkmal des Jüngers Christi in voller Klarheit angegeben sei. Dass diese Liebe auch bei uns „auf dem Fundament des Glaubens" ruht, hätte Muckermann leicht erfahren können, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre. Auch jenes Heft sagt es deutlich genug.

Aber das Beste kommt noch. Ich führe in jenem Hefte (in dem Aufsatz: „Was ist religiöser Sozialismus?") aus, dass für uns die Wahrheit Christi, die im Dogma „statisch" geworden sei, „dynamisch" werde, sich ins Lebendige auflöse. Das bedeutet, wie der Zusammenhang mit voller Deutlichkeit zeigt, nichts anderes, als dass wir an einen lebendigen Gott und sein vorwärtsschreitendes Reich glauben. Muckermann aber behauptet auf Grund davon: „Der religiöse Sozialismus erklärt sich solcherart für die Schwarmgeisterei in Permanenz; dass er dieses sein anarchistisches und diabolisches [von uns gesperrt. D. Red.] Wesen unter dem Gewand der idealsten Forderungen des Christentums verbirgt, das macht ihn zum Versucher, der der Schlange ähnlich ist. Wenn sich Christen von dieser Bewegung einfangen lassen, so tragen daran wohl auch die vielen Versager kirchentreuer Christen eine indirekte Mitschuld. Aufgabe der katholischen Aktion gegenüber der religiös-sozialistischen Bewegung ist es, uns aufzurütteln, damit wir [wörtlich] mit den Kräften des Glaubens das vollbringen, um was die Verheissungen der Schlange die Menschen, ach, die besten oft, wieder betrügen werden."

Dieses leichtfertige Geschwätz, das so deutlich wider Matthäus 5, 21—22 verstösst und dort mit dem „höllischen Feuer" bedroht wird, ist wieder sehr typisch. Idealismus, Evolutionismus, Titanismus, Autonomismus, Eritis sicut

Deus — ich höre aus Muckermanns Worten diese Ketzernamen heraus, die heute ganz besinnungslos herabgehaspelt werden, wo Theologen etwas totschlagen wollen, das ihnen nicht passt. Soweit hätten wir es also gebracht! Was Muckermann eigentlich veranlasst, diese Haspel in Bewegung zu setzen, ist schwer zu sagen. Meint er etwa eine Auflösung aller Wahrheit in den Fluss des Relativismus? Dagegen habe ich mein Leben lang gekämpft. Kein Religiös-Sozialer, der irgendwie „führt", vertritt so etwas. Unser Weg geht von der Schöpfung zur Erlösung und von ihr zur Neuschöpfung. Wir kennen nur das „feste prophetische Wort" (2. Petri 1, 19—20) und seine Erfüllung in Christus. Vielleicht könnte an Muckermanns Polemik das richtig sein, dass das, was ich „dynamisch" nenne, mit dem mehr „statischen" Denken des Katholizismus in Widerspruch gerät, doch ist anderseits im Katholizismus gegenüber dem Protestantismus ausgerechnet auch etwas „dynamisches". Nicht erfindlich aber ist, wo die Schlange und damit der Teufel da hereinkommen solle. Das Eritis sicut Deus liegt unserem Denken so fern wie jedem andern. Oder soll alles diabolisch sein, was Muckermann nicht versteht oder was ihm nicht passt? Blumhardt, der Aeltere und der Jüngere, Fallot, Monod, Gounelle, Rauschenbusch, alle dem Teufel verfallen, im Dienst der Schlange? Ist solch ein Reden nicht ungeheuerlich?

Ich habe in der letzten Zeit wiederholt in der Auseinandersetzung mit einem befreundeten Menschen die Jesuiten gegen den Vorwurf diabolischen Wesens verteidigt. Und nun beschuldigt mich und meine Freunde ausgerechnet ein Jesuit des Diabolismus. Wahrhaftig, man erntet wenig Dank für Ritterlichkeit! Wahrhaftig, es geht schön zu unter den „Jüngern Christi", besonders wenn es „Fromme" oder gar „Theologen" sind!

3. Tolstoi? Grundanders ist die ganze Art und Haltung Pater Straatmanns, des bekannten katholisch-pazifistischen Vorkämpfers. Er setzt sich in einem Vortrag über „das Wehrproblem", den er in der „Friedenstagung deutscher Katholiken" in Frankfurt am Main gehalten, auch mit mir auseinander. Das tut er in jenem Geiste der Liebe und der Wahrheit, die aus der Liebe fliesst und die nun wirklich das Merkmal des Jüngers Christi bildet. Aber freilich vergreift auch er sich in den Argumenten und zwar deshalb, weil er mich viel zu sehr als Tolstoianer versteht. Das tut er wohl auf Grund meines Aufsatzes über „Jesus Christus und die Gewaltlosigkeit" im „Handbuch der Gewaltlosigkeit", vergessend, dass ich dort nur von Jesu eigener Haltung rede, nicht direkt vom Problem des Krieges für uns. Jedenfalls bin ich bei aller Hochschätzung dessen, was Tolstoi bedeutet und Uebereinstimmung mit ihm in vielem doch kein Tolstoianer. Auch operiere ich im Kampf gegen den Krieg nie mit dem Begriff der „Gewaltlosigkeit". Dieser steht für mich auf einem ganz andern Blatte. Ich sage denn auch in jenem Aufsatz ausdrücklich: „Jesus ist kein Doktrinär oder Dogmatiker der Gewaltlosigkeit." Ferner: „Diese Gewaltlosigkeit ist nicht die Hauptkategorie, in die die Erscheinung und Botschaft Jesu gefasst werden könnte. Sie ist ein Grundzug des Evangeliums, aber sie ist nicht die Form desselben." Dieser letzte Satz namentlich erlaubt Pater Straatmann nicht, den Vorwurf einer „sektiererischen Einengung" des Evangeliums auf mich anzuwenden. Es ist aber auch sonst alles, was er von einer falschen Voraussetzung aus gegen meine Bekämpfung des Krieges sagt, neben mir vorbeigeredet. Ich bekämpfe den Krieg von einem ganz andern Boden aus, und zwar ganz ähnlich wie Pater Straatmann selbst. Dieser kommt nämlich, nach einer Ablehnung der Gewaltlosigkeit im allgemeinen und Rechtfertigung des Verteidigungskrieges, wie er sein könnte, zu einer so völligen und radikalen Ablehnung des wirklichen Krieges, des Krieges, wie er heute allein denkbar ist, dass man nicht mehr wünschen könnte. Auch die Dienstverweigerung ist darin eingeschlossen. Wenn wir also darin einig sind, warum sollen wir uns über den von Pater Straatmann selbst als

rein abstrakt betrachteten Fall eines „idealen" oder „gerechten" Krieges streiten, eines Krieges, den es nach ihm selbst nicht gibt? Auch ich bekämpfe den Krieg als etwas, das zwar stets gegen Gottes Ordnung ist (was auch Pater Straatmann nicht bestreiten wird), was aber im jetzigen Zeitpunkt nach Gottes Willen — den ich eben so auslege — nicht mehr sein darf, und auch aufgehoben werden kann. Die Aufgabe des Jüngers Christi ist heute, eine Wahrheit in die Welt hineinzurufen und darin zu vertreten, ohne die sie zugrunde ginge. Heute ist die Beseitigung des Krieges auch Sache der Vernunft. In allen Zeiten aber ist es eine wirkliche Gemeinde Christi, die glaubend, hoffend, liebend, leidend, das Kreuz auf sich nehmend dem Frieden Christi Bahn bricht. Für sie und für sie allein, wird „Gewaltlosigkeit", recht verstanden, eine Aufgabe oder doch ein Problem.

Es bleiben freilich im Hintergrund noch einige Unterschiede übrig. Sie hangen wirklich damit zusammen, dass er Katholik ist und ich Protestant. Vielleicht taucht der Unterschied des „Statischen" und „Dynamischen" wieder auf, nur dass hier nicht mehr von Schlange und Teufel geredet wird. Auch der Unterschied von „Kirche" und „Sekte" (im weiteren Sinn dieses Wortes — ich denke an die „kleine Herde") spielt mit. Darauf kann ich aber jetzt nicht eingehen; vielleicht mag es ein andermal geschehen. Jedenfalls spielen Schlange und Teufel auch dabei keine Rolle.

Signalement. Jener Artikel in der Januarnummer 1928, worin ich mich über die jahrzehntelange Kampagne persönlicher Verleumdung beklagte, der ich fast schutzlos preisgegeben sei und die mein Wirken aufs schwerste lähme, worin ich auch die stereotypen Lügen gegen mich als solche klarlegte, hat fast Wunder gewirkt. Seither darf nicht jeder journalistische Strauchritter mehr über mich schreiben, was ihm gerade einfällt und zweckmässig dünkt; es finden sich fast immer Männer oder Frauen, die sich dagegen zur Wehr setzen, sodass jene Ehrabschneider sich in Acht nehmen. Ich bin all diesen bekannten und unbekannten Freunden und Rittern von Herzen dankbar. Dieses Beispiel zeigt, wie man gegen manches Uebel nicht so wehrlos ist, wie man meint, wenn man sich bloss richtig zum Widerstand ermannt.

Nur Einer scheint sein schönes Handwerk weiter treiben zu wollen. Er zeichnet seine Artikel mit „E. Sch." und ist ohne Zweifel ein gewisser Rechtsanwalt aus Zürich, einst Mitherausgeber oder doch Mitarbeiter der berüchtigten „Stimmen im Sturm", die während des Krieges unter schweizerischer Maske eine wilde und wüste alldeutsche Propaganda trieben. Der Artikel enthält all die Lügen und Verleumdungen, die ich in jenem Hefte dargestellt habe. Wo also dieser E. Sch.-Artikel wieder auftaucht, da wissen meine Freunde, mit wem sie es zu tun haben und dass sie bloss jenes Heft zu befragen brauchen. Ich stelle auch fest, dass dieser Artikelschreiber letzthin in einem Prozesse gegen Nationalrat Johannes Huber in St. Gallen als Ehrabschneider verurteilt worden ist. Er scheint dieses Geschäft also fast als Metier zu betreiben und ist also ein armer Mensch, den man bedauern muss. Persönlich habe ich ihn nie gekannt und ihm nie etwas zuleide getan.

Bei diesem Anlass möchte ich noch einen oder zwei warnen, die es nun jahrzehntelang ähnlich treiben, wenn auch in der letzten Zeit etwas vorsichtiger. Wenn sie es erzwingen, sollen auch sie eines Tages ins Licht gestellt werden.

Und nun noch ein letztes Wort zuhanden meiner Freunde, die in die Lage kommen, sich gegen dieses Reptiliengezücht der Verleumdungen für mich wehren zu müssen. Ich erkläre: Wer behauptet, dass ich während der Kriegsjahre und nachher, seis offen, seis geheim, irgend etwas getan habe, was nicht die Bekämpfung und Verhinderung sowohl des Völkerkrieges als auch des

Bürgerkrieges zum Zwecke hatte, der redet schmähliche Unwahrheit und ihr dürft ihn in meinem Namen, wenn nötig öffentlich, einen Lügner nennen. Er soll sich an mich halten, wenn er Lust hat, dagegen aufzumucken. Hoffentlich darf das nun mein letztes Wort dieser Art sein.

L. Ragaz.

Mensch und Maschine. Im „Berl. Tagebl." veröffentlicht E. Haupt, Vorsitzender des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands, die folgende überaus lehrreiche Darstellung der Auswirkungen moderner Rationalisierungsbestrebungen:

Die moderne Maschinentechnik, in Verbindung mit der sogenannten Rationalisierung, hat den Arbeitsprozess in der Industrie derart zerlegt, dass viele Arbeiten, in einzelne wenige Handgriffe aufgelöst, immer wiederkehren. Die dadurch geschaffene Monotonie im Arbeitsprozess schädigt auf die Dauer stärker als angestrengte körperliche Arbeit. Es wird fälschlich behauptet, dass die Zerlegung der Arbeit in einzelne Handgriffe eine Erleichterung für die Arbeiter mit sich bringt. In dieser Form ist das nicht richtig. Die fortgesetzte Monotonie bei der Arbeit lähmt die Nervenkraft und untergräbt auf die Dauer auch die körperliche Gesundheit. Diese Ansicht wird von allen Gewerbehygienikern vertreten.

In der Filmindustrie arbeiten die Prüferinnen, meist nur Mädchen, jahraus, jahrein in dunklen Arbeitsräumen und lassen Tag für Tag die mit Emulsion belegten Filmstreifen hinter rotem Licht an sich vorüberziehen, um vorhandene Fehler festzustellen. Fehlerhafte Teile oder Stücke müssen herausgenommen werden. Diese Arbeitsweise erfordert fortgesetzt grösste Aufmerksamkeit bei Ueberanstrengung der Augen, ohne irgendwelche geistige Ablenkung und ohne nennenswerte körperliche Bewegung. Hinzu kommt noch, dass die Augen während der Arbeitszeit dem Tageslicht entfremdet werden. Hier ist die Grenze des Erträglichen überschritten, dauernde Schädigungen sind unausbleiblich.

In der Sprengstoff- und Pulverindustrie stehen Frauen und Mädchen an den Patroniermaschinen, wo sie Tag für Tag die Papierhülsen auf den Stempel zu schieben, durch einen Fusstritt den Stempel auszulösen und die fertigen Patronen abzunehmen haben. Auch hier wird die grösste Aufmerksamkeit der Arbeiterin verlangt, ohne ihr irgendwelche geistige Anregung zu bieten. Dabei ruht das Körpergewicht meist nur auf einem Bein, weil mit dem andern Bein fortgesetzt Bewegungen am Hebel ausgeführt werden müssen. Die gleichen Verrichtungen sind auch an den Füllmaschinen in der pharmazeutischen Industrie anzutreffen.

Bei der Saccharinfabrikation sind die Frauen und Mädchen beim Abwiegen und Verpacken des fertigen Süßstoffes so gleichmässiger Arbeit ausgesetzt, dass der fremde Beschauer davon überrascht ist. In kleinsten Mengen wird der Süßstoff auf die Wage geworfen und dann verpackt. Die Arbeit wird im Stehen verrichtet. Bei grösster Aufmerksamkeit und ausserordentlicher Geschwindigkeit muss diese Arbeit von denselben Personen jahraus, jahrein verrichtet werden.

In der Gummiindustrie haben sich in der letzten Zeit durch die Rationalisierung ähnliche Arbeitsmethoden eingebürgert. In einem Grossbetrieb werden die Gummischläuche für Fahrradbereitung am laufenden Band fertiggemacht. Dabei stehen die Arbeiterinnen dicht nebeneinander und leisten die verschiedensten Arbeiten. Die Schläuche müssen an der Verbindungsstelle gesäubert werden. Das geschieht, indem eine Arbeiterin das eine Ende des Schlauches mit einem Stückchen Sandpapier abschleift und diese Arbeit den ganzen Tag hindurch verrichten muss. Der nächsten Arbeiterin fällt die Aufgabe zu, die abgeschliffene Stelle des Schlauches mit Klebstoff zu bestreichen, während eine dritte Arbeiterin die Enden des so vorbereiteten Schlauches in-

einanderschiebt und zusammenklebt. Eine andere Arbeiterin hat in den bereits an bestimmter Stelle durchlochten Schlauch das Luftventil eingesetzt, und eine nächste Arbeiterin hat das Ventil mit einer kleinen Schraube zu versehen. Diese immer gleichen, wenigen Handgriffe stellen auf die Dauer eine stärkere körperliche Belastung dar als schwere Arbeit, die mit grösserer körperlicher Bewegung verbunden ist. Das wird auch bemerkbar: denn bei Einführung dieser Teilarbeit musste erst längere Zeit Auswahl unter den zur Verfügung stehenden Arbeiterinnen getroffen werden. Erschwerend wirkt, dass diese Arbeit am laufenden Band vollbracht wird, die Arbeiterinnen also auch die Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse bis zur Pause zurückstellen oder durch Ersatzleute abgelöst werden müssen.

Die Liste solcher Arbeiten kann beliebig verlängert werden. Im Interesse der Volksgesundheit müssen solche Verrichtungen nach Möglichkeit der Maschine übertragen werden. Das dürfte mit Ausnahme der Filmprüfung z. B. bei allen hier aufgeführten Arbeiten möglich sein.

Personalia. I. Frau Dr. Helene Stöcker hat am 13. November ihren sechszigsten Geburtstag gefeiert. Auch wir möchten ihr in den „Neuen Wegen" nachträglich unsere Glückwünsche darbringen. So ungern wir dieses „zwar" aussprechen, dürfen wir es doch nicht verschweigen: wir sind mit ihrer Stellung zum sexuellen Problem nicht einverstanden. Und zwar gerade aus tiefstem Empfindungs-Gehorsam gegen das: „Du sollst nicht töten!", oder, was das Gleiche ist, aus Ehrfurcht vor der Freiheit und Heiligkeit des Menschen, und besonders der Frau. Aber wir wissen, dass auch diese Stellung bei Frau Stöcker aus den edelsten Motiven entspringt. Und wir sind mit ihr verbunden durch den Kampf gegen Krieg und Gewalt für den Menschen und seine Freiheit. Darin sind wir uns in entscheidenden Stunden begegnet: während des Krieges selbst. Wer damals sich bewährt hat, der bleibt für uns bewährt, wie — mit einigem Vorbehalt — auch umgekehrt. Sie ist eine herrlich tapfere, menschliche, gütige, grosse Frau — ein Mensch. Möge sie in diesen furchtbaren Zeiten vor allem als solcher noch lange ein Trost für Viele sein und mithelfen, dass wir aus der Hölle endgültig hinaus gelangen in das Land des Menschen und Bruders.

II. Eine grosse Frau war auch Katharina Sturzenegger, die vor kurzem von uns gegangen ist. Sie war gross durch ihr Herz, ein tapferes, warmes, lauteres Herz, wie man es selten findet. Als Jüngerin Henri Dunants, der das Rote Kreuz gegründet, hat sie dieses Herz zu den Bedrückten und Leidenden, auf Schlachtfelder und in weherfüllte Hospitäler getragen — besonders das Serbenvolk mit mütterlicher Treue liebend — aber auch im Kampf der Meinungen durch Mut und Selbständigkeit die Masse der Männer übertroffen. In Armut und Einsamkeit ist sie froh und getrost gestorben.

Arm und einsam gestorben ist auch Arno Holz, ein Revolutionär der Dichtkunst, das tragische Los vieler Revolutionäre teilend; gebrochen durch den Wettersturm der Geschichte Fürst Bülow, in entscheidungsvoller Zeit allzusehr Salon- und Amateurpolitiker, statt hart durchgreifender Staatsmann, aber ein Mann von hoher menschlicher Kultur; dazu Prinz Max von Baden, einer der zu spät Gekommenen, auf den doch ein ehrenvoller Strahl vom Licht grosser Weltgeschicke her gefallen ist.

Zu diesen auf der Weltbühne Gestandenen noch ein „Stiller im Lande", Siegfried Bloch, der Bibliothekar der „Zentralstelle für soziale Literatur" in Zürich, ein immer williger Berater, ein Mann, dem der Sozialismus noch Herzenssache war — wie er dies übrigens auch seiner Gattin, Rosa Bloch, gewesen! — der darum auch über den Parteizaun schaute, ein durchaus unabhängiger Charakter, mit einem starken Zug vom Spinoza-Typus, auch arm und freiwillig arm, ist ebenfalls plötzlich von uns genommen worden. Viele werden ihn vermissen. Dass er auf seine Weise immer auch ein treuer Freund und Leser der „Neuen Wege" war, soll nicht unerwähnt bleiben. L. R.

Versammlungen. Basel. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, dass der Arbeiterbildungsausschuss Basel am Montag, den 2. Dezember, im Unionssaal des Volkshauses einen Vortrag veranstaltet über den „Giftgaskrieg“. Referentin ist Fräulein Dr. Gertrud Woker aus Bern. Der Vortrag ist öffentlich und unentgeltlich. Der Besuch desselben ist sehr zu empfehlen.

Bern. Die Leser der „Neuen Wege“ werden gebeten, folgende Veranstaltungen zu besuchen: Mittwoch, den 20. November und Mittwoch, den 4. Dezember, 20 Uhr, wird Pfarrer Lindt-Barth zu uns sprechen über: „Die Einstellung der neureformierten Theologie zum Sozialismus.“ Lokal: Konferenzsaal der französischen Kirche. Sonntag, den 15. Dezember, 20 Uhr, findet ein Andersen-Nexö-Abend statt, an dem Alfred Wirz aus des Dichters Leben erzählen und einiges aus seinen Werken vorlesen wird. Musikalische Darbietungen von Frau und Fräulein Rasmussen (Klavier und Geige) werden den Vortrag einrahmen. Lokal: Daheim, grosser Saal.

(Eingesandt.) **Gedenket auch der Taubstummen,** sowohl bei Freuden- als Traueranlässen durch Gaben und Vermächtnisse zugunsten des „Schweizerischen Fürsorgevereins für Taubstumme“ (Postcheckkonto III 270), denn die Taubstummheit wiegt in ihren Folgen viel schwerer, als gemeiniglich angenommen wird, und ist ebenso sehr auf wohlwollende Unterstützung angewiesen, wie andere Gebrechen. Willkommen sind auch Sendungen von Stanniol und gebrauchten Briefmarken aller Art an Eugen Sutermeister, Taubstummenfürsorge, Bern-Bümpliz.

Verdankung. Für die Hungernden in China eingegangen von: S. H. in B. Fr. 20.—; E. F. in S. 20.—; E. N. in C. 20.—; J. M. in R. 60.—; R. H. in Sch. 50.—; F. D. in Sch. 25.—; H. in Z. 20.—; Ungenannt, Z. 30.—; E. M. in A. 50.—.

Von Büchern

Ingeborg Maria Sick: Mathilde Wrede. Esquisse biographique. Traduit par Ernest Morel. Victor Attinger, Neuchâtel.

Pfarrer Morel in Neuchâtel hat das Buch der bekannten nordischen Romandichterin über Mathilde Wrede ins Französische übersetzt und hat es dabei wesentlich verbessert. Darum kann man diese französische Bearbeitung ganz besonders empfehlen. Im übrigen weiss man ja, dass Mathilde Wrede eine Heilige der Liebe in unseren Tagen ist und von ihr zu erfahren ein tiefer Segen und kostbarer Gewinn. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die etwas auffallende Anordnung dieses Heftes beruht auf dem Prinzip, dass die Betrachtung an die Spitze gestellt wird und dass nicht zu viel klein Gedrucktes nacheinander kommen soll.

Ich habe nur aus Gründen der Raumersparnis und weil sie letztes Mal so viel Platz einnahm, diesmal die Rubrik: „Zur Weltlage“ weggelassen. Es soll das eine Ausnahme sein, die die Leser gewiss verzeihen werden. Der Kampf mit dem Raum ist stets eine harte Sache, die manchen schönen Plan verdirbt.

Gering und gewaltig.

Nicht lasset euch erschrecken,
Sein arm, gering Gestalt;
Er tut darunter decken
Sein mächtig gross Gewalt.
Er liegt dort in der Krippen,
In Elend, Jammer gross,
Ist doch Herr aller Herren,
Sein Herrschaft hat kein Mass.

Altes Lied.

Christus allein.

Ihr Obersten und Aeltesten des Volkes, wenn wir heute Rechenschaft ablegen über die Heilung jenes kranken Menschen und zeigen, durch wen dieser gerettet worden ist, so sei euch allen und dem ganzen Volk Israel bekannt gegeben, dass dies im Namen Jesu Christi von Nazareth geschehen ist, den ihr gekreuzigt, den aber Gott von den Toten auferweckt hat. Durch ihn ist der, der hier vor euch steht, gesund geworden. Er ist der Stein, den ihr, die Bauleute, verworfen habt, und der nun zum Eckstein geworden ist. Und es ist in keinem andern das Heil und ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den sie gerettet werden könnten. Apostelgesch. 4, 8—12.

Christus allein — das ist ein Wort, dem unter uns widersprochen wird. Und doch ist es fundamentale Wahrheit. Ich will es, so gut es in einer Betrachtung geht, die weder ein Aufsatz noch eine Predigt sein soll, bloss von zwei Seiten her anzudeuten versuchen.

1.

Es gibt viele unter uns, die das, was man „Religion" nennt, nicht ablehnen — sie sind keine „Freidenker"! —, die vielleicht auch vor dem Wort „Gott" nicht scheuen, wohl aber vor dem Wort „Christus" — nicht bloss vor dem Wort „Christentum", was etwas sehr Anderes wäre — die die Ohren und die Herzen verschliessen, wenn es auftaucht, gerade wie sie vielleicht gern ein religiöses Buch lesen, aber vor der B i b e l eine völlige Angst haben und sie den „Muckern" und „Stündelern" oder auch den Pfarrern überlassen, weil sie auf der Kanzel nach ihrer Meinung ja unschädlich ist. Buddha, Laotse, Plato — jawohl, aber Christus? Nein! das geht nicht!

Ich meine aber, dass sie damit G o t t aus dem Wege gehen.

Zwar kann ich sie in mancher Beziehung schon begreifen. „Chri-

stus“ ist, wie übrigens auch „Gott“, ein schrecklich missbrauchtes Wort. Davon nachher. Aber weil ich einst auch so empfunden habe, begreife ich auch etwas Anderes: sie meinen, „Christus allein“ zu sagen, sei eine unerlaubte Verengung der Wahrheit; Gott offenbare sich auch in andern Menschen und andern Religionen, er sei nicht an diesen Punkt in der Geschichte gebunden, der Christus heisse.

Ich antworte, vielleicht zu ihrem Entsetzen: Warum denn nicht? Wie, wenn es nun Gott gefallen hätte, gerade diesen „Namen“ zu der Tatsache zu machen, in der er selbst uns begegnen will, an der sein Wesen uns kund werden soll? Könnte Gott, wenn ich mir erlauben darf, so zu reden, dafür nicht gute Gründe haben? Könnte darin nicht ein guter Sinn liegen? Es gibt doch auch sonst solche Tatsachen, die fundamental sind, die nun einmal dastehen und gelten und kein weiteres Warum kennen, durch die aber die Wahrheit nicht eingeschränkt, sondern gerade ausgedrückt wird. So ist das Naturgesetz, so das Sittengesetz, so das Denkgesetz, so der Himmel, so die Erde — warum sollte, in seiner Sphäre, als Offenbarung Gottes, als Punkt der entscheidenden Begegnung Gottes mit dem Menschen, nicht Christus eine solche Tatsache sein? Warum sollten wir gerade ihr eigenwillig aus dem Wege gehen?

Noch einmal: wir gehen damit Gott aus dem Wege. Denn nur in Christus wird das, was wir Gott nennen, etwas Bestimmtes, und damit etwas Wirkliches und Entscheidendes.

Das lässt sich negativ und positiv zeigen. Wenn man bloss so im allgemeinen „religiös“ sein will, nur so im allgemeinen „Gott“ gelten lassen, vielleicht auch suchen will, dann endet man im Zerfliessenden, Nebelhaften. Man mag dann vielleicht viel Religion haben, aber Gott bleibt ein grosses X. Vor allem aber: man kommt im Grunde nicht über sich selbst hinaus, man gelangt zu einer Ahnung von Gott, bildet sich eine Idee von Gott, Gott selbst wird eine Idee, aber er bleibt auch eine Idee, er wird keine schaffende, richtende und erlösende Kraft. Daraus folgt: Es kommt dann zu keiner wirklichen Entscheidung für oder wider Gott, für Gott oder für die Götzen. Wie könnte ein Gott, den wir selbst schaffen, Anlass zu solcher Entscheidung sein? Gott muss ein „Stein“ sein, an den wir stossen. Und dann allein, in der Entscheidung, finden wir wirklich einen Gott.

Damit sind wir schon bei unserm positiven Grund angelangt. Wir fragen: Was heisst denn, einen Gott haben?. Ich

glaube, dass wir darauf so antworten müssen: Ein Gott, besser, der Gott, den wir suchen, der Gott, der wirklich Gott ist und den wir als solchen erkennen, muss uns auf eine doppelte Art begegnen. Er muss *über uns* sein, muss über der Welt, über aller Wirklichkeit, die nicht er selbst ist, sein; er muss schlechthin, unendlich welterhaben und damit der *Herr* und *unser* Herr sein. Damit allein erfüllt sich das, was wir als Gott suchen; damit allein ist Gott Gott. Gott muss *fern*, unendlich welt- und menschenfern sein, um Gott sein zu können. Aber das ist nur die eine Seite der Wahrheit Gottes. Die andere ist, dass Gott, um uns Gott zu sein, auch *unter uns*, dass er *nahe*, unendlich welt- und menschennahe sein muss. Gott, unser Herr, muss auch Gott unser *Vater* sein. Nur beides zusammen macht Gott zu Gott und zu *unserm* Gott. Nur der Gott, der uns unendlich fern ist, kann uns auch unendlich nahe sein; denn es soll ja *Gott* sein, der uns naht, der unendliche Gott. Die Welt erlösen kann nur der Gott, der „qualitativ anders" (Kierkegaard) ist als die Welt. Der Gott, der uns helfen soll, darf keine blosse Idee sein, er muss der *lebendige* Gott sein, der der *allmächtige* ist. Der Gott, der uns Gott sein soll, darf nicht ein Gemächte unseres Kopfes oder eine Dichtung unseres Herzens sein, er muss uns als *Gott* entgegentreten, als der absolute Souverän, als der, der da spricht: „Ich bin der, der ich bin." Der Gott, der uns erlösen kannn, muss uns auch richten; denn nur aus den Händen des Richters können wir unsere Freisprechung annehmen. Der Herr allein kann uns zum Vater werden, denn nur einen *solchen* Vater suchen wir; aber auch umgekehrt: nur den Vater kann unser Herz ganz und freudig als Herrn anerkennen. Vor diesem Gott allein kommt es zu einer Entscheidung, zu der Entscheidung des Glaubens und Gehorsams, ohne die Gott nicht Gott ist. So allein wird Gott Gott, und *unser* Gott. *So aber begegnet er uns in Christus und in Christus allein.*

Denn in Christus — wozu ich nicht nur Jesus rechne, sondern die ganze Israel und der Gemeinde Christi geschenkte Offenbarung des lebendigen und heiligen Gottes, das Wort, das in die Geschichte eingeht, Fleisch wird — in Christus, sage ich, wird Gott *bestimmt*. Hier ist er nicht mehr bloss eine Idee, sondern der *persönliche* Gott, der Gott, der mit mir, gerade mir, zu *tun* hat und ich mit ihm, der lebendige Gott, der Macht über die Welt hat und über mich, der mich *richtet*, auch meine Gedanken und Ahnungen von ihm richtet, aber der mich auch *erlöst*, der mich gesund macht, der Herr, der mir *entgegentritt*, souverän, als *Tatsache*.

Ja als Tatsache. Das ists. Gedanken, Ideen, Ahnungen sind immer auch unser eigenes Gebilde, Gott aber, der Gott, der uns wirklich Gott sein kann, muss eine von uns völlig und unendlich

unabhängige Wirklichkeit sein, — wenn ich so sagen darf: etwas durchaus Unerfindliches, darum auch etwas uns zunächst Fremdes, ja Anstössiges. Das ist er in Jesus Christus. Nichts ist paradoxer, nichts wunderbarer, nichts unglaublicher, als dass gerade an diesem Punkt der Geschichte, gerade in diesem Menschenleben Gott selbst mit seinem ganzen Wesen, mit seiner ganzen Gottheit hervorgetreten sei. Das Kind in der Krippe, in seiner Armut und Unerfindlichkeit der Lage ist auch ein Ausdruck dieser Paradoxie. Der andere aber ist das Kreuz. Das war der Stein des Anstosses, an dem Juden und Griechen einst sich stiessen und an dem „Juden" und „Griechen" (nicht national verstanden!) auch heute sich stossen, weil es den Einen ein „Aergernis" und den Andern eine „Torheit" war und ist. (1. Kor. 1, 22 ff.) Aber gerade darum ist Christus der Eckstein der Wahrheit und Erkenntnis Gottes. Darum tritt in ihm gerade der l e b e n d i g e Gott hervor, der unerfindliche, in die Geschichte eingehende, die Geschichte revolutionierende, der „qualitativ andere", der richtende und erlösende, gesund machende Gott. Dieser „Jesus Christus aus Nazareth" wird immer wieder von den Menschen g e k r e u z i g t. Die Sache Christi stösst, wo sie in ihrer Echtheit vertreten wird, immer mit der Welt in einem Kampf auf Tod und Leben zusammen, ist ihr nicht nur theoretisch, sondern noch mehr praktisch „Aergernis" und „Torheit", aber sie wird auch immer wieder von den Toten auferweckt und zum Eckstein aller Wahrheit, die bleibt. Nur wo das Kreuz richtet, wird der Mensch gesund. Nur wo Kreuz ist, da ist auch Auferstehung. Nur wenn die Sache Christi ihre Salzkraft (um ein anderes Bild zu brauchen) bewahrt, kann sie die Welt retten und dem Menschen Gott als wirklichen Gott bezeugen; nur wenn sie Stein des Anstosses und Zeichen des Widerspruchs ist, kann sie auch Eckstein werden. Nur in dieser paradoxen, anstössigen, unerklärlichen Tatsächlichkeit ist die Gotteswahrheit in Christus das, was uns einen allmächtigen Gott gibt, einen Gott, der unbedingt h e l f e n kann, einen Gott, der das Wunder i s t und das Wunder t u t.

Denn noch einmal: Der ferne Gott ist auch der nahe. Diese Nähe aber — verbunden mit der Ferne — ist nirgends „unter dem Himmel" gegeben wie in Jesus Christus, in keiner Religion, Philosophie und Theosophie, nicht bei Laotse und nicht bei Buddha und nicht bei Plato — diese Weltnähe und Menschennähe, dieses Eingehen in den Alltag, dieses Hineingehen in Armut, Krankheit, Leid, Schuld, Tod, bis zu der letzten Höllentiefe. Hier nur ist Gott der V a t e r. Und darum bedeutet Gott in Christus erkennen, Gott in Christus begegnen: einen Gott haben, der Gott ist, weil er in unser Leben, wie in die Welt eingreift, weil er Schicksal und Schuld, Not und Tod gewachsen ist, weil er, als der Ferne, unbedingt helfen k a n n und, als der Nahe, unbedingt helfen w i l l. Und zu

Weihnachten offenbart er uns wunderbar, als Vater, seine Nähe. Das Kind ist Gottes wunderbare Nähe.

Das heisst, einen Gott haben; so wissen wir, was ein Gott ist, in Christus allein. So ist es Gottes Wille, ein wunderbar grosser und gütiger Wille. So will er in Christus unser Gott werden.

2.

Aber ist das nun eine Einengung, eine Einschränkung der Wahrheit?

Ich meine nicht, ich meine sogar das Gegenteil!

Einmal: Die Bestimmtheit ist nicht Engigkeit. Ich glaube vielmehr, dass nur der Bestimmte ganz weit sein kann. Denn der Schwankende ist eher geneigt, heftig, einseitig zu werden. Les extrêmes se touchent — allzugrosse Weite geht leicht in irgend eine Engigkeit über. Niemand ist unduldsamer als die „Freigeister". Nicht der Unglaube oder Schwachglaube, sondern der Glaube macht weit; denn er führt zu Gottes weitem Herzen und gründet in der Zuversicht zu seiner Wahrheit. Man darf den „Namen" Christus bloss nicht von vornherein als etwas Enges und Einengendes fassen. Christus ist der lebendige Gott selbst in seiner allumfassenden Macht und Güte. In ihm ist alle Welt Gottes und alle Kreatur sein Kind. Christus ist „das Licht der Welt", nicht die Verdunkelung der Welt. Wer etwas von Christus versteht, der versteht erst recht Laotse, Buddha, Plato. Denn das Licht ist es, das hell macht, im Halbdunkel des Unentschiedenen kann man nicht den Irrtum erkennen, aber auch nicht die Wahrheit im Irrtum und über ihm. Von Christus aus fällt ein Licht in die „Religionen", dass ihr Irrtum, aber vor allem auch ihre Wahrheit offenbar wird. Von Christus aus schliesst das ganze Rätsel der Welt sich auf. Christus geht auch in die Hölle, als Richter, aber als richtender Retter, als Herr, aber vor allem als Bruder. Es gibt keine freiere, umfassendere, kühnere Menschen, als solche, die den „Namen" Christus recht verstanden haben. Wie wenig verstehen wir ihn noch!

Ja, wie wenig verstehen wir ihn noch! Und da sage ich nun erst recht mein zweites Wort: In Christus allein können wir Gott ertragen, Gott verstehen, an Gott Freude haben.

Denn sicher: Gott wird uns entleidet durch die Gläubigen; sicher: das Christentum wird uns durch nichts so verekelt wie durch die Christen, und so wird Christus selbst zu einem Gegenstand der Scheu. Wenn man nur diese „Christen", diese „Frommen", diese „Gläubigen" vor sich sähe, diese Pharisäer und Schriftgelehrten und Sadduzäer, diese kleinlichen Mucker, diese Stützen von allem, was ungöttlich ist im „Namen" Christi selbst, diese „Heuchler", dann müsste man zu den „Ungläubigen", zu den „Frei-

geistern“ gehen oder verzweifeln; dann müsste man auf Gott verzichten wegen seinen Bekennern. Sie machen Gott bald zu einem allzu fernen Gott, zu einem kleinlichen Despoten, einem Welt- und Menschenfeind, vor dem uns graut, oder sie ziehen ihn herunter in ihren Menschenkram, ins Bild ihrer eigenen Engigkeit und Muffigkeit, machen ihn zu einem allzu nahen Gott, sie machen Gott zu ihrem Bilde, so oder so — ach, so, dass wir um dieses Bildes willen ihn fliehen möchten. Wie viele tun es eben darum! Wenn wir davor bewahrt geblieben sind, trotz gelegentlicher starker Versuchungen, dann war es Christus allein, der uns zurückgehalten hat. In ihm, dem unendlich Grossen und Freien, erscheint auch Gott so gross und frei, in ihm, dem Menschensohn, so sehr als Gott der Menschen, als der, in dem der Mensch erst recht Mensch wird, als der Vater. In ihm erscheint er als der Herr und Vater. In ihm ist Gott Gott. In ihm ist Gott nicht Nebel, Bedrückung, Enge, sondern Sonne und Höhenluft — Gott, Gott, der Seele unendlicher Jubel. Er selbst hat ja die „Frommen“ in jeder Gestalt gehasst (man verstehe das Wort recht!), er selbst ist ja von ihnen gehasst, verworfen, ans Kreuz geschlagen worden. Darum aber kann in ihm, in ihm allein — und was von seiner Art in der Welt glänzt — der Mensch als Mensch zu Gott als Gott kommen. So ist auch in diesem Sinn der von den Bauleuten verworfene Stein der Eckstein des Bundes von Gott und Mensch geworden.

Also, wenn du wirklich mit Gott zu tun haben willst, wenn du den wirklichen Gott suchen willst, gehe zu Christus, zu Christus allein. Denn zu ihm allein heisst: zu allem Reichtum Gottes. Nur wenn die Welt sich von den Götzen, auch den christlich eingekleideten, den schlimmsten und gefährlichsten von allen, abwendet zu Christus allein, kommt sie wirklich zu Gott und der wirkliche Gott zu ihr. L. Ragaz.

Das Wort, das wir brauchen.

Der zweite (der Bezeichnung nach dritte) Blumhardtband ist schon vor fast einem Jahr erschienen. Das war wohl das Wichtigste, was in diesem Zeitraum geschehen ist. Der Umstand, dass die Welt davon nichts gemerkt hat, ändert daran nichts; denn wann hätte die Welt je das wahrhaft Wichtige als solches erkannt? Es ist ja auch nicht immer so leicht zu erkennen. Mir ist das in diesem Fall an mir selbst klar geworden. Ich habe seit vielen Jahren sozusagen auf diesen Predigtband gewartet, aber als er nun da war, habe ich seine volle Bedeutung nicht sofort verstanden. Ich habe den ganzen Band zweimal gelesen, wirklich gelesen, nach und nach, gelesen besonders inmitten von Not und Kampf, gelesen in dunklen

Stunden, in Sehnsucht, Seelendurst, Anfechtung. Beim zweiten Male habe ich schon viel mehr darin gefunden als beim ersten Mal, und nun, da ich den Band zum dritten Mal durchgehe, meine ich, jetzt erst schlage mir daraus das volle Licht entgegen, das darin leuchte. Diese Eigenschaft, dass sein Sinn sich nur nach und nach, und nicht bloss aus dem Denken, sondern vor allem aus dem Leben erschliesst, teilt dieses Buch mit der Bibel, deren ganze Wahrheit es verkündigt — ich wage es zu sagen — wie sonst kein zweites Buch.

Aber wie soll ich nun davon reden? Hat es einen Sinn, davon zu reden? Genügt es nicht, bloss immer wieder zu sagen: „Nimm und lies!"? Vielleicht ist doch gut und nötig, Einiges zu sagen, um gleichsam den Schutt wegzuräumen, der den Weg zu diesem Schatze versperren könnte. Mehr ist nicht nötig — es ist, mit andern Worten, nur eine Hindeutung, von ferne nicht eine Beschreibung nötig.

1.

Wenn ich, wie sichs gebührt, an früher über Blumhardt Gesagtes anknüpfen soll, dann könnte ich versucht sein, zu sagen: „Hier haben wir nun den revolutionären Blumhardt." Es würde mich das auch insofern reizen, als es heute bei einem gewissen armseligen, der Reaktion die geistliche Schleppe tragenden Theologenvolk Mode ist, von der Revolution abzurücken, unsere doch vor allem für den Geldbeutel bange Welt zu versichern, die Reformation sei ja keine Revolution gewesen und so fort.[1] Dem gegenüber erklärt Blumhardt, der vor allem auch ein Mann war:

Kein Wunder, dass es schliesslich zur Revolution kam; denn genau genommen, war das die Reformation.

Man mag sagen, was man will, die französische Revolution ist doch ein Kind der Reformation; natürlich ist es eine fürchterliche Abart, aber doch in der Hand Gottes. (14)

Die Angst vor dem „Umsturz", welche jene theologischen Weiber erfüllt, deren langer Rock insofern recht symbolisch ist, war Blumhardt so fremd, wie allen wirklichen Gottesmännern.

Die Leute haben Angst vor dem Sturz der Welt — ich freue mich darauf; ich wollte, es würde heute schon anfangen krachen und zusammenfallen. (342)

Dieser Christus wird siegen und dieser Christus wird die Welt umwerfen. Ja, nennt mich einen Umstürzler! Wollte Gott, ich würde sofort die Welt umwerfen ohne Rücksicht. (443)

Heutzutage geht es überall aus den alten Verhältnissen heraus. Es muss sich ein Volk Gottes bilden auf einem ganz neuen Boden, ganz anders. (166)

Jene geistlichen Angstmeier können sich offenbar unter Revolution nur blinde Zerstörung, Petroleum und Bomben denken; Revolution ist aber überall da, wo, im Gegensatz zur blossen Revision,

[1]) Ausdrücklich bemerke ich, dass ich dabei nicht an den bei all seinen Mängeln doch bedeutenden Holländer Abraham Kuyper, sondern an allerlei andere Erscheinungen denke.

ein neues Prinzip auf den Plan tritt. Sie kann sehr wohl, ja wird im Grunde immer und desto mächtiger, je mehr sie in die Tiefe geht, auch eine Umkehr, eine Rückkehr zum Früheren, zu dem, was „im Anfang war", sein. In diesem Sinne wird sie, wo sie in ihrer besten Gestalt auftritt, Reformation bedeuten. Vollends hat sie mit Terror und blosser Vernichtung nichts zu tun. Trotzdem wollen wir nicht auf dieses Stichwort Gewicht legen. Ob man es nun Revolution nenne oder nicht, jedenfalls ist es ein vulkanischer Durchbruch, den wir in diesem Blumhardtband erleben. Im früheren Bande schon spürte man das Erzittern des Bodens wie bei einem Erdbeben. Es ist ein leidenschaftlicher Ringkampf zwischen Alt und Neu: der alte Boden der pietistischen und kirchlichen Frömmigkeit spaltet sich, zerbricht. Im jetzigen bricht das Neue als gewaltiger Glutstrom hervor, aber — hier versagt das Bild — nicht verheerend und zerstörend, sondern eine neue Welt verkündigend und schaffend. Dort ertönt immer stärker die Losung: „Sterbet mit Jesus!", hier immer stärker die scheinbar entgegengesetzte, in Wirklichkeit nur die Fortsetzung von jener bildende: „Lebet mit Jesus!"; dort ist Karfreitag das oberste Wort, hier ist es Ostern und Pfingsten.

2.

Und wie wollen wir nun an die ganze gedrängte Fülle dieser Welt herankommen?

Wie gesagt, nur hindeuten wollen wir, nicht beschreiben.

Es sind einige grosse Losungen, die stürmisch durch das ganze Buch brausen. Der Herausgeber hat durch den Titel des Buches („Ihr Menschen seid Gottes!") eine herausgegriffen, die allerdings sehr im Mittelpunkt steht; sie heisst: Der Mensch! Der Mensch ist wirklich in dieser Zeit ein grosses, ja, in gewissem Sinne das Anliegen Blumhardts. Das mag demjenigen Leser, dem einerseits Blumhardts Gedanken im allgemeinen nicht unbekannt sind und dem anderseits die Losungen der „neuen Theologie" in den Ohren tönen, zunächst wohl am stärksten auffallen. Die „neue Theologie" wird ja gewöhnlich, etwas vergröbert wohl, so verstanden, als ob sie sich in einer einseitigen Herabsetzung des Menschen erschöpfe. Ueberhaupt ist ja heute auf der ganzen Linie der Kampf gegen die „Autonomie" des Menschen im Gange. Soweit man darunter die falsche Autonomie, die Autonomie der Schlange im Paradies meint, ist der Kampf auch bitter notwendig, ja selbstverständlich. Man erinnert sich wohl, dass auch der erste Band auf seine Art diese Autonomie bekämpft, indem er allem Menschenwerk, aber — wohlverstanden — auch dem frommen, dem religiösen, christlichen, kirchlichen, theologischen, im Namen des lebendigen Gottes ein: „Sterbet!" zuruft. Aber nun, im zweiten Band, wird gerade hier aus dem „Sterbet!" ein „Lebet!" Das

„Sterbet“ ist nur das erste Wort, das zweite ist „Lebet!“ Der Mensch — in seinem ganzen Umfange — der sterben muss, soweit er sich an Stelle Gottes setzt, soll aus Gott auferstehen und leben. „Werdet endlich Menschen!“ — das ist in dieser Periode Blumhardts leidenschaftliches Anliegen. Er ist darin oft jusqu'au bout gegangen, sodass auch seine besten Freunde sich etwa darob entsetzten. Andere haben es dann, wie vieles sonst, von ihm übernommen, freilich ohne dies zu verraten, was zwar nicht fair, aber vielleicht auch gut war. Es soll von Gott aus in der Menschenwelt anders werden. Der Mensch ist ungeheuer wichtig. Gott und Mensch gehören sozusagen unlöslich zusammen.

Der liebe Gott muss Menschen haben. (27)

Im Gegensatz zu der heutigen Art, die sozusagen durch Vernichtung des Menschen zu Gott vordringen, auf des Menschen Unehre Gottes Ehre begründen will, geht Blumhardt in dieser Zeit oft bis zum Gegenpol auch seines frühern Weges. Man muss zuerst den Menschen zu Ehren bringen, vorher gibt es kein Verständnis für die Ehre Gottes; der Mensch muss zuerst lernen, Gott in sich selbst zu achten, dann erst kann er Gottes Gewalt über die Welt erfassen; er muss Gottes Recht für sich selbst geltend machen, wenn er Gottes Recht an der Welt verstehen will; wer aber sich selbst wegwirft, der wirft Gott weg.

Denn das sage ich euch: Menschliches muss zu seinem Rechte kommen, dann kommt Göttliches auch zu seinem Rechte.

Du hast doch etwas Menschliches — dem gib Recht, das Menschliche lass einmal ganz einfach wieder gelten . . . dann bin ich überzeugt, es wird der Jesus, von dem ich weiss, dass er lebt, auch dir, der du es vielleicht nicht glaubst, nahetreten und wird etwas aus dir machen können. (15 und 16)

Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Schriftgelehrten! Das ist der erste Feind: das sind die Menschen, die Gott so vergotten, dass kein Mensch mehr zu Gott kommt. Merket euch den Satz! Der Geist der Schriftgelehrten und Pharisäer und aller Parteien ist der Geist, der Gott so vergottet, dass kein Mensch mehr zu ihm kommen kann und Gott zu keinem Menschen mehr kommen kann, dass immer eine Scheidewand da ist. Dann ist es aus. Dieser heillose Geist reisst fast alle Menschen vom Felsen herunter; dieser Geist hat den Aposteln die ganze Kirche heruntergerissen und so liegen sie [s.c. die Pharisäer und Schriftgelehrten, die „Frommen“] im Sumpf und wagen gar nicht mehr, sich und Gott zusammen zu denken. Sie stellen sich nicht auf den Christus im Fleisch, sondern auch Christum weisen sie wieder aus dem Fleisch heraus, dass niemand zu ihm kommen kann. So kommen denn diese falschen Geister, die die Menschen bedienen mit Theologie und Philosophie und Christentum; die bedienen uns aus den Erinnerungen von Christus nach der Schrift. Wir werden bedient in unserem Dreck drin! — aber da kann nichts werden, darum haben alle Offenbarungen aufgehört.

Heut handelt es sich darum, diesen Geist zu bekämpfen, der Gott so vergottet, dass kein Mensch mehr zu Gott kommen kann, der Christus so vergottet, dass kein Mensch mehr auf den Felsen in ihm, der im Fleisch ist, sich zu stellen wagt. (93 und 94)

3.

Woher stammt diese Wendung zum Menschen? Sie stammt, sagten wir, gerade aus Gott, aus dem Ernstmachen mit Gott. Denn Gott ist die Liebe.

Damit sind wir zu der zweiten gewaltigen Grundlosung dieses Bandes gelangt. Wir stossen hier auf einen zentralen Punkt in Blumhardts Kampf, den man leicht übersehen kann. Glaube und Hoffnung treten eng verbunden darin so gewaltig hervor, dass die „Liebe", die doch die grösseste unter ihnen ist, weniger beachtet wird. Auch scheint die Hoffnung darin das Eigenartige, weil Neue zu sein, während von der Liebe, auch der Liebe Gottes, das Christentum immer schon genügend geredet habe. In Wirklichkeit ist auch bei Blumhardt gerade die Liebe, die Liebe Gottes, aus der die Liebe des Menschen erwächst, auch „die grösseste unter ihnen". Es enthüllt sich gerade darin die biblische Wahrheit in einer Eigenart und Gewalt, die recht zu fassen wir noch weit entfernt sind. Die Eigenart dieser Liebe offenbart sich besonders an dem: „Richtet nicht!" Ich wähle mit Bedacht diese Formel, einmal, um darauf hinzuweisen — was man noch zu wenig beachtet hat — wie Blumhardt, ohne es zu sagen, meistens wohl ohne direkt daran zu denken, ein Stück der Bergpredigt auslegt, sodann, um an dieser Stelle auf die Berührung mit Tolstoi aufmerksam zu machen. Nicht richten, sondern verstehen! Nicht verdammen, sondern lieben!

Es hat noch nie ein Mann Gottes gewagt, einen Sünder zu verdammen. (12)

Die Liebe Gottes, die im Menschen lebendig werden soll und in Jesus Fleisch geworden ist, kennt keine Schranken und Grenzen. Sie dringt in alle Höllen und zersprengt sie.

An Jesus hängen wir die allerweitesten Hoffnungen für uns und für die ganze Welt, und in Jesus machen wir unsern Geist stark wider alles Böse; wir lassen keinem Bösen auch nur nagelsgross Recht. Wundert euch nicht, wenn ich keinen Teufel und keine Hölle und keine Verdammnis gelten lasse — mir wühlt es das ganze Herz auf um Jesu willen. (16 und 17)

Alles, was auch gesündigt ist, ist abgetan, weil man durch die Liebe Gottes auf eine neue Bahn gekommen ist. (38)

Der liebe Gott mag dich doch, wenn auch kein Mensch dich mehr mag. (39)

Diese Liebe Gottes führt immer zu den „Zöllnern und Sündern".

Unter den eigentlichen Sündern sind die edelsten Menschen; mancher liegt im Kot der Sünde und ist der glänzendste Edelstein. (39)

Man vergleiche dazu das Wort Jesu: „Wahrlich, ich sage euch: Zöllner und Huren kommen eher in das Reich Gottes als Pharisäer und Schriftgelehrte." (Matth. 21, 31.)

Christus im Fleisch, das gibt uns die Liebe zu allen Menschen, das gibt uns die Liebe auch zu unsern Feinden; . . . das gibt uns die Freundschaft zur Welt, nicht die Schmeichelei gegen die Welt, sondern die Freundschaft zu allen Menschen, die hohe Freundschaft, in welcher wir es durchbehaupten:

Christus ist auch in dieses Fleisch der Sünder gekommen, es ist nur eine Frage der Zeit, so ist das Andere aus ihnen fort und Jesus lebt. (202 u. 203)

Dass diese Liebe etwas Grundanderes ist, als was die „Modernen“ oder „Neuen“ davon schwatzen, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

4.

Wenn dergestalt das neue Menschentum, das Blumhardt meint, aus der Liebe Gottes quillt, so muss diese Liebe Gottes doch noch nach andern Richtungen hin erläutert und damit jene Hinwendung zum Menschen verständlich gemacht werden. Wir haben ja schon wiederholt gesehen, dass sie auch zusammenhängt mit der Losung: „Im Fleisch!“ Und das ist in der Tat eines der weiteren, gewaltigen Grundworte dieser Zeit, wie auch aller späteren Zeiten Blumhardts, und zwar so, dass wir manchmal meinen möchten, gerade darin sei der eigentliche Blumhardt, dadurch werde sein Allerbesonderstes bezeichnet. Wir könnten uns zunächst darüber wundern, wenn wir uns daran erinnern, dass im ersten Band die Wendung gerade *gegen* das Fleisch ging, dass dort alles Fleisch *sterben* musste, auf dass Jesus lebe.

Was bedeutet denn nun diese Wendung: „Im Fleisch!“?

Machen wir zuerst klar, was sie *nicht* bedeutet. Wir stossen dann wieder auf das, was Blumhardt *verneint*. Diese Verneinung ist wahrhaftig revolutionär genug. Er verneint, mit Jesus, mit der ganzen Bibel, nicht weniger als *Religion und Christentum, Kirche und Theologie.*

Herausgekämpft muss es sein, dass Jesus nicht ein Religionsstifter ist, ein Konfessionsstifter — denn Religionen gibt es eigentlich gar nicht, es gibt nur Konfessionen — sondern dass er der *Lebensbringer* ist, und dass hinter ihm das *Lebensvolk* in die Totenmasse hineingeht. (114 u. 115)

Jetzt handelt es sich nicht mehr um Konfessionen und Glaubensbekenntnisse und Kirchen — *die* Zeit ist vorüber. (143)

Frei heraus sage ich es: Das Christentum gilt mir blutwenig; das ist heute nichts als eine geschichtliche Erscheinung unter den Völkern. Nehmt es mir nicht übel — ich schmeichle niemand mehr — aber das Christentum ist ja nichts mehr nütze; es ist wie mit dem Judentum, da kam ja Gott auch nicht zu seinem Recht. (148 und 149)

Es war ein grosser Irrtum, dass wir meinten, jeder Theologe, jeder Pfarrer könne lösen und binden — es muss in einem Menschen das Licht des Vaters im Himmel sein, aber kein Scheinlicht: nicht ein Amt, das wir machen, hat die Schlüssel in der Hand, nein, da wo wir die Leute auslesen, wo wir sie examinieren, ists nicht. Mit dem geben wir ihnen nicht die Schlüssel des Himmelreiches, sondern wo Einer ist, der die Offenbarung Gottes empfängt, der ist ein lösender Mann. Jeder Bauer, jede Frau kann eine lösende Person werden — steht sie auf dem Felsen, so ist sie eine lösende und es kann die Gemeinde Christi aus lauter Armen, Unmündigen zusammengesetzt sein und sie ist doch eine lösende. Und so kommen die Wirklichkeiten Gottes auf Erden zustande . . . (67)

Die Menschen werden bis jetzt enorm betrogen; wie sind nicht die Leute durch falsche Propheten in die Irre geführt worden, und wie sind wir in

Verlegenheit, z. B. auch heute, durch historische Entfaltung des Christentums, des Papsttums, des Zarentums und Pfaffentums, weil das freie Verhältnis zu Gott eben dadurch wieder verderbt und aufs neue in Frage gestellt worden ist. Es tut einem also leid und will einen oft ganz böse machen, dass Leute in der Religion etwas zu sagen haben wollen, die doch nichts verstehen . . . (273 und 274)

Ich las kürzlich in einem Büchlein von einem russischen Pfarrer, in dem derselbe sagt, wir brauchten keine Kirchen und Kathedralen, eine Scheune tue es auch . . . Es ist wirklich schade in unserer Zeit für das viele Geld, das man an die Kirchen wendet — für das Reich Gottes hats keinen Wert! Damit kann man nicht selig machen, das zeigt gerade die heutige Zeit. Jesus ist kein Religionsstifter; er ist der Erneurer des Lebens. Das Menschheitswort Gottes muss geliebt werden . . . (304 und 305)

Das ist das Nein Blumhardts zu den Mächten, die zur Zeit seines Auftretens als die edelsten Träger und höchsten Verkörperungen der Sache Gottes galten und als solche zum Teil noch heute gelten. Dieses Nein, schon im ersten Band aus leidenschaftlichem Ringen hervorbrechend, ertönt im zweiten Bande umso gewaltiger und sieghafter, als es aus einem entsprechenden J a stammt, ja gewissermassen nur dieses Ja mit einem andern Vorzeichen ist. Wer die geistige Lage unserer Zwischenzeit (denn eine solche ist es in meinen Augen) kennt, der weiss, dass dieses Blumhardtsche Nein heute wenigstens scheinbar und besonders in den religiösen Kreisen ein schwächeres Echo findet, als vor zehn und zwanzig Jahren. Es ist Restaurationszeit. Religion und Christentum, Kirche und Theologie werden wieder aufgerichtet, ja, man redet bekanntlich von einem kommenden „Jahrhundert der Kirche", und wenn man heute davon auch schon etwas weniger zuversichtlich r e d e t, so d e n k t man doch vielfach so. Es ist die Frage, ob dieser Mann, der doch wahrhaftig als einer erscheint, der „Gewalt" hatte und den Gott „seine Wege wissen liess", (Psalm 103, 7) Recht behalten wird, Aussicht, Verheissung hat, Recht zu behalten, oder diese Restauratoren von Heiligtümern, die er Ruinen nennt. Davon ein andermal mehr!

Fragen wir nun: Welches ist denn das Ja, aus dem jenes Nein wird?

Damit kehren wir wieder zu der Losung „Im Fleisch!" zurück. Wir müssten nun eigentlich sagen: nicht i m Fleisch, sondern i n s Fleisch. Und das bedeutet: die Wahrheit Gottes, die Christus heisst, will nicht im Himmel bleiben, sondern will auf die Erde, und sie will hier nicht im stillen Heiligtum des innern Lebens bleiben, sondern will in die Welt, in die Gesellschaft, in die Verhältnisse hinein, sie will auch nicht bei sich bleiben, nicht in Tempeln und nicht in Systemen, nicht in Religionen und Konfessionen, und hiessen sie auch „christlich", sondern will in die Wirklichkeit hinein, und zwar nicht nur in die schöne, edle, leichte, nein, umgekehrt, gerade in die hässliche, verachtete, dunkle Wirklichkeit, in Sünde, Laster, Not und Tod hinein; sie will in die Welt hinein, bis in ihren

letzten Winkel; sie will in die Hölle hinein. Wie, in diesem Sinne, durch Jesus Christus das Wort Fleisch geworden ist — und das bedeutet ja, konzentriert ausgedrückt, „Christus" — so will sie in seinem Reiche Fleisch werden, bis alles Gottes geworden ist.

Das bedeutet Blumhardts Losung: „Im Fleisch", „Ins Fleisch"! Es ist ein biblisches Wort und eine biblische Losung. Man wird in ihrer Verkündigung durch Blumhardt einen Nachklang oder besser: eine Verstärkung jener andern vernehmen können, die auch ein schwäbischer Gottesmann (Oetinger) ausgegeben hat: „Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit"; aber wie diese entspringt sie vor allem aus dem innersten Herzen der Bibel selbst. Gott will „ins Fleisch", er will in der konkreten, alltäglichen, gottfernen Wirklichkeit, auch der materiellen, zur Geltung kommen; Gott ist durch Jesus Christus ins Fleisch gekommen. Blumhardt betont damit unter anderm auch die Bedeutung des geschichtlichen Lebens Jesu. Gerade das ist wichtig, ist entscheidend, dass in diesem Jesus Gott wirklich den Boden dieser Erde betreten hat, dass er mit ihm in diese ganze irdische, sündige, dunkle, satanische Welt eingegangen ist, sie richtend, besiegend, erlösend, verwandelnd. Blumhardt würde das neuerdings wieder in Schwung gekommene Wort des Paulus: „Wenn wir nun auch Jesus nach dem Fleisch gekannt haben sollten, so kennten wir ihn doch jetzt nicht mehr", (2. Kor. 5, 16) am rechten Ort so wenig bestreiten, als wir es tun, aber er würde sich gewaltig dagegen erheben, wenn es etwa die Entwertung der, im tiefsten Sinn des Wortes, geschichtlichen Wirklichkeit Christi zugunsten der blossen Christus-Idee dienen sollte. „Im Fleisch" und darum weiter: „Ins Fleisch", das ist die Losung, die auf dem Banner der Sache Christi steht. Es drückt sich darin aus, was ich etwa den heiligen Materialismus der Bibel nenne, was man aber auch ihren heiligen Realismus nennen kann. Die Sache Christi ist nicht bloss Religion, Frömmigkeit, heilige Innerlichkeit, Spiritualismus, Idee, Sehnsucht, Heimweh, sie ist Wirklichkeit, will es immer mehr werden, nichts ist ihr zu profan, nichts zu äusserlich, sie ist nicht „inwendig in uns", sondern „mitten unter uns", die feste, greifbare, „materielle" Wirklichkeit der Wirklichkeiten, das fleischgewordene und immer wieder fleischwerdende Wort des allmächtigen Gottes, der die wunderbare Liebe ist, die für uns geboren wird, lebt, stirbt, aufersteht und siegt.

Zu einer körperlichen Wahrheit, heisst es in diesem Sinne einmal, muss der Tag unseres Gottes werden, der Tag unseres Herrn Jesu Christi. (10)

Aber auch das drückt sich darin aus, dass Gott wirklich der Herr ist. Denn nur so: wenn wir mitten in der Wirklichkeit des „Fleisches" seine Wirklichkeit spüren, spüren wir ihn auch als den, dem noch alles gehören muss. Eine blosse „Idee", ein blosser „Geist" (im abgeschwächten, griechischen Sinn, den das Wort Joh.

4, 24: „Gott ist Geist“ nicht hat) flösste uns kein Zutrauen in ihren Sieg ein, nur der Gott, der „im Fleisch“ erscheint, ist der allmächtige und lebendige Herr der Welt.

Die Sache Gottes will in die Welt. Das ist nur eine andere Wendung und gleichsam die Fortsetzung jener allgemeinen. Die Sache Gottes ist für die Erde. Das wird mit der Einseitigkeit der Entdeckung und des Kampfes gesagt.

Wo der Mensch ist [es ist selbstverständlich der Mensch Gottes gemeint], da ist der Himmel auf Erden. Lasst heute in unserer Gemeinde Boll oder irgend einer kleinen Gemeinde wahre Menschen werden, und das Paradies ist da! Es braucht keinen besondern Himmel dazu, es ist schön genug auf unserer Erde, aber rechte Menschen müssen drin sein und dann ist das Paradies da. (63)

Gott folgen in unserer Zeit ist das Wichtigste, und dadurch werden wir klug. Zu diesem Umgang kommen wir aber nur, wenn man die Klugheit hat, wie wir sie hatten, nie von der Kirche, nie von Gemeinde zu hören, sondern immer nur vom Reiche Gottes. Schon in meinem dritten, vierten Jahr hat mein Vater uns in sein Zimmer genommen und hat uns grosse Karten gezeigt und gesagt: „Ihr müsst die Welt erobern, denn das Reich Gottes muss in die Welt kommen.“ (313)

Ohne dieses „Gott in der Welt“ hätten wir niemals den Weg gefunden, der uns einigermassen nach oben führt. (59)

In diesem Sinne sagt Blumhardt von sich selbst:

Ich will ein Weltmensch sein, ich will ein Herz haben für die ganze Welt, ich will eine Arbeit haben für die ganze Welt, eine Freudigkeit und eine Liebe für die ganze Welt. (25)

Und so war er auch ein Weltmensch, hatte gar nichts „Geistliches“ an sich, auch wenn er einmal einen schwarzen Rock trug oder auf einer Art Kanzel stand und predigte. Darum aber hatte er auch „Vollmacht“.

Heute muss man, sagt er ein andermal, ein Gottesmann sein in der Welt. Wer das nicht versteht, hört die Stimme des Herrn nicht, die schon lange schreit. (165)

5.

Wenn auf diese Art das Reich Gottes „ins Fleisch“, „in die Welt“ (und in die Hölle!) will, dann muss es zur Erfüllung kommen und darf nicht bloss bei der Verheissung bleiben, so wie Christus im Fleische selbst Erfüllung und nicht bloss Verheissung (obwohl freilich auch Verheissung!) ist. Es darf also, um Julia Hansens Formel aufzunehmen, nicht bloss bei der „Rechtfertigung“ bleiben, sondern muss zur „Erlösung“ kommen.

Wenn man nur geschwind Verzeihung der Sünden bekommt, Rechtfertigung! — das ist alles, was man in der Religion sucht, ob man dann Sünder bleibe oder nicht. Man macht aus der Gnade eine Art Leichentuch, das den Tod der Sünde zudeckt — was darunter ist, fragt man nicht, und der Bann des Todes bleibt stehen. (84)

Aber wer wirklich Christus hat, der hat in ihm Erlösung, das heisst, er hat den Sieg über die Sünde. Er hat darum auch nicht bloss Trost, sondern hohe Freudigkeit des Sieges in allem.

Jesus hat nicht bloss Trost bringen wollen, Jesus will andere Menschen

haben, die in einer ganz andern Sphäre leben, bei denen es nach Gottes Willen geht, nicht mehr nach den Folgen der Sünde. Wer will sagen, das sei nicht der Wille Christi gewesen, Christus habe bloss Trost bringen wollen? Dann legt die Bibel auf die Seite, dann haben sich die Propheten und Apostel getäuscht. (85)

Alles Todeswesen muss sich in jener „ganz andern Sphäre" auflösen. Auch die Krankheit.

Haben wir die Sphäre des Lebens, so lösen sich die Krankheiten auf wie Nebel. (57)

Ueberall geht es um den grossen Kampf zwischen Tod und Leben. Jesus aber bedeutet das Leben und seine Auferstehung den Sieg alles Lebens. Sie ist nicht bloss ein vereinzeltes historisches Ereignis, das uns ja wenig bedeuten könnte, sondern ist nun sozusagen das grosse Grundprinzip der Welt Gottes. So tritt es bei Blumhardt nun auf und bleibt so.

Wir feiern nicht Ostern zum Andenken an einen einmal auferstandenen Jesus, sondern wir feiern Ostern im Preis Gottes, der uns das Leben gibt, welches grösser ist als der Tod. (256 und 257)

Es ist ein Triumphgesang ohnegleichen. „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat." (1. Kor. 15, 55) Wenn es vorher hiess: „Sterbet, damit Jesus lebe", so heisst es darum jetzt: „Jesus lebt, Jesus ist das Leben, Jesus ist die Auferstehung, darum lebet, stehet auf." Und welche Vollmacht hat diese Botschaft bei Blumhardt! —

Aber diese Auferstehungsbotschaft gilt nun nicht bloss dem Einzelnen in seiner Not, sondern der ganzen in Todesdunkel versunkenen Welt, der ganzen Gesellschaft. Und hier stossen wir auf das weitere Element, das diesem Band und dem Leben Blumhardts den Charakter gibt: das Soziale! Aber gerade, weil dies so ungeheuer bedeutsam und entscheidend geworden ist und in seinem Werke geradezu die Durchbruchsstelle bezeichnet, brauchen wir hier nicht viel davon zu sagen.

Wie zentral dieses Element für Blumhardt selbst war, möge die folgende Stelle beweisen:

Der Heiland will ja eigentlich im Grunde, wenn wir es so ausdrücken wollen, die soziale Frage lösen. (287) [1]

Und noch schlagender die andere:

Jesus ist eigentlich viel weniger religiös als — dass ich so sage — menschlich lebendig, oder — erlaubt mir den Ausdruck — sozial. (324)

---

[1] Der Herausgeber der Predigten hat in seinem Nachwort zu dem Bande sowohl die Gründe, die Blumhardt zu seiner Stellungnahme für den Sozialismus und seinen Eintritt in die sozialdemokratische Partei veranlassten, als auch sein Wirken innerhalb der Sozialdemokratie eingehend dargestellt. In den dem Anhang beigegebenen beiden Antwortschreiben Blumhardts an seine Freunde, worin er diesen über seinen grosses Aufsehen und viel Aergernis erregenden Schritt Rechenschaft gibt, spricht Blumhardt selbst die Motive seines Verhaltens in klassischer und gewaltiger Einfachheit aus.

Ueber einen neuesten Versuch, Blumhardt möglichst vom Sozialismus zu trennen, das nächste Mal.

Es soll im übrigen nur noch betont werden, dass das, was wir in einem ganz weiten und grossen Sinne Sozialismus nennen können, n i r g e n d s aus einem so tiefen Grunde strömt, wie bei ihm. Dieser Grund ist Gott selbst, der Lebendige, ist die Liebe Gottes, so wie Blumhardt sie versteht, ist Christus im Fleisch, ist das Reich Gottes in der Welt, ist die Erlösung des Menschen, ist die „Auferstehung des Fleisches". Blumhardt hat also nicht, wie die „neue Theologie", zwischen das Evangelium und den Sozialismus (im weiteren Sinne) eine breite neutrale Schicht, ein „Niemandsland", gelegt, oder die bessere soziale Ordnung etwa aus dem sogenannten Naturrecht abgeleitet, sondern hat die Wiedergeburt der Gesellschaft unmittelbar aus der Tiefe des Vaterherzens Gottes und der Liebe Christi (was das Gleiche ist) her geschehen lassen. Dass das von dem lebendigen Gott und seinem ins Fleisch gekommenen, liebenden, leidenden, siegenden, wiederkommenden Christus ausgehende Leben in alle Todestiefen der Gesellschaft flute: in das soziale Unrecht und die soziale Not, in die vom Egoismus gebundenen Herzen, in die Wohnungen, wo Krankheit und Laster brüten, in die Fabriken, wo der Mensch zum Sklaven wird, in die Stätten, wo die Zöllner und Sünder wohnen, in die Hölle, und dorthin die Liebe Gottes und sein heiliges Recht für alle, das Leben und die Freude, die Auferstehung, kurz: Gott, den Menschen, den Bruder, das Reich bringe — das ist nach Blumhardts Meinung der Sinn der sozialen Frage. So hat er sie ausgelegt und gelebt. So hat er sie gedeutet als das Anpochen Gottes an die Tore unserer Gesellschaft, so den Sozialismus gedeutet als einen Vorglanz des Reiches Gottes und die Sozialdemokratie als seine ungewollte und unbewusste Prophetin. „Eigentlich sind sie [sc. die vielgeschmähten Sozialdemokraten"] Propheten." Sie tun, wie auch andere Bewegungen, nach der Art des zweiten Sohnes im Gleichnis, den Willen Gottes, ohne es zu wissen, ja ohne es zu wollen. Gott ist ja oft da, wo man ihn leugnet und nicht da, wo man ihn bekennt.

Sie müssen! — dieses Stichwort hat ebenfalls Blumhardt geprägt — Ja, sie müssen — ohne dass sie an Christus glauben, müssen sie seinen Willen tun und zuletzt wird Christus als d e r ihnen erscheinen, von dem heute alles Gute ausgeht. (307)

Kurz, alles Tiefste und Grösste, was die alten und neuen „Religiös-Sozialen" (mögen sie sich so nennen oder nicht) vom Sinn der sozialen Bewegung zu sagen wissen, haben sie zwar nicht bloss bei ihm geholt, aber er hat es in einer Fülle und Tiefe, Gewalt und Vollmacht ausgesprochen, wie Keiner sonst.

Nur e i n Element sei aus der sozialen Botschaft Blumhardts noch kurz hervorgehoben. Die religiöse Vornehmtuerei der heutigen Theologen und Frommen kann vom P a z i f i s m u s nicht ohne Naserümpfen reden. Dieser Mann aber, der von Gott und Christus ganz entschieden mehr gewusst hat als sie, bekennt sich stets

zu ihm und betrachtet den Krieg als eine Sache, die wir abtun sollen und können. Nur zwei Stellen von vielen:

Es wird behauptet, diese ganze Kriegs- und Hassgeschichte der Menschen, das sei die göttliche Weltordnung, der Krieg gehöre ganz natürlich zum Menschen und ohne Krieg gebe es keine rechten Menschen. . . Nun steht Jesus da und sagt: Nein! Nein! (432)

Selbstverständlich weiss Blumhardt dabei, was wahrhaftig auch wir wissen, welches die Wurzel eines „Pazifismus" sein muss, der nicht verwelken soll:

Wenn sie jetzt einen Friedenskongress halten, so ist mir das einerseits eine grosse Freude; wenn aber die Völker sich nicht achten lernen und sich nicht schätzen lernen, [so] dass ein Volk vom andern sagt: „Es ist viel mehr wert als ich, und wenn es noch nicht ist, so muss es werden", dass wir uns auch gegenseitig helfen lernen, so wird der Friede sehr problematisch sein. Wenn die Umstände danach sind, so haben wir morgen Krieg, ausser es ist dieser unmoralische Ungott-Boden zerstört, herausgerissen aus den Herzen, und es ist die Liebe Gottes eingepflanzt, die Liebe, die die gottlose Welt, die noch unerlöste, die arme Welt und die zerschlagene Welt und in allem Elend und aller Sünde liegende Welt liebt.[1]) (254)

6.

Kehren wir von dieser gewaltigen und entscheidenden Auswirkung des „Gott in die Welt", „Gott ins Fleisch" noch einen Augenblick zu der allgemeinen Linie zurück. Blumhardt glaubt an d a s K o m m e n d e s R e i c h e s G o t t e s auf die Erde mit ungebrochener (nicht, nach der heutigen Losung, gebrochener) Kraft. Gott kann und will ins Fleisch kommen. Finitum est capax infiniti — so hätte er ohne Zögern gesagt, wenn man ihn vor jenen bekannten Streit gestellt hätte. Er scheut sich auch nicht, den heute so verpönten F o r t s c h r i t t s g e d a n k e n damit zu verbinden.

Es ist ganz merkwürdig, wie gerade mit dem Christentum dieser Fortschrittsgedanke gekommen ist. (105)

Freilich kommt der Fortschritt nicht von selbst, im Sinne einer natürlichen, ungebrochenen Entwicklung, sondern, um es kurz zu sagen, durch Kreuz und Auferstehung, aber Blumhardt will nichts von jener verkümmerten eschatologischen Auffassung des Pietismus wissen, dass nur der „kleinen Herde" das Reich gehöre. Er nennt das einen „schrecklichen Irrtum". (129) Nur ihr wird es g e g e b e n, freilich, aber f ü r a l l e.

Im Glauben an dieses Kommen des Reiches können und sollen wir auch T a t e n tun. Ja, sein Kommen ist in gewisser Hinsicht davon abhängig. Auch darin ist Blumhardt anders als die Neuesten, die sich entsetzen, wenn man — offenkundig mit der Bibel — das sagt. Dass diese Taten nur „mit Gott", das heisst: aus seinem Geiste, getan werden können, ist dabei ihm, wie uns, selbstverständlich. In diesem Sinne aber heisst es:

---

[1]) Ich verweise für die ausführlichere Darstellung der sozialen Botschaft Blumhardts auch auf mein Blumhardtbuch, besonders das Kapitel: „Die Erlösung" (2. Aufl., S. 97).

Taten müssen geschehen; das Unehrliche, das Ungebildete, das Unzarte und Törichte in den Menschen muss aufhören — aber wie? Es muss des heiligen Geistes Majestät, des allmächtigen Gottes Grösse mitten unter uns sein. Taten müssen geschehen an den Herzen, an den Leibern, in der Luft und in der Erde, an allem, was lebt, Taten Gottes. Dafür will uns der liebe Gott brauchen — wir sollen ihm helfen! Und so sagen wir denn fröhlich: Gott will mit uns Taten tun, und wird sie auch mit uns tun, weil wir es wollen, weil wir nicht die Kühnheit haben, zu denken, *wir* könnten etwas tun — *wir* können nichts tun! — aber Gott wird mit uns so viel tun, dass die Welt noch staunen wird — mit seinen Kindern kann er ja *alles* tun! (142)

Wenn man solche Worte liest, hört man den Entsetzensschrei der heutigen Theologie: „Titanismus! Luzifer! Menschliche Ueberhebung! Autonomismus! Eritis sicut Deus!" Aber ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der demütiger vor Gott gestanden, ihm in Tat und Wahrheit, nicht bloss in Worten, mehr die Ehre gegeben hätte, als der Mann, der diese Worte gesprochen!

Und gerade *unsere Zeit* hat diese Verheissung. Bedenken wir: Blumhardt ist zu einer Zeit aufgetreten, wo man von der Bedeutung einer Zeit vor Gott, von der Verheissung, die einer Zeit geschenkt sein könnte, wenig verstand. Er hat uns erst wieder die Ohren und Augen für Wort und Walten des *lebendigen* Gottes öffnen müssen.

Es ist doch heute eine neue Zeit, sagt er, eine Zeit, wie sie noch nie war, solange die Welt steht. (15)

Ich weiss es gewiss, dass in unsere Zeit ein lebendiger und siegender und kräftiger Gotteswille hereindringt. (19)

Jetzt kommt eine neue Zeit. Haltet ihr mich für kühn oder phantastisch? Ich kann nicht helfen, es kommt eine Zeit des Sieges des Gotteswillens in den Menschen und in der ganzen Kreatur. (22)

Wird man wagen, es „Hybris"[1]) zu nennen, wenn ein *Blumhardt* das sagt?

In heutiger, entscheidungsvoller Zeit, wo die Menschen unruhig und schwermütig werden vor lauter Getrieb, wo sie in der Hast, ihr Eigenes an sich zu reissen und sich darum zu wehren, herrisch werden, Händel miteinander kriegen und wo ein Durcheinander ist von Parteien, von denen jede herrschen will — heute ist das Himmelreich wieder nahe, heute will Gott regieren und es fängt schon an. (72)

Ich meine, noch nie habe sich Gott so lebendig geoffenbart als heute. In welcher Zeit ist uns so viel vom Wesentlichen Gottes ins Herz geflossen als heute? Wie hätte doch ein Apostel Paulus gejauchzt [statt, wie seine heutigen Ausleger, zu höhnen], wenn er hätte den Gedanken fassen dürfen: Niemand darf mehr Krieg führen, ohne sich dem Urteil der Welt auszusetzen! Ist das nicht eine Offenbarung Gottes? . . . Das internationale Reden Gottes heute ist mir mehr als alles, was Abraham und Mose und die Apostel erfahren haben. Heute redet Gott gross, heilig, wahrhaftig, gnädig für die ganze Welt. (118)

Heute gibts wieder eine neue Epoche, deswegen ist die heutige Zeit eine Reichgottes-Zeit — da rührt sichs. (179)

Das ist nun selbstverständlich alles andere als „Optimismus", wie die Heutigen sofort rufen würden. Blumhardt weiss genau, was

---

[1]) Gottlose Selbstüberhebung.

auf dem Spiele steht. Er weiss, was ohne die Umkehr der Welt kommen wird:

Es wird eine riesige Blutlache sein, so hoch, dass sie die Erde bedeckt. (109)

Das bisschen christliche Kultur wird uns nicht schützen vor den allerärgsten Zeiten, da Millionen Menschen zugrunde gehen, wenn nicht das Ende kommt, wenn Gott nicht Leute hat, die sich beteiligen auf das Ende hin. (176)

Es wird gewiss noch einmal zu einer Katastrophe kommen, dass es sich zeigen wird, welcher Geist Herr ist. Solche Katastrophen müssen wir voraus in uns erleben. (299)

Unendlich viel Lüge zieht durch unsere Gesellschaft. (335)

Am wenigsten wird uns, wie die Flachköpfe meinen, unsere T e c h n i k retten.

Gerade jetzt, wo wir vielleicht auf die Höhe gekommen sind an dem, was der Mensch schaffen kann, dass wir sagen müssen: Lieber Gott, höre auf und sage uns nichts mehr; wenn sie noch ärgere Erfindungen machen, dann geht es ins Uebertriebene hinein! — Heute fühlt man es am allermeisten: d a s ist nicht das Licht, in das wir endgültig versetzt werden müssen . . . Alles, was wir so haben, was nützt es heute? (267)

Denn wir sind am Ende der Zeiten. (352)

Aber gerade darum heisst es:

Das ist die heutige Zeit, und es ist eine grosse, eine prachtvolle Zeit, da das Subjektive und Kleinliche der eigenen Person verschwindet. Im Reich Gottes muss es schliesslich so gehen; es ist eine Völkerfrage, die gelöst werden muss, und Gott gebe, dass sie ordentlich gelöst wird, auch wenn es noch durch Gericht geht. Natürlich, wenn es an die Völkerfrage kommt, wird manches Gericht sich zeigen, denn auch die Sünden der Vergangenheit rächen sich, aber sind wir dabei, dass Gott Ehre einlegt, dann wird auch das Gericht und selbst die Strafe, da wir noch leiden müssen, lauter Gutes zeugen, und es werden die Völker zu Gott bekehrt werden, die Völker zu Gott kommen, die Gesamtheit, endlich einmal die Gesamtheit, Gott spüren, und dann kann es auch in den Einzelnen recht werden. (198)

7.

Das ist es, was Blumhardt hofft und erwartet. Nicht etwa eine Luther- oder Calvin-Renaissance oder gar Restauration. D a v o n sagt Blumhardt zum voraus:

Es ist bloss ein Drang nach Altertümern . . . Luther nützt uns nichts, Calvin nützt uns nichts. (181)

Bei ihm findet man auch nichts von all den Einengungen, die uns Heutigen, in der Restauration, das Atmen so schwer machen. Seine Atmosphäre ist die einer unerhörten F r e i h e i t. Er lebt in der B i b e l, vielmehr a u s der Bibel, wie nie ein „Biblizist“ gelebt hat, aber er sagt einmal:

Und da mag in der Bibel stehen, was will — da bin ich grösser als die Bibel. Es steht zwar in der Bibel, aber schliesslich muss i c h das wissen, was aus Gott wahr ist, nicht was ein Mann einmal vor zweitausend Jahren so und so ausgedacht hat. (248 und 249)

Was er [sc. Jesus] sagt und was er ist, ist so gross, dass man's nirgends hinschreiben kann; es steht deswegen auch nicht in der Bibel. (302)

Er lebt mit C h r i s t u s; Christus ist sein Leben, und doch sagt er:

Es soll nicht so sein, dass wir sozusagen an den Rockschössen Jesu Christi hängen wie die unmündigen Kinder, sondern indem wir mit ihm zusammenhängen, werden wir selbständige Persönlichkeiten und der Vater im Himmel ist unser Vater. (123)

G o t t ist der Odem seines Lebens und doch findet man sogar ein Wort wie dies:

Ich dulde keine Hölle, ich dulde keinen Teufel, keinen Dämon, keine Finsternis, nein, nein, tausendmal nein! Bis hinunter in die untersten Oerter der Erde hat niemand ein Recht an irgendeinen Menschen, bis das letzte Wort Gottes gesprochen ist — dann will ich sehen, wer es gewonnen hat! Wenn es der Teufel gewonnen hat — nun ja, dann kehre ich meinem Gott den Rücken, das heisst, nicht m e i n e m Gott, sondern dem Gott, der es einfach dann verspielt hat. (150)

Und er, der so unendlich Demütige, er, der im G e h o r s a m lebt und atmet, wagt von sich zu sagen:

So kommen viele zu mir, die sagen: „Bete für mich." Ist schon recht, ich tue es ja gerne, bin auch gross genug, für Sünder und Ungläubige zu beten. (32);

Er weiss nichts von jener w i n s e l n d e n Demut vor Gott, die heute wieder so sehr im Schwang ist und die doch nichts ist als lauter Heuchelei.

Das ist die Freiheit des Reiches Gottes, das die Freiheit Christi, die mit der Liebe Gottes Eins ist und nicht von ihr getrennt werden darf. Lasst uns frei sein, denn Christus ist die Freiheit" — das ist auch eine der Losungen Blumhardts, die schon hier mächtig ausbrechen.

Die Christen sollten die allerfreiesten Menschen sein, selbst von Sitte und Brauch; wenn man sich auch drein schickt, doch frei, von Mann frei, von Weib frei, Eltern von Kindern frei, Kinder von Eltern frei, alle frei!, auch in den Völkern und in den Staaten, in den Entwicklungen oder in den Zuständen der Gesellschaft frei; wir sind die Freien, weil wir in die Entwicklung des Reiches Gottes gestellt sind, das nicht fertig ist. (371)

Jesus ist frei, sage ich auch. (147)

Solange wir so stehen, seit Möttlingen, suchen wir Christusbildung, wir fragen nach der ganzen Welt nichts — ein Blumhardt, ein echter, der im Geist für den lieben Gott einsteht, der hat noch nie nach einer frommen Regel gefragt. (166)

In dieser „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" hat Blumhardt gelebt. Sie strahlte von ihm aus, mit der Liebe, einer Liebe, an der nichts mehr von dem Falschen hing, das sich sonst meistens damit verbindet, Eins geworden.

Man sieht wieder, dass die E h r e G o t t e s bei Blumhardt nicht wie bei manchen Neueren in der Vernichtung, sondern in der E r - h ö h u n g des Menschen besteht. Das Aufleuchten der Schöpfung in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit, und dies besonders im Menschen, d a s ist die Ehre Gottes. Das ist natürlich kein idealistischer und moderner Humanismus, sondern etwas ganz Anderes. Man kann es ja auch Humanismus nennen, aber dann mit einem besonderen Vorzeichen. Blumhardt weiss natürlich auch, dass nur eine neue Geburt, eine Geburt aus dem Tode ins Leben, zu diesem Men-

schen führt. Er weiss, dass dazu „eine stark eingreifende Verleugnung eines gewissen Ehrenpünktchens" gehört, „das der Mensch sonst immer haben will". (197)

Dann aber wird zu ihm gesagt:

Sei du jetzt auch etwas, sei ein offener Kanal, durch den die Ehre Gottes strömen kann. (197)

Und darauf liegt bei Blumhardt durchwegs der Nachdruck. Ein „Organ Gottes" (198) soll er sein, ja sogar eine „Vertretung Gottes auf Erden". (152)

Und noch höher hinauf geht es: er soll „Jesus werden". (153)

Darum wird zwar des Menschen Abfall mit einer Wucht aufgezeigt, die keine noch so ernste Sündendogmatik aufbringt, aber gerade davor gewarnt, dass man „Sünder spiele" (207). Daran ist, wie schon angedeutet wurde, zu viel Heuchelei. Es gilt, den Sieg über die Sünde, der in Christus gegeben ist, zu erfassen. In diesem Sinne heisst es:

So besteht das ganze Evangelium in dem, dass man den Leuten sagt: Die Sünde ist eine Lüge! (277)

Und dann wieder eines jener kühnen Worte:

Wer hat das je gepredigt? Die Apostel haben es noch gepredigt, aber ein wenig undeutlich haben wir es in den Briefen erhalten; sie haben es gepredigt, aber in ihren Schriften, in den Briefen hadern sie nur; die Briefe nützen uns nicht viel — wir sind natürlich froh darum, aber das, was eigentlich gepredigt wurde, steht selten im Neuen Testament. (277)

Blumhardt warnt aufs entschiedenste gegen eine zu weitgehende Trennung von Gott und Mensch.

Dieses Geborensein von Gott [in Christus] war nun vollständig ausgelöscht — im Gedächtnis der Menschen, möchte ich sagen, nicht tatsächlich, wie Luther sagt: „Die Sünde hat die Geburt des Menschen aus Gott auslöschen können." Da ist die katholische und die lutherische [und die reformierte] Kirche und alles Christentum, das nach dieser Seite hin geglaubt hat, Gott dienen zu müssen, in den Irrtum gekommen. Wenn wir vollständig andere Wesen sind als Gott . . ., so kann auch sein Sohn nicht zu uns gekommen sein. (276)

Ueberhaupt sollen wir uns vor menschlicher Systematisierung und Zurechtmachung der Wahrheit des lebendigen Gottes hüten. Dieser wird gerade als lebendiger erlebt. Blumhardt nimmt sich, wie ich schon in einem früheren Aufsatz gezeigt habe, vor diesem heute geächteten Wort gar nicht in Acht.

Darum sind wir aber auch die Menschen, die immer so viel darauf halten, dass immer etwas erlebt wird. (100)

Erlebt aber wird der Lebendige in seinen Taten. Wie Martin Buber übersetzt Blumhardt aus seiner „Genialität" heraus „Jehovah (Jahwe) als: „Da ist er." (99 ff.) Darum aber ist auch eine vollständige Lehre von ihm etwas Wertloses, Irreführendes. Es gilt, Gott selbst zuerst reden zu lassen, nicht sein Tun durch unser Reden zu ersetzen oder ihm gar vorauszureden. Nur wenn Gott ge-

redet hat — und zwar, wie er allein redet, durch Wirklichkeit — dürfen wir vielleicht auch reden.

Ich habe es schon vor zwanzig Jahren im Herzen gehabt und habe es nicht gesagt, weil ich immer nur das sagen will, was Gott sagt; heute hat es längst Gott gesagt, jetzt sage ich es auch. (213)

8.

So ist in Blumhardt, wie er uns nun in dem ersten u n d zweiten Bande dieser seiner Botschaft entgegentritt, verbunden, was so oft im Zwiespalt auseinandergeht: G o t t u n d M e n s c h. Das „Gott allein die Ehre“ (Soli Deo gloria) kann unmöglich entschiedener, ernster, gewaltiger verkündigt werden, als er es tut, niemand kann schroffer das Nein zu allem sprechen, was sich gegen Gott erhebt, aber von diesem Nein aus geht es — genetisch betrachtet — zu einem, wenn ich so sagen darf, noch gewaltigeren Ja, und von Gott aus geht es zum Menschen, in die Welt, ins Fleisch. Niemand hat je, von den Aposteln abgesehen, machtvoller die ewigen Fundamente der Christuswahrheit ans Licht gestellt, sie neu entdeckt, aber auch niemand wie er die Christuswahrheit in das Element der höchsten Gottesfreiheit gerückt. Darum, meine ich, ist Blumhardt das Zeichen, in dem wir uns e i n i g e n könnten, selbstverständlich nur soweit er der Zeuge C h r i s t i ist; darum, meine ich, sei nun ein Boden gefunden, auf den wir alle uns stellen könnten. Unter dem „Wir“ verstehe ich hier ganz besonders auch die „Familie Blumhardts“, ich meine alle die, welche von ihm Wesentliches, Entscheidendes empfangen haben, von ihm vielleicht ausgegangen sind, und vor allem auch die Vertreter der „neuen Theologie“. Man wird gemerkt haben, dass ich mit Bedacht immer wieder gezeigt habe, wo Blumhardt zu ihr in einem gewissen Gegensatz steht. Nun füge ich aber hinzu, einmal, dass das Stärkste, was in solchen Zusammenhängen steht, nicht i h r gilt, sondern ihrer Karikatur, sodann, dass ja das, was ihr grosses Anliegen ist, in Blumhardt auch zu seinem Rechte kommt, besonders im ersten Band der Predigten, aber auch immer wieder nachher. Ich bemerke hier nur noch, dass ich meinerseits auf der Linie, die Blumhardt bezeichnet, die Fortführung dessen erblicke, was die R e f o r m a t i o n begonnen hat. Er nimmt alles auf, was an ihr wesentlich ist, überwindet aber das Stehengebliebene daran, indem er die Pforte aufbricht, die H o f f n u n g heisst, und durch die w i r tiefer in die Bibel hineinkommen, als es den Reformatoren möglich war. Auch darauf möchte ich nochmals hinweisen, dass ich auf dieser Linie Blumhardts die Ueberwindung sowohl des Gegensatzes zwischen den Reformatoren und den protestantischen „Ketzern“ (den Täufern und Andern), als des von Lutherisch und Reformiert erblicke.

Ob mein Ruf gehört wird? Es ist nicht sehr wahrscheinlich. Ich selbst stelle mich jedenfalls auf d i e s e n Boden — einerseits in

allem Bewusstsein meiner eigenen Armut und Schwäche („Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“) und anderseits in jener vollen Freiheit auch von Blumhardt, die seinem eigenen Sinn und Willen entspricht. Und ich möchte besonders von diesem zweiten Predigtband erklären, dass er auch mein eigenes Bekenntnis enthält. Aber ich meine, er sei überhaupt das Buch, das wir gerade jetzt brauchen. Ich halte es auch für den besten Schlüssel zur Bibel, der uns heute zur Verfügung steht. Und freilich auch zu noch mehr. Kurz, ich meine, es zeige uns d e n Weg.

Mein Hinweis darauf ist nun doch viel ausführlicher geworden, als ich geplant und erwartet. Und doch freue ich mich, wie dürftig er mir trotzdem erscheint, wenn ich wieder zu dem Buch selbst gehe. So bleibt alles, was ich gesagt, doch bloss ein Hinweis auf einen unerschöpflichen Reichtum, der unendlich weit über alle meine Worte hinausreicht. Dieser Reichtum muss freilich erarbeitet werden; er bietet sich nicht sofort, bietet sich nicht leicht dar. Es ist merkwürdig: als ich Blumhardt predigen hörte, da erschien er mir zwar ganz anders als sonst Redner und doch auch, auf seine Weise, als gewaltiger Redner. Gewöhnlich nun ist das so, dass der Gedankengehalt solcher Reden nachher, beim Lesen, nicht entsprechend gross erscheint. Sie waren ein Sturzbach, kein Bergwerk. Blumhardts Reden aber s i n d ein Bergwerk. Es ist eine Gediegenheit im höchsten Sinne darin, die wieder an die Bibel — und daneben etwa an Luther — erinnert. Nur ganz nach und nach, indem man immer wieder zu diesen Reden greift — besonders auch in schweren Stunden — erfährt man ihren ganzen Wert und ihre ganze Fülle.

Und noch eine andere Bemerkung möchte ich machen: Nach dem, was ich aus der am meisten stürmischen Zeit Blumhardts über seine Predigten gehört und was ich einst von ihnen im Manuskript gelesen, erscheinen mir diese als gar nicht so revolutionär. Man muss sich dieses Element hinzudenken, muss wissen, muss spüren, wie sie aus dem Augenblick, aus Kampf und Not geboren sind. Freilich, wenn man bedenkt, dass sie nie „studiert“, sondern, nach allerkürzester direkter Vorbereitung, stürmisch, oft auch vulkanisch, aus seiner Seele geflossen sind, muss man nur umso mehr über ihren Vollgehalt an Gotteswahrheit staunen und wird auch durch diesen Umstand ein wenig inne, was dieser Prediger in seinem ganzen Wesen war.

Wenn ich im übrigen erklärt habe, dass es nicht leicht sei, des Schatzes, der in diesen Reden liegt, habhaft zu werden, so muss ich noch ergänzend hinzufügen, dass das — wie in der Bibel oder bei Luther — nur von der S a c h e gilt, aber nicht von der F o r m. Von dieser muss vielmehr gesagt werden, dass sie, was ja zu ihrem Wesen und Ursprung gehört, von kraftvoller Volkstümlichkeit ist. Dazu gehört eine gewisse Derbheit. Wer sich daran ärgern kann,

der hat von Blumhardt nichts verstanden; er bleibt ihm fern. Es ist wahr: Blumhardt schreitet nicht in homuletisch-liturgischer Feierlichkeit daher. Er redet, er predigt nicht, könnte man in diesem Sinne sagen. Er redet auf der Kanzel, wie er auch sonst redet. Darum kann er vom „Kaputtgehen" reden, vor „Versauien", von „langweiligen religiösen Menschen", kann sagen:

> Wie gar nichts schmeissen einen die Leute in den Dreck. (292),

und

> Ich halte es fast nicht mehr aus, dieses bloss Heiland im Himmel und lauter Lumpengesindel auf Erden. (214)

Und hat noch ganz Anderes gesagt, besonders über die Theologen. Er sagt von Paulus, „dass er einen sehr kleinen Verstand empfangen hatte"; er braucht ungescheut „banale" Worte wie „enorm", „kolossal", einfach, weil man sie halt auch sonst braucht, einfach, weil er aus der vollen Wahrheit und Wirklichkeit redet „und nicht wie die Schriftgelehrten". Wer das nicht versteht, der schlage auch seine Bibel zu, besonders die Evangelien, jedenfalls aber seinen Luther und Zwingli.

Ich meinerseits sage: auf diesen Boden wollen wir uns stellen. Es sprudelt auf ihm von Quellen Gottes und er strotzt von heiliger Kraft. L. Ragaz.



Berichte

1. Eine internationale religiös-sozialistische Zusammenkunft.

Ein paar Wochen nach unserer Casoja-Konferenz musste ich an eine andere religiös-sozialistische Zusammenkunft, und zwar eine internationale. Ich wollte über sie eigentlich nichts berichten, weil sie vertraulicher Natur war. Aber da nun doch berichtet worden ist, möchte ich doch auch ein Wort darüber sagen. An sich war ja diese andere Konferenz bedeutsam genug.

Sie fand anfangs November in Köln statt. Es waren zu ihr bloss „Führer", d. h. in Kampf und Arbeit Stehende, mit der Bewegung eng Verbundene, nicht Fremde und Unbeteiligte eingeladen. Etwa dreissig Teilnehmer mochten es sein, die überwiegende Mehrheit Deutsche, dazu drei Holländer, ein Oesterreicher, ein Engländer. Die Nord- und Ostländer waren diesmal noch nicht eingeladen. Paul Passy, der väterliche Führer der französischen Gesinnungsgenossen, konnte wegen plötzlicher Erkrankung nicht kommen — leider, leider! Und so waren auch die Belgier verhindert. Von Schweizern waren zwei erschienen: neben dem Schreibenden Freund Lejeune. Dass, wie es am Platze gewesen wäre, noch mehr Schweizer kamen, verhinderten zum Teil die Umstände, zum Teil unsere schweizerische Apathie, der „Aktivismus" vorzuwerfen schon recht paradox ist. Glücklicherweise durften wir wenigstens Freund Blum auch ein wenig für uns beanspruchen.

Es war gegenüber Casoja schon ein sehr verändertes Bild. Statt an alpinen Bauernhäusern und herbstlich weidenden Viehherden vorüber, fuhren wir zum Ziel durch die rheinische Industriegegend mit den unheimlichen Wundern der modernen Technik und Wirtschaft, den rauchenden Schorn-

steinen und gewaltigen Brücken. Einst, in hellen Studententagen, die mir fast sagenhaft weit zurückzuliegen scheinen, habe ich diese Gegenden durchwandert — welch ein romantisch-friedliches Idyll, verglichen mit dem jetzigen Zustand! Nur das Mittelstück des Rheines ist fast noch wie einst ein poesievolles Wunder Europas, die alte Schönheit und Romantik noch fast unzerstört. Aber vor dem Loreleifelsen bemerkte eine deutsche Mitreisende, die Lorelei könne ja nicht mehr droben sitzen und mit goldenem Kamm ihr goldenes Haar kämmen, denn nun herrsche ja der Bubikopf! Ich gebe diesen Witz wieder, weil er wirklich den Umschwung der Zeiten drastisch beleuchtet. — Und dann Köln! Noch ragt der alte Dom, wie einst, gewaltig über Stadt und Landschaft, aber hart daran ist der Bahnhof. Die von ihm ausgehenden Dämpfe zerstören das Gestein, aus dem der Dom gebaut ist. Tram und Auto umlärmen ihn Tag und Nacht, und wenn man in der zum Himmel ragenden, den Himmel tragenden Pfeiler- und Säulenhalle umhergeht, dröhnt von oben her das Brausen der Flugzeuge in die mystische Musik der Steine. Dom und Maschine, Mittelalter und technisches Zeitalter — wer wird es gewinnen? So stehen auch die übrigen wundersamen Denkmäler des mittelalterlichen, mystischen „heiligen Köln" — die Apostelkirche, St. Gereon, Maria im Kapitol und die andern — als Fremdlinge in der modernen Welt des Handels und der Industrie.

Hier also tagten wir. Welch ein Gegensatz! Droben die hellen, vertrauten Räume von Casoja, auch von Valbella aus ringsum die Berge, über uns der weite Himmel, auf den Weiden die Herden — drunten ein düsteres Unterrichtszimmer, zwar in einem gastfreundlich warmen Pfarrhaus, doch in düsterer, öder Gasse, freilich nicht weit vom Rhein, der, breit geworden, die Verbindung mit der Höhenheimat herstellt, jedoch selbst ringsum von der Industriewelt umfasst wird — indess diese ganze Situation vielleicht als Rahmen für die religiös-sozialistische Sache noch viel passender, oder zum mindesten, auf ihre Weise, ebenso passend als die in den Höhen droben. Denn wir dürfen wohl in den Höhen Kraft holen, aber wir müssen dann aus den Höhen in die Tiefen, in die Höllentiefen der heutigen Welt, wo zu allertiefst doch der Himmel, der Himmel *Christi*, zu finden ist.

Einen ins Einzelne gehenden Bericht will ich nicht geben. Es war für uns zwei Schweizer, die wir gerade von Casoja kamen, bedeutsam, hier in Köln, im breiteren Rahmen, so ziemlich genau die gleiche Lage und die gleichen Probleme anzutreffen, wie droben in Casoja. So verschieden im Einzelnen die Lage und Gestalt der vielen nationalen Bewegungen sein mag, so haben sie alle doch so ziemlich mit den gleichen Problemen zu ringen. Sie sind überall in den Kampf mit dem *Freidenkertum* gestellt. Auch in Köln kam man darauf hinaus, dass bei der ungeheuren Schuld des offiziellen Kirchentums an dieser Lage in diesem Kampfe starke Zurückhaltung und überlegenes Verständnis zu wahren und die Entscheidung inmitten des Christentums selbst zu suchen sei, dessen Erneuerung allein auch das Freidenkertum entwaffnen könne. — Dann haben alle Bewegungen (wenigstens die festländischen) es mit der *Partei* zu tun und zwar vor allem mit der Sozialdemokratie. Das Verhältnis ist verschieden: ähnlich, wenn auch nicht gleich, wie bei uns in Holland und Oesterreich; vorläufig, abgesehen vom Freidenkertum, freundlich in Deutschland; nicht unfreundlich, aber noch etwas fremd in Frankreich; ungestört warm und selbstverständlich reibungslos in England. Man kam im Zusammenhang mit den hieher gehörigen Problemen stets wieder auf das Zentralproblem des *Marxismus*. Hier schieden sich die Geister am deutlichsten. Es zeigte sich, dass die Deutschen dem Marxismus am nächsten stehen — er ist ja auch deutschen, allerdings preussischen Ursprungs — während sich alle andern Bewegungen, besonders die älteren, wie die holländische und schweizerische, im Kampf mit ihm befinden. Allerdings sind hierin auch die deutschen geteilt. Besonders in Süddeutschland gibt es eine starke Gruppe, die den „religiösen

Sozialismus“ ziemlich so versteht, wie wir Schweizer. Es wurde aber klar, dass wir dieses Problem unserer Stellung zum Marxismus gründlich und entscheidend behandeln müssten. Es war ja auch schon für diese Konferenz geplant gewesen, das Thema: „Christentum und Marxismus“ in den Mittelpunkt der Verhandlungen zu stellen, aber es war dann geratener erschienen, zunächst einmal eine Aussprache über Lage und Taktik der verschiedenen nationalen und konfessionellen Bewegungen zu halten, und ich meine, der Verlauf der Konferenz habe uns recht gegeben. Aber es ist ohne Zweifel gut, dass wir nach dieser mehr persönlichen Art, es zu behandeln, das Problem in Bälde einmal auch systematisch-theoretisch nach allen Seiten hin erörtern. Das soll auf einer besonderen Konferenz und inzwischen auch literarisch geschehen.

Wie in Casoja bildete sozusagen den andern Pol der Probleme die Kirche. Hier entspann sich eine Diskussion vor allem über Wert und Tragweite der Kirchenpolitik. Wieder zeichnete sich ein gewisser Unterschied ab zwischen den deutschen und den andern Gruppen. Während jene einerseits sich enger als diese an die Partei halten, treiben sie anderseits eifriger Kirchenpolitik und haben dabei zunächst grossen Erfolg. Sie sind ja, neben dem Barthianismus, das stärkste bewegende Element des deutschen Christentums. Wir Andern warnten vor einer Uebertreibung dieser Methode, weniger aus Unkirchlichkeit, als weil wir die Gefahr im Auge haben, dass man auf diesem Wege von dem Kampf um die Wahrheit ab in den Kampf um die Macht geraten könnte und weil wir der Meinung sind, dass unsere Sache, wenn sie in ihrem Zentrum und nach ihrem letzten Sinn recht vertreten werde, von selbst auch so weit in die Kirchen eindringe, als dies möglich sei.

Es trat aber auch das Problem der Kirche an sich gelegentlich in den Mittelpunkt, und dies hauptsächlich von der katholischen Seite her. Denn es war ja ein Charakteristikum dieser Zusammenkunft, dass darin neben dem protestantischen auch der katholische religiöse Sozialismus vertreten war und eine grosse Rolle spielte. Besonders ergreifend war, was uns Freund Otto Bauer, dieser seltene Mensch, von seinem und seiner Freunde hochbedeutsamen Kampf in Oesterreich erzählte und sehr interessant, wie sein hochbegabter deutscher Mitstreiter, Heinrich Mertens, der Leiter des „Roten Blattes der katholischen Sozialisten“, uns das Problem des katholischen Sozialismus nahe brachte. Darüber kam es gelegentlich — in aller Freundschaft — zu einer fast etwas kritischen Lage. Aber man einigte sich rasch auf dem Boden völliger Freiheit. Wir lassen unsere Freunde im katholischen Lager selbstverständlich ihren eigenen Weg gehen, voll Achtung und Liebe, voll Ehrfurcht auch da, wo wir nicht folgen können. Was uns verbindet, ist Christus und der Sozialismus, dazu eine Ahnung und Hoffnung einstiger neuer Einheit der Christenheit. Jedenfalls ist diese katholisch-sozialistische Bewegung, die in Deutschland und Oesterreich höhere Wellen schlägt, als man gemeinhin weiss, von ganz grosser Bedeutung.

Nur eins, das uns in Casoja so stark beschäftigte und in der Schweiz so viel zu tun gibt, spielte keine Rolle: die Theologie. Was ich von der Rolle der „Neuen Theologie“ bei uns berichtete, fand reges Interesse, aber es erschien nicht als ein Alle angehendes Problem. Die holländische Bewegung ist von diesem Problem bis jetzt noch nicht berührt, die Deutschen aber meinen, einen deutlichen Rückschlag gegen den Barthianismus bei der jüngsten Generation feststellen zu können, einige sogar so weit gehend, dass sie von seinem Fiasko sprechen. Nur einmal tauchte, ohne direkten Zusammenhang damit, die Theologie auf, und zwar, bezeichnenderweise, als Störung, aber etwas Anderes erwies sich glücklicherweise als stärker. Möge es so bleiben!

An die vertrauliche Aussprache schloss sich eine gut besuchte öffentliche Versammlung — immerhin in bescheidenem Rahmen — an. Ob es ein guter Griff war, mit teilweise übermüdeten und fremden Rednern so etwas zu improvisieren, weiss ich nicht. Dergleichen ist mir zu sehr bloss Demonstration. Doch war im übrigen der Verlauf auch dieser Veranstaltung nach meinem Eindruck recht erfreulich. Das Echo davon zeigte wieder, wie gross das Interesse ist, das die Oeffentlichkeit unserer Sache zuwendet. Ihre Lebendigkeit wurde überhaupt durch diese Kölner Konferenz aufs neue bewiesen. Und ihre Einheit. Gerade die gewaltigen Probleme, vor die wir alle gestellt sind, bezeugen jene, und gewisse Unterschiede der Lage und Art machen diese nur reicher. Der ganze Ton und Stil des Zusammenseins war, sehr zum Unterschied gegenüber gewissen andern Anlässen, warm, kameradschaftlich, brüderlich. Wir empfinden uns als grosse Familie und unsere Probleme als Familienprobleme. Wenn nur etwas mehr Zeit zu freiem menschlichem Zusammensein gewesen wäre! Trotzdem: wir gingen erwärmt und gestärkt, mit erweitertem Horizont und neuem Glauben auseinander — und doch nicht auseinander! L. R.

2. Die Motion Lejeune.

Es war längst in den Tagesblättern zu lesen, dass am 20. November in der Zürcher Kirchensynode eine von Pfarrer Lejeune eingereichte, von etwa 35 Synodalen aus allen drei Fraktionen unterschriebene Motion angenommen worden sei, die dahin zielt, dass die Militärgerichte den Dienstverweigerern gegenüber die Gewissensgründe als „achtungswerte Gründe“ gelten lassen und von der entehrenden Nebenstrafe der Einstellung im Aktivbürgerrecht Umgang nehmen. Die Sache, um die es sich handelte, war wirklich unwidersprochen, eine Kirchensynode konnte doch nicht hinter General Wille zurückbleiben, der schon im Jahre 1917 die Einstellung im Aktivbürgerrecht für Dienstverweigerer als unstatthaft ausdrücklich ablehnte.

Und doch erhob sich nach dem sehr eingehenden, überzeugenden, fünfviertelstündigen Referat von Pfarrer Lejeune am Nachmittag eine volle dreieinhalb Stunden dauernde Diskussion, und die Abänderungsanträge mehrten sich, sodass schliesslich ein halbes Dutzend Fassungen zur Abstimmung vorlagen. Warum das, da doch die Sache selbst von keiner Seite angefochten wurde, auch nicht vom Referenten über den Gegenvorschlag des Kirchenrates? Wohl traf man sich allseitig in der Ablehnung der ehrenrechtlichen Strafen, aber der Ausgangspunkt war doch ein sehr verschiedener und den konnte und wollte der kirchenrätliche Vorschlag nicht verleugnen und betonte deshalb die Notwendigkeit der Landesverteidigung, während die Motionäre im Interesse der vorliegenden Frage ausdrücklich eine Diskussion über die grundsätzliche Frage der Landesverteidigung und damit über das ganze Militärproblem vermeiden wollten. Der Kirchenrat aber wollte seine Anerkennung der Notwendigkeit der Landesverteidigung nicht preisgeben und wurde dann von der Fraktion der Positiven (Synodalverein) überboten, indem von dieser Seite zur Anerkennung noch der Dank an die Diensttuenden beigefügt wurde. Auch diese Fassung genügte einer gewissen Gruppe noch nicht, sie wollte festgestellt wissen, dass die Ausübung der Wehrpflicht mit der Christenpflicht vereinbar sei. Die einzige Möglichkeit, diese Tendenz zu paralysieren, bestand darin, die Notwendigkeit, dass die Christen aller Länder mit allen Mitteln den Frieden fördern sollen, jener Anerkennung der Landesverteidigung gegenüber oder wenigstens an die Seite zu stellen. So wurden denn schliesslich, um eine Einigung zu erzielen, die beiden entgegengesetzten Ausgangspunkte zusammengekoppelt.

Gegenüber der Verhandlung der Motion Trautvetter, welche vor etlichen Jahren das Abrüstungsproblem direkt zur Diskussion gestellt hatte, kann

man einen Fortschritt in der Richtung des Friedenswillens konstatieren. Im Grossen und Ganzen aber ist die Situation immer noch dieselbe: die überwiegende Mehrheit der Kirche, aus positiven und konservativen Kreisen bestehend, ist rückwärts orientiert, hält am Vergangenen fest und schützt das Bestehende; nur der kleinere Teil wagt es, zum Teil aus Idealismus, zum Teil bewusst auf dem Boden des Evangeliums stehend, in die Zukunft zu schauen, an eine neue Welt zu glauben und von dort her die Direktive sich geben zu lassen. Diese Gegenüberstellung, die im Votum von Pfarrer Maurer ergreifend zum Ausdruck kam, bildete den Kernpunkt bei der ganzen Verhandlung.

Es tut einem leid, dass je orthodoxer man ist, umso entschiedener das Bestehende sanktioniert wurde, entgegen aller Hoffnung der Propheten und aller Verheissung des Evangeliums vom Reich Gottes. Ja leid muss es einem tun; denn was sich mit dem Bestehenden verkettet, wird mit demselben untergehen. L. St.

3. Zwei Militärgerichtsentscheide aus neuester Zeit.
(13. November und 11. Dezember.)

Wenn ich hier nur von zwei bestimmten Dienstverweigerungsfällen rede, so geschieht dies nicht, weil ich den übrigen weniger Wert und Bedeutung zumessen würde, sondern einfach weil ich nicht Gelegenheit hatte, den andern Gerichtsverhandlungen beizuwohnen und weil ich mich gerade zu den Gerichtsverhandlungen äussern möchte. Der Art nach waren beide Fälle sehr ähnlich. Es handelte sich beide Male um Menschen, die schon lange mit dem Problem der Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit von Militärdienst und Christentum gerungen hatten, die aus ihrem Zweifel heraus den Sanitätsdienst gewählt und sich als äusserst gewissenhafte und pflichttreue Angehörige der Armee erwiesen hatten. Dann kam der Tag, wo Pflicht und Gewissen sie auf einen andern Weg wiesen, wo sie auch diesen Sanitätsdienst nicht mehr leisten konnten. Dass nach den bestehenden Gesetzen das Gericht für die Nichtbefolgung eines Militäraufgebotes den Schuldigen eine Strafe auferlegen muss, ist klar. Ich möchte mich, zumal im ersteren der beiden Fälle, nicht einmal über das Strafmass (zwei Monate Gefängnis) aufhalten. Im zweiten Falle steht das Strafmass allerdings in keinem Verhältnis zum „Vergehen“ — für einen nicht abgedienten zwölftägigen Wiederholungskurs drei Monate Gefängnis! Aber lassen wir das dahingestellt! Sogar die Nebenstrafen — beide Male Einstellung in den bürgerlichen Rechten auf ein Jahr — möchte ich nicht näher berühren. Ueber diese Nebenstrafen haben Leute vom Fach (Professor Baumgarten, Basel, und Professor Hafter, Zürich) ihre Gutachten abgegeben, die zum mindesten beweisen, dass es sich juristisch durchaus verantworten liesse, wenn nicht sogar geboten erschiene, auf diese Nebenstrafen zu verzichten. Was mir an diesen Gerichtsverhandlungen als das Erschreckendste entgegentrat, war die vollständige Verständnislosigkeit des Gerichtes gegenüber irgendwelchen geistigen Begründungen in der Beweisführung der Angeklagten, die völlige Verschlossenheit gegenüber jeglicher Beweisführung überhaupt. Im einen Falle (13. November) ist der Auditor davon auszunehmen, der die Tatsache einer Dienstverweigerung aus Gewissensgründen und damit ehrenhafte Motive auf Grund der Aussagen des Angeklagten einfach voraussetzte und seinen Strafantrag entsprechend stellte. Das Gericht sprach dann aber, unbekümmert um diesen Antrag, eine höhere Strafe aus, und die Urteilsbegründung zeigte ein solch krasses Missverstehen der Aussagen des Angeklagten, dass man sich fragen musste, ob die Sprache überhaupt noch ein Verständigungsmittel sei. Aber noch viel schlimmer trat dieser Mangel an Verstehenwollen oder Verstehenkönnen im Strafantrag und in der Urteilsbegründung vom 11. Dezember zutage. Es wird niemand von einem Militärgericht verlangen, dass es dem Dienstverweigerer bis in seine letzten Mo-

tive folgen und seine Ansichten teilen könne, aber dass es den anständigen Menschen, dass es Gesinnungstreue und Ueberzeugungsmut erkenne, auch wenn sie sich nun einmal nicht in den Dienst des Militärsystems, sondern in einen höhern Dienst stellen, das wäre vielleicht nicht zu viel verlangt. Auf jeden Fall ist man auf das eine nicht gefasst: dass die anständige Gesinnung strafverschärfend wirkt! Auch darauf nicht, dass bei einem Menschen, der um seiner Ueberzeugung willen statt zwölf Tagen eines nicht beschwerlichen Dienstes Gefängnis auf sich nimmt, die Lauterkeit der Motive und die persönliche Ehrlichkeit in Frage gezogen wird.

Zwei Dinge haben diese Verhandlungen wieder mit aller Deutlichkeit gezeigt:

Erstens, dass ein Militärgericht in solchen Fällen kein unparteiisches Gericht ist und sein kann; es ist Ankläger und Richter zugleich.

Zweitens, dass die berühmte Freiheit und Demokratie, die unsere Armee behauptet, zu verteidigen, nicht die Freiheit und Demokratie ist, die wert ist, beschützt zu werden. Clara Ragaz.

4. Unter Helden.

Um einer zu erwartenden Lügenbildung ein wenig Boden zu entziehen, sehe ich mich veranlasst, über eine Versammlung zu berichten, die in Sachen der Abrüstung unlängst zu Stäfa am obern Zürichsee stattgefunden hat. Ich bin von der dortigen Sektion der „Frauenliga" eingeladen worden, in Stäfa einen Vortrag über das Thema: „Christentum, Krieg und Abrüstung" zu halten. Als ich am Sonntag, den 8. Dezember, in das Gasthaus kam, wo der Vortrag stattfinden sollte, fiel mir sofort auf, dass der Saal ganz durch ein homogenes Männerpublikum angefüllt war, dessen gegnerische, wenn nicht feindselige Haltung ich zu spüren glaubte. Ein anderer Teil des Publikums war in ein Nebengemach gedrängt. Während meines Vortrages zeigte sich rasch, wess Geistes Kind das Saalpublikum war. Zwischenrufe kamen, dummes Gelächter begleitete Ausführungen, die keinem anständigen und verständigen Menschen zum Lachen Anlass gegeben hätten. Und das alles, trotzdem mein Vortrag von ferne nichts Verletzendes an sich hatte. Es zeigte sich bald, dass wir es mit einer Mache zu tun hatten: es waren offenbar die Offiziere und Unteroffiziere der ganzen Gegend aufgeboten worden, um die Versammlung zu stören, ihren Zweck ins Gegenteil zu verkehren und Rache für Pfäffikon zu nehmen.

In der Diskussion trat das noch deutlicher hervor. Sie begann mit gemeinen Verdächtigungen und Verleumdungen meiner Person. Nur einige wenige gegnerische Redner hielten sich in den Grenzen des Anstandes, aber keiner fand ein Wort des Tadels für das wüste Benehmen der „Waffenkameraden". Was an Unwissenheit, Borniertheit und bösem Willen in bezug auf das zur Behandlung stehende Problem im Verlauf der Jahre sich angesammelt hat, kam hier in konzentrierter Form zur Ausstellung. Schliesslich erfolgte der eigentliche Coup: Man hatte eine Resolution gerüstet, worin die Zustimmung der grossen Mehrheit der Versammlung zur Landesverteidigung (natürlich der militärischen) ausgesprochen war. Das war natürlich eine ganz illoyale Vergewaltigung, der sich die Leiterin der Versammlung hätte widersetzen können. Denn es ist gegen allen Anstand und Usus, in einer Versammlung, die von anderer Seite einberufen ist, eine solche Resolution zur Abstimmung zu bringen. Wir unsererseits haben schon Dutzende von Versammlungen über die Abrüstung abgehalten, an denen wir die unbestrittene grosse Mehrheit für uns hatten, nie ist es uns eingefallen, die Andern durch eine solche Resolution zu vergewaltigen. Dennoch habe ich mich nicht widersetzt. Wenn sie die Resolution haben wollten, so sollten sie sie haben. Als auch noch ein Teil der auf unserer Seite Stehenden weggegangen war, offenbar eine solche Abstimmung nicht ahnend, wurde die Resolution

denn auch wirklich mit grosser Mehrheit angenommen und durch die Telegraphenagentur dieser grosse „Sieg“ in die Welt hinausgetragen.

Ich bin um eine Erfahrung reicher. Mein ganzer Kampf gegen den Militarismus ist nie einer gegen die Militär gewesen. Ich habe mir, zum Teil aus Gerechtigkeit und Ritterlichkeit, zum Teil offenbar aus Unwissenheit, unsere Militär besser vorgestellt, als sie sind. Nie hätte ich gedacht, dass sie auf einem so niedrigen intellektuellen und moralischen Niveau stünden, wie es sich bei diesem Anlass kund tat. Dieses feige, unritterliche, illoyale Vorgehen gegen Frauen (denn darum handelte es sich ja), dieser wütende Hass gegen alle Volksgenossen, die nicht ihrer Ansicht sind, diese Vergewaltigung einer Versammlung und des freien Wortes — das ist also der Geist dieser Verteidiger der schweizerischen Ehre und Freiheit; diese unanständige, bubenhafte Aufführung offenbar die vielgerühmte edle Frucht der militärischen Erziehung!

Aber noch mehr: es ist mir an diesem Nachmittag ein Geist der finsteren Borniertheit, des wilden Hasses besonders gegen alles, was nach Sozialismus aussieht, dazu eine Geistesrohheit entgegengetreten, die mir das Gesicht unseres Militarismus enthüllt haben wie noch keine bisherige Erfahrung. Vor allem aber ist mir ein Geist völligen Unglaubens an alle Mächte des Guten und des entsprechenden Glaubens an das Böse begegnet, über den man schon staunen musste. Diese Menschen waren in ihrer Mehrzahl völlig unfähig, einen andern Gedanken, als die ihnen vom Leibblatt und vom Stammtisch her bekannten auch nur zu fassen. Sie waren in diesem Glauben an das Böse wie in einen undurchdringlichen Panzer gehüllt. Wäre ein Erzengel vor ihnen gestanden, so hätten sie gemutmasst, es sei ein Teufel hinter ihm versteckt. Das ist also die Macht, mit der wir es zu tun haben. Wir wissen, dass wir in unserem Kampfe auf das Aeusserste gefasst sein müssen.

Aber so wenig erbaulich diese Offiziere und Unteroffiziere auch waren, so haben sie mich doch nicht so angeekelt, wie ein paar „Gläubige“, die auch gegen mich das Wort ergriffen und den Militär mit ihren frommen Sprüchen sekundierten. Dieses Geschwätz von der Notwendigkeit der Gewalt, diese Berufung auf das alte Testament und kriegsbejahende Stellen der Kirchenväter und Reformatoren, diese Verweisung auf die Wiederkunft Christi, die es dann machen werde, diese religiöse Verleumdung, die nach einem solchen Vortrag das Pharisäer-Sprüchlein zu singen wagt, wir wollten es ohne Gott machen, dieses Christentum, das erklärt: „Ja, der Friede wäre schon eine schöne Sache, er wird auch vielleicht einmal kommen, unter den gegenwärtigen Umständen aber, aber, aber“ — das ist noch zehnmal schlimmer als der Militarismus mit all seiner Geistesrohheit — es ist Heuchelei in dem Sinne, worin Jesus das Wort immer braucht. Wenn ehrliche Menschen sich von diesem Christentum angeekelt abwenden, wer will es ihnen verargen? Und wer will es verargen, wenn das Volk, aus Schlaf und Trug erwachend, eines Tages sich in hellen Scharen von einer Kirche abwendet, die in dieses Wesen hinein kein Wort spricht, das Christus die Ehre gäbe, wohl aber viel über das „Wort“ redet!

Man kann aus solchen Erfahrungen auch allerlei praktische Lehren ziehen. Es ist wohl gut, wenn man auf einem Boden, der für unsere Sache so wenig vorbereitet ist — was ich in diesem Fall nicht wusste — keine derartigen Versammlungen veranstaltet. Auch das Thema ist für solche zu gut: wenn ich von Anfang an genau gewusst hätte, wen ich vor mir habe, so hätte ich darüber wohl kaum reden können. Ich empfinde es hintenher als eine Art Wegwerfung, es getan zu haben. Im übrigen aber lässt mich die „Niederlage“ sehr ruhig. Es macht mir auch gar nichts aus, einmal ganz allein zu stehen. Und ich war ja nicht einmal ganz allein: eine tapfere und gescheite Frau, ein Genosse, ein bekannter mutiger Pfarrer sagten immerhin

auf unserer Seite ihr Wort. Eine solche „Niederlage“ ist vielleicht besser als ein Sieg; man ist im Innersten ruhiger und getroster dabei.

Anhang. 1. In Stäfa spielte die Lügende, die sich um die Pfäffikoner Versammlung vom letzten Frühling gebildet, eine grosse Rolle. Darum sei dazu nachträglich noch folgendes bemerkt:

1. Es ist eine Verleumdung, wenn behauptet wird, ich hätte damals möglichst viele „Anhänger“ nach Pfäffikon entboten. Es war mir bekannt und ich war damit einverstanden, dass die Freunde in jener Gegend auf die Versammlung aufmerksam gemacht wurden (was wäre denn dagegen einzuwenden?), aber ich war sehr verwundert, als von Zürich und andern Orten ein Trupp von etwa zwanzig Menschen mitkamen. Denn ich war auf ein ziemliches Alleinsein vorbereitet. Heimschicken konnte ich diese Freunde doch nicht. In jener grossen Volksversammlung bildeten übrigens die auf diese Weise zu ihrem Besuch Veranlassten nur eine ganz kleine Minderheit.

2. Dass einige dieser Freunde nacheinander das Wort ergriffen, war ein Fehler. Ich hatte das weder erwartet und gewünscht, noch konnte ich es verhindern. Es blieb übrigens für die Andern noch Zeit genug.

3. Es ist eine Unwahrheit, wenn immer wieder behauptet wird, ich hätte an jener Versammlung besonders scharf und provozierend geredet. Das genaue Gegenteil ist wahr. Nur gegen einen Pfarrer, der in der Diskussion erklärte, er sei Einer, der es mit der Jüngerschaft Christi vereinbar halte, Giftgasbomben auf Kinderfeste oder schlafende Städte abzuwerfen, ja, er würde sich, wenn er nicht zu alt dafür wäre — dabei ist er keineswegs alt — selbst dazu melden, habe ich allerdings Worte von äusserster Schärfe gebraucht, aber nicht von der Leidenschaft hingerissen; ich würde sie heute genau so brauchen.

3. Es ist am Schluss zu Unterbrechungen von Oberst Wille gekommen. Aber sie waren — im Gegensatz zu Stäfa — durchaus anständig, eine einzige etwas „persönlich“, aber nicht verleumderisch wie in Stäfa so vieles, und Oberst Wille hatte sie provoziert. Denn er kam erst im Schlusswort mit einer Reihe von Themen, die vorher gar nicht erörtert worden waren. So behauptete er, dass Belgien durch Verletzung seiner Neutralität sein Schicksal zum guten Teil selbst verschuldet habe; das ist eine Behauptung, die ich in einer schweizerischen Versammlung nicht ohne Widerspruch durchgehen lasse, auch wenn dieser als Zwischenruf — in Form eines: „Ich protestiere“ — geltend gemacht werden muss. Das ist alles. Jene Versammlung verlief zum Schluss etwas stürmisch, aber es gab keine Verleumdungen, keine Gemeinheiten und keine Vergewaltigungen.

4. Mit einer Ausnahme. Man hatte mir bis kurz vor dem Vortrag, wo nichts mehr zu machen war, weder von einem Korreferat noch von der Person des Korreferenten ein Wort gesagt. Ich hatte durchaus nur an eine Versammlung von Kirchgemeinderäten gedacht. Als ich von der Anordnung erfuhr, machte ich sofort auf die Gefahren einer solchen Versammlung aufmerksam und bedang mir das Schlusswort aus. Aber dieses Schlusswort wurde Oberst Wille erteilt und dadurch der ganze Verlauf der Versammlung verstört. Wer mich nicht bloss aus Zeitungs- und Biertisch-Verleumdung kennt, der weiss, dass ich das Schlusswort stets dazu benutze, um, wenn es solches gibt, das Gemeinsame festzustellen. Das hat man damals illoyalerweise verhindert. Wahrhaftig — nicht wir sind schuld daran, wenn an jener Versammlung einiges schief ging. Nicht wir waren die Illoyalen, die Störer. Und ich selbst habe reine Hände.

II. Wie ich vorausgesehen, hat sich an Stäfa nun ebenfalls die Lügende geheftet. Durch die „Mittelpresse“ geht ein Bericht darüber, dass ich erklärt habe, die Schweiz könne nicht zuerst abrüsten, dass ich — offenbar aus Angst vor den 120 Offizieren und Unteroffizieren — viel weniger scharf geredet habe als in Pfäffikon, dass ich in die Enge getrieben worden sei etc.

Daran ist kein Wort wahr. Ich habe auf den Einwand hin, warum denn

die Schweiz zuerst abrüsten müsse, erklärt, es handle sich nicht um das Zuerst, auch nicht um ein Vorher oder Nachher, sondern darum, dass jedes Land vorgehe, ohne auf die andern zu warten. Die Wichtigkeit des Beispiels der Schweiz im Guten wie im Schlimmen habe ich stark betont. Zu behaupten, ich hätte in Stäfa „zahmer" geredet als in Pfäffikon, ist das Gegenteil der Wahrheit. Noch nie in meinem Leben habe ich so stark geredet, wie in Stäfa. Dass mich diese Leute „in die Enge getrieben" hätten, ist lächerlich. Sie waren bloss unfähig, meine Denkweise auch nur zu fassen und hinderten mich durch stete Schlussrufe, Zwischenrufe, Gelächter und so fort am Reden. Was endlich die andere Behauptung betrifft, die Schweiz werde erst abrüsten, wenn zwei Drittel bis drei Viertel ihrer Bürger vom Recht der Abrüstung überzeugt seien, so habe ich das schon Dutzende von Malen öffentlich gesagt und ist das in meinem Munde nichts Neues. Es versteht sich auch völlig von selbst, denn es ist Demokratie.

III. Am Sonntag nach der Versammlung in Stäfa hat eine in Rapperswil, also ganz in der Nähe, stattgefunden. Sie war viel grösser und hat einstimmig eine Resolution für die Abrüstung angenommen. Dazu erschienen nun jene Militaristen, die zum Teil Rapperswiler sind, nicht. Diese Helden von Marignano zogen es vor, eine von Frauen einberufene und geleitete Versammlung zu überfallen und zu vergewaltigen, statt sich vor Männern zu stellen. Das sind also die „Verteidiger" unserer Frauen und Kinder!

L. R.

Zur Weltlage

Die Welt am Jahresschluss.

Rückblick und Vorblick.

Wir haben uns das ganze Jahr hindurch bemüht, über die Weltbegebenheiten ein wenig aus der Vogelschau zu berichten und zu urteilen. Dennoch mag es am Platze sein, am Jahresschluss ein zusammenfassendes Bild zu versuchen. Das mag umso notwendiger sein, als wir ja heute mit einem kurzen Gedächtnis rechnen müssen. Wie immer bei solchen Versuchen, gehen wir von dem aus, was am ehesten sichtbar und greifbar ist, um von hier zum schwerer Fassbaren fortzuschreiten, es wäre aber ganz falsch, anzunehmen, dass uns das Letztere weniger wichtig wäre. Gerade in solchen Darstellungen kommt ja das Wichtigste am besten an den Schluss.

1. Die politische Lage.

Die grosse politische Tatsache dieses Jahres, die auf alle andern einen bestimmenden Einfluss hatte, ist die englische Arbeiter-Regierung. Die Hoffnungen, die auf sie gesetzt wurden, haben sich jedenfalls auf dem Gebiete der Weltpolitik vollauf erfüllt. Nicht nur ist die ganze Atmosphäre der Weltpolitik durch diese Wendung verändert, sondern es sind dadurch auch schon konkrete Ergebnisse von grosser Tragweite erzielt worden. Die

zwei bedeutendsten sind die gründliche Besserung des Verhältnisses zwischen England und Amerika und die Verleihung der Autonomie an Indien, die man wohl als etwas Endgültiges betrachten darf und mit der wir die Wiederherstellung der ägyptischen verbinden können. Es kommt aber dazu noch die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen mit Russland und die grössere Ernsthaftigkeit, die durch den neuen Einfluss der Völkerbund erhalten hat. Dass dieser Einfluss aber auch sonst sehr stark mitgeholfen hat, die emporzüngelnden Kriegsflammen zu dämpfen und böse Geister anderer Art niederzuhalten, haben wir an allerlei Beispielen gezeigt. Neben diesen und andern direkten Auswirkungen der grossen neuen Tatsache ist aber die zu betonen, dass der durch Russland in so mancher Beziehung kompromittierte Sozialismus (der auch in dieser Gestalt durch Gottes Hand, die auch aus dem Uebel Gutes schaffen kann, trotzdem der Welt Segen bringen mag!) nun in der Leitung eines andern Weltreiches sich als Macht des Friedens und der Freiheit erweist.

Wir sind damit schon zu zwei Hauptthemen dieser Betrachtung gelangt: die Befriedung der Welt und der Lösung des Problems, das die Befreiung Asiens und Afrikas bedeutet.

Um mit dem letzteren zu beginnen, so hat dieses Problem, wie schon angedeutet worden ist, im vergangenen Jahre gewaltige Fortschritte gebracht. Als solche sind ja die Gewährung der indischen und Wiederherstellung der ägyptischen Autonomie zu betrachten. Wir erinnern uns daran, dass vor ungefähr einem Jahre England durch die Indier ein Ultimatum gestellt worden ist, nach welchem die Loslösung Indiens vom englischen Reiche erfolgen werde, falls bis Ende Dezember 1929 ihm nicht die Selbstverwaltung gewährt sei. Eine Loslösung in dieser Form, die wohl ein Signal für die Erhebung aller übrigen „Kolonialvölker" gebildet hätte, wäre nach unserer Meinung nicht nur für England und Europa, sondern auch für Indien und die andern „unterdrückten Völker" ein schweres Unheil. Ihre Befreiung und Erhebung muss wenn möglich im Frieden erfolgen und so, dass ein gewisser Zusammenhang mit Europa (und Amerika), ein Zusammenhang, den man als Zusammenarbeit in Freundschaft und auf dem Fusse der Ebenbürtigkeit, oder doch (bei noch sehr zurückgebliebenen Völkern) als ein Verhältnis der Erziehung bezeichnen mag, gewahrt bleibt. Das Ziel muss wohl sein eine wirkliche Völkerrepublik, eine commonwealth of nations, in dem der british commonwealth einen Kern bildet und worin die absolute „Souveränität", das Idol des Nationalismus, durch einen Weltföderalismus ersetzt ist, der allen viel mehr tatsächliche Freiheit sichert, als sie bei ihrer geträumten absoluten Unabhängigkeit besitzen. Im Lichte dieser Gedanken erscheint es als Zeichen eines „Regimentes", das über der

Geschichte waltet, wenn nun im letzten weltgeschichtlichen Augenblick die Wendung eingetreten ist, die das Schlimme verhindert und dem Bessern Bahn schafft.

Wenn nun auch auf dem Wege zu diesem Ziele im vergangenen Jahre bedeutsame Schritte getan worden sind, so steht die Aufgabe selbstverständlich immer noch gewaltig und schwer vor uns. Chinas Zustand ist immer noch, oder immer wieder, das Chaos, und so lange das der Fall ist, bleibt fremde Einmischung in jeder Form immer möglich. Und sie ist auch wirklich. Auch ist die politische Erhebung an eine soziale gebunden. Wenn an Stelle des politischen Imperialismus der Fremden der eigene Kapitalismus tritt, dann sind diese Völker aus dem Regen in die Traufe gekommen. Ein verheissungsvolles Zeichen ist darum die auf das Jahr 1930 angekündigte panasiatische Arbeiterkonferenz. Möge sie nur nicht vom Kommunismus beherrscht sein, der die nationale und soziale Erhebung der „unterdrückten Völker" bloss als Mittel für eine abstrakte Weltrevolution, d. h. für Sowietrussland, missbraucht. Aber auch der Nationalismus in jeder Form wäre für jene Völker eine böse Gabe. Gegen ihn müssen sich aus ihrer eigenen Mitte alte und neue geistige Mächte erheben: Konfutse, Laotse und Buddha in neuer Gestalt, Tagore und Gandhi, Utschimura, Kagawa und ihre Gesinnungsgenossen, Christus, der Christus aller Völker, das Reich Gottes, das grösser ist, nicht zwar als Christus, aber als das Christentum. Wir müssen darum bitten, dass dieser Geist über die Erde wehe.

Damit sind auch schon die Aufgaben angedeutet, die aus diesem Zentralproblem entstehen. Die sozialistische Arbeiterbewegung, die nicht kommunistisch ist, muss nach Asien und Afrika stärker übergreifen. Geistige Beziehungen aller Art müssen zwischen Osten, Westen (und Süden) hergestellt werden. Es muss die Bruderhand von uns aus nach diesen Völkern und Kulturen ausgestreckt werden. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist die europäische Gleichgültigkeit gegen die chinesische Hungersnot ein ungeheurer Fehler, ja eine schwere Sünde. Die Mission hat eine Aufgabe bekommen, deren Grösse sie zwar zu erfassen versucht, aber viellleicht doch nicht ganz erfasst hat. Wobei mir natürlich klar ist, wie problematisch die Mission einer Christenheit wird, die „zuhause" die Sache Christi so sehr verrät wie die heutige. Auch wir wollen uns an jener Aufgabe weiterhin beteiligen und haben dafür Pläne, die hoffentlich noch in diesem Jahre reifen.

Was das andere Zentralthema betrifft, die Befriedung Europas und der Welt im Sinne der Kriegsverhinderung (im Grunde ist es bloss das übergeordnete Thema, von dem das behandelte einen gewaltigen Ausschnitt bildet), so fehlt es dem vergangenen Jahre auch nicht an Fortschritten. Die Wahl des Präsidenten Hoover hat

sich, trotz den Vorbehalten, die man immer noch machen muss, als Glück für die Welt erwiesen. Macdonald und Hoover — es werden der Welt doch immer wieder die Menschen geschenkt, derer sie in ihrer Not bedarf. Beides nicht Genien, sondern Menschen, die vor allem der „gute Wille“ gross macht, homines bonae voluntatis, wie die lateinische Uebersetzung des „unter den Menschen ein Wohlgefallen“ heisst. Dass unter Hoovers Einfluss der Beitritt der Vereinigten Staaten zum Internationalen Gerichtshof im Haag erfolgte, betrachte ich, trotz der amerikanischen „Vorbehalte“, als sehr wichtiges Ereignis. Denn diese „Vorbehalte“ sollen wohl vor allem das Gesicht wahren. Es gibt in Amerika ernsthafte und einflussreiche Menschen genug, denen dieser Anschluss eine ehrliche und heilige Sache ist; sie werden dafür sorgen, dass er nicht ein Schein oder Schlimmeres wird.

Zu den wichtigen Tatsachen dieses Jahres, die ebenfalls mit Amerika in Beziehung stehen, gehört wieder die, dass der Kellogg-Pakt doch auf eine fast unerwartete Weise aus dem Stadium einer schönen Gebärde in das einer ernsthaften Wirklichkeit rückt. Das Wort von der Aechtung des Krieges wirkt in den Völkern und wird nicht fruchtlos bleiben. Für Europa im besonderen gilt das gleiche von der Idee Paneuropa. Auch sie ist, besonders durch das Eintreten Briands dafür, doch dem Stadium des Verwirklichungsernstes in diesem Berichtszeitraum näher gerückt.

Die Befriedung Europas hat aber auch im Konkreten Fortschritte gemacht. Dahin ist besonders die geschehene Räumung eines Teils der Rheinlande und die in sichere Aussicht gestellte des übrigen Teils für die allernächste Zeit, und ebenso die bevorstehende Lösung der Saarfrage zu rechnen. Ebenso die Ersetzung des Dawes-Planes durch den Young-Plan. So problematisch dieser noch bleibt, ein Fortschritt scheint er mir trotz allem. Die ganze Reparationsfrage ist dadurch doch etwas in den Hintergrund gerückt. Und die internationale Bank in Basel ist doch auch ein Zeichen einer gewissen Völkervereinigung in der Weltwirtschaft, freilich ein Zeichen, das der sozialen Ergänzung bedarf, wenn es nicht zu einem schlimmen werden soll. Rechnen wir dazu noch die schon erwähnte Belebung des Völkerbundes, so sind das immerhin doch schöne Aktivposten in dieser Jahresbilanz.

Zu diesen mehr auf dem politischen Gebiete liegenden Tatsachen der Friedensarbeit gesellt sich die Friedensbewegung im engern, im mehr privaten, ethischen und religiösen Sinn. Auch sie hat in diesem Jahre eine grosse Arbeit getan. Ganz besonders auch in der Schweiz. Hier hat die Bewegung, wie uns allen sehr gegenwärtig ist, in der letzten Zeit besonders die Kirchen ergriffen. Die Dienstverweigerungen haben zugenommen und halten das Volksgewissen wach. Die antimilitari-

stische Stimmung ist mächtig gewachsen und für die Militaristen bedrohlich geworden. Die Gegenaktion gibt ihr nur neue Kraft. Was aber bei uns geschieht, ist nur ein Symptom der Bewegung, die gewaltig durch die Welt geht. In der völligen Abrüstung eines Volkes, wie sie nun in Dänemark aufs neue, und zwar sehr ernsthaft, aktuell wird, bekommt sie ein Symbol, das zu werden die Schweiz die sittliche Kraft leider nicht hatte. Vergessen wir endlich nicht das sehr wichtige Ereignis der den Krieg demaskierenden Literatur, an deren Spitze Remarques „Im Westen nichts Neues" steht. Ich rechne diese Bewegung, trotz allen Vorbehalten, auch zu den Aktiven dieses Jahres.

Selbstverständlich dürfen wir die Lage deswegen nicht für allzuschön halten. Die erwähnten Tatsachen sind zwar geeignet, uns gegen den Modegeist eines sich reif und tief dünkenden Pessimismus zu schützen und uns den Glauben an immer neue Wege Gottes in der Not und aus der Not heraus zu stärken, aber sie dürfen uns nicht abhalten, die gewaltigen Gefahren und Aufgaben zu sehen, die vor uns sind. Wir erinnern uns daran, wie die Abrüstungsaktion des Völkerbundes nicht von der Stelle kommen will. Wir wissen, wie überall aufgerüstet wird, vor allem auch in der Schweiz, wie der Militarismus in die bisher von ihm verschonten östlichen Völker eindringt; wir wissen, welche satanischen Mächte in den Laboratorien der Wissenschaft am Werke sind, neue, unerhörte Mittel der Zerstörung zu schaffen. Wir kennen den Geist eines wilden Nationalismus und Revanchedranges in vielen europäischen Völkern; wir kennen den verbissenen Willen des Militarismus, sich mit allen, aber besonders mit bösen (Fall Shearer) zu behaupten, und sehen ihn im Bunde mit dem offiziellen Christentum und dem „Unverstand der Massen", sogar, in gewissem Sinne, der sozialistischen, und das alles sagt uns, dass der schwerste Teil des Kampfes noch vor uns liegt. Er wird von furchtbarer Härte und Leidenschaftlichkeit sein.

Als Aufgaben scheinen sich mir aus dieser Lage folgende aufzudrängen:

1. Die Regierungen müssen durch eine wachsende Volkserhebung gezwungen werden, mit der Abrüstung ernst zu machen. Das ist mein caeterum censeo.

2. Die Friedensbewegung im engern Sinne muss mehr Einheit und Stosskraft gewinnen. Wir müssen einerseits genauer wissen, worauf wir im „Ernstfall" zählen dürfen und anderseits den Kampf gegen die Vorbereitung des Krieges mit neuen Mitteln und neuer Entschlossenheit führen.

3. Wir müssen die Arbeiterbewegung immer mehr geistig und organisatorisch gegen den Krieg mobil machen.

4. Wir müssen den Kampf immer mehr ins Zentrum: in das Ringen um eine Erneuerung des Glaubens, verlegen.

Im übrigen, trotzdem es jetzt nicht auf Pfingsten, sondern auf Weihnachten geht: Veni, creator spiritus!

2. Die soziale Lage.

Wenn wir von der politischen zur sozialen Lage übergehen (wobei ich mir erlaube, Einiges in dieser Rubrik unterzubringen, was wohl auch in die politische Rubrik ginge), so scheinen sich mir aus dem Bilde des Jahres auf diesem Gebiete etwa folgende Hauptzüge herauszuheben:

Der Sozialismus wächst äusserlich. Wir haben seine vielen Wahlsiege, denen verhältnismässig wenige Rückschläge entgegenstehen, immer wieder verzeichnet. Sie fehlen auch in der Schweiz nicht. Auf die grosse Tatsache der Arbeiter-Regierung in England haben wir schon in der politischen Rubrik hingewiesen. Freilich aber wächst auch der Faschismus. Er hat Jugoslavien erobert, hat sich in Polen festgesetzt und dringt neuerdings in Deutschland vor. Ueberhaupt scheint mir, trotz einer gewissen Friedlichkeit der Oberfläche, eine Zuspitzung der sozialen Gegensätze offenkundig. Jedenfalls geht die Konzentration des Kapitalismus stetsfort rasch weiter. Immerhin scheint mir die Lage des Sozialismus doch so zu sein, dass er immer mehr, auf dieser Linie, und ein wenig auf allen, das grosse Thema der Geschichte wird. Dem steht allerdings die Tatsache gegenüber, dass es ihm an Geist und Schwung mehr fehlt als in irgend einer seiner früheren Perioden. Es hat ihn da und dort eine gewisse Sattheit des Machtbesitzes ergriffen, er ist weitgehend der „Verbürgerlichung" verfallen, die bis zu gut bürgerlicher, besser: kapitalistischer Korruption führen kann (Sklarek-Skandal und so fort), ja sogar zur Stütze des Bestehenden geworden. Letzteres besonders in Deutschland. Sodann treten gewisse Folgen einer falschen Orientierung seiner „Weltanschauung" stärker hervor, so besonders in der Neubelebung des sozialistischen (im Grunde bürgerlichen) Freidenkertums und in der Stellung zu den sexuellen Problemen. Es zeigen sich in ihm eine gewisse Leere und seelische Ermüdung, die ihm nicht erlauben, die letzten Ziele des Sozialismus kräftig zu erfassen und den Sozialismus als Gesinnung zu verwirklichen, sondern ihn mit materiellen Verbesserungen und politischen Tageserfolgen zufrieden sein lassen. Und endlich fehlt es ihm in auffallendem Masse am Geiste schöpferischer Gestaltung des Sozialismus. Er geht zu sehr auf den ausgetretenen Bahnen weiter und verfehlt damit die völlig neue Lage mit ihren neuen Problemen und Möglichkeiten.

Das Manko des Sozialismus wird einerseits durch Russland, an-

dererseits durch den Faschismus beleuchtet. In Russland gehen gewaltige und unheimliche Dinge vor sich, die auch anderwärts in diesem Hefte behandelt werden. Es kommt von dorther sicher eine Fülle von Anregung zu sozialistischem Denken, aber auch eine ungeheure Gefahr, die sich vielleicht durch drei Stichwörter bezeichnen lässt: Entpersönlichung des Menschen, völlige Auflösung der Seele in eine rationalisierte Massenkultur, wirkliche, nicht bloss formale, Gottlosigkeit. Es erwächst der westlichen sozialistischen Bewegung daraus die Aufgabe, dieser Art von Sozialismus einen organischen, mit Freiheit, Persönlichkeit, Geist rechnenden Sozialismus entgegenzusetzen und einen solchen also zu suchen. Was aber den Faschismus betrifft, so ist anderwärts ebenfalls angedeutet, dass er Volksmassen nicht ergreifen könnte, wenn dem Sozialismus nicht etwas fehlte, wenn dieser organischer, geistvoller, menschlicher, volksmässiger wäre, wenn er mehr die volkstümliche Sehnsucht befriedigte — so wie er es in England tut, weil er dort darnach ist.

Die Aufgabe, die dem Sozialismus durch die Sachlage gestellt ist, lässt sich also etwa so beschreiben:

1. Er muss sich selbst neu denken lernen. Er muss das sozialistische Prinzip in neuen Formen schöpferisch gestalten lernen und die alten Formen neu beleben. Ich denke etwa an das Problem der Wirtschaftsdemokratie, der neuen Arbeitsfreude, der „Sozialisierungen", an die Weltwirtschaftsfragen, die sozialistische Bildung und Lebensführung und Aehnliches.

2. Zu diesem Zwecke muss er sich aus alten, denkträge machenden geistigen Schablonen, heissen sie Marxismus oder sonstwie, frei machen.

3. Wenn das geschehen soll, muss Geist und Schwung, Glaube an seine letzten Ziele wieder über ihn kommen. Woher? Nun, man kennt ja meine Gedanken darüber und sie werden in der folgenden Rubrik wieder auftauchen.

Bei der Arbeit an dieser Aufgabe wird ihm der Umstand zu Hilfe kommen, dass die kapitalistische Welt trotz aller Scheinblüte deutliche Symptome des Verfalls zeigt. Davon zeugten im vergangenen Jahr die zahllosen Zusammenbrüche und Betrugsaffären, die New-Yorker Börsenkatastrophe und vieles dieser Art; davon zeugt überhaupt die ganze sittliche Fäulnis und Unhaltbarkeit der heutigen, vom „Kapitalismus" beherrschten Kultur, die sich in diesem Zeitraum auch immer mehr enthüllt hat. Dass die heutige Welt vom Mammon beherrscht ist wie noch nie ein Zeitalter, ist in diesem Jahre überhaupt besonders deutlich geworden. Es muss vom Grund auf neu gebaut werden, und dazu ist vor allem auch der Sozialismus berufen.

Zu dieser negativen Aufmunterung gesellen sich positive. Da

ist wieder die Tatsache der englischen Arbeiter-Regierung. Dass der Sozialismus auch so auftreten kann, ist doch eine herrliche Verheissung. Dazu rechne ich ferner die in diesem Jahre ebenfalls stärker hervorgetretene Tatsache des katholischen Sozialismus, die vollends grosse Perspektiven eröffnet und freilich zur folgenden Rubrik weiterweist.

Es wäre wohl über die soziale Weltlage in einem weiteren Sinne noch mancherlei zu sagen. Das Bild ist zum Teil eines der Auflösung ins Chaos. Deutlich scheint mir besonders der Zug, dass das, was wir bisher Staat nannten, sich immer mehr zersetzt und an seine Stele andere Gebilde treten: auf der einen Seite die Korporationen, Gewerkschaften, Genossenschaften, Truste und andere wirtschaftliche Verbindungen, auf der andern das, was wir im weitesten Sinne des Wortes allfällig Kirche nennen könnten, ich meine: Gebilde, die durch ein geistiges Band zusammengehalten werden. Insofern gehen wir, darin hat Berdajeff recht, einem „neuen Mittelalter" entgegen (so lautet auch der Titel eines seiner Bücher), und das ist gut. Wohlverstanden: es handelt sich um ein neues Mittelalter, eine wieder durch den Geist geeinigte und auf Grund der Arbeit solidarisch organisierte, an Gott und dem Menschen orientierte Gesellschaft. Gerade auf dieser Linie treffen wir die Aufgaben eines organischen Sozialismus an. Damit sind wir auch schon zur letzten Rubrik gelangt.

3. Die geistige Lage.

Dass über die geistige Lage besonders schwer zu reden ist, habe ich schon zu Beginn festgestellt. Denn hier scheint das Chaos am buntesten zu sein. Ich muss, wenn ich den Versuch mache, sie dennoch darzustellen, dafür ganz besonders um Nachsicht bitten. Es wird hier bei der Auswahl der Tatsachen besonders stark die eigene Einstellung zu den Dingen in Betracht kommen. Eine Erleichterung bildet dabei der Gesichtspunkt, dass es sich hier nicht darum handelt, das ganze Bild der geistigen Lage zu zeichnen, sondern bloss diejenigen Züge zu treffen, die im Laufe des Jahres besonders hervorgetreten sind.

In Bezug auf das sittliche und kulturelle Leben scheint mir das vergangene Jahr nur immer mehr unter das Zeichen der Mechanisierung, Technisierung, Hypnotisierung, Brutalisierung, der Verflachung und Verödung, des Götzentums und der Dämonisierung getreten zu sein. Sportrekorde, Fortschritte der Verkehrstechnik und dazu unglaubliche Verbrechen haben die Völker am meisten in Atem gehalten. Eine gottlos gewordene, allen Götzen dienende Kultur rast mit betäubender Eile der Katastrophe entgegen. Wenn es nicht aufhaltende und rettende Elemente gibt.

Gibt es solche? Vielleicht doch. Der Umschwung im Den-

ken, d. h. in Wissenschaft und Philosophie, dazu in der Kunst, ist offenkundig. Sollte dieser Umschwung nicht allmählich von den Höhen in die Tiefen, aus den Studierstuben in die Werkstätten und Ratssäle dringen? Auch sind Anzeichen einer Reaktion gegen diese betörende und betäubende Bewegung der Zeit vorhanden, vor allem in dem Lande, wo sie am ausgeprägtesten ist, in Amerika. Aber auch überall sonst. Eine Abwendung von den Götzen zu Gott bereitet sich vielleicht doch in den Herzen vor.

Die Aufgabe ist jedenfalls für uns Andere klar: unerbittlicher Widerstand gegen den Strom, der uns zum Niagara treibt (Carlyle). Mutige Vertretung des Besseren, auch wenn wir dadurch da und dort einsam werden. Solcher Kampf hat oft mehr Aussicht, als man ahnt. Denn das Gesetz des Kontrastes herrscht auch in diesen Dingen. Auf einseitige „Aktionen" erfolgen einseitige „Reaktionen". Nicht mit fatalistischer Notwendigkeit zwar, aber es gibt etwas wie eine Dialektik, eine Entwicklung in Gegensätzen und durch Gegensätze in der Geschichte. Und dazu gilt das Wort: „Wo die Not am grössten ist, da ist Gott am nächsten."

Wenden wir uns dem religiösen Leben zu, so bietet das Jahr eher ein Bild der Leere. In der katholischen Kirche hat der Pakt des Vatikans mit Mussolini viel Raum in Anspruch genommen. Was wir darüber denken, wissen die Leser. Der Katholizismus dringt im übrigen schon vor. Das preussische Konkordat bedeutet für ihn einen Sieg. In der Schweiz ist er daran, die im Jahre 1712 durch die Vilmerger Schlacht und zuletzt 1847 durch den Sonderbundskrieg verlorene Position Stück für Stück wieder zu erobern, zum Teil mit Hilfe seines einstigen Todfeindes, des „Freisinns". Davor muss der Protestantismus aber nicht Angst haben; das ist bloss Macht, und die tut einer Sache, die unter dem Zeichen des Kreuzes stehen will, nicht gut. Aber auch im Geistigen gibt es eine katholische Renaissance. Ohne Zweifel. Ein Buch wie das von Professor de Reynold: „La Démocratie en Suisse" ist auch ein Zeichen davon.

Wie steht es dem gegenüber mit dem Protestantismus?

Drei Dinge sind es, die ihn heute bewegen, so weit in ihm überhaupt Bewegung vorhanden ist: Der Einigungsgedanke, die Erneuerung der Theologie, das soziale Problem. In Bezug auf alle diese Dinge ist nach meinem Urteil und Empfinden in diesem Jahre nichts Bemerkenswertes vorgefallen. Die Arbeit geht vorwärts, aber ohne starke neue Impulse. Auch von Stockholms Wirkung spürte man nicht viel Neues. Die Theologie hat ihr Wesen ihrer Natur gemäss mehr in einem engern Kreise. Der Einigungsgedanke ist seit Lausanne mehr ins Stille zurückgetreten.

Wenn so das Christentum als sichtbare Macht in diesem

Jahre nicht besonders hervorgetreten ist, so zeigt sich deutlich ein Erstarken seiner Gegner. Wir haben schon das Revirement des Freidenkertums erwähnt. Ebenso den Kampf gegen das Christentum in Russland. Das letztere ist eine ungeheure Erscheinung, voll tiefer, tragischer Bedeutsamkeit. Auch ein neues Heidentum tritt wohl immer offener hervor. So in der sexuellen Frage und in der Ueberschätzung des Körpers.

Aber diese Sache hat auch ihre Kehrseite. Das Revirement des Freidenkertums zeugt von einem Steigen der religiösen Welle. Ein Kampf gegen das Christentum, wie der in Russland, ist ebenfalls kein Zeichen von Zerfall der Sache Christi. Daneben gibt es übrigens in Russland selbst und überhaupt im russischen Geistesleben ein Erwachen des Glaubens.[1]) Und was das Neuheidentum betrifft, so ist ja ganz gut, wenn es offen heraustritt. Das gilt noch mehr von den eigentlichen Mächten der Gottlosigkeit. Die Sache Christi muss vielleicht, wie im alten Römerreich, wieder unter das Zeichen des Kreuzes, muss Sache einer neuen Minderheit werden, um Kraft zu einer neuen, aber nun tiefergreifenden „Eroberung der Welt" zu sammeln. Das ist wohl gegenüber dem jetzigen verheuchelten Zustand ein Gewinn. Christ und Antichrist! Der Antichrist geht dem Kommen Christi voraus.

Was die sogenannte theologische Besinnung betrifft, so würde ich doch noch lieber von religiöser Besinnung reden. Sie wird als blosse Besinnung nicht ewig dauern können. Und sie wird nicht im luftleeren Raum, sondern im Ringen mit der Welt am besten Frucht bringen. Es regen sich Zeichen, dass diese Einsicht wieder erwacht. Das soziale Problem wird seine Wucht und seinen göttlichen Sinn schon wieder stärker geltend machen. Die Tage der Stagnation und Restauration — deren Zeichen auch dieses Jahr nicht fehlen — werden vielleicht bald vorüber sein. Jedenfalls lebt der „religiöse Sozialismus" kräftig auf, auch in katholischer Form, wie wir sahen, aber auch sonst. Auf dieser Linie wird einst die Auferstehung des Christentums kommen. Arbeiten wir auf ihr weiter!

Eine gewisse Ruhe liegt auf der Christenheit als solcher. Ruhe des Todes oder Ruhe vor dem Sturm? Ich glaube letzteres. Während ich dies schreibe, braust der Sturm der Natur gewaltig um meine Fenster. Eines Tages wird der Sturm des Geistes so gewaltig in die Welt fahren. Jetzt ist Advent, aber er bedeutet ja das Kommen Christi. Er ist noch nicht da, aber er kommt!

12. Dezember 1929. L. Ragaz.

---

[1]) Es sei bei diesem Anlass auf die im Verlag Harder in Wernigerode am Harz herausgegebenen „Russischen Blätter" hingewiesen, die über russisches Geistesleben trefflich orientieren.

Monatsschau.

Es sind, so viel ich sehen kann, in der Berichtsperiode nicht gerade Ereignisse allerersten Ranges hervorgetreten. Die Geschichte spinnt ihr Garn ab; die Probleme der Zeit offenbaren sich auf die mannigfachste Weise, im Grunde aber sind sie überall und in allem von der gleichen Art.

1. Weltpolitisches.

Die Verhandlungen zwischen Amerika und England gehen weiter. Sie sind durch eine neue Rede Hoovers, worin er die Freiheit der Meere, das bedeutet: das Verbot der Blockade im Falle des Krieges, empfiehlt, nicht erleichtert worden. Das wird von seiten Hoovers, der das Elend des Hungerkrieges selbst — als grosser Helfer — aufs tiefste miterlebt hat, ehrlich gemeint sein, aber es ist eine Halbheit. Denn es will eine „Humanisierung des Krieges sein, und das ist eine Illusion, die der radikalen Bekämpfung des Krieges im Wege steht. Wenn der Krieg „humanisiert“ wird, dann ist er ja nicht mehr so schlimm. Nun wissen wir aber, dass er im Ernst nicht „humanisiert“ werden kann, dass alle solche Versuche vor der wilden Feuersbrunst des Krieges dahinschmelzen wie Schutzmauern aus Stroh. Das hat auch Herriot mit Recht gegen Hoover geltend gemacht. Die einzig mögliche „Humanisierung“ des Krieges ist seine Annihilierung. Dazu kommt, dass man geneigt sein wird, in dieser Wendung einen amerikanischen Cant zu erblicken. „Wenn die Amerikaner im Falle des Krieges nur wacker verdienen können, dann sind sie schon zufrieden; das ist ihr ganzer Pazifismus.“ Und endlich ist die Blockade die einzige Waffe, die dem Völkerbund gegen einen friedensbrecherischen Staat übrig bleibt, wenn er nicht zum Sanktionskrieg greifen will, und so schrecklich auch jene Waffe erscheint, so erscheint sie doch viel menschlicher und tauglicher als Krieg.

Wenn durch solche Probleme die Abrüstung zur See gehemmt wird, so auch besonders durch den Zwiespalt zwischen Frankreich und Italien, von denen jenes die Unterseeboote nicht preisgeben will, dieses aber die gleiche Flottenstärke wie Frankreich beansprucht.

Und endlich scheint es überhaupt zweifelhaft, ob die geplante „Abrüstung“ der Flotten wirklich eine solche sein wird und nicht bloss eine Umgestaltung, die bloss die Kosten etwas vermindert, die Kriegsgefahr aber unvermindert bestehen lässt. Gewiss werden die Admiräle alles tun, um die Bewegung in dieses Geleise zu lenken. Caeterum censeo: Nur eine mächtig anschwellende Volksbewegung, die sich gegen die Heere und Flotten überhaupt wendet, kann die Welt vor dem drohenden Untergang bewahren und eine neue Periode der Geschichte einleiten. Das gilt es zu schaffen und dafür muss der Hebel tief angesetzt werden.

In China ist es inzwischen zu einem kriegerischen Zusammenstoss mit Russland gekommen. Doch wäre es falsch, darin nun sofort ein Versagen des Kellogg-Paktes zu erblicken. Denn es handelte sich bloss um einen Scheinkrieg: die chinesische Armee war bloss eine Kulisse, die durch einen leichten Stoss ausgeworfen werden konnte. Ganz sicher war sich auch Russland im Klaren darüber, dass es einen Krieg fast um jeden Preis vermeiden müsse und bedurfte des inzwischen erfolgten öffentlichen Schrittes der andern „Kellogg-Mächte“ nicht.

Ueber China aber ergiessen sich weiter die Wellen des Elendes. Die Hungersnot zieht ihren schauervollen Weg. Wir werden sie im nächsten Heft wieder durch einige neue Dokumente beleuchten. Und Europa

schaut zu. Die Kirchen haben Wichtigeres zu tun: sie haben die „Landesverteidigung“ zu verteidigen. Nur da und dort regt sich eine edelmütige Hilfe. — Zur Hungersnot gesellt sich wieder die Revolution. Der Berichterstatter ist augenblicklich nicht in der Lage, darüber zu urteilen, ob es sich bloss um einen persönlichen Machtkampf ehr- und geldgieriger Generäle, die vielleicht den Interessen fremder Mächte verkauft sind, oder um ein Wiederaufflammen des radikalen Nationalismus handelt. Das Erstere ist sehr viel wahrscheinlicher und auf alle Fälle sind diese chinesischen Vorgänge eine sehr deutliche Wiederlegung des Irrtums, dass der Militarismus irgend einmal ernsthaft und auf die Dauer ein Befreier sein könne. Er ist immer nur ein Tyrann.

Die Erhebung Asiens und Afrikas verzeichnet, so viel ich sehe, in der Berichtszeit zwei sichtbare Tatsachen: in Indien tritt der Vizekönig in Unterhandlungen mit Gandhi ein. Er ist halt nur Vizekönig von Indien, ein schweizerischer Regierungsrat (um von einem Bundesrat zu schweigen) würde sich nie so tief erniedrigen. Denn die eignen sich das Bibelwort an: „Wir sind Götter.“ (Vgl. Psalm 82, 6.) Die zweite Tatsache ist der Beschluss, dass im Jahre 1930 ein panasiatischer Arbeiterkongress stattfinden soll. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Auch in Palästina flackert immerfort das Feuer des arabischen Nationalismus, aus dem schliesslich doch der Judenmord vom August entstanden ist, wieder auf.

Kommen wir nun wieder nach Europa, so sind stets die Vorgänge auf dem Balkan beunruhigend. Dort bilden Mazedonien, Albanien, Dalmatien, Kroatien, die Dobrutscha, das Nationenproblem in Jugoslavien, Bulgariens allzutiefe Demütigung durch den (von ihm übrigens freventlich auf sich gezogenen) Krieg, vor allem aber der Gegensatz zwischen Bulgarien. Ungarn und Mussolini auf der einen und Jugoslavien auf der andern Seite ewige Feuerherde des Völker- und Bürgerkrieges. Mord, Zerstörung, Vergewaltigung sind dort an der Tagesordnung. Einer der besten Menschen unserer Tage, der Amerikaner Kirby Page, Mitherausgeber der „World Tomorrow“, hat vor einiger Zeit diese Gegenden bereist und ist entsetzt über ihre Zustände. Es ist bedeutsam, dass er, der radikal-pazifistische Amerikaner, sagt, dass die einzige Macht, welche dort den Ausbruch eines neuen grossen Brandes verhindern könne, eben doch der Völkerbund sei!

In Polen aber schafft die drohende Wendung zur Diktatur eine neue europäische Gefahr. Vandervelde, Leon Blum und Jouhaux haben recht: bloss für ein freies, nicht für ein despotisches Polen haben sich hundert Jahre lang alle selbst die Freiheit liebenden Völker und edlen Menschen eingesetzt.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass die englische Arbeiterregierung in bezug auf all diese Probleme und Gefahren einen heilsamen Einfluss ausübt. Das Gleiche ist in bezug auf Oesterreich im englischen Unterhaus durch Henderson offen zugestanden worden. Inzwischen ist die österreichische Krise zu einem vorläufigen Abschluss gekommen, der rebus sic stantibus nicht ganz unerfreulich ist. Es ist gelungen, die schlimmsten Forderungen der Heimwehr-Bewegung abzuschlagen. Die Sozialdemokratie ist mit ihren Zugeständnissen so weit gegangen als möglich war. Sie hat gut daran getan. Aber wenn man daraus einen „Sieg“ machen will, so erinnert das allzusehr an die Kriegsberichterstattung von 1914 bis 1918. Ein Sieg kann daraus nur werden, wenn die Sozialdemokratie weiter und gründlich aus dieser Erfahrung lernt.

In Deutschland gehen eigentümliche und ebenfalls wenig beruhigende Dinge vor. Die deutschnationale Partei zerfällt, Hugenbergs Diktatur zerfliesst, dafür aber nehmen die Nationalsozialisten zu. Das Auftreten des Präsidenten der Reichsbank, Schacht, gegen den Young-Plan (so wird es im Volke doch wohl verstanden) wird sie vorläufig noch mehr stärken.

Ob das nur ein vorübergehendes Symptom des deutschen Krankheitszustandes, der doch auch ein Genesungsprozess ist, bedeutet? Mir scheint, es sollten darüber besonders die Sozialdemokraten nachdenken. Denn eine solche Erscheinung wäre schwerlich möglich, wenn ein sich selbst treuer Sozialismus mit vom Hauch des Geistes geschwellten Fahnen als hinreissende Volksbewegung auf dem Plan stünde.

So ziehen überall neue Wolken auf und rüsten sich neue Kampfesfronten. Freuen wir uns wenigstens an einem Adventszeichen, wie es der Anschluss der Vereinigten Staaten an den Haager Gerichtshof bedeutet; er ist doch eigentlich ein maskierter Eintritt in den Völkerbund.

2. Militarismus und Antimiltarismus.

Der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus hat während der Berichtszeit in der Schweiz an Leidenschaft zugenommen. Er hat sich besonders auf dem Boden der Kirchen abgespielt. Man findet Berichte darüber anderwärts. Darum nur noch ein paar Bemerkungen.

Ob man das Ergebnis der Zürcher Synodalverhandlung für erfreulich oder unerfreulich hält, hängt von dem angewendeten Masstab ab. Erfreulich ist der Eindruck, den das ausgezeichnete Referat von Lejeune auf diese doch etwas abgebrühte Gesellschaft machte, erfreulich die einmütige Zustimmung zu der Forderung, dass den Dienstverweigerern keine Ehrenstrafen aufgelegt werden sollten. Ob dazu die Autorität der Bibel oder die von General Wille und Generalstabschef Sprecher, sowie die der Professoren Baumgarten und Hafter mehr beigetragen haben, bleibe dahingestellt. Unerfreulich ist das Ergebnis insofern die Synode sich mit grosser Mehrheit für die Notwendigkeit der militärischen Landesverteidigung aussprach.

Ueber die Berner Synode ist kein Wort zu verlieren. Da genügt der Bericht. Zu bedauern ist vielleicht, dass sowohl in Zürich als in Bern vermittelnde Amendements eine klare Stellungnahme vermeiden halfen. Das Wort: „Eure Rede sei: Ja, ja, Nein, nein" steht halt nur in der Bergpredigt und die hat bei den Theologen wenig Autorität, ist bloss Verlegenheit!

Auch die Aargauer Synode spürte das Bedürfnis, den wankenden Koloss etwas zu stützen und die Obersten zu beruhigen. Man griff auch in der Presse die Safenwiler Angelegenheit wieder auf und versuchte ihr eine Wendung gegen Pfarrer Ott zu geben, natürlich durch unwahre Darstellung des Sachverhalts. Inzwischen ist in Safenwil das kirchliche Leben lebendiger, als es dort irgend einmal war. Wenn die Kirche den Abzug von Leuten so sehr bedauert, die wegen einiger Predigten, so ihnen nicht gefielen, zu einer andern Konfession übertreten, die sie vorher gar nicht ernstlich gekannt haben, bloss weil ein geistlicher Logenbruder aus derselben sich willig in den Dienst der Dorfmatadoren gestellt hat, dann muss es mit ihr weit gekommen sein, aber auf der Linie des Abstiegs.

Ziehen wir das Fazit. Die protestantische Kirche hat durch drei von ihren Vertreterinnen (denen sich selbstverständlich alle andern in der Schweiz anschliessen würden) wieder einmal gezeigt, dass sie in der grossen Mehrheit ihrer Diener eine getreue Stütze der bestehenden Ordnungen ist, mögen es auch Ordnungen des Teufels sein, wie das heutige Kriegs- und Militärsystem sicher eine ist. Ein solches Gebilde noch als Vertretung der Sache Christi anzuerkennen, erfordert viel Phantasie!

Eine Austrittsbewegung grossen Stils wäre vielleicht das beste Mittel, eine solche Kirche aus ihrer Herzensträgheit zu wecken. In eine erwachte könnte man ja wieder eintreten. Aber dazu reicht es noch nicht. Es ist dazu ein religiöses Erwachen nötig; die Kirche lebt inzwischen vom Gesetz der Trägheit, nicht etwa von dem Guten, das sich in ihr ja gewiss auch regt.

Uebrigens halten diese von den dem Staate willfährigen Kirchen erbauten Dämme die Bewegung selbstverständlich nicht auf. In Bern regnete es

Erklärungen gegen den Ukas des Synodalrates und des Kirchendirektors. Es protestierten Lehrergruppen, Pfarrergruppen (und zwar sehr grosse!) sogar Kirchgemeinderäte. Zwei der hervorragendsten Pfarrer der bernischen Kirche, die Herren Schädelin und von Greyerz in Bern, haben in Predigten dazu Stellung genommen, die im Druck erschienen sind. Die eine, die von Schädelin, ist vorsichtig abwägend, die von Greyerz rückhaltlos. Wir möchten beide sehr empfehlen. Bei diesem Anlass sei noch auf die ebenfalls sehr tapfere und tiefe Karfreitagspredigt von Greyerz aufmerksam gemacht, die infolge einer Kombination von Umständen in den „Neuen Wegen" nicht rechtzeitig angezeigt worden ist.

Auch die Dienstverweigerung geht vorwärts. Neuerdings sind vor Militärgericht gestanden: Otter, Dubois, Anderfuhren, Werner Kissling und Dr. Brenner. Otter und Dubois sind zum vierten und fünften Mal verurteilt, aber nun auch endlich aus dem Heere ausgestossen worden. Anderfuhren hat wegen Verweigerung der Militärsteuer zehn Tage Gefängnis bekommen, Kissling drei Monate Gefängnis und ein Jahr Einstellung in den Bürgerrechten, Dr. Brenner das Gleiche.

Ueber die zwei letzten Fälle steht ein besonderer Bericht anderwärts. Das „wie lange noch?" steigert sich von Fall zu Fall, wenigstens hier in Zürich wird das Regime Eugster-Pfenninger immer unerträglicher.

Fügen wir noch hinzu, dass Australien (wohl unter dem Einfluss seiner neuen Arbeiterregierung) den obligatorischen Militärdienst durch einen freiwilligen ersetzt hat.

3. Sozialismus und soziale Bewegung.

Es ist fast überall ein Steigen der sozialistischen Welle zu beobachten. In der Tschechoslovakei haben die Sozialdemokraten einen grossen Wahlsieg errungen und bilden nun mit den bürgerlichen Tschechen und Slovaken zusammen das Ministerium. In Niederösterreich hat sich, mitten in der Agitation der Heimwehren, die Sozialdemokratie durchaus behauptet. Das Gleiche ist in Deutschland bei den Gemeindewahlen geschehen, trotz dem Sklarekskandal, der bloss in Berlin einen starken Rückschlag erzeugte. Allerdings bildet hier in Deutschland, wie schon erwähnt wurde, das mächtige Anwachsen der Nationalsozialisten ein ernstes Fragezeichen. Auf der andern Seite wieder ist sehr erfreulich, dass von vielen „Nationalen" nicht nur ein Hugenberg abgeschüttelt, sondern auch eine neue und zwar bejahende Stellung zur Arbeiterbewegung gefordert wird. Sogar in der A. F. L. (American federation of labour, amerikanischer Arbeiterbund) scheint sich eine radikalere Strömung zu regen. An die Tatsache, dass bei der Wahl der Bürgermeisters von Newyork der sozialistische Präsidentschaftskandidat Norman Thomas (ein ehemaliger Pfarrer) 175,000 Stimmen erhielt, knüpfen amerikanische Radikale und Sozialisten die Hoffnung, dass vielleicht doch bald ähnlich wie in England eine neue Partei neben den bisherigen, innerlich verfaulten aufkommen könnte, die einen wirklichen, namentlich sozialen Fortschritt verträte. Für die englische Arbeiterregierung allerdings häufen sich die Schwierigkeiten. Namentlich macht ihr das Problem der Arbeitslosigkeit zu schaffen. Es erhebt sich aus der eigenen Mitte eine heftige, besonders von Schottland ausgehende Opposition gegen sie. Diese Tatsache ist scheinbar gefährlich, aber ein Beweis für den Unabhängigkeitsgeist, der das englische Parteileben so erfreulich kennzeichnet. Auch in der Kohlenfrage geht es nur mühsam vorwärts. Wenn in diesen beiden Beziehungen die Regierung und die Partei, die hinter ihr steht, mit gewaltigen Schwierigkeiten kämpft, die sie nicht verschuldet hat, so scheint mir bedenklich, dass das wichtigste, und wenn ich nicht irre, sogar einzige Tagesorgan der Partei, der „Daily Herald" in die Hände eines kapitalistischen Unternehmens übergeht, wodurch es, ohne der Kontrolle der Partei zu entgehen, in allen Arten und

Unarten moderner journalistischer Reklame auf die Höhe kommen soll. Das mag zwar dem englischen Geschmack entsprechen, bei uns jedenfalls sähe ich darin „Verbürgerlichung" der schlimmsten Sorte und eine grundfalsche Methode. Uns ist ernstlich nicht mit mehr, sondern bloss mit weniger Agitation gedient.

In Russland vollziehen sich gerade jetzt schicksalsvolle Vorgänge. Da ist vor allem das Riesenexperiment des „Fünfjahr-Plans", wodurch die ganze Landwirtschaft des Weltreiches im kollektivistischen Sinne umgestaltet werden soll und dies vorwiegend durch das System der Riesenfarmen, die jeweilen viele Hunderte von Bauern zu einem Betrieb zusammenfassen. Einstweilen scheint es an gewissen Erfolgen nicht zu fehlen. Allerdings werden diese seltsam beleuchtet durch die Tatsache, dass die seit Jahrhunderten dort angesiedelten deutschen Bauern, die Elite des russischen Bauerntums, Russland zu vielen Tausenden (13,000) fluchtartig verlassen und ebenso, wenn auch weniger dramatisch, die Griechen und andere Nationalitäten, darunter auch die Juden, was diejenigen beachten müssen, die Bolschewismus und Judentum allzusehr identifizieren. Ebenso unheimlich sind die fortwährenden Massenerschiessungen von „Rebellen". Was wird wohl aus alledem werden?

Dass im Westen, und vor allem in der Mitte Europas der Faschismus sich ausbreitet, liegt auf der Hand. Man denke nur an die Vorgänge in Oesterreich und Polen und das Wachstum des Nationalsozialismus in Deutschland. Das Neueste ist die Schaffung einer Art von „Tertiariertum", des Faschistenordens, der Amici del fascismo, zu welchen Nichtitaliener ernannt werden können.

Erinnern wir im übrigen noch an die gewaltigen, das ganze Land erregenden Streikbewegungen der Textilarbeiter in den Vereinigten Staaten, an die stets neuen Formen des Sklarek-Skandals und dazu an die massenhaften, oft mit Betrug verbundenen geschäftlichen Zusammenbrüche in Deutschland. Es kracht eben doch überall in dem aus Unrecht und Not emporgetürmten Götzenbau der kapitalistischen Zivilisation.

An dieser Fäulnis der kapitalistischen Zivilisation nimmt auch der Sozialismus teil, ja, er treibt sie vielfach auf die Spitze. Dieses Letztere ist von dem Feldzug für die Abtreibung zu sagen, den in Zürich die Sozialdemokratie betreibt. Das ist moralischer Selbstmord des Sozialismus. Dass Frau Helene Stöcker, der wir zum sechszigsten Geburtstag auch unsern Gruss entboten, wenn auch nicht ohne Vorbehalte, gerade in bezug auf diesen Punkt, diesem Feldzug etwas von dem Glanz verliehen hat, der von ihrer Persönlichkeit ausgeht, hat uns im Herzen leid getan. Damit dient sie keiner guten Sache. Von dieser Sache hoffentlich in Bälde mehr!

4. Schweizerisches.

Die Schweiz steht seit Wochen unter dem Zeichen der Bundesrats-Wahlen. Es ist ein Zeichen schlimmer und guter Art, ein schlimmes, weil es die ganze Verkommenheit unserer bürgerlichen Politik ins hellste Licht stellt, ein gutes, weil sich doch auch inmitten des bürgerlichen Lagers Opposition dagegen regt, besonders bei den Jungen. Erfreulich ist auch, dass der schweizerische Vorstand der Evangelischen Volkspartei sich für die Wahl eines Sozialisten erklärt, unerfreulich allerdings, dass der Vorstand des zürcherischen Zweiges der Partei diesem Beschluss zuwider sich gegen einen solchen ausspricht, weil die Partei in Zürich eine christentumsfeindliche Haltung einnehme. Als ob die „Züricher Post" und die „Neue Zürcher Zeitung" dem Christentum näher stünden als das „Volksrecht"! Es sind doch einige Männer in dieser Partei, von denen man nicht begreift, dass sie nicht mehr Weitblick zeigen.

Die Sozialdemokratie steht gerade, wenn ihr die Vertretung im Bundesrat verweigert wird, wieder vor einer äusserst günstigen Situation. Die Frage ist bloss, ob sie in der Lage ist, diese Gunst für sich fruchtbar zu machen. Ihr Parteitag in Basel hat die Frage der Beteiligung am Bundesrat mit mehr als Zweidrittelmehrheit bejaht. Es zeigte sich, dass das pseudoradikale Regime, das zum Unheil des schweizerischen Sozialismus so lange dessen Führung hatte oder doch, was beinahe die gleiche Wirkung übt, zu haben schien, gründlich gebrochen ist. Aber es käme nun darauf an, dass es endlich auch offen und rücksichtslos beseitigt würde. Statt dessen hat es in Basel noch einen wirklichen oder scheinbaren Triumph gefeiert. Als es sich um die Wiederwahl des Parteipräsidenten Reinhard handelte, dem Dinge vorgeworfen werden, die ihn, falls sie sich erwahren sollten, einer solchen Stellung unwürdig machten, stellte unser Freund Dr. Max Weber die Forderung, dass eine Untersuchungskommission eingesetzt werde, welche jene Anklagen prüfen solle. Er wurde aber an der Begründung dieser Forderung verhindert dadurch, dass man ihm das Wort entzog und Reinhard wurde daraufhin mit grosser Mehrheit wieder gewählt. Gegen dieses Verhalten des Parteitages und seines Leiters muss scharfer Protest erhoben werden. Die Forderung Webers war mehr als berechtigt. Wir haben in der Leitung der Partei saubere Leute nötig. Nichts raubt uns bei den breiten Volksmassen, wie bei der moralischen Elite aller Kreise, so sehr den Kredit, als wenn wir moralisch zweifelhafte, vielleicht gerade den Sozialismus kompromittierende Personen an verantwortungsvollen Stellen erhalten. Der Sklarek-Skandal sollte uns doch hierin als Warnung dienen. Also eine unparteiische, durchaus zuverlässige Untersuchung der Anklagen, die gegen Reinhard vorliegen und der Nachweis, dass sie unrichtig sind oder seine Beseitigung als Parteipräsident. Ein Mann wie Weber stellt eine solche Forderung nicht ohne guten Grund. Darum aber ist vor allem dagegen die Schärfe des Protestes zu richten, dass einem solchen Mann das Wort entzogen wird. Parteitage lieben ja freilich störende Auseinandersetzungen nicht und das Vertuschen ist gerade in der Schweiz eine beliebte Kunst. Aber es ist auch eine gefährliche Kunst. Faule Dinge müssen als solche aufgedeckt und ausgeschnitten werden, sonst fressen sie weiter und verpesten die Luft. Freies Wort und rücksichtslose Selbstkritik aber sind das Salz, das eine Bewegung vor Fäulnis schützt. Der Parteitag hat grösstenteils wohl aus Mangel an Orientiertheit, aber doch wohl auch aus einer falschen Stimmung heraus, eine andere Methode vorgezogen. Aber er hat durch seine Haltung die Tatsache nicht verschleiern können, dass eine auch öffentliche und formelle Aenderung des Parteiregimes notwendig ist, dass Dr. Max Weber einer unserer besten Männer ist, ein Mann von einer Ehrlichkeit, Lauterkeit und Tüchtigkeit, wie man sie selten findet, und dass er unserer Sache ehrenvoll dienen wird, wenn jenes Regime mit seinen Trägern längst zu den bösen Erinnerungen gehört.

Neben der Bundesratswahl hat die Angelegenheit Peretti zu reden gegeben, eines tessinischen Eisenbahnangestellten, der sich törichterweise nach dem Italien Mussolinis begab und dort harmlose Unvorsichtigkeiten beging, für die er nun zwei Jahre Gefängnis erhalten hat. Man sieht bei diesem Anlass wieder, was unsere gloriose Armee nützt, die uns nach der Behauptung ihrer Verteidiger vor „Beleidigungen" schützen soll. Umgekehrt sehen wir im Zonenkonflikt, wie viel wirksamer der Schutz einer internationalen Rechtsordnung ist, für die wir uns dann aber auch einsetzen sollen, dadurch dass wir das Kriegssystem auch bei uns selbst zerbrechen.[1])

---

[1]) Nachdem die obigen Ausführungen über die Bundesratswahl geschrieben waren, kam der Bericht über das Ergebnis. Kein Wort reicht zu, um die Niederträchtigkeit dieses Verhaltens unserer Bürgerlichen genügend zu

5. Kirche und Religion.

Das Buch von *Ernst Michel*: „Politik aus dem Glauben“ ist von der römischen Kirche auf den Index gesetzt worden. Das ist ein schlimmes Zeichen. Denn es ist ein sehr schönes Buch, das auch Protestanten mit grossem Gewinn lesen können, das aber, sollte man meinen, für den Katholizismus *wirbt*. Sollte dieser solche lebendigen und freien Kräfte nicht in seiner Mitte dulden können, so wird er eines Tages die Frucht des geistigen Todes ernten.

In *Russland* scheint der Kampf gegen die Religion an Heftigkeit zuzunehmen. Wir erleben hier eine Erscheinung von weltgeschichtlichem, reichsgottesgeschichtlichem Riesenmass, wie sie seit dem Auftreten des Islam nie mehr dagewesen ist. Zwar darf man das, was in Russland geschieht, nicht übertreiben. Es ist nach der Aussage wohl Orientierter auch jetzt noch, was die Möglichkeit betrifft, dort die wirkliche Botschaft von Christus zu verkündigen, vieles besser als unter dem Zarismus, aber trotzdem bleibt doch bestehen, dass dieser russische Kampf gegen das Christentum als ein Riesenzeichen der Mahnung zur Einkehr und Umkehr an den Himmel geschrieben ist. Desto unangebrachter ist es, gerade jetzt über das „*soziale Evangelium*“ (social gospel) zu höhnen. Als ob nicht die russische Bekämpfung des Christentums genau diese Ursache hätte, dass das soziale Evangelium von der Kirche so lange vergessen worden ist. Ich lese in dem „Schweizerischen evangelischen Presseberich“, dessen tendenziöse (und daneben schwankende) Haltung überhaupt die Aufmerksamkeit unserer Gesinnungsgenossen fordert, folgendes:

Ein bedeutsamer Umschwung in Amerika.

„Social gospel“, soziales Evangelium, soziales Christentum war in Amerika lange ein Schlagwort, mit dem man die unmöglichsten Veräusserlichungen des religiös-kirchlichen Lebens zu rechtfertigen suchte. Nun urteilt der bekannte amerikanische Gelehrte Prof. W. A. Brown, Newyork: Es ist der Niederbruch der hochgespannten Erwartungen, die die soziale Bewegung in Vielen lebendig gemacht hatte, denen sie die Begeisterung eines neuen Evangeliums brachte. Der Fehlschlag oder wenigstens die Verschiebung grosser sozialer Umwälzungen auf unbestimmte Zeit hat wieder die ganze Frage der persönlichen Frömmigkeit aufgeworfen und dem alten Wort Gott neue Bedeutung gegeben. Man gibt sich nicht mehr zufrieden mit Erörterungen über soziale Gerechtigkeit und allerlei Versuche, sie da oder dort in Tat umzusetzen. Von der Aussenwelt wendete sich das Interesse wieder den zentralsten Fragen der Seele zu, die im Zeitalter der gesteigerten Ehescheidungen, der Dollarjagd im ganzen Geschäftsleben und des abendlichen Vergnügungstaumels furchtbare Schädigungen erlitten hat.“

Der aufmerksame Leser wird die seltsame Logik dieser Worte wohl

---

kennzeichnen. In einer Zeit, wo Sozialisten das englische Weltreich regieren, zum Heil der Welt, wo Sozialisten die dänische Regierung bilden, in der tschechoslovakischen sehr stark vertreten sind, wo sie in Schweden, Norwegen und Belgien ebenfalls schon Ministerien gebildet haben, in Frankreich eindringlich gebeten worden sind, mitzumachen, wagt man es bei uns, der ganzen einen Hälfte des Volkes (denn die vertritt die Sozialdemokratie) ein Mitglied in der obersten Behörde zu verweigern. Man muss sich der Schweiz in Grund und Boden hinein schämen, man könnte an ihr verzweifeln. Diese Leute sollen noch einmal kommen und heuchlerisch vom „Klassenkampf“ der Sozialdemokratie oder von ihrer „Diktatur“ und dergleichen reden! Wenn in der Sozialdemokratie die schon fast besiegte bolschewisierende Richtung wieder aufkommen sollte, so haben diese bürgerlichen Politaster die Schuld, diese Bolschewisten des Geldsacks und der Soutane! Eine unter aller Kritik jämmerliche Gesellschaft!

von selbst beachtet haben. Also die gesteigerte Dollarjagd im ganzen Geschäftsleben, die vermehrten Ehescheidungen und der „Vergnügungstaumel" sollen Tatsachen sein, die vom „sozialen Evangelium" ablenken müssten! Ein normales, nicht von der theologischen Modepsychologie hypnotisiertes Denken müsste doch wohl umgekehrt schliessen: Dollarjagd und soziale Auflösung müssten dringlich das soziale Problem in den Mittelpunkt der religiösen Aufmerksamkeit rücken! Wenn man das so auslegt, als ob damit Gott als Zentrum und Quelle des sozialen Evangeliums ausgeschaltet wäre, so nenne ich das religiöse Verleumdung. Das „soziale Evangelium" bedeutet, dass Gott aus einem religiösen Luxus zu der Macht werde, die auch das soziale Leben beherrscht, darin an Stelle der Dollarjagd Gottes- und Menschendienst setzt, die Grundlagen der Gesellschaft erneuert und damit sowohl die Ehe wieder herstellt als die Quelle des Vergnügungstaumels abgräbt. Oder meint etwa Herr Brown und mit ihm der Verfasser des „Presseberichtes", der Rückzug auf „Gott" bedeute, dass man den „Dollar" Dollar sein lasse und sich damit begnüge, seine Seele zu retten? Für einen solchen Gott wird sich die Welt immer mehr bedanken und mit Recht — allem kurzsichtigen Theologismus und Frömmigkeitskult zum Trotz.

Der Holländer W. A. Vissert Hooft hat scheints ein Buch mit dem Titel: „The background of the social Gospel in America" (Der Hintergrund des sozialen Evangeliums in Amerika) geschrieben, aus dem nun gewisse Kreise ein Wesen machen, die meinen, viel von Gott reden sei das, worauf es ankomme. Von dem gleichen Verfasser stammt auch ein Buch über die schweizerische religiös-soziale Bewegung, das eine sehr loyale und freundliche Darstellung dieser Bewegung mit einer Kritik derselben verbindet, die ein wenig der des Barthianismus gleicht. Kein Wunder, dass man auf dieser Seite darüber entzückt ist, obschon es uns nicht schwer fällt, seine Kritik zu widerlegen. Was aber Amerika betrifft, so ist vorläufig der grösste Vertreter des „Social Gospel" immer noch Rauschenbusch. Wer ihm, weil er nicht „Barthianer" ist, die Wurzelung in den Tiefen des Evangeliums abspricht, nun, der erblickt halt das Evangelium bloss in den Formeln des Heidelberger Katechismus oder — seinen eigenen.

Es bleibt dabei: gerade das soziale, das heisst: das von Gott in Christus aus das soziale Problem erfassende Evangelium ist die grosse Notwendigkeit der Gegenwart und Zukunft. Es bedarf gewiss der stetigen Vertiefung, in Amerika und in Europa, aber ihrer bedürfen auch seine Gegner. Sie haben wahrhaftig Gott nicht gepachtet.

12. Dezember 1929. L. R.

Personalia. Ueber Clemenceau müsste jemand schreiben, der seine Laufbahn verfolgt und auch seine Bücher gelesen hätte, dazu Frankreich genauer kennte. Bei mir trifft das alles nicht zu. Clemenceau ist mir stets eine fremde und wenig sympathische Gestalt geblieben. Was mir bedeutsam erscheint, ist gerade diese Tatsache, dass in Frankreich wie in England immer wieder Männer eine führende Rolle spielen, die zugleich bedeutende Gelehrte, Schriftsteller, Denker sind (man vergleiche damit unsere heutigen Politiker), und dann diese Lebenskraft, diese unbezähmbare Tatkraft im Dienste seiner Sache. Hätten wir das! Aber die „Kinder dieser Welt" sind oft nicht nur klüger auf ihre Art, als die Kinder des „Lichts", sondern auch tapferer, energischer! (Vgl. Lukas 16, 8.)

Pfarrer Albert Reichen in Winterthur — welch ein Kontrast! — der nach langem Schwächezustand doch plötzlich mitten in der Arbeit gestorben ist, war neben Paul Pflüger einer der ersten Pfarrer in der Schweiz, die in die sozialdemokratische Partei eintraten, und zwar schon vor dem Aufkommen der religiös-sozialen Bewegung. Von dieser wurde er wohl vor allem durch eine gewisse unduldsame Ausschliesslichkeit abgehalten, die sie

in ihren Anfängen leider zeigte. Doch bestand immerhin eine persönliche Verbindung zwischen ihm und uns, die sich auch in gemeinsamen Aktionen darstellte. Gewiss hat es ihm auch nicht an Verständnis für uns gefehlt. Für den Schreibenden ist er öffentlich mit Wärme eingetreten. In der Partei stand er tiefer drin als die meisten von uns, aber in einer geistigen Freiheit, die er auch sonst stets wahrte. Er war ein ehrlicher, reiner, herzenswarmer Mensch von grosser Begabung, weitem Horizont und bis zuletzt von ungeschwächter jugendlicher Lebendigkeit des Geistes, wie nur echter Idealismus sie verleiht. Wir werden ihm ein gutes und dankbares Gedächtnis bewahren.

De mortius. Ein eigentümliches Zusammentreffen hat es gefügt, dass zwei Männer, die im letzten Heft Gegenstand kritischer Auseinandersetzung waren, rasch nacheinander gestorben sind, und zwar der eine von ihnen, Bundesrat Scheurer, in dem Augenblick, wo die „Neuen Wege“ zwar noch nicht erschienen, wohl aber gedruckt waren und eine Weglassung der „Offenen Frage“ an ihn nicht mehr anging, der andere, Professor Hadorn, unmittelbar nachher. Ich denke, die Leser werden verständig genug gewesen sein, diesen Sachverhalt von sich aus festzustellen. Glücklicherweise steht in der „Frage an Bundesrat Scheurer“ nichts, was ich nun bereuen müsste geschrieben zu haben. Es war übrigens schon für das Oktoberheft berechnet gewesen, aber aus technischen Gründen zurückgestellt worden. Noch weniger lag in der gegen Prof. Hadorn gerichteten Bemerkung (der Erinnerung an seine Stockholmer Worte) etwas Unberechtigtes. Sie drängte sich, wie zahlreiche andere Zitierungen dieses Wortes beweisen, im Angesicht des bernischen Synodalerlasses völlig auf. Selbstverständlich wären die gegen die beiden Männer gerichteten Aeusserungen dennoch weggeblieben, nachdem sie dem irdischen Kampf entrückt waren, wenn die Nachricht davon rechtzeitig zu mir gelangt wäre. Im übrigen aber kam der Umstand, dass wir sterben müssen, kein Grund sein, den Wahrheitskampf zu unterlassen, sondern bloss ihn so zu führen, dass wir es stets verantworten können, und das ist bei diesem Anlass durchaus der Fall.

Und wenn ich nun über die beiden Verstorbenen noch ein Wort sagen soll, so kann das De mortius nil nisi bene selbstverständlich nicht den Sinn haben, dass man das Urteil über einen Mann sofort völlig ändere, nachdem er das Auge geschlossen hat, sondern höchstens, dass man es, wo es einem Geschiedenen gilt, wenn nötig noch sorgfältiger, erwäge und milder formuliere.

In der Erfüllung dieser Pflicht kommt mir zu Hilfe, dass unser Kampf gegen Bundesrat Scheurer nie etwas „Persönliches“ gehabt hat. Wir waren seine sachlichen Gegner und umgekehrt, aber persönlich haben wir im Guten und Schlimmen nie etwas zu tun gehabt. Freilich, ein edler Gegner war er nicht, aber doch, mit den heutigen Massen gemessen, ein anständiger. Nie hat er zwar für unser Wollen einen Hauch von Verständnis und Achtung oder gar Anerkennung gezeigt, immer nur hartköpfige, überlegen lächelnde Ablehnung. In einer wirklichen Demokratie wäre es doch gewiss am Platze gewesen, dass dieser Mann gewünscht hätte, uns einmal anzuhören, eine persönliche Aussprache mit uns zu suchen. Denn schliesslich sind wir auch Schweizer und es steht hinter uns ein nicht kleiner Teil des Schweizervolkes. Sogar in einer Monarchie hätte vielleicht der Regent oder Premierminister so etwas gewünscht. Aber schon es auszusprechen, erscheint bei uns lächerlich. Starr und steif wie gewisse Götter stehen unsere „demokratischen“ Magistraten über den Sterblichen — ausser wo diese sehr deutliche Figuren des machtpolitischen Schachspiels geworden sind. Also an solcher seelischer Grösse hat es auch diesem Manne gefehlt, wie übrigens allen andern dieser Art. Und es ist festzustellen, dass er in der historischen Stunde, wo die Schweiz die Mission hätte, einen neuen Weg

zu gehen, er sich steif und starr abwehrend vor und in diesen Weg gestellt und den andern gewiesen hat. Kein Grab darf uns hindern, dies festzustellen. Und wenn der Feldprediger, der die Leichenrede hielt, das am Grabe von Oberst Sprecher geübte Verfahren wiederholend, lächerlicherweise uns Antimilitaristen einlud, angesichts der Frömmigkeit des Dahingegangenen unsere Hefte zu revidieren und wieder ein wahrer Heroenkultus mit diesem Verstorbenen getrieben wird, so erinnern wir an den bluttriefenden „Erlass Scheurer". Keine verlogenen Leichenreden, auch am Grabe die Wahrheit!

Aber nachdem dies festgestellt ist, soll freilich anerkannt werden, dass der Verstorbene im Rahmen seiner von uns nach wie vor scharf abgelehnten Denkweise ein achtungswerter, tüchtiger und charaktervoller Mann war. Wenn er auch nicht edel und gross war, so war er, wie gesagt, anständig. Und durch und durch ehrenhaft im persönlichen und politischen Wandel. Dazu gewissenhaft, fest, treu, unermüdlich, auf seine Art, so wie er es verstand, sein Leben dem Vaterland hingebend bis zum letzten Tropfen seiner Kraft und durch d i e s e Dinge auch G r ö s s e gewinnend. Das alles wollen auch wir ehren. Wir haben ihm darum persönlich nie gegrollt und werden es künftig erst recht nicht tun.

Und nun P r o f e s s o r H a d o r n. Ueber ihn zu reden fällt mir schwerer. Wir haben gelegentlich freundschaftliche Beziehungen gehabt. Es fehlte ihm nicht ganz am Verständnis für unser Wollen und für unsere Sache. Seine Stockholmer Zitierung des bekannten (freilich seinem kriegerischen Zusammenhang entfremdeten) Zwingliwortes beweist, dass er unter der Suggestion bedeutsamer Eindrücke fähig war, sich neuen Dingen zuzuwenden. Aber leider fehlte ihm die Kraft, das in Stockholm Empfundene in Bern festzuhalten. Er besass dafür nicht jene steife und unzugängliche Bernerart Scheurers. So wurde er ein beliebter und einflussreicher Kirchenmann, aber kein Führer auf schweren, neuen Bahnen. Es ist wohl eine letzte Gunst des Geschickes gewesen, die ihn wegnahm, bevor er die tragische Seite einer solchen Haltung auszukosten bekam. Um all des Besseren, Freieren willen, das bei alledem doch in ihm lag, sei auch ihm ein freundliches, sogar dankbares Andenken bewahrt.

Ein Missverständnis. Eine mündliche Aussprache hat ergeben, dass der im letzten Heft unter dem Stichwort „Volkstanz?" wiedergegebene Abschnitt aus einem Bericht des „Blauen Kreuzes" von uns missverstanden worden ist. Es sei damit keine Herabsetzung der „Religiös-Sozialen", sogar das Gegenteil, gemeint gewesen. Auf Grund dieser Erklärung bedauere ich das vorgefallene Missverständnis aufrichtig. Ich glaube freilich, dass dieses sich fast aufdrängen musste, wie es denn auch andern Lesern jenes Berichtes sich aufdrängte. Ich persönlich bin seit Jahren an eine gewisse Art von Darstellung unserer Sache gewöhnt, die nach dem Schema verläuft: grosse Anregung durch die Religiös-Sozialen, Enthusiasmus, Erwartung des Reiches Gottes, durch menschliche Kräfte herbeigeführt, daraufhin tiefe Enttäuschung, dann aber Rettung durch Barth, Thurneysen, Brunner, Hinweis auf die Offenbarung, das Wort Gottes, auf Sünde und Gnade — ich bin, wie gesagt, so an dieses Schema — Schema F. F. wollte ich darum meine Gegenbemerkung überschreiben — so gewöhnt, dass ich meinte, dieses mir allzubekannte Schema in jenem Bericht wiederzufinden. Nur dass uns nun auch die Jugendbewegung mit Reigen, Lied — übrigens an sich ganz gute Dinge — dazu Erziehung zum Reiche Gottes zugeschrieben würden, schien mir des Guten zu viel und veranlasste meine Gegenbemerkungen.

Dies bloss zur Erklärung und Entschuldigung. Der Verfasser jenes Berichtes (dessen Namen ich als nebensächlich weggelassen hatte) war sich der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Auffassung desselben offenbar nicht bewusst. Möge dieses Missverständnis, das ich nochmals

bedauere, uns mahnen, dass wir einander allmählich wieder mehr Vertrauen sollten schenken dürfen.

Aarau. Zusammenkunft der Freunde des „Aufbaus“ und der „Neuen Wege“, Sonntag, den 5. Januar 1930, nachmittags 2.15 Uhr, im alkoholfreien Restaurant „Helvetia“ (I. Stock). Fortsetzung des Vortrages von Pfarrer Ernst Ott in Safenwil über: „Peter Krapotkin“. Diskussion.
Zahlreiches Erscheinen unserer Gesinnungsfreunde erwartet

Verdankung. Für die Hungernden in China eingegangen von: Dr. St. in F. Fr. 20.—; R. W. D. in L. 10.—; Kinderspende durch Frl. D. in Sch. 1.50. Herzlichen Dank!

Aus der Arbeit

Kurs über Wissenschaft, Philosophie und Religion in Bern.

Auf Wunsch von verschiedenen Freunden veranstalten wir gleich nach Neujahr einen Kurs, der vier Abende umfassen wird, über das Thema: „Wissenschaft, Philosophie und Religion“. Es ist uns gelungen, Herrn Prof. Dr. L. Ragaz als Leiter dieses Kurses zu gewinnen.
Kursabende: Je Montag und Dienstag, 6. und 7., 13. und 14. Januar.
Lokal: Zimmer Nr. 8, Volkshaus, Bern.

Näheres Programm:

1. Von Wissenschaft und Philosophie — was sie sind und wie weit sie reichen.
2. Was heisst: eine Weltanschauung haben?
3. Gibt es eine Wahrheit?
4. Was ist und will das Christentum?

Die Themen werden mit steter Beziehung auf den Sozialismus und die geistigen Interessen seiner Anhänger behandelt. Auf eine lebhafte mündliche und schriftliche Mitarbeit der Teilnehmer wird sehr gehofft.
Wir laden alle Leser der „Neuen Wege“ herzlich ein, den Kurs zu besuchen.

Der Ausschuss der Gruppe „Neue Wege“ und „Aufbau“, Bern.

Von Büchern

Für Weihnachten und Neujahr.

Ich möchte besonders empfehlen:
1. **Robert Friedmann**: Leo Tolstoi zur Ergänzung des Vortrages von Dr. Strasser, eine wundervolle Auswahl von Worten Tolstois, ein ganz feines Büchlein für Weihnachten, eine Botschaft von der Liebe und Bruderschaft, wie es wenige gibt. (Erschienen im Verlag von Rütten und Löning in Frankfurt am Main.)
2. **Julie Schlosser**: „Wir und die Kreatur“ (im Verlag Leopold Klotz in Gotha erschienen), eine flehentliche Schutzschrift für die Tiere, gleichsam für Esel, Schaf und Tauben, die um die Wege des Christkindes sind.
3. **Das Handbuch der Gewaltlosigkeit**, herausgegeben von Dr. Franz Kobler (im Rotapfelverlag erschienen), ein Buch, von dem in den „Neuen

Wegen" noch ausführlicher geredet werden muss. Es ist bis jetzt die reichste und tiefgründigste Entwicklung des Kriegs- und Friedensproblems, überhaupt des Gewaltproblems, durch eine grosse Reihe von zum Teil sehr bekannten Autoren.

4. **Wilhelm Kambli**: Die Heiligkeit des Lebens (Verlag Paul Haupt, Leipzig), ebenfalls ein Buch, das dem ethischen Zentralproblem der Gegenwart gilt und das jene ausführliche Besprechung finden soll. Eine sehr erfreuliche und wertvolle Stimme!

5. **Leonhard Ragaz**: Von Christus zu Marx — von Marx zu Christus. (Verlag Harder in Wernigerode am Harz, in der Schweiz am leichtesten bei A. Rudolf in Zürich zu haben, am besten bloss broschierte Exemplare.) Man erlaube mir eine kurze Selbstanzeige des Buches, dessen Titel zu anspruchsvoll ist, das aber den Grundgedanken gut wiedergibt. Wem dieses Problem am Herzen liegt, das ja auch wichtig genug ist, wer vielleicht gar wissen möchte, wie gerade ich darüber denke, darf dieses Buch nicht ignorieren. Auch davon wohl noch mehr!

6. Endlich der pazifistische Abreiss-Kalender **„Neues Deutschland"** 1930, mit viel feinen Bildern und Sprüchen. (Verlag: „Friede durch Recht", Wiesbaden.)

Zum Jahresschluss.

Wenn ich die Arbeit überschaue, die in dem nun abschliessenden Jahrgang durch die „Neuen Wege" geleistet wurde, so bin ich mir, wie immer, ihrer Mangelhaftigkeit schmerzlich und sans phrase bewusst. Wie vieles hat auch nur der ewige Kampf mit dem Raum verhindert, der trotz allem weitherzigen Entgegenkommen des Redaktionskomitees und der Vereinigung der Freunde nicht aufhören will. Wie könnte man fast jedes Heft interessanter und abwechslungsreicher gestalten, wenn man in dieser Beziehung volle Bewegungsfreiheit hätte! Um gerade daran anzuknüpfen, so gedenke ich, im kommenden Jahrgang die Rubrik „Monatsschau" eingehen zu lassen. Sie kostet mich zuviel Arbeit und Raum und kann doch nie recht genügen. Denn wie vieles sollte man jeweilen noch lesen, und wissen, um in der Beurteilung der Lage einer so bunten und chaotischen Welt, wie die heutige eine ist, einigermassen auf der Höhe zu sein. Es soll zum Ersatz für das Wegfallende einmal die Rubrik „zur Weltlage" wieder mehr den Tagesereignissen gewidmet sein und sodann zu einzelnen von diesen, die es zu fordern scheinen, gründlicher Stellung genommen werden. Sollte aber aus dem Leserkreis starke Einsprache gegen diese Aenderung erfolgen, so wollen wir es bei der bisherigen Form bewenden lassen und uns anders zu helfen suchen. Lange Aufsätze nehmen gar viel Platz weg. Ich möchte sie nicht ganz vermissen und zwar nicht nur trotzdem, sondern gerade weil heute die Stimmung dem Raschen und Leichten zugewendet ist; denn es gilt, gerade dazu ein Gegengewicht zu schaffen. Wir wollen den „Neuen Wegen" stets den nötigen Tiefgang zu erhalten suchen. Aber manches wieder kann

ohne Not kürzer gesagt werden und wir wollen uns darin Mühe geben.

Im übrigen ist in diesem Jahrgang Einiges, das mich besonders freut. In seinem Zentrum steht doch recht deutlich das Doppelproblem, das durch die Stichwörter: „Religiös“ und „Sozial“ bezeichnet wird. Die Ausätze über Blumhardt, das Jahr 1529, noch mehr die von Julia Hansen, dazu der von Professor Brunner über „Theologie und Gemeinschaft“, haben dessen eine, die über den katholischen Sozialismus und den sozialistischenBruderkrieg, die Wege zum Sozialismus dessen andere Seite stark in den Mittelpunkt gerückt. Auch das sexuelle Problem ist durch die Aufsätze von Bietenholz und Guérin ein wenig zu seinem Rechte gekommen, das noch mehr geltend zu machen längst unsere Absicht ist. Die Betrachtungen an der Spitze, die Einigen zum Anstoss gereichen, Andern besonders lieb sind, haben ein so ziemlich einheitliches Ziel bekommen, das man hoffentlich erkannt haben wird. Sie sollen im neuen Jahrgang ein neues vorwiegend ins Auge fassen. Zu Kierkegaard und Blumhardt hat sich Landauers und Tolstois Bild gesellt, andere werden folgen. Daneben sind in der Rubrik „Aussprache“, dazu besonders in der „Monatsschau“, überhaupt in der „Rundschau“, die Tagesfragen und Tagesprobleme auf mehr aktuelle Weise behandelt worden. Zu kurz gekommen ist die Rubrik „Von Büchern“. Das soll wenn möglich besser werden; indessen haben wir doch besonders wichtige Bücher auf andere Art und dann gründlich besprochen. Alles in allem darf ich sagen, dass viel Kampf und Arbeit auch in diesem Jahrgang steckt. Das Werk der „Neuen Wege“ ist mir eine ernste, schwere Gewissensache.

So soll es bleiben. Und dass es doch immer besser getan werde, trotz der Mängel, die bleiben werden, darf ich wohl hoffen. Zu bedenken ist stets, dass es nicht leicht ist, einem so mannigfaltig zusammengesetzten Leserkreis zu dienen. Dieser Kreis reicht vom Arbeiter bis zum Professor und umschliesst eine bunte Fülle von Geisteshaltungen. Dann kann unmöglich alles allen gleich passen. In diesem Jahrgang mögen die mehr theologisch gearteten Beiträge Einigen Mühe gemacht haben. Ich kann nicht versprechen, dass diese ganz aufhören werden. Es wird im neuen Jahrgang sofort die Aussprache mit Professor Brunner und der Neuen Theologie einsetzen. Doch wollen wir nach Möglichkeit dafür sorgen, dass alles einfach und verständlich bleibt und das eigentliche Gelehrte und Fachmässige vermieden wird; dazu aber werden wir uns bemühen, bald in den vollen Strom der unmittelbaren Glaubensfragen zu gelangen, die jedem Menschen als solchem nahe liegen. Die Linie des „Sozialen“ wollen wir dabei ebenfalls festhalten und alle übrige Arbeit.

In der letzten Zeit haben wir wieder etwas mehr das „Schwert“

schwingen müssen, fast immer zur Verteidigung. Das ist also nicht unsere Schuld. Es ist glücklicherweise auch ein Zeichen, dass unsere Sache lebt und wirkt. Nur darf niemand meinen, wir fühlten uns verpflichtet, auf jeden Angriff, jede Verleumdung zu antworten. Wir greifen höchstens da und dort etwas heraus, wo Schweigen uns schädlich vorkommt. Wir haben durch Schweigen, wo wir hätten reden sollen, viel gefehlt. Möge es uns gelingen, zwischen falschem Reden und falschem Schweigen immer besser das richtige zu treffen.

Es wird das umso nötiger sein, als es scheint, dass wieder stürmischere Zeiten kämen. Nun, diese haben den „Neuen Wegen" nie geschadet. Träge, stagnierende Zeiten sind für sie sehr viel ungünstiger. Aber nach wie vor ist klar, dass wir auf die Treue der Freunde rechnen müssen, die unermüdlich an ihrer weiteren Verbreitung arbeiten. Darin können uns ja viele helfen — und tun es auch — denen Schreiben und Reden nicht liegt. Wir bitten um neue Nachsicht, verstehende Treue, Hilfe äusserer und innerer Art und befehlen unsere Sache dem, der helfen kann und will. Das Vertrauen zu ihm nicht „wegzuwerfen" bleibt stets die grosse Hauptsache.

Der Redaktor.

Programm für den Winter 1929/30.

Zweite Hälfte.

I. **Die Bergpredigt Jesu Christi** (Fortsetzung und Schluss). Samstag, abends 8 Uhr. Leiter: L. Ragaz. Wiederbeginn: 11. Januar.

II. **Sozialistische Kommunalpolitik.** Leiter: Paul Pflüger. Montag, abends 8 Uhr. Beginn: 13. Januar (drei bis vier Abende).

Das Thema wird immer wichtiger und zentraler, eine Einführung in diese Aufgabe immer dringlicher. Der Leiter, der bekannte ehemalige Pfarrer, Nationalrat und Stadtrat, ist dafür wie Wenige berufen.

III. **Sozialistische Bildung.** Montag, abends 8 Uhr. Kurs in fünf Abenden. 1. Ziel und Aufgabe einer wirklich sozialistischen Bildung. 2. Die Volkshochschule und der Sozialismus. 3. Die Arbeiterbildung und die Arbeiterhochschule. 4. Die Arbeiterbewegung als Trägerin neuer Bildung. 5. Die Arbeiterbildung und die Weltanschauung. Referenten: Hans Neumann, Leonhard

Ragaz, Fritz Wartenweiler, Max Weber. Beginn: Erste Hälfte Februar. Genauere Mitteilungen werden noch folgen.

Auch dieses Thema bedarf keiner Begründung; die dadurch bezeichnete Aufgabe rückt immer mehr in den Mittelpunkt des sozialistischen Tuns.

IV. **Der Frauenabend.** Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat. Abends 8 Uhr. Thema: Die Rolle der Gesundheitslehre in der Erziehung (Fortsetzung). Leiterin: Frau Dr. med. S. Oetli. Wiederbeginn: 7. Januar 1930.

V. **Der Musikabend.** Donnerstag, abends 8 Uhr, alle vierzehn Tage. Thema: Werke von Mozart und Schubert, mit Berichten aus ihrem Leben (Fortsetzung). Leiterin: Fräulein Sophie Widmer. Wiederbeginn: 16. Januar 1930.

VI. **Monatsabend.** Jeden vierten Dienstag im Monat. Thema: Politische und andere Tagesfragen. Wiederbeginn: 28. Januar 1930.

Der Monatsabend will die Mitglieder der Vereinigung und die Kursteilnehmer, aber auch einen weiteren Kreis von Menschen zu einer unabhängigen Verhandlung von wichtigen Problemen des heutigen Lebens vereinigen.

VII. Es werden an den Sonntagen von Zeit zu Zeit Abendfeiern stattfinden.

Für die Kurse II. und III. wird ein Kursgeld von Fr. 3.— erhoben, die übrigen sind frei. Alle stehen im übrigen jedermann offen.

Wir stellen auch eine gute kleine Bibliothek zur Verfügung.

Alle Anlässe finden im „Heim", Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, statt.

Helfet das Werk, das wir tun, fördern!

Der Ausschuss.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wieder hat sich so viel dringlicher Stoff eingestellt, dass Einiges mit schwerem Herzen auf das nächste Heft zurückgestellt werden musste, so ein Bericht über die Berner Synode und ein Aufruf der amerikanischen Kirchen. Ich hoffe, das Januarheft dafür früh herauszubringen. Ihm wird auch das Inhaltsverzeichnis für 1929 beigelegt werden.

Der Redaktor hat in diesem Hefte leider wieder zu einseitig das Wort. Das wird im neuen Jahrgang besser werden.

Allen Lesern für Weihnachten und Jahreswende reichen Segen!



